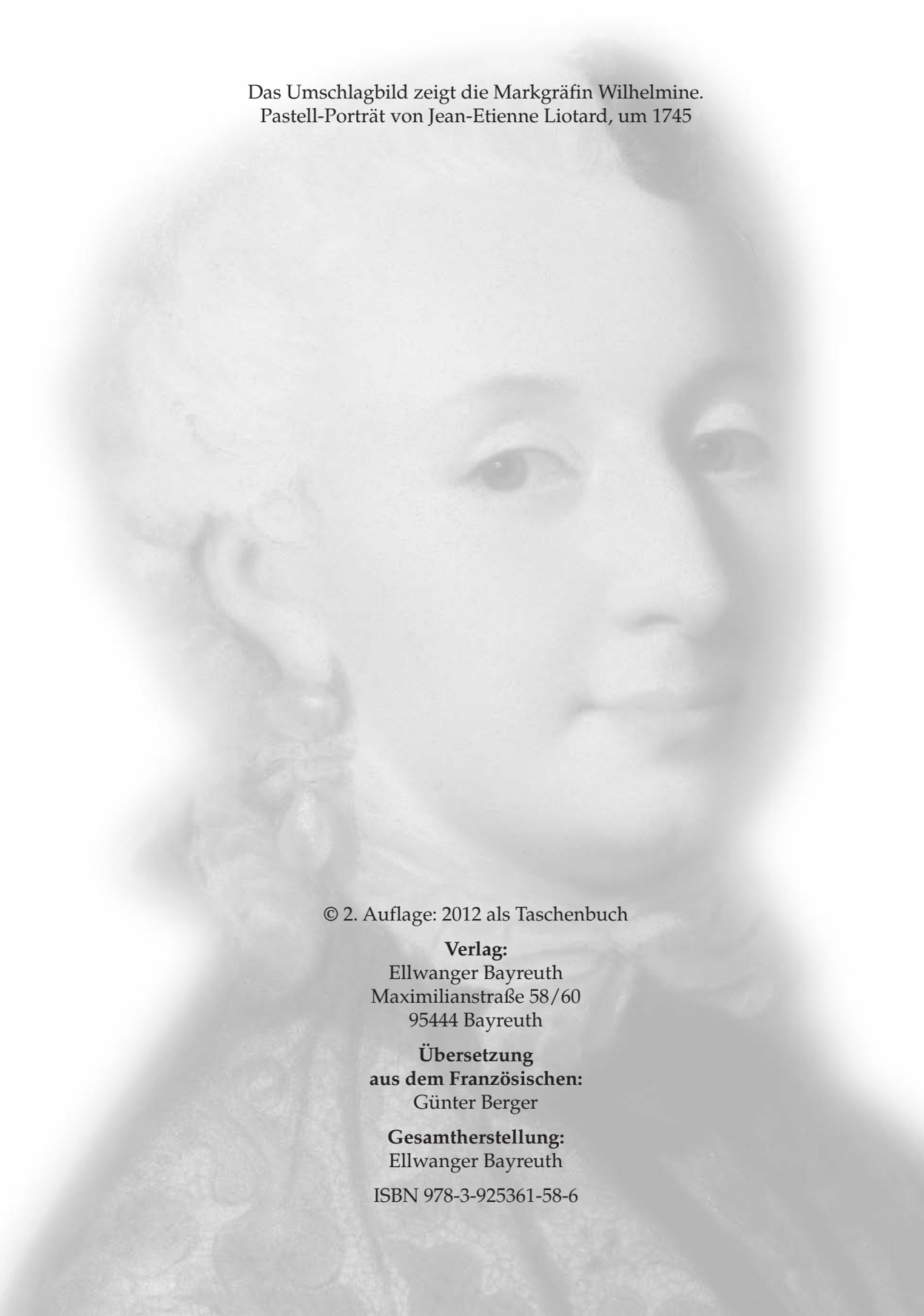
Memoiren einer preußischen Königstochter

Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth

Ellwanger

Memoiren einer preußischen Königstochter

Das Umschlagbild zeigt die Markgräfin Wilhelmine.
Pastell-Porträt von Jean-Etienne Liotard, um 1745



© 2. Auflage: 2012 als Taschenbuch

Verlag:
Ellwanger Bayreuth
Maximilianstraße 58/60
95444 Bayreuth

Übersetzung
aus dem Französischen:
Günter Berger

Gesamtherstellung:
Ellwanger Bayreuth

ISBN 978-3-925361-58-6

Memoiren einer preußischen Königstochter

Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth

Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Günter Berger

Ellwanger

Der preußische Hof vor Wilhelmine

Friedrich Wilhelm, König von Preußen, heiratete damals noch als Kronprinz im Jahre 1706 Sophie Dorothea von Hannover. König Friedrich I., sein Vater, hatte ihm die Wahl zwischen drei Prinzessinnen gelassen: der von Schweden, der Schwester Karls XII., der von Sachsen-Zeitz und der von Oranien, der Nichte des Fürsten von Anhalt. Ihm hatte der Kronprinz von jeher innige Verbundenheit bezeugt und so hatte er sich eingebildet, dass dessen Wahl auf seine Nichte fiele. Da aber das Herz des Kronprinzen den Reizen der Prinzessin von Hannover verfallen war, schlug er diese drei Partien aus und erreichte es mit seinen Bitten und Intrigen, die Zustimmung seines königlichen Vaters zu seiner Heirat mit ihr zu bekommen.

Es ist angebracht, dass ich eine Vorstellung des Charakters der Hauptpersonen gebe, welche den Hof von Berlin bildeten, besonders aber desjenigen des Kronprinzen. Dieser Prinz, dessen Erziehung dem Grafen Dohna anvertraut war, besitzt alle Eigenschaften, die einen großen Mann auszeichnen. Er ist hochbegabt und der größten Taten fähig; er hat eine rasche Auffassungsgabe, große Urteilskraft und Beharrlichkeit; er hat ein von Natur aus gutes Herz. Seit seiner frühesten Jugend hat er immer eine entschiedene Neigung zum Militär gezeigt; das war seine Hauptleidenschaft und er hat sie durch die hervorragende Ordnung gerechtfertigt, die er in seine Armee brachte. Sein Temperament ist lebhaft und aufbrausend und hat ihn häufig zu Gewalttätigkeiten verleitet, die er später heftig bereut hat. Meistens zog er Gerechtigkeit der Milde vor. Sein übertriebener Hang zum Geld hat ihm den Ruf eines Geizkragens eingetragen. Man kann ihm dieses Laster jedoch nur mit Blick auf seine eigene Person und seine Familie vorwerfen; denn seine Günstlinge und diejenigen, die ihm anhänglich dienten, überhäufte er mit Wohltaten. Die wohltätigen Stiftungen und die Kirchen, die er gebaut hat, sind ein Beweis seiner Frömmigkeit. Seine Gottesfurcht ging bis zur Frömmelei; er liebte weder Prunk noch Luxus. Er war misstrauisch, eifersüchtig und oft falsch. Sein Erzieher hatte darauf Wert gelegt, ihm Verachtung für das andere Geschlecht einzuflößen. Er hatte eine so schlechte Meinung von allen Frauen, dass seine Vorurteile der Kronprinzessin, auf die er in höchstem Maße eifersüchtig war, großen Kummer bereiteten.

Der Fürst von Anhalt zählt mit Recht zu den größten Feldherren dieses Jahrhunderts. Er vereint vollendete Kriegserfahrung mit einer ausgeprägten Begabung für die Staatsangelegenheiten. Sein brutales Aussehen flößt Ehrfurcht ein und sein Gesichtsausdruck verleugnet seinen Charakter nicht. Sein maßloser Ehrgeiz verleitet ihn zu allen möglichen Missetaten, um sein Ziel zu erreichen. Er ist ein treuer Freund, aber ein unversöhnlicher Feind und über die Maßen rachsüchtig gegenüber denen, die das Pech haben, ihn zu beleidigen. Er ist grausam und falsch; er ist geistvoll, gebildet und sehr angenehm in der Konversation, wenn er es will.[1]

Herr von Grumbkow zählt ohne Zweifel zu den schlauesten Ministern, die es seit

langem gegeben hat. Er ist ein äußerst höflicher Mann, gewandt und geistreich in der Konversation; als gebildeter Kopf und anpassungsfähiger Schmeichler weiß er vor allem dank seiner gnadenlosen Spottlust zu gefallen, einer heutzutage stark in Mode gekommenen Fähigkeit. Er vermag zugleich ernst und gefällig aufzutreten. Hinter diesem schönen Äußerem verbergen sich Heimtücke, Egoismus und Perfidie. Seine Lebensführung ist unmoralisch bis zum Exzess; sein gesamter Charakter ist nichts als eine Ansammlung von Lastern, die ihn zum Abscheu aller Leute von Ehre gemacht haben.[2]

Von solchem Schlag waren die Günstlinge des Kronprinzen. Als enge Freunde und Vertraute waren sie ohne weiteres in der Lage, schädlichen Einfluss auf einen jungen Prinzen auszuüben und ein ganzes Staatswesen zum Umsturz zu bringen. Ihr Plan, an die Macht zu kommen, wurde durch die Heirat des Kronprinzen vereitelt. Der Fürst von Anhalt konnte es der Kronprinzessin nicht verzeihen, dass sie den Vorzug vor seiner Nichte erhalten hatte. Er fürchtete, dass sie das Herz ihres Gatten gewinnen könnte. Um das zu verhindern, versuchte er, Zwietracht zwischen ihnen zu säen. Um von der Neigung des Kronprinzen zur Eifersucht zu profitieren, legte er es darauf an, ihn auf seine Gattin eifersüchtig zu machen. Die arme Prinzessin erlitt ein wahres Martyrium unter dem Jähzorn des Kronprinzen; und welche Tugendbeweise auch immer sie abzulegen vermochte, sie konnte ihn am Ende einzig durch ihre Duldsamkeit von seiner Voreingenommenheit abbringen, die man ihm ihr gegenüber eingeflößt hatte.

Die Prinzessin wurde unterdessen schwanger und gebar 1707 einen Sohn. Die Freude über diese Geburt wandelte sich rasch in Trauer, als der Prinz ein Jahr später starb. Eine zweite Schwangerschaft weckte im ganzen Land wieder Hoffnung. Die Kronprinzessin brachte am 3. Juli 1709 eine Prinzessin zur Welt, die übel aufgenommen wurde, weil alle leidenschaftlich einen Prinzen herbeisehnten. Diese Tochter ist meine Wenigkeit. Ich erblickte das Licht der Welt zur selben Zeit, als die Könige von Dänemark und Polen in Potsdam waren, um hier das Bündnis gegen Karl XII., den König von Schweden, zu unterzeichnen und so die Auseinandersetzungen in Polen beizulegen. Diese beiden Herrscher und der König, mein Großvater, waren meine Paten und nahmen an meiner Taufe teil, bei der es sehr feierlich, prunkvoll und prächtig zuging. Man nannte mich Friederike Sophie Wilhelmine.

Der König, mein Großvater, gewann mich rasch sehr lieb. Mit eineinhalb Jahren war ich viel weiter fortgeschritten als die übrigen Kinder, sprach recht deutlich und lief mit zwei Jahren allein. Meine Albereien zerstreuten den guten König, der sich mit mir ganze Tage lang amüsierte.

Im Jahr darauf gebar die Kronprinzessin nochmals einen Prinzen, der ihr ebenfalls genommen wurde. Die vierte Schwangerschaft schenkte im Januar des Jahres 1712

einem dritten Prinzen, der Friedrich genannt wurde, das Leben. Mein Bruder und ich wurden der Obhut von Frau von Kamecke anvertraut, der Frau des Oberhofmeisters und großen Günstlings des Königs.[3] Doch wenig später, als die Kronprinzessin nach Hannover gereist war, um den Kurfürsten, ihren Vater, zu besuchen, empfahl ihm Frau von Kielmansegg, die spätere Lady Arlington, ein Fräulein aus ihrer Begleitung, das sich um meine Erziehung kümmern sollte.[4] Diese Person hieß Leti und war die Tochter eines italienischen Mönchs, der aus seinem Kloster entflohen war, um sich in Holland niederzulassen, wo er dem katholischen Glauben abgeschworen hatte. Seine Feder lieferte ihm das zum Unterhalt Notwendige. Er ist Verfasser der heftig kritisierten Geschichte Brandenburgs und der Biographien Karls V. und Philipps II. Seine Tochter hatte ihren Lebensunterhalt mit der Korrektur von Zeitungen verdient. Ihr Verstand und ihr Herz waren italienisch, also sehr lebhaft, sehr anpasslerisch und sehr rachsüchtig. Sie war egoistisch, überheblich und aufbrausend. Ihre Sitten verleugneten ihre Herkunft nicht; ihre Koketterie lockte etliche Verehrer an, die sie nicht lange schmachten ließ. Ihre Manieren waren holländisch, also äußerst ungeschliffen; aber sie verstand es, diese Fehler unter einem derart schönen Äußeren zu verbergen, dass sie alle bezauberte, die sie sahen. Die Kronprinzessin war von ihr geblendet wie alle anderen und beschloss, ihr bei mir eine Anstellung als Fräulein zu geben, mit dem Vorrecht allerdings, mich überallhin zu begleiten und zu meiner Tafel Zugang zu erhalten.[5]

Der Kronprinz hatte seine Gattin nach Hannover begleitet. Die Kurfürstin hatte dort 1707 einen Kurprinzen geboren. Da wir vom Alter her zueinander passten, wollten unsere Eltern ihre Freundschaftsbande noch enger knüpfen, indem sie uns füreinander bestimmten. Zur selben Zeit begann mein kleiner Verehrer, mir Geschenke zu schicken, und es verging keine Post, ohne dass die beiden Prinzessinnen sich über die künftige Verbindung ihrer Kinder unterhielten.

Schon seit einiger Zeit ging es dem König, meinem Großvater, gar nicht gut; von Zeit zu Zeit hatte man Hoffnung auf Wiederherstellung seiner Gesundheit gehabt, aber seine äußerst schwache Konstitution vermochte den Attacken der Schwindsucht nicht lange Widerstand zu leisten. Er verschied im Februar des Jahres 1713. Als man ihm seinen Tod ankündigte, unter- warf er sich standhaft und ergeben dem Ratschluss der göttlichen Vorsehung. Als er sein Ende nahen fühlte, nahm er Abschied vom Prinzen und der Kronprinzessin und trug ihnen auf, für das Heil des Landes und das Wohl seiner Untertanen Sorge zu tragen. Er ließ meinen Bruder und mich anschließend holen und erteilte uns um acht Uhr abends seinen Segen. Sein Tod folgte alsbald auf diese Trauerzeremonie. Er verschied am 25. Februar, allseits im gesamten Königreich beklagt und beweint.

Noch am Tag seines Todes ließ sich König Friedrich Wilhelm, sein Sohn, die Liste sei-

nes Hofstaats geben und bildete Letzteren völlig um, mit der Maßgabe, dass niemand sich vor der Beisetzung des verschiedenen Königs entferne. Ich übergehe mit Schweigen die Pracht der Trauerfeierlichkeiten. Sie fanden erst einige Monate später statt. In Berlin nahm alles ein anderes Gesicht an. Diejenigen, welche die Gewogenheit des neuen Königs behalten wollten, legten Helm und Harnisch an: Alles wurde militärisch, und vom früheren Hof blieb nicht die geringste Spur erhalten. Herr von Grumbkow wurde an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt und der Fürst von Anhalt erhielt den Oberbefehl über die Armee. Es waren diese beiden Persönlichkeiten, die sich des Vertrauens des jungen Monarchen bemächtigten und die ihm die Last der Staatsgeschäfte zu tragen halfen. Das ganze Jahr verging allein damit, sie zu regeln und die Finanzen in Ordnung zu bringen, die sich durch die ungeheuren Verschwendungen des verschiedenen Königs in einiger Unordnung befanden.

Das folgende Jahr brachte ein neues, für die Königin und den König sehr wichtiges Ereignis. Das war der Tod der Königin Anna von Großbritannien. Der Kurfürst von Hannover, der durch den Ausschluss des Kronprätendenten oder, besser gesagt, es Sohns Jakobs II. ihr Erbe geworden war, begab sich nach England, um den Thron zu besteigen. Der Kurfürst, sein Sohn, begleitete ihn dorthin und nahm den Titel eines Prinzen von Wales an. Dieser ließ seinen Sohn, der zum Herzog von Gloucester ernannt wurde, in Hannover zurück, weil er ihm in einem so zarten Alter eine Überquerung des Meeres nicht zumuten wollte. Die Königin, meine Mutter, gebar zur selben Zeit eine Prinzessin, die man Friederike Luise nannte.

Mein Bruder ließ unterdessen eine sehr schwache Konstitution erkennen. Sein schweigsames Gemüt und seine geringe Lebhaftigkeit gaben zu berechtigten Sorgen um sein Leben Anlass. Seine häufigen Krankheiten ließen die Hoffnungen des Fürsten von Anhalt bald wieder steigen. Um seinen Einfluss zu stützen und noch zu vermehren, überredete er den König, ich solle seinen Neffen heiraten. Dieser Prinz war ein leiblicher Cousin des Königs. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, ihr Ahne, hatte zwei Frauen gehabt. Mit der Prinzessin von Oranien, die er in erster Ehe heiratete, hatte er Friedrich I. und zwei Prinzen, die kurz nach ihrer Geburt starben. Die zweite Gattin, die Prinzessin von Holstein-Glücksburg, eine Witwe des Herzogs Karl Ludwig von Lüneburg, schenkte ihm fünf Prinzen und drei Prinzessinnen, und zwar Karl, der auf Geheiß seines königlichen Bruders in Italien vergiftet wurde, Prinz Kasimir, ebenfalls vergiftet von einer Prinzessin von Holstein, die zu heiraten er sich geweigert hatte, sowie die Prinzen Philipp, Albert und Ludwig. Der erste dieser drei Prinzen heiratete eine Prinzessin von Anhalt, die Schwester desjenigen, den ich beschrieben habe. Er hatte mit ihr zwei Söhne und eine Tochter. Nach dem Tod des Markgrafen Philipp wurde sein ältester Sohn, der Markgraf von Schwedt, der erste Prinz von Geblüt und mutmaßlicher Thronerbe im Fall des Aussterbens der König-

lichen Linie. In diesem letzten Fall fielen mir alle Allodialländer und -güter zu. Da der König nur einen Sohn hatte, machte ihn der Fürst von Anhalt mit Unterstützung Grumbkows glauben, es sei politisch geboten, mich mit seinem Cousin, dem Markgrafen von Schwedt, zu vermählen. Sie brachten vor, die schwächliche Gesundheit meines Bruders gestatte keine großen Aussichten für sein Überleben und die Königin werde allmählich so beleibt, dass zu befürchten sei, sie könne keine Kinder mehr bekommen; der König müsse rechtzeitig an den Erhalt seiner Staaten denken, die zerstückelt würden, wenn ich eine andere Ehe einginge; und schließlich würde sein Schwiegersohn und Nachfolger an die Stelle des Sohnes treten, falls er das Unglück hätte, meinen Bruder zu verlieren.

Der König begnügte sich eine Zeitlang damit, ihnen nur ausweichende Antworten zu geben; aber am Ende schafften sie es, ihn zu Saufgelagen zu schleppen, wo er im Weinrausch ihren Wünschen nachgab. Es wurde sogar vereinbart, dass der Markgraf von Schwedt von nun an Zutritt bei mir hätte und mit allen möglichen Mitteln versucht werden sollte, uns gegenseitige Zuneigung einzuflößen. Die von der Anhalter Clique bestochene Leti lobte unaufhörlich den Markgrafen von Schwedt in den höchsten Tönen und setzte jedes Mal noch hinzu, er würde einmal ein großer König und ich könne mich höchst glücklich schätzen, wenn ich ihn heiraten dürfe.

Dieser 1700 geborene Fürst war für sein Alter schon recht groß. Sein Gesicht ist schön, aber sein Gesichtsausdruck überhaupt nicht einnehmend. Obwohl er erst 15 Jahre alt war, zeigte sich schon sein übler Charakter: Er war brutal und grausam, hatte ungeschliffene Manieren und niedere Instinkte.[6] Ich empfand eine natürliche Abneigung gegen ihn und versuchte, ihm Streiche zu spielen und ihn zu erschrecken, denn er war ein Angsthase. Die Leti verstand da keinen Spaß und bestrafte mich hart. Die Königin, die von dem Zweck der Besuche des Fürsten nichts wusste, duldete sie umso eher, als ich auch die der übrigen Prinzen von Geblüt empfing und sie angesichts meines zarten Alters ohne Belang waren.

Trotz aller Anstrengungen hatten es die beiden Günstlinge bis dahin noch nicht geschafft, zwischen dem König und der Königin Zwietracht zu säen. Doch obwohl der König sie leidenschaftlich liebte, behandelte er sie dennoch schlecht und ließ sie in keiner Weise an den Staatsgeschäften teilhaben. Er ging so mit ihr um, weil man, wie er zu sagen pflegte, die Frauen unter der Fuchtel halten müsse, sonst tanzten sie ihren Männern auf der Nase herum. Dennoch dauerte es nicht lange, bis sie von dem Plan meiner Verheiratung erfuhr. Der König vertraute ihn ihr an: Das traf sie wie der Blitz.

Es ist angebracht, dass ich an dieser Stelle eine Vorstellung von ihrem Charakter und ihrem Aussehen gebe. Die Königin ist niemals schön gewesen; ihre Züge sind ausgeprägt, doch keiner von ihnen ist schön. Sie hat helle Haut, ihre Haare sind dunkelbraun, ihre Figur war eine der schönsten der Welt. Ihre edle, majestätische Haltung

flößt allen, die sie sehen, Respekt ein. Ihre große Weltgewandtheit und ihr glänzender Kopf versprechen mehr Ernsthaftigkeit, als sie besitzt. Sie hat ein gutes, weites, wohltätiges Herz; sie schätzt die schönen Künste und die Wissenschaften, ohne sich weiter mit ihnen abgegeben zu haben. Jeder hat seine Fehler, sie ist davon nicht ausgenommen. Der ganze Stolz und Hochmut des Hauses Hannover sind in ihr vereint. Ihr Ehrgeiz ist maßlos, ihre Eifersucht ohne Maß, ihr Gemüt misstrauisch und rachsüchtig und sie verzeiht niemals denen, durch die sie sich beleidigt glaubt.
Die Allianz mit England, die sie durch die Heirat ihrer Kinder geplant hatte, lag ihr sehr am Herzen, weil sie sich einbildete, dadurch nach und nach die Oberhand über den König zu gewinnen. Ihr weiteres Ziel war es, sich einen starken Schutz gegen die Verfolgungen des Fürsten von Anhalt zu verschaffen und die Vormundschaft über meinen Bruder zu erhalten für den Fall, dass der König nicht mehr da sein sollte. Der Herrscher befand sich häufig unpässlich und man hatte der Königin versichert, dass er nicht mehr lange zu leben habe.
Ungefähr zu dieser Zeit erklärte der König den Schweden den Krieg. Die preußischen Truppen begannen im Mai ihren Einmarsch nach Pommern, wo sie sich mit den dänischen und sächsischen Truppen vereinigten. Man eröffnete den Feldzug mit der Einnahme der Festung Wismar. Die gesamte vereinigte Armee von 36.000 Mann marschierte dann nach Stralsund, um es zu belagern. Die Königin, meine Mutter, begleitete trotz erneuter Schwangerschaft den König auf diesem Feldzug. Ich werde hiervon keine detaillierte Darstellung geben: Er endete ruhmreich für den König, meinen Vater, der die Herrschaft über einen großen Teil von Schwedisch-Pommern gewann.
Man vertraute mich während der Abwesenheit meiner Mutter allein der Obhut der Leti an, und Frau von Roucoulles, die den König aufgezogen hatte, wurde mit der Erziehung meines Bruders betraut.[7] Die Leti gab sich unendliche Mühe, um meinen Verstand zu bilden; sie lehrte mich die wichtigsten Grundzüge der Geschichte und Geographie und versuchte gleichzeitig, mir gute Umgangsformen beizubringen. Die große Zahl an Leuten von Welt, denen ich begegnete, trug dazu bei, dass ich Manieren annahm; ich war recht lebhaft und ein jeder machte sich ein Vergnügen daraus, sich mit mir zu unterhalten.
Die Königin war bei ihrer Rückkehr entzückt von meinem Auftreten. Ihre überschwänglichen Liebkosungen riefen in mir eine solche Freude hervor, dass mein ganzes Blut darüber in Wallung geriet und ich einen Blutsturz bekam, der mich fast ins Jenseits befördert hätte. Nur durch ein Wunder erholte ich mich von diesem Vorfall, der mich einige Wochen ans Bett fesselte. Kaum war ich wiederhergestellt, da wollte die Königin meine wunderbare Leichtigkeit im Lernen nutzen. Sie gab mir mehrere Lehrer, darunter den berühmten La Croze, der sich mit seinem Wissen in der Ge-

schichte, den orientalischen Sprachen und der christlichen und heidnischen Antike einen Namen gemacht hatte.[8] Die einander abwechselnden Lehrer hielten mich den ganzen Tag in Beschlag und ließen mir nur ganz wenig Zeit zur Entspannung.
Obwohl fast alle Adligen, die den Hof von Berlin bildeten, Militärs waren, war er dennoch durch die dorthin geströmten Ausländer sehr stark bevölkert. Die Königin gab während der Abwesenheit des Königs allabendlich Empfänge. Dieser war die meiste Zeit über in Potsdam, einer kleinen vier Meilen von Berlin entfernten Stadt. Er lebte dort eher wie ein Edelmann denn wie ein König, seine Tafel war einfach, es gab da nur das Nötigste. Seine Hauptbeschäftigung war es, einem Regiment Disziplin beizubringen, das er zu Lebzeiten Friedrichs I. begonnen hatte aufzustellen und das sich aus Riesen von acht Fuß Größe zusammensetzte. Alle europäischen Herrscher waren eifrig darum bemüht, Rekruten hierfür zu stellen. Man konnte dieses Regiment als den Gunstkanal bezeichnen, denn es reichte, dem König große Männer zu schenken oder zu verschaffen, um jeden Wunsch von ihm erfüllt zu bekommen. Er ging nachmittags auf Jagd und veranstaltete abends Tabakkollegium mit seinen Generälen.
Es gab zu dieser Zeit viele schwedische Offiziere in Berlin, die bei der Belagerung von Stralsund gefangen genommen worden waren. Einer dieser Offiziere, mit Namen Kron, hatte durch sein astrologisches Wissen Berühmtheit erlangt. Die Königin war begierig, ihn zu sehen. Er prophezeite ihr, sie würde eine Prinzessin gebären. Er weissagte meinem Bruder, er würde einer der größten Herrscher, die jemals regiert hätten, große Eroberungen machen und als Kaiser sterben. Meine Hand zeigte weniger Glück an als die meines Bruders. Er untersuchte sie lange und sagte kopfschüttelnd, dass mein gesamtes Leben nichts als eine Kette von Schicksalsschlägen würde, dass ich von vier gekrönten Häuptern, denen von Schweden, England, Russland und Polen, umworben werden würde und ich dennoch niemals einen dieser Könige heiraten würde. Diese Weissagung erfüllte sich, wie wir in der Folge sehen werden.
Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle von einer Begebenheit zu berichten, die den Leser mit dem Charakter Grumbkows vertraut machen wird, und obwohl sie keinen Bezug zu den Memoiren meines Lebens hat, ihn trotzdem unterhalten wird. Die Königin hatte unter ihren Damen ein Fräulein von Wagnitz, die zu dieser Zeit ihre Favoritin war. Die Mutter dieses Fräuleins war Erzieherin der Markgräfin Albert, einer Tante des Königs. Frau von Wagnitz verbarg unter dem äußeren Anschein von Frömmigkeit ein höchst skandalöses Leben: Ihr intrigantes Wesen brachte sie dazu, sich und ihre Töchter den Günstlingen des Königs und denen, welche mit den Staatsgeschäften befasst waren, feilzubieten; auf diesem Weg erfuhr sie von Staatsgeheimnissen, die sie umgehend an den Grafen von Rothenburg, den französischen

Gesandten, verkaufte. Zu diesem Zweck zog Frau von Wagnitz Herrn Kreutz, einen Günstling des Königs, hinzu. Dieser Mensch war Sohn eines Schultheißen. Vom Regimentsauditor war er zum Rang eines Finanzdirektors und Ministers aufgestiegen. Seine Seele war ebenso niedrig wie seine Herkunft; er war ein Ausbund von Lastern. Obwohl sein Charakter dem Grumbkows äußerst ähnlich war, waren sie geschworene Feinde, die einander ihre Gunst neideten. Kreutz genoss das Wohlwollen des Königs, weil er sich darum gekümmert hatte, die Schatzkammern des Königs zu füllen und seine Einkünfte auf Kosten des armen Volkes zu erhöhen. Er war begeistert von dem Plan der Frau von Wagnitz, stimmte dieser doch mit seinen Absichten überein. Wenn er eine Mätresse beim König unterbrächte, könnte er sich eine Stütze verschaffen und damit erreichen, Grumbkows Stellung als Günstling zu unterminieren und selbst allein das Denken des Königs und die Staatsgeschäfte zu bestimmen. Er übernahm es, der künftigen Haremsdame die Mittel und Wege beizubringen, die zum Erfolg führten. Mehrere Verabredungen mit ihr weckten in ihm eine starke Leidenschaft für dieses Fräulein. Er war äußerst vermögend. Die prachtvollen Geschenke, die er ihr machte, entwaffneten rasch die spröde Schöne; sie gibt sich ihm hin, ohne jedoch ihren ursprünglichen Plan aus den Augen zu verlieren. Kreutz besaß geheime Kundschafter in der Umgebung des Königs. Diese Schurken versuchten, ihn durch Sprüche, die sie im rechten Moment fallen ließen, gegenüber der Königin mit Abneigung zu erfüllen. Man rühmte vor ihm sogar die Schönheit der Wagnitz und ließ keine Gelegenheit aus, ihm das Glück, eine so reizende Person zu besitzen, vor Augen zu führen. Grumbkow, der seine Spione überall hatte, blieben diese Machenschaften nicht lange verborgen. Er wollte schon, dass der König Mätressen hatte, aber er wollte es sein, der sie ihm verschaffte. Er beschloss also, diese ganze Intrige zu vereiteln und sich derselben Waffen zu bedienen, die Kreutz gegen ihn zu seiner Vernichtung einsetzen wollte. Die Wagnitz war schön wie ein Engel, aber ihr Esprit war nur aufgesetzt. Schlecht erzogen, besaß sie ein ebenso böses Herz wie ihre Mutter und obendrein eine unerträgliche Überheblichkeit. Ihre Lästerzunge machte gnadenlos alle herunter, die das Pech hatten, ihr zu missfallen.

Von daher ist wohl klar, dass sie kaum Freunde hatte. Grumbkow, der sie hatte ausspionieren lassen, erfuhr, dass sie ausgedehnte Konferenzen mit Kreutz hatte, die sich offensichtlich nicht immer um Staatsgeschäfte drehten. Um vollständige Aufklärung zu bekommen, bediente er sich eines Küchenjungen, der einen ausreichend hellen Kopf für die Rolle besaß, die er spielen sollte. Er wählte die Zeit, zu der der König und die Königin in Stralsund waren, um sein Vorhaben auszuführen. Eines Nachts, als alles in Schlaf versunken war, erhob sich ein schrecklicher Lärm im Palast. Alle Welt wachte auf im Glauben, dass es Feuer war, doch man war höchst überrascht zu erfahren, dass ein Gespenst diesen ganzen Lärm verursachte. Die vor dem

Gemach meines Bruders und dem meinen aufgestellten Wachen waren halbtot vor Angst und sagten, sie hätten diesen Geist vorbeigehen und in einen Gang einbiegen sehen, der zu den Damen der Königin führte. Der wachhabende Offizier verdoppelte sofort die Posten vor unseren Schlafzimmern und ging selbst auf Durchsuchung des ganzen Schlosses, ohne etwas zu finden. Sobald er sich jedoch zurückgezogen hatte, erschien der Geist aufs Neue und erschreckte die Wachen derart, dass man sie ohnmächtig auffand. Sie sagten, das sei der Oberteufel, den die schwedischen Zauberer entsandt hätten, um den Kronprinzen zu töten. Am folgenden Tag war die ganze Stadt in Aufruhr; man fürchtete, dass es sich um einen Anschlag der Schweden handelte, die unter Mithilfe dieses Geistes Feuer im Palast legen und versuchen könnten, meinen Bruder und mich zu entführen. Man ergriff also sämtliche für unsere Sicherheit und die Ergreifung des Gespenstes notwendigen Vorsichtsmaßnahmen. Erst in der dritten Nacht fing man den sogenannten Teufel. Durch seinen Einfluss fand Grumbkow Mittel und Wege, ihn durch seine Kreaturen untersuchen zu lassen. Er machte beim König einen Scherz daraus und ließ die strenge Bestrafung, die der Herrscher an dem Unglücklichen vollziehen lassen wollte, in eine mildere abwandeln, wonach er drei Tage lang auf einem Holzesel in seinem gesamten Geisteraufzug reiten musste. Grumbkow jedoch bekam aus dem falschen Teufel heraus, was er wissen wollte, das heißt, die nächtlichen Zusammenkünfte von Kreutz und der Wagnitz. Überdies berichtete ihm die Kammerfrau jener Dame, die er erfolgreich mit Geld bestochen hatte, dass ihre Herrin schon einmal eine Fehlgeburt gehabt hatte und gerade schwanger war. Er wartete die Rückkehr des Königs nach Berlin ab, um ihm diese Skandalgeschichte mitzuteilen. Den König ergriff heftiger Zorn auf dieses Fräulein und er wollte sie auf der Stelle vom Hof jagen, aber die Königin erreichte es durch ihre Bitten, dass sie noch eine Weile bleiben konnte, um sie unter einem Vorwand in Gnaden zu entlassen. Der König gewährte ihr nur unter größten Schwierigkeiten diese Gnadenfrist, verlangte jedoch von der Königin, dass sie ihr noch am selben Tage ihre Entlassung ankündigte. Er erzählte ihr sämtliche Intrigen dieses Fräuleins und all ihre Bemühungen, seine Mätresse zu werden. Die Königin ließ sie holen. Sie hatte für diese Kreatur eine Schwäche, die sie nicht zu überwinden vermochte. Sie sprach mit ihr in Gegenwart von Frau von Roucoulles, die sie angesichts ihrer Schwangerschaft nicht alleinlassen wollte. Sie erklärte ihr den Befehl des Königs und wiederholte ihr vollständig die Worte des Herrschers. „Sie müssen sich dem Willen des Königs unterwerfen“, fügte sie hinzu, „in drei Wochen komme ich wieder; wenn ich einen Sohn zur Welt bringe, werde ich als erstes um Ihre Begnadigung bitten.“ Weit davon entfernt, die Güte der Königin anzuerkennen, schaffte die Wagnitz es nur mit Mühe, das Ende ihrer Worte abwarten. Sie erklärte ihr unumwunden, sie habe mächtige Stützen, die sie zu schützen wüssten. Die Königin wollte ihr antwor-

ten, doch das Fräulein geriet in so heftigen Zorn, dass sie tausend Flüche gegen die Königin und gegen das Kind, das sie trug, ausstieß. Die Rage, von der sie besessen war, ließ sie in Zuckungen ausbrechen. Frau von Roucoulles führte die Königin fort, die ganz verwirrt war. Sie wollte den König überhaupt nicht von dieser ganzen Unterredung informieren, weil sie immer noch hoffte, ihn besänftigen zu können; doch die Wagnitz vereitelte selbst diese guten Absichten. Sie ließ tags darauf eine heftige Schmähschrift gegen den König und die Königin anschlagen. Die Verfasserin war bald entdeckt. Der König verstand nun keinen Spaß mehr und ließ sie in Schande vom Hof jagen. Die Mutter folgte ihr auf dem Fuße.

Grumbkow verriet dem König die Intrigen dieser Dame mit dem französischen Gesandten. Sie konnte von Glück reden, mit dem Exil davonzukommen und nicht für den Rest ihres Lebens in Festungshaft eingesperrt zu werden. Kreutz hielt sich in seiner Gunst trotz aller Bemühungen seines Gegners, ihn zu stürzen. Was die Königin angeht, so tröstete sie sich bald über den Verlust dieses Fräuleins hinweg. Frau von Blaspiel folgte ihr als Favoritin nach.

Kurze Zeit nach dieser schönen Geschichte brachte die Königin einen Sohn zur Welt. Seine Geburt löste allgemeine Freude aus; er wurde Wilhelm genannt. Dieser Prinz starb 1719 an Ruhr. Die Schwester des Markgrafen von Schwedt verheiratete sich ebenfalls in diesem Jahr mit dem Erbprinzen von Württemberg. Die Launen dieser Prinzessin sind schuld daran, dass das Herzogtum Württemberg in die Hände der Katholiken fiel.

Ich will dieses Jahr abschließen mit der Erfüllung einer der Prophezeiungen, die mir der schwedische Offizier gemacht hatte. Graf Poniatkowski traf zu dieser Zeit inkognito in Berlin ein; er war seitens des schwedischen Königs Karls XII. dorthin geschickt worden. Da der Graf mit dem Großmarschall von Printz zu der Zeit, als beide Botschafter in Russland waren, eine besonders gute Bekanntschaft geschlossen hatte, wandte er sich an ihn, um eine Geheimaudienz beim König zu erhalten. Dieser begab sich in der Abenddämmerung zu Herrn von Printz, der damals im Schloss wohnte. Herr von Poniatkowski machte ihm seitens des schwedischen Hofes sehr vorteilhafte Vorschläge und schloss mit dem Herrscher einen Vertrag ab, der immer derart sorgfältig geheim gehalten wurde, dass ich nur zwei Artikel davon in Erfahrung bringen konnte: den ersten, wonach der König von Schweden für immer Schwedisch-Pommern an den König abtrat; der zweite Artikel war der Beschluss meiner Verheiratung mit dem schwedischen Monarchen; es wurde vereinbart, dass ich im Alter von zwölf Jahren nach Schweden gebracht würde, um dort aufzuwachsen.

Ich konnte bis jetzt nur Dinge erzählen, die mich nicht persönlich betrafen. Ich war erst acht Jahre alt. Mein allzu zartes Alter erlaubte mir nicht, an dem teilzunehmen, was sich ereignete. Meine Lehrer gaben mir tagtäglich Beschäftigung und meine ein-

zige Erholung war es, meinen Bruder zu besuchen. Niemals gab es eine Zuneigung, die der unseren gleichkam. Er war geistvoll, sein Gemüt war düster. Er dachte lange nach, bevor er antwortete, aber dafür gab er richtige Antworten. Er lernte nur schwer und man erwartete, dass er mit der Zeit mehr gesunden Menschenverstand als Geist besitzen würde. Ich hingegen war höchst lebhaft, hatte auf alles eine prompte Antwort und ein wunderbares Gedächtnis; der König liebte mich über alles. Er hat niemals seinen übrigen Kindern so viel Aufmerksamkeit gewidmet wie mir. Mein Bruder dagegen war ihm verhasst und er begegnete ihm nie, ohne von ihm malträtiert zu werden, was ihm eine unüberwindliche Furcht vor seinem Vater einflößte, die er sogar bis ins reife Alter bewahrte.

Der König und die Königin unternahmen eine zweite Reise nach Hannover. Nachdem der König von Schweden und der von Preußen reiflich über die Verbindung nachgedacht hatten, die ihre Häuser miteinander eingehen sollten, fanden sie unser beider Alter so unpassend, dass sie beschlossen, sie aufzugeben. Der König von Preußen nahm sich vor, wieder diejenige mit dem Herzog von Gloucester zu knüpfen, die schon einmal aufs Tapet gekommen war.

König Georg I. von England willigte erfreut in diese Pläne ein, doch er wünschte, dass eine Doppelhochzeit ihre Freundschaftsbande noch enger knüpfen sollte, also auch noch die meines Bruders mit der Prinzessin Amelia, der zweiten Schwester des Herzogs. Diese doppelte Verbindung wurde beschlossen, zur großen Zufriedenheit der Königin, die sie immer so glühend herbeigewünscht hatte. Sie brachte meinem Bruder und mir die Verlobungsringe. Ich ging sogar eine Korrespondenz mit meinem kleinen Verehrer ein und erhielt mehrere Geschenke von ihm. Die Intrigen des Fürsten von Anhalt und Grumbkows gingen indessen weiter. Die Geburt meines zweiten Bruders hatte ihre Vorhaben lediglich gestört, ohne dass sie sie deshalb aus den Augen verloren hätten. Es war nur nicht der rechte Zeitpunkt, sie zu verwirklichen.

Die neue Verbindung, die der König mit England eingegangen war, schien ihnen kein unüberwindliches Hindernis. Da die Interessen der Häuser von Brandenburg und Hannover immer gegensätzlich gewesen waren, bauten sie darauf, dass ihre Einigkeit nicht von Dauer sein würde. Sie kannten von Grund auf den Charakter des Königs, der sich leicht bewegen ließ und in seiner ersten Erregung keinerlei Maß kannte und unpolitisch handelte. Sie beschlossen also, ruhig abzuwarten, bis ein zu ihren Absichten passendes Ereignis eintreffen würde.

Genau in diesem Jahr deckte man eine geheime Verschwörung auf, die ein gewisser Clément angezettelt hatte. Er wurde der Majestätsbeleidigung angeklagt, der Fälschung der Unterschrift mehrerer großer Herrscher und des Versuchs, verschiedene Großmächte gegeneinander aufzubringen. Dieser Clément hielt sich in Den Haag auf und hatte mehrmals an den König geschrieben. Sein schlechtes Gewissen gestattete

ihm nicht, diesen Zufluchtsort zu verlassen, und der König hatte es nicht geschafft, ihn in sein Land zu locken. Schließlich bediente er sich der Vermittlung eines kalvinistischen Geistlichen namens Gablonski, um dieses Mannes habhaft zu werden. Gablonski, der mit ihm zusammen studiert hatte, begab sich nach Holland und verstand es so gut, ihn von der guten Aufnahme und den Ehren zu überzeugen, die ihm seitens des Königs zuteilwürden, dass er ihn am Ende dazu brachte, sich gemeinsam mit ihm nach Berlin zu begeben. Kaum hatte Clément einen Fuß auf den Boden von Kleve gesetzt, als er auch schon verhaftet wurde. Es war allgemeine Ansicht, dass dieser Mensch von hoher Abkunft war; die einen hielten ihn für einen natürlichen Sohn des Königs von Dänemark, die anderen für einen des Herzogs von Orléans, des Regenten von Frankreich. Seine große Ähnlichkeit mit dem Letzteren führte zu der Ansicht, dass er mit ihm verwandt war. Sobald er in Berlin angekommen war, eröffnete man den Prozess gegen ihn. Es wird behauptet, dass er dem König sämtliche Intrigen Grumbkows verriet und sich erbot, seine Beschuldigung durch Briefe dieses Ministers, die er dem König übergeben wollte, zu belegen. Grumbkow stand haarscharf vor seinem Sturz. Doch zum Glück für ihn konnte Clément die versprochenen Briefe nicht beibringen. Daher wurde seine Beschuldigung als Verleumdung betrachtet. Die Umstände seines Prozesses sind durchgehend so geheim gehalten worden, dass ich nur die wenigen Einzelheiten erfahren konnte, die ich soeben niedergeschrieben habe. Der Prozess dauerte sechs Monate, nach deren Ablauf man ihm das Urteil sprach. Es besagte, dass er dreimal mit der Zange gefoltert und anschließend gehängt werden sollte. Er vernahm die Verlesung seines Urteils mit heroischer Standhaftigkeit und ohne Gesichtsregung. „Der König", sagte er, „ist Herr über mein Leben und meinen Tod; den habe ich mitnichten verdient; ich habe nur das getan, was die Gesandten des Königs tagtäglich tun. Sie versuchen, diejenigen der anderen Mächte hereinzulegen und zu täuschen, und sind nichts als ehrenwerte Spione an den Höfen. Wäre ich wie sie akkreditiert gewesen, dann wäre ich jetzt vielleicht ganz oben, statt mich ganz oben auf dem Galgen einzurichten." Seine Standfestigkeit verließ ihn bis zu seinem letzten Seufzer nicht. Man darf ihn zu den großen Begabungen zählen: Er hatte ein ausgedehntes Wissen, beherrschte mehrere Sprachen und begeisterte durch seine Redekunst. Er stellte sie in einer Rede unter Beweis, die er an das Volk richtete. Da sie gedruckt worden ist, übergehe ich sie mit Schweigen. Lehmann, einer seiner Komplizen, wurde gevierteilt; sie hatten einen weiteren Gesinnungsgenossen, der für ein anderes Verbrechen bestraft wurde. Er hieß Heidekamm und war zur Zeit der Herrschaft Friedrichs I. geadelt worden. Er hatte geäußert und geschrieben, dass der König kein legitimer Sohn sei. Er wurde zur Auspeitschung durch die Hand des Henkers verurteilt, für ehrlos erklärt und für den Rest seines Lebens in Spandau eingekerkert.

Exemplarische Bestrafung eines Verschwörers

Während der Haft Cléments erkrankte der König lebensgefährlich an Nierenkolik, die mit starkem Fieber einherging. Er schickte auf der Stelle einen Kurier nach Berlin, um die Königin darüber zu informieren und sie zu bitten, ihn aufzusuchen. Die Königin machte sich unverzüglich auf den Weg und beeilte sich so, dass sie am Abend in Brandenburg eintraf. Sie fand den König sehr krank vor. In der Überzeugung, sein Tod sei nahe, war der Herrscher damit beschäftigt, sein Testament zu machen. Diejenigen, denen er seinen letzten Willen diktierte, waren Leute von anerkannter Rechtschaffenheit und Treue. Er ernannte darin die Königin zur Regentin des Königreichs während der Minderjährigkeit meines Bruders und den Kaiser sowie den König von England zu Vormunden des jungen Prinzen. Er erwähnte darin weder Grumbkow noch den Fürsten von Anhalt mit einem Wort, den Grund dafür kenne ich nicht. Dennoch hatte man einen Eilkurier einige Stunden vor der Ankunft der Königin zu ihnen geschickt, um ihnen aufzutragen, sich zu ihm zu begeben. Ich weiß nicht, was ihnen bei ihrem Aufbruch dazwischengekommen war. Der König hatte sein Testament nicht unterschrieben; es ist anzunehmen, dass er sie kommen ließ, um es ihnen auszuhändigen und vielleicht den einen oder anderen Artikel zu ihren Gunsten einzufügen. Er war so verärgert über ihre Verspätung und sein Zustand verschlimmerte sich so stark, dass er seine Unterschrift nicht länger hinausschob. Die Königin erhielt die Abschrift und das Original wurde in die Berliner Archive gebracht. Kaum war der Testamentsakt vollzogen, da wurde der Herrscher langsam ruhiger. Sein Regimentsarzt Holtzendorff wandte im rechten Moment ein zu jener Zeit stark in Mode gekommenes Medikament an: den Brechwurz. Dieses Mittel rettete ihm das Leben; das Fieber und die Schmerzen, unter denen er litt, nahmen gegen Morgen stark ab und machten zuversichtlich für seine Genesung. Das war der Beginn der Karriere und Gunst von Holtzendorffs, worüber ich in der Folge noch zu reden habe.[9]

Unterdessen trafen gegen Morgen der Fürst von Anhalt und sein Kumpan ein. Der König war ihnen gegenüber in großer Verlegenheit und auf heftige Vorwürfe von ihnen gefasst, weil er sie aus seinem Testament ausgeschlossen hatte. Weil er nicht wusste, wie er sich aus der Affäre ziehen sollte, verlangte er von der Königin, den Zeugen und denen, die das Testament aufgesetzt hatten, den Inhalt in ewiges Schweigen zu hüllen. Trotz aller Maßnahmen des Königs erfuhren die beiden Betroffenen bald, was passiert war. Die Geheimniskrämerei, die man darum veranstaltete, ließ sie auf die Wahrheit der Sache schließen, zumal sie erfuhren, dass die Kopie dieser Akte der Königin übergeben worden war. Das war ein vernichtender Schlag für sie. Dem König ging es besser, aber er war noch nicht vollständig außer Gefahr. Sie wagten nicht, ihn darauf anzusprechen, weil jede noch so kleine Aufregung ihn das Leben kosten konnte. Aber ihre Besorgnis ging schnell vorüber; seine Krankheit ging so stark zurück, dass er nach acht Tagen vollständig wiederhergestellt war. Sobald er in

der Lage war auszugehen, kehrte er nach Berlin zurück. Von dort begab er sich nach Wusterhausen, wohin ihm die Königin folgte.
Der König wurde von Tag zu Tag argwöhnischer und misstrauischer. Seit der Aufdeckung der Intrigen von Clément ließ er sich alle Briefe von und nach Berlin aushändigen und legte sich nicht mehr schlafen, ohne sein Schwert und ein paar geladene Pistolen neben seinem Bett zu haben. Der Fürst von Anhalt und Grumbkow schliefen nicht, die Geschichte mit dem Testament lag ihnen immer noch auf der Seele und ihre früheren Pläne hatten sie auch nicht aufgegeben. Der König und mein Bruder waren zu jener Zeit bei recht schwächlicher Gesundheit und mein zweiter Bruder lag noch in der Wiege. Ihre Schläue ließ sie Mittel und Wege finden, den Inhalt dieses für sie wichtigen Aktenstückes zu erfahren und es den Händen der Königin womöglich zu entwinden; sie hatten keinen Zweifel, dass sie, wenn ihnen dies gelänge, es schaffen würden, das Testament kassieren zu lassen, den König und die Königin völlig zu entzweien und ihre Pläne in die Tat umzusetzen. Folgendermaßen stellten sie es an: Ich habe schon Frau von Blaspiel, die Favoritin der Königin, erwähnt. Diese Dame konnte man als Schönheit bezeichnen; ihr zugleich heiterer und gründlicher Sinn erhöhte noch die Reize ihres Äußeren. Ihr Herz war edel und aufrichtig, aber zwei wesentliche Schwächen, die leider der überwiegende Teil des weiblichen Geschlechts besitzt, verdunkelten diese schönen Eigenschaften: Sie war intrigant und kokett. Ein sechzigjähriger gichtbrüchiger, unansehnlicher Ehemann war ein nur schwer verdaulicher Appetithappen für eine junge Frau. Etliche Leute behaupteten sogar, dass sie mit ihm wie die Kaiserin Pulcheria mit Kaiser Marcian zusammengelebt habe. Graf Manteuffel, der sächsische Gesandte am Hof von Preußen hatte einen Weg gefunden, ihr Herz zu rühren. Ihre Liebesbeziehung hatten sie bis dahin so heimlich betrieben, dass man niemals auch nur den geringsten Zweifel an der Tugend dieser Dame gehabt hatte. Der Graf unternahm eine kurze Reise nach Dresden. Um sich über die Abwesenheit seiner Geliebten hinwegzutrösten, schrieb er ihr mit jeder Post und erhielt von ihr Antwort. Diese fatale Korrespondenz war für das Unglück von Frau von Blaspiel verantwortlich: Ihre Briefe und die ihres Liebhabers fielen dem König in die Hände. Der misstrauische König argwöhnte Staatsintrigen und zeigte sie Grumbkow, um Aufklärung zu bekommen. Der war erfahrener in der Sprache der Liebe als der König und erriet sofort die Wahrheit. Er ließ sich indessen nichts anmerken, betrachtete er doch diesen Zufall als den glücklichsten, der ihm passieren konnte. Er war ein vertrauter Freund Manteuffels und stand mit dem König von Polen auf gutem Fuße. Der hatte Grund, große Rücksicht auf den Berliner Hof zu nehmen. Der schwedische König Karl XII. war noch am Leben, was ihn andauernd neue Umstürze in Polen befürchten ließ, vor denen ihn die Unterstützung durch den König, meinen Vater, bewahren konnte. Grumbkow bot

seine Dienste an und verpflichtete sich, immer ein gutes Einvernehmen zwischen den beiden Höfen zu halten, wenn er seine Ziele unterstützte und dem Grafen Manteuffel dahingehend Instruktionen gebe. Der König von Polen zögerte nicht mit seiner Zustimmung und schickte den Gesandten nach Berlin zurück. Grumbkow eröffnete ihm die ganze Geschichte um das Testament; er wies ihn sogar darauf hin, dass er über seine Liebesbeziehung mit Frau von Blaspiel Bescheid wusste und dass man von ihm verlangte, diese Frau dazu zu bringen, das Testament des Königs den Händen der Königin zu entwinden. Die Sache war heikel: Manteuffel kannte ihre Ergebenheit für die Königin. Dennoch riskierte er es, sie darauf anzusprechen. Frau von Blaspiel fiel es äußerst schwer, seinen Wünschen nachzugeben; doch die Liebe ließ sie am Ende vergessen, was sie sich selbst und ihrer Herrin schuldig war. Von den Ergebenheitsbeteuerungen Manteuffels gegenüber der Königin geblendet, hielt Frau von Blaspiel die Angelegenheit für nicht so gravierend, und da sie um ihre absolute Kontrolle über deren Willen wusste, spielte sie derart verschiedene Rollen, dass sie es am Ende schaffte, sie zu überreden, ihr das verhängnisvolle Schriftstück anzuvertrauen – unter der Bedingung immerhin, es ihr nach der Lektüre zurückzugeben……..…… war nicht weniger ereignisträchtig. Kaum sah sich Graf Manteuffel im Besitz des Testaments, fertigte er eine Abschrift davon an, die er Grumbkow übergab. Die Pläne des Ministers hatten sich nur halb erfüllt, denn sein Augenmerk war auf das Original gerichtet. Er zweifelte nicht daran, dass er es bei geschicktem Vorgehen mit der Zeit bekäme. Die Königin gewann nach und nach die Oberhand über das Denken des Königs. Sie besorgte ihm Rekruten für sein Regiment und der König von England bezeugte ihm äußerste Aufmerksamkeit. Die kühle Reaktion des Königs auf das Drängen des Fürsten von Anhalt und Grumbkows zu meiner Heirat mit dem Markgrafen von Schwedt hatte sie erkennen lassen, dass ihr Stern im Sinken war. Mehrere Umstände bestärkten sie in diesem Glauben. Der König zeigte sich nur noch selten in der Öffentlichkeit; er litt an einer Art Hypochondrie, die ihn schwermütig werden ließ; er hatte nur die Königin und seine Kinder um sich und speiste allein mit uns.

Aus dem Porträt, das ich vom König gemacht habe, lässt sich herauslesen, dass er leicht zu beeinflussen war und dass einer seiner Hauptfehler sein Hang zum Geld war. Grumbkow wollte von dieser Schwäche profitieren. Er weihte den Staatsminister von Kamecke in den Plan ein. Doch dieser ehrenwerte Mann ließ die Königin davon unterrichten. Diese liebte das Spiel und hatte dabei beträchtliche Verluste gemacht, was sie dazu gebracht hatte, heimlich eine Summe von 30.000 Talern zu leihen. Der König hatte ihr kurz zuvor ein Paar sehr kostbare mit Brillanten durchwirkte Ohrringe zum Geschenk gemacht. Sie trug sie nur selten, weil sie sie schon mehrfach verloren hatte. Grumbkow, der seine Spione überall hatte, war rasch über den

schlechten Stand ihrer Finanzen informiert und zu dem Schluss gekommen, dass die Königin diese Ohrringe verpfändet hatte, um an die von mir erwähnte Summe zu gelangen, und entschloss sich, den König darüber zu benachrichtigen; denn er kannte ihn nur allzu gut, um von vornherein zu wissen, dass er darüber tief verletzt sein würde. Die Königin versäumte nicht, den König zu warnen und ihm zu zeigen…….. die gegen sie ersonnenen Anschuldigungen. Empört über die üble Machenschaft Grumbkows flehte sie den König an, ihr zu gestatten, sich Genugtuung zu verschaffen. Und auf seine Antwort hin, man könne niemanden ohne ausreichenden Beweis bestrafen, gestand sie ihm unklugerweise, dass es Herr von Kamecke war, der ihr den Hinweis gegeben hatte. Der König ließ ihn auf der Stelle holen. Die gnädige Art und Weise seines Empfangs ermutigte ihn dazu, das zu bestärken, was er bei der Königin vorgebracht hatte. Er fügte sogar noch weitere gravierende Punkte gegen Grumbkow hinzu. Doch weil er von dessen Plänen nur aus Gesprächen informiert war, die er mit ihm ohne Zeugen geführt hatte, behielt das Dementi des Anderen die Oberhand und er wurde nach Spandau geschickt.

Diese Festung, die nur vier Meilen von Berlin entfernt ist, war bald voll von berühmten Gefangenen. Ein gewisser Troski, ein schlesischer Adliger, war gerade festgenommen worden. Dieser hatte während des Feldzuges gegen Stralsund den Spion im Lager der Schweden gespielt. Obwohl er dem König nützliche Dienste erwiesen hatte, konnte der ihn nicht leiden und behielt eine heimliche Abneigung ihm gegenüber. Man klagte ihn an, in Berlin dieselbe Rolle gespielt zu haben, die er im Lager der Schweden gespielt hatte. Seine Papiere, die man beschlagnahmt hatte, bewiesen das auch in gewisser Hinsicht. Troski war äußerst geistreich und schrieb ganz nett; diese beiden Begabungen ersetzten bei ihm ein angenehmes Äußeres. Seine Kassette enthielt sämtliche Liebesanekdoten des Hofes, auf die er eine äußerst beißende Spottschrift verfasst hatte, und etliche Briefe einiger Damen von Berlin, in denen der König nicht geschont wurde. Diejenigen von Frau von Blaspiel gegen ihn waren starker Tobak: Sie bezeichnete ihn als Tyrannen und schrecklichen Scriblifax.[10] Grumbkow, der mit der Untersuchung dieser Papiere beauftragt wurde, ergriff diese Gelegenheit, um die Dame zu vernichten. Er hatte sie in einen Teil seiner Pläne eingeweiht, in der Hoffnung, sie auf seine Seite zu ziehen und ihm das Testament des Königs auszuhändigen. Frau von Blaspiel hatte seine Absichten durchschaut und ihn mit falschen Versprechen hingehalten, um ihm seine Geheimnisse zu entreißen. Da sie überhaupt keine ausreichenden Beweise gegen ihn hatte und auch das Unglück Kameckes noch nicht lange zurücklag, wagte sie es nicht, sie dem König zu enthüllen, bevor sie nicht überzeugende Beweise vorbringen konnte. Als Grumbkow dem König ihre Briefe an Troski hatte vorlesen lassen und ihn damit stark gegen sie eingenommen hatte, ließ der sie herbeiholen, machte ihr sehr heftige Vorwürfe und ließ ihr

diese fatalen Briefe zeigen. Sie ließ sich keineswegs ins Bockshorn jagen…….. [gab zu] sie seien von ihrer Hand und ihr Inhalt sei wahrheitsgemäß und ergriff die Gelegenheit, ihm all seine Schwächen vorzuhalten, und fügte hinzu, dass sie trotz allem, was sie gegen ihn geschrieben habe, ihm viel ergebener sei als alle Anderen und sie als Einzige die Kühnheit habe, ihm gegenüber offen und ehrlich zu reden. Ihre energischen und geistvollen Worte machten Eindruck auf den König. Nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, sagte der König: „Ich verzeihe Ihnen und bin Ihnen für Ihre Handlungsweise verbunden; Sie haben mich, indem Sie mir offen die Wahrheit gesagt haben, davon überzeugt, dass Sie eine wahrhafte Freundin sind; wir wollen beide die Vergangenheit vergessen und Freunde sein." Danach reichte er ihr die Hand, geleitete sie zur Königin und sagte: „Hier ist eine ehrenwerte Frau, die ich unendlich hochschätze." Frau von Blaspiel indessen war nicht beruhigt. Sie kannte alle Umstände des furchtbaren Komplotts, das Grumbkow und der Fürst von Anhalt gegen den König und meinen Bruder im Schilde führten. Sie sah, dass sie jeden Moment losschlagen konnten, und wusste nicht, wozu sie sich entscheiden sollte, weil sie sowohl im Reden als auch im Schweigen eine offensichtliche Gefahr erblickte.
Doch es ist Zeit, dieses grauenvolle Geheimnis zu offenbaren. Die Absichten der beiden Spießgesellen liefen auf nichts weniger hinaus, als den Markgrafen von Schwedt auf den Thron zu setzen und sich der Herrschaft völlig zu bemächtigen. Der Gesundheitszustand sowohl des Königs als auch des Kronprinzen verbesserte sich von Tag zu Tag und löste alle ihre imaginären Vorstellungen von deren bevorstehendem Ableben in Luft auf. Sie beschlossen, dem abzuhelfen. Die Sache war verzwickt: Es ging um nichts weniger als ihr Leben und sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um ihr infames Vorhaben auszuführen. Diese Gelegenheit bot sich ganz nach Wunsch. Seit einiger Zeit war eine Truppe von Seiltänzern in Berlin, die deutsche Stücke auf einer recht hübschen auf dem Neumarkt errichteten Bühne spielte. Der König fand großes Gefallen daran und verpasste keine Aufführung. Sie wählten diesen Ort als Schauplatz ihrer grauenhaften Tragödie aus. Es galt meinen Bruder ebenfalls dorthin zu locken, um sie beide auf dem Altar ihres abscheulichen Ehrgeizes opfern zu können. Es sollte zur selben Zeit an der Bühne und im Schloss Feuer gelegt werden, um jeden Verdacht von ihnen abzulenken und während des Aufruhrs, den der Brand unweigerlich verursachen würde, den König und meinen Bruder zu erdrosseln; denn das Haus, wo gespielt wurde, war nur aus Holz, hatte nur ganz schmale Ausgänge und war immer derart voll, dass man sich darin nicht rühren konnte: Das erleichterte den Plan. Ihre Anhängerschaft war so stark, dass sie sicher waren, sich während der Abwesenheit des Markgrafen von Schwedt, der noch in Italien war, der Regentschaft zu bemächtigen, während die Armee dem Fürsten von Anhalt als ihrem Kommandanten unterstand und ihm sehr gewogen war. Es ist an-

zunehmen, dass Manteuffel aus Abscheu über diese grässliche Verschwörung sie Frau von Blaspiel verriet und ihr den dafür vorgesehenen Tag nannte. Ich erinnere mich ganz genau……. [und] Grumbkow bedrängten den König sehr, meinen Bruder mit ins Theater zu nehmen unter dem Vorwand, dass man sein düsteres Gemüt erheitern und ihn durch Vergnügungen zerstreuen müsse. Es war Mittwoch. Der folgende Freitag war zur Ausführung ihres Plans ausgewählt worden. Der König fand ihre Überlegung richtig und stimmte zu. Frau von Blaspiel, die dabei war und ihr Vorhaben kannte, erschauerte. Da sie nicht mehr schweigen konnte, machte sie der Königin Angst, ohne ihr jedoch zu sagen, worum es ging, und riet ihr, auf jeden Fall zu verhindern, dass mein Bruder den König begleitete. Da sie den furchtsamen Charakter meines Bruders kannte, flößte sie ihm panische Angst vor dem Spektakel ein und erschreckte ihn derart, dass er in Tränen ausbrach, wenn man ihn darauf ansprach. Als es schließlich Freitag war, befahl mir die Königin, nachdem sie mich tausendmal liebkost hatte, den König hinzuhalten, um ihn die für das Stück angesetzte Stunde vergessen zu lassen; sie fügte hinzu, wenn ich es nicht schaffen würde und der König meinen Bruder mitnehmen wolle, solle ich schreien und heulen um ihn, wenn möglich, zurückzuhalten. Um mir noch mehr Eindruck zu machen, sagte sie zu mir, es gehe um mein und meines Bruders Leben. Ich spielte meine Rolle so gut, dass es schon halb sieben war, ohne dass es der König bemerkte. Auf einmal erinnerte er sich, erhob sich und machte sich mit seinem Sohn an der Hand schon zur Tür auf, als der sich loszureißen begann und furchtbare Schreie ausstieß. Der erstaunte König versuchte es im Guten, ihn zur Vernunft zu bringen, doch als er sah, dass es nichts half und das arme Kind ihm nicht folgen wollte, wollte er ihn schlagen. Die Königin stellte sich ihm in den Weg, doch der König nahm ihn auf den Arm und wollte ihn mit Gewalt forttragen. Da warf ich mich ihm zu Füßen, küsste ihn und benetzte ihn mit meinen Tränen. Die Königin stellte sich vor die Tür und flehte ihn an, an diesem Tag im Schloss zu bleiben. Erstaunt über dieses seltsame Vorgehen, wollte er den Grund dafür erfahren. Die Königin wusste nicht, was sie ihm antworten sollte. Doch der von Natur aus argwöhnische König witterte eine Verschwörung gegen ihn. Der Prozess gegen Troski war noch nicht abgeschlossen; er bildete sich ein, dass diese Affäre Anlass für die Befürchtungen der Königin war. Nachdem er sie bis aufs Äußerste gedrängt hatte, ihm zu sagen, worum es sich handle, begnügte sie sich damit, ihm zu antworten, es gehe um sein und um meines Bruders Leben, ohne ihm Frau von Blaspiels Namen zu nennen. Diese hatte sich am Abend zur Königin begeben und war nach der Szene, die sich gerade abgespielt hatte, zu der Auffassung gelangt, dass sie nicht länger schweigen könne. Sie verriet ihr also das ganze Komplott und bat sie inständig, ihr für den nächsten Tag eine Geheimaudienz beim König zu verschaffen. Die Königin hatte keine Mühe, sie zu erhalten. Nachdem Frau von Blaspiel ihm alle

Einzelheiten verraten hatte, über die sie informiert war, fragte sie der König, ob sie auch im Beisein von Grumbkow aufrechterhalten könne, was sie gerade vorgebracht hatte; als sie mit Ja geantwortet hatte, wurde der Minister geholt. Er hatte schon von langer Hand seine Vorkehrungen getroffen und nichts zu befürchten. Der Generalstaatsanwalt Katsch, ein Mann von obskurer Herkunft, verdankte ihm seinen Aufstieg. Der Protektion Grumbkows würdig, war er das lebende Abbild des ungerechten Richters aus dem Evangelium. Er war bei allen Leuten von Ehre gefürchtet und verhasst. Darüber hinaus hatte Grumbkow eine große Menge von Kreaturen in der Justiz und in den Kanzleien. Er erschien also dreist vor dem König, der ihm die Aussage von Frau von Blaspiel mitteilte. Er beteuerte seine Unschuld und verkündete lauthals, es gebe keinen treuen Minister, der nicht Verfolgungen ausgesetzt sei, und es gehe aus den Briefen von Frau von Blaspiel an Troski klar und deutlich hervor, dass diese Dame einzig darauf aus sei, zu intrigieren und den Hof zu entzweien. Er warf sich dem König zu Füßen, bat ihn inständig, diese Affäre rigoros und schonungslos untersuchen zu lassen, und erbot sich, die Unwahrheit der Anschuldigungen mit authentischen Beweisen zu belegen. Der König ließ also Katsch holen, wie Grumbkow vorausgesehen hatte. Trotz all seiner Ränke sah sich Letzterer am Rande des Abgrunds. Katsch wusste es zu verhindern. Er verfügte über eine erstaunliche Geschicklichkeit, Angeklagte außer Fassung zu bringen, die das Pech hatten, ihn zum Richter zu haben. Fangfragen und schlaue Kunstgriffe brachten sie in Verwirrung. Frau von Blaspiel fiel ihnen zum Opfer. Sie konnte keine eindeutigen Beweise für ihre Anschuldigungen beibringen, die daraufhin als Verleumdung angesehen wurden. Als Katsch den König in heftigem Zorn sah, schlug er ihm vor, sie der Folter zu unterwerfen. Ein Rest an Rücksicht auf ihr Geschlecht und ihren Rang bewahrten sie vor dieser Schande. Der König begnügte sich damit, sie noch am selben Abend nach Spandau zu schicken, wohin man Troski einige Tage später brachte. Die Dame hielt diesem Schicksalsschlag mit heroischer Willensstärke stand. Anfangs behandelte man sie mit Strenge und Härte. Eingesperrt in einen vergitterten, feuchten Raum ohne Bett und Möbel, blieb sie drei Tage lang in diesem Zustand und erhielt lediglich das zum Leben absolut Notwendigste. Obwohl die Königin schwanger war, schonte sie der König nicht und verkündete ihr auf sehr rücksichtslose Art und Weise das Unglück ihrer Favoritin. Sie war davon so heftig betroffen, dass man eine Fehlgeburt befürchten musste. Neben ihrer Freundschaft zu Frau von Blaspiel versetzte sie der Gedanke an das in den Händen dieser Dame verbliebene Testament des Königs in Todesängste. Ein glücklicher Zufall half ihr aus der Bedrängnis. Der Marschall von Natzmer, ein Mann von höchstem Verdienst und anerkannter Rechtschaffenheit, erhielt den Befehl, ihre Wohnung zu versiegeln. Die Königin bediente sich der Vermittlung ihres Kaplans namens Boshart, um dem Marschall die Besorg-

nis mitzuteilen, in der sie sich befand, und um ihn zu beschwören, ihr das Testament des Königs zu übergeben. Der Kaplan schilderte ihm, in welche Gefahr die Königin geriete, wenn man dieses Aktenstück fände, und erledigte seinen Auftrag so gut, dass er ihn dazu brachte, den Wünschen der Königin Folge zu leisten; das störte die Pläne Grumbkows erheblich. Man fand unter den Papieren von Frau von Blaspiel nichts Verdächtiges und stellte keine weiteren Ermittlungen an. Ich habe all diese Einzelheiten, die ich gerade niedergeschrieben habe, von der Königin, meiner Mutter, erfahren; sie sind nur ganz wenigen Leuten bekannt. Die Königin hat große Sorgfalt darauf verwendet, sie geheim zu halten, und mein Bruder hat nach seiner Thronbesteigung alle Akten des Prozesses verbrennen lassen.
Frau von Blaspiel wurde nach einem Jahr freigelassen und ihre Haftstrafe in eine Verbannung nach Kleve umgewandelt. Der König besuchte sie einige Jahre danach, erwies ihr allerlei Höflichkeiten und verzieh ihr das Vergangene. Nach dem Tode des Herrschers gab ihr der König, mein Bruder, um der Königin einen Gefallen zu tun, eine Stellung als Hofmeisterin bei meinen beiden jüngeren Schwestern und sie hat diesen Posten auch heute noch inne.
Unterdessen hatten all diese tagtäglichen Intrigen in Berlin schließlich die Geduld des Königs erschöpft: Er war zu schlau, um nicht zu bemerken, dass der Fürst von Anhalt und Grumbkow daran nicht völlig unschuldig waren. Er wollte also diesen ganzen Machenschaften ein für allemal ein Ende machen und beschloss, den Markgrafen von Schwedt zu verheiraten. Seine enge Allianz mit Russland veranlasste ihn dazu, den Blick in diese Richtung lenken. Herr von Martenfeld, sein Gesandter in Petersburg, erhielt den Befehl, bei der Herzogin von Kurland, der späteren Zarin, für den Prinzen anzuhalten. Der Zar war sehr geneigt, den Plänen des Königs zu folgen. Der Markgraf von Schwedt wurde also aus Italien zurückgeholt, wo er sich damals befand. Sobald er in Berlin eingetroffen war, ließ der König ihm diese Verbindung vorschlagen. Er hielt ihm vor Augen, wie vorteilhaft sie für ihn sei und wie gut sie seinem Ehrgeiz entspreche. Doch der Prinz, der sich noch Hoffnungen machte, mich zu heiraten, lehnte es rundheraus ab, den Wünschen des Königs nachzukommen. Da er 18 Jahre alt und damit volljährig war, konnte der König ihn nicht zwingen zu gehorchen und so blieb es dabei.

Ich habe vergessen, im Vorjahr die Ankunft des Zaren Peter des Großen in Berlin zu erwähnen. Diese Anekdote ist kurios genug, um einen Platz in diesen Memoiren zu verdienen. Der Zar, der gern reiste, kam aus Holland. Er war gezwungen, in Kleve Halt zu machen, weil die Zarin eine Fehlgeburt hatte. Weil er weder große Gesellschaft noch Zeremoniell liebte, ließ er den König bitten, ihn in einem Lustschlösschen der Königin in den Vororten Berlins unterzubringen. Sie war höchst verärgert

darüber, denn sie hatte ein sehr hübsches Haus bauen lassen, auf dessen prächtige Ausstattung sie Wert gelegt hatte. Die Porzellangalerie, die es dort zu sehen gab, war ebenso herrlich wie all die Spiegelzimmer, und da dieses Schloss ein wahres Schmuckstück war, hieß es auch Monbijou. Der Garten war sehr hübsch und von einem Flusslauf gesäumt, was ihm große Annehmlichkeit verlieh. Um dem Chaos vorzubeugen, dass die Herren Russen überall angerichtet hatten, wo sie logiert hatten, ließ die Königin das ganze Haus ausräumen und das Zerbrechlichste wegschaffen. Der Zar, seine Gemahlin und ihr gesamter Hofstaat kamen ein paar Tage später auf dem Schiffsweg in Monbijou an. Der König und die Königin empfingen sie am Flussufer. Der König reichte der Zarin die Hand, um sie an Land zu geleiten. Sobald der Zar ausgestiegen war, streckte er dem König die Hand hin und sagte zu ihm: „Es freut mich sehr, Sie zu sehen, mein Bruder Friedrich." Er näherte sich danach der Königin, um sie zu küssen, doch sie stieß ihn zurück. Die Zarin küsste zunächst der Königin die Hand und wiederholte das mehrmals. Anschließend stellte sie ihr den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, die sie begleitet hatten, samt 400 sogenannten Damen in ihrem Gefolge. In der Mehrzahl waren das deutsche Dienstmägde, die als Hofdamen, Kammerzofen, Köchinnen und Wäscherinnen fungierten. Fast alle diese Kreaturen hatten ein reich gekleidetes Kind auf dem Arm, und wenn man sie fragte, ob es ihre eigenen seien, antworteten sie mit russisch-untertänigster Verbeugung: „Der Zar hat mir die Ehre erwiesen, mir dieses Kind zu machen." Die Königin wollte diese Kreaturen nicht begrüßen. Im Gegenzug behandelte die Zarin die Prinzessinnen von Geblüt äußerst hochmütig und der König konnte sie nur mühsam dazu bewegen, sie zu begrüßen.

Ich sah diesen ganzen Hofstaat am Tag darauf, als der Zar und seine Gemahlin der Königin einen Besuch abstatteten. Die Herrscherin empfing sie in den Prunkgemächern des Schlosses und geleitete sie bis zum Gardesaal. Die Königin reichte der Zarin die Hand, überließ ihr die rechte Seite und führte sie in ihren Audienzsaal. König und Zar folgten ihnen. Kaum hatte dieser mich erblickt, erkannte er mich, denn er hatte mich fünf Jahre zuvor gesehen. Er nahm mich in seine Arme und zerkratzte mir das ganze Gesicht mit seiner Küsserei. Ich verabreichte ihm Ohrfeigen, versuchte mich loszureißen und erklärte ihm, dass ich solcherlei Vertraulichkeiten überhaupt nicht wolle und dass er mich entehre. Er lachte schallend über diese Vorstellung und unterhielt sich lange mit mir. Man hatte mich gut vorbereitet: Ich redete mit ihm über seine Flotte und seine Eroberungen, was ihn derart entzückte, dass er mehr als einmal der Zarin sagte, für ein Kind wie mich gäbe er gern eine seiner Provinzen her. Auch die Zarin schmeichelte mir sehr. Die Königin und sie nahmen jede in einem Sessel unter dem Baldachin Platz, ich neben der Königin und die Prinzessinnen von Geblüt ihr gegenüber.

Die Zarin war klein und untersetzt, ziemlich gebräunt und besaß weder Manieren noch Anmut. Man brauchte sie nur anzuschauen, um ihre niedere Abstammung zu erraten. Ihrem Aufzug nach hätte man sie für eine deutsche Schauspielerin halten können. Ihr Kleid war im Trödelladen gekauft. Es war altmodisch und ganz voll Silber und Schmutz. Vorn war ihr Rock mit Steinen verziert. Er hatte ein eigenartiges Muster: einen Doppeladler, dessen Gefieder mit winzigen und auch noch schlecht eingefassten Diamanten garniert war. Sie hatte ein Dutzend Orden und noch einmal so viele Heiligenbilder und Reliquien auf der ganzen Länge ihres Kleideraufschlages hängen, so dass man sie für ein Maultier hätte halten können, wenn sie so daher kam und alle Orden beim Aufeinanderstoßen denselben Laut hervorriefen.[11]
Der Zar hingegen war sehr groß und recht gut gebaut; sein Gesicht war schön, doch sein Gesichtsausdruck hatte eine solche Strenge, dass er einem Angst machte. Gekleidet war er wie ein Matrose mit einem völlig einfachen Anzug.
Die Zarin, die ganz schlecht Deutsch sprach und nicht recht verstand, was die Königin zu ihr sagte, ließ ihre Hofnärrin näher treten und unterhielt sich mit ihr auf Russisch. Dieses arme Geschöpf war eine Fürstin Galitzin und gezwungen worden, dieses Metier zu betreiben, um ihr Leben zu retten: Da sie in eine Verschwörung gegen den Zaren verwickelt war, hatte man ihr zweimal die Knute gegeben. Ich weiß nicht, was sie zur Zarin sagte, aber diese brach in lautes Gelächter aus.
Man begab sich schließlich zu Tisch, wo der Zar neben der Königin Platz nahm. Bekanntlich hatte man ihm einmal Gift gegeben. In seiner Jugend war ihm ein kaum merkliches Gift auf den Nerv geschlagen, was sehr häufig eine Art Zuckungen verursachte, die er nicht unterdrücken konnte. Das passierte ihm nun bei Tisch und er verfiel in etliche Verrenkungen; weil er sein Messer in der Hand hatte und damit ganz nahe bei der Königin herumfuchtelte, bekam diese es mit der Angst zu tun und wollte mehrfach aufstehen. Der Zar redete ihr gut zu und bat sie, sich zu beruhigen, denn er würde ihr nichts antun; gleichzeitig ergriff er ihre Hand und quetschte sie mit solcher Gewalt in der seinen, dass die Königin sich gezwungen sah, um Gnade zu rufen, weshalb er herzlich auflachte und sagte, dass sie zerbrechlichere Knochen habe als seine Katharina. Alles war nach dem Abendessen für den Ball vorbereitet, doch der Zar verschwand, sobald er sich von der Tafel erhoben hatte, und kehrte ganz allein zu Fuß nach Monbijou zurück.
Am folgenden Tage zeigte man ihm alle Sehenswürdigkeiten von Berlin, unter anderem das Medaillenkabinett und antike Statuen. Wie man mir erzählte, war eine darunter, die eine heidnische Gottheit in einer obszönen Positur darstellte. Zu Zeiten der alten Römer verwendete man diese Götterstatue zum Schmuck von Hochzeitsgemächern. Dieses Stück galt als sehr kostbar und als eines der schönsten, die es gab. Der Zar bewunderte es sehr und befahl der Zarin, es zu küssen. Sie wollte sich weigern,

er geriet in Ärger und sagte ihr in gebrochenem Deutsch: „Kop ab“, was bedeutet: „Ich werde Sie enthaupten lassen, wenn Sie mir nicht gehorchen.“ Die Zarin hatte solche Angst, dass sie alles tat, was er wollte. Er bat den König ohne Umschweife um diese Statue und mehrere weitere; der konnte sie ihm nicht verweigern. Dasselbe machte er mit einem Kabinett, dessen Tafelwerk aus Bernstein war. Dieses Kabinett war einzigartig und hatte König Friedrich I. Unsummen gekostet. Es traf zum großen Bedauern aller das traurige Schicksal, nach Petersburg transportiert zu werden.
Zwei Tage später brach dieser Barbarenhof endlich auf. Die Königin begab sich sofort nach Monbijou. Dort herrschte eine Zerstörung wie in Jerusalem; niemals habe ich dergleichen gesehen: Es war alles derart verwüstet, dass die Königin gezwungen war, fast das ganze Haus wiederaufbauen zu lassen.
Doch ich kehre zu meinem Gegenstand zurück, den ich schon so lange beiseitegelassen habe. Da mein Bruder seit Januar im siebten Lebensjahr war, befand es der König für angebracht, ihn aus der Obhut von Frau von Roucoulles zu nehmen und ihm andere Erzieher zu geben. Damit gingen die Intrigen aufs Neue los. Die Königin wollte sie auswählen und die beiden Günstlinge stellten den Anspruch, ihre eigenen Kreaturen unterzubringen. Beide Seiten hatten Erfolg: Auf Empfehlung der Königin akzeptierte der König den General und späteren Marschall Graf von Finckenstein, einen höchst ehrenwerten Mann, der allgemein wegen seiner Rechtschaffenheit wie auch seiner Fähigkeit im Kriegshandwerk geschätzt wurde, dessen beschränkte Geistesgaben ihn allerdings ungeeignet zu einer guten Erziehung des jungen Prinzen machten. Er war einer von denen, die sich für geistvoll halten, den Politiker spielen wollen und die, mit einem Wort, große Gedankengebäude errichten, die zu nichts führen. Er hatte die Schwester von Frau von Blaspiel geheiratet.[12] Zu seinem Glück hatte diese Dame mehr Verstand als er und beherrschte ihn völlig. Der Fürst von Anhalt brachte den zweiten Hofmeister unter. Der hieß Kalkstein und war Oberst eines Infanterieregiments. Diese Wahl war desjenigen würdig, der sie getroffen hatte. Herr von Kalkstein ist ein intriganter Kopf, hat bei den Jesuiten studiert und von ihren Lektionen bestens profitiert. Er spielt den Frommen und sogar den Frömmler, trägt dauernd den Ehrenmann vor sich her und hat schon eine Menge von Leuten geblendet, die ihn für einen solchen gehalten haben. Er hat eine anpasslerische, schmeichlerische Gesinnung, doch er verbirgt unter diesem schönen äußeren Schein die schwärzeste Seele. Durch schreckliche Schilderungen, die er Tag für Tag selbst von noch so unschuldigen Handlungen meines Bruders abgab, verärgerte er den König und brachte ihn gegen ihn auf.
Ich werde ihn des Öfteren auf der Bühne meiner Memoiren auftreten lassen. Die Erziehung meines Bruders wäre in derartigen Händen äußerst schlecht gewesen, wenn der König diesen beiden Mentoren nicht noch einen Erzieher hinzugefügt hätte, der

dieses Manko wettgemacht hätte. Er war Franzose und hieß Duhan. Er war ein junger Mann von Geist und Verdienst und besaß großes Wissen. Ihm verdankt mein Bruder seine Kenntnisse und seine guten Prinzipien, die er sich bewahrte, so lange der Arme bei ihm war und Einfluss auf seine Gesinnung behielt.[13]

So ging das Jahr 1718 zu Ende. Ich gehe zum nächsten über, wo ich in die Gesellschaft eingeführt wurde und zugleich ihre Widrigkeiten erfuhr. Den größten Teil des Winters über blieb der König in Berlin und verbrachte hier seine Zeit damit, jeden Abend die Gesellschaften zu besuchen, die in der Stadt gegeben wurden. Die Königin war den ganzen Tag im Zimmer des Königs eingesperrt, weil er es so wollte, und sie hatte nur meinen Bruder und mich als Gesellschaft. Wir speisten mit ihr zu Abend und es waren nur noch Frau Kamecke, ihre Oberhofmeisterin, und Frau von Roucoulles anwesend. Die Königin hatte die erste der beiden Damen aus Hannover mitgebracht, und obwohl sie ausgezeichnete Verdienste besaß, hatte die Herrscherin überhaupt kein Vertrauen zu ihr. Andauernd befand sie sich in einem Zustand schlimmster Schwermut und man ängstigte sich sogar um ihre Gesundheit, umso mehr, als sie schwanger war. Dennoch gebar sie glücklich eine Prinzessin, die den Namen Sophie Dorothea erhielt. Ihr tristes Dasein trug zu ihrer Schwermut bei. Seit dem Verlust ihrer Favoritin war sie völlig vereinsamt. Sie hatte vergeblich jemanden gesucht, der ihr in dieser Rolle nachfolgen könnte; doch obwohl sie an ihrem Hof Damen von großem Verdienst hatte, empfand sie für sie keinerlei Zuneigung. Das zwang sie, jenseits aller politischen Schläue, auf mich zu setzen; bevor sie mir jedoch ihr Herz öffnete, wollte sie gewisse Verdachtsmomente gegen die Leti ergründen und ein paar gegen sie gerichtete Denunziationen überprüfen. Eines Tages, als ich bei ihr war und sie liebkoste, fing sie an, mit mir zu scherzen, und fragte mich, ob ich nicht bald heiraten wolle. Ich antwortete ihr, dass ich daran überhaupt nicht dächte und zu jung dafür sei. „Aber wenn es denn sein müsste“, sagte sie zu mir, „auf wen würde Ihre Wahl fallen, auf den Markgrafen von Schwedt oder auf den Herzog von Gloucester?“ „Obwohl mir die Leti immer sagt, dass ich den Markgrafen von Schwedt heiraten werde, kann ich ihn nicht leiden“, gab ich zurück. „Er tut nichts lieber, als allen Menschen Leid zuzufügen, von daher wäre mir der Herzog von Gloucester lieber.“ „Woher wissen Sie denn“, sagte die Königin zu mir, „dass der Markgraf so böse ist?“ „Von meiner guten Erzieherin“, sagte ich zu ihr. Sie stellte mir noch einige weitere Fragen zu der Leti. Danach fragte sie mich, ob es nicht zutreffend sei, dass sie mich dazu zwinge, ihr alles zu sagen, was sich im Zimmer des Königs und dem ihren zutrug. Ich zögerte, weil ich nicht wusste, was ich darauf antworten sollte; doch sie drehte und wendete es solange, bis ich es ihr gestand. Die Mühe, die sie hatte, mich zu diesem Geständnis zu bringen, flößte ihr eine gute Meinung von meiner Ver-

schwiegenheit ein. Sie teilte mir nach und nach scheinbar Vertrauliches mit, um herauszubekommen, ob ich es weitererzählte, und als sie merkte, dass ich das Geheimnis hütete, zögerte sie nicht mehr, mir ihr Herz auszuschütten. Sie nahm mich also eines Tages beiseite und sagte zu mir: „Ich bin zufrieden mit Ihnen, und da ich sehe, dass Sie langsam vernünftig werden, will ich Sie wie eine Erwachsene behandeln und Sie immer bei mir haben. Aber ich will auf keinen Fall, dass sie weiterhin der Leti als Zuträgerin dienen. Wenn sie Sie fragt, was vor sich geht, sagen Sie ihr, dass Sie nicht darauf Acht gegeben hätten. Verstehen Sie mich? Versprechen Sie, das zu tun?“ Ich sagte ja. „Wenn es so ist“, sagte sie zu mir, „schenke ich Ihnen mein Vertrauen, aber Verschwiegenheit ist notwendig, und Sie müssen mir dafür versprechen, sich einzig und allein an mich zu binden.“ Ich gab ihr dazu alle erdenklichen Zusicherungen. Daraufhin erzählte sie mir sämtliche Intrigen des Fürsten von Anhalt und wie Frau von Blaspiel in Ungnade gefallen war, mit anderen Worten all das, was ich darüber geschrieben habe, und fügte hinzu, wie sehr sie meine Verheiratung in England wünschte und wie glücklich ich würde, wenn ich ihren Neffen heiratete. Ich fing zu weinen an, als sie mir sagte, dass ihre Favoritin in Spandau sei. Ich hatte diese Dame sehr gern gemocht und man hatte mich im Glauben gelassen, dass sie sich auf ihren Ländereien aufhielte. Diese Mitfühlsamkeit machte mir die Königin sehr gewogen. Sie sprach mit mir auch über die Leti und fragte mich, ob es nicht zutreffe, dass sie täglich mit dem Oberst Forcade und einem französischen reformierten Geistlichen namens Fourneret verkehre. Ich antwortete, dass dem so sei. „Kennen Sie den Grund dafür?“, fragte sie, weil sie vom Fürsten von Anhalt bestochen worden ist und er sich dieser beiden Kreaturen bedient, um mit ihr Intrigen zu spinnen.“ Ich wollte für sie Partei ergreifen, doch die Königin gebot mir Schweigen. So jung ich auch war, so dachte ich doch reiflich über all das nach, was ich gerade erfahren hatte. Obwohl ich für die Leti Partei ergriffen hatte, merkte ich doch an etlichen Einzelheiten, dass das, was die Königin mir gesagt hatte, wahr war. Am Abend war ich in großer Verlegenheit, mich aus der Affäre zu ziehen: Ich hatte vor der Leti Angst wie vor dem Feuer, oft schlug sie mich und behandelte mich grob. Sobald ich in meinem Zimmer war, fragte mich das Fräulein wie üblich nach den Neuigkeiten des Tages. Ich saß zusammen mit ihr auf einer Estrade von zwei Stufen in einer Fensternische. Ich gab ihr die Antwort, die mir die Königin aufgetragen hatte. Sie gab sich damit nicht zufrieden und stellte mir derart viele Fragen, dass sie mich verwirrte. Sie war zu raffiniert, um nicht zu merken, dass ich instruiert war, und um es herauszubekommen, erwies sie mir alle erdenklichen Schmeicheleien. Doch als sie sah, dass sie bei mir im Guten nichts erreichte, geriet sie in schreckliche Wut, versetzte mir mehrere Schläge auf den Arm und stürzte mich die Estrade hinunter. Dank meiner Geschicklichkeit brach ich mir weder Arm noch Bein; ich kam mit ein paar Quetschungen davon.

Diese Szene wiederholte sich am nächsten Tage, aber mit viel stärkerer Gewalt: Sie warf mir einen Kerzenleuchter an den Kopf, der mich beinahe getötet hätte. Mein ganzes Gesicht war blutig, auf meine Schreie hin kam meine gute Meermann herbei gerannt, die mich den Fängen dieser Megäre entriss. Sie wusch ihr gewaltig den Kopf und drohte ihr, die Königin von dem Vorfall zu unterrichten, wenn sie nicht anders mit mir umgehen würde. Die Leti bekam Angst. Mein Gesicht war zu Brei geschlagen und sie wusste nicht, wie sie sich aus der Bredouille ziehen sollte. Sie stellte eine große Menge Kopfwasser bereit, mit dem man die ganze Nacht lang über mein armes Gesicht traktierte, und ich machte der Königin am nächsten Tage weis, dass ich gefallen war.
So ging es den ganzen Winter über. Keinen Tag mehr hatte ich Ruhe und mein armer Rücken bekam tagtäglich sein Geschenk ab. Dafür aber schmeichelte ich mich so gut bei der Königin ein, dass sie nichts mehr vor mir verbarg. Sie bat den König, ihr zu gestatten, mich überallhin mitzunehmen. Der König stimmte mit Freuden zu und wollte zudem, dass mein Bruder ihm folgte. Wir machten im Juni unsere erste gemeinsame Ausfahrt, als der König und die Königin nach Charlottenburg fuhren, ein prachtvolles Lustschloss in der Nähe der Stadt. Die Leti war bei dieser Reise nicht dabei und Frau von Kamecke war mit meiner Begleitung betraut. Ich habe schon gesagt, dass diese Dame unendliche Verdienste besaß, aber, obwohl sie sich immer in der großen Welt aufgehalten hatte, deren Umgangsformen nicht angenommen hatte: Sie konnte als eine rechtschaffene Frau vom Lande durchgehen, mit gesundem Menschenverstand, doch ohne Esprit. Sie war höchst fromm und ließ mich zwei bis drei Stunden ohne Pause zu Gott beten, was mich stark langweilte; danach sagte ich meinen Katechismus auf und lernte Psalmen auswendig, war aber immer so abgelenkt, dass ich jeden Tag ausgeschimpft wurde.
Der König feierte meinen Geburtstag, machte mir ein sehr schönes Geschenk und am Abend gab es einen Ball. Ich trat in mein elftes Lebensjahr, hatte einen für mein Alter ziemlich fortgeschrittenen Verstand und fing an, mir Gedanken zu machen. Von Charlottenburg fuhren wir nach Wusterhausen. Noch am Abend ihrer Ankunft erhielt die Königin eine Eilmeldung, in der man ihr mitteilte, dass mein zweiter Bruder an Ruhr erkrankt war. Diese Nachricht verursachte große Aufregung. Der König und die Königin hätten sich in die Stadt begeben, wenn sie nicht befürchtet hätten, angesteckt zu werden. Am nächsten Tag kündigte eine zweite Eilmeldung an, dass meine Schwester Friederike von derselben Krankheit betroffen war. Diese herrschte in Berlin wie die Pest: Die meisten Leute starben daran nach 13 Tagen. Die Häuser, in denen die Ruhr herrschte, wurden sogar verbarrikadiert, um weitere Ansteckungen zu verhindern. Die Königin war noch nicht am Ende ihrer Leiden. Auch der König erkrankte lebensgefährlich an denselben Koliken, die er einige Jahre zuvor in Brandenburg hatte.

Die Leti – eine furchterregende Erzieherin

Ich habe niemals so gelitten wie zur Zeit seiner Krankheit. Die Hitze war unerträglich und so stark wie in Italien. Das Zimmer, in dem der König gebettet lag, war völlig verschlossen und man hatte ein furchtbares Feuer gemacht. So jung ich auch war, ich musste den ganzen Tag dort bleiben; man hatte mir einen Platz neben dem Kamin angewiesen; es war, als hätte ich Hitzefieber, und mein Blut war dermaßen in Wallung, dass mir die Augen fast aus dem Kopf traten. Ich schwitzte derart, dass ich nicht schlafen konnte. Das Spektakel, das ich in der Nacht veranstaltete, weckte Frau von Kamecke auf. Um mich zu beruhigen, ließ sie mich Psalmen auswendig lernen, und als ich ihr erklären wollte, dass mein Kopf dazu nicht genug ruhiges Blut habe, schimpfte sie mit mir und meldete der Königin, dass ich keinerlei Gottesfurcht besitze: noch eine Gardinenpredigt, die ich auszuhalten hatte. Am Ende fiel ich all diesen Strapazen und Widerwärtigkeiten zum Opfer und erkrankte meinerseits an Ruhr. Meine treue Meermann unterrichtete sofort die Königin davon, die es überhaupt nicht glauben wollte; und obwohl es mir schon ziemlich schlecht ging, zwang sie mich auszugehen und wollte diesen Warnungen erst Glauben schenken, als es mit mir fast zu Ende ging.

Man brachte mich sterbenskrank nach Berlin. Die Leti empfing mich oben an der Treppe: „Madame“, sagte sie zu mir, „da sind Sie ja. Leiden Sie sehr? Sind Sie recht krank? Man wird sie wenigstens schonen müssen, denn Ihr Bruder ist soeben heute Morgen verstorben und ich glaube nicht, dass Ihre Schwester den Tag überleben wird.“ Diese schönen Neuigkeiten setzten mir sehr zu, doch ich war so niedergeschlagen, dass ich dafür nicht so empfänglich war, wie ich es sonst zu jeder anderen Zeit gewesen wäre. Ich war acht Tage lang todkrank. Am Ende des neunten Tages begann mein Leiden sich zu verringern, aber ich erholte mich nur sehr langsam. Der König und die Königin wurden früher gesund als ich. Die üble Art der Leti verzögerte meine Heilung. Tagsüber malträtierte sie mich ständig und nachts hinderte sie mich zu schlafen, denn sie schnarchte wie ein Walross.

Mittlerweile war die Königin nach Berlin zurückgekehrt, und obwohl ich noch ganz schwach war, ließ sie mir den Befehl ausrichten auszugehen. Sie gewährte mir einen sehr freundlichen Empfang, würdigte die Leti aber kaum eines Blickes. Außer sich darüber, derart mit Verachtung gestraft zu werden, rächte sich das Fräulein an mir. Faustschläge und Fußtritte wurden mein tägliches Brot; es gab kein Schimpfwort, mit dem sie die Königin nicht bedachte: Gewöhnlich nannte sie sie die große Eselin. Das gesamte Gefolge der Herrscherin bekam genau wie sie ihren Schimpfnamen ab: Frau von Kamecke war die fette Kuh, Fräulein von Sonsfeld das dämliche Vieh und so weiter. Von der Art war die hervorragende Moral, die sie mir beibrachte.

Ich ärgerte mich so sehr und hatte solchen Kummer, dass mir schließlich die Galle ins Blut lief und ich acht Tage nach meinem Ausgehen die Gelbsucht bekam. Ich hatte sie

zwei Monate lang und erholte mich von dieser Krankheit nur, um mir eine andere noch weitaus gefährlichere zu holen. Sie begann als Hitzefieber und wurde zwei Tage später zu Scharlach. Ich befand mich derart im Fieberwahn, und meine Erkrankung wurde am fünften Tag so schlimm, dass man mir nur noch einige wenige Stunden zu leben gab. Beim König und der Königin wich die Rücksicht auf ihre Gesundheit ihrer Zuneigung zu mir. Beide kamen mich gemeinsam um Mitternacht besuchen und fanden mich ohne Bewusstsein. Man hat mir später gesagt, dass ihre Verzweiflung ohnegleichen war. Sie gaben mir unter tausend Tränen ihren Segen und man musste sie mit Gewalt von meinem Bett wegzerren. Ich war in eine Art Lethargie verfallen. Die Bemühungen, mich von ihr wieder zu erholen und mein gesundes Naturell riefen mich ins Leben zurück; gegen Morgen schwächte sich mein Fieber ab und zwei Tage später war ich außer Gefahr.

Hätte es doch dem Himmel gefallen, mich in Frieden von dieser Welt scheiden zu lassen, wie glücklich wäre ich da gewesen! Doch mir war beschieden, eine Kette von Schicksalsschlägen zu ertragen, wie es mir der schwedische Prophet geweissagt hatte. Sobald ich einigermaßen imstande war zu sprechen, suchte der König mich auf. Er war so entzückt, mich außer Gefahr zu sehen, dass er mir auftrug, ihn um einen Gefallen zu bitten. „Ich will Ihnen eine Freude machen", sagte er zu mir, „ich werde Ihnen alles gewähren, was Sie wollen." Ich war ehrgeizig, ich war ärgerlich darüber, immer noch wie ein Kind behandelt zu werden: Ich entschied mich sofort und bat ihn inständig, mich in Zukunft wie eine Erwachsene zu behandeln und mich meine kindliche Kleidung ablegen zu lassen. Er lachte sehr über meine Idee. „Na gut", sagte er, „Sie sollen Ihren Willen haben und ich verspreche Ihnen, dass sie sich nicht mehr im Kinderkleid zeigen müssen." Niemals hatte ich eine lebhaftere Freude empfunden. Beinahe hätte ich einen Rückfall bekommen und man hatte große Probleme, meine erste Aufregung zu zügeln. Wie glücklich man in diesem Alter ist! Die kleinste Kleinigkeit amüsiert und erfreut einen.

Indessen hielt der König Wort und trotz der Einwände der Königin trug er ihr auf, mir den Schlafrock anzulegen. Ich konnte mein Zimmer erst im Jahr 1720 verlassen. Ich war vollkommen selig, meine Kinderkleidung abgelegt zu haben. Ich stellte mich vor den Spiegel, um mich zu betrachten, und hielt mich für bedeutend in meinem neuen Aufzug. Ich studierte meine Gestik und mein Auftreten ein, um wie eine Erwachsene zu wirken; mit einem Wort: Ich war sehr zufrieden mit meinem Aussehen. Ich ging mit Triumphmiene zur Königin hinunter, wo ich erwartete, bestens empfangen zu werden. Wie Caesar war ich gekommen, wie Pompeius trat ich den Rückweg an. Sobald mich die Königin von fern erblickte, fing sie ein Geschrei an: „Mein Gott, wie sie ausschaut, da haben wir ja wirklich ein hübsches kleines Ding, sie gleicht einer Zwergin wie ein Ei dem anderen." Ich war verblüfft, ich fiel vom hohen Ross

Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth als Kind,
Antoine Pesne, um 1711

Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth,
Porträtgemälde, Antoine Pesne, um 1739

Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth,
Pastell-Porträt von Jean-Etienne Liotard, um 1745

Königin Sophie Dorothea von Preußen,
Porträtgemälde, Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, nach 1737

König Friedrich Wilhelm I. von Peußen,
Porträtgemälde, Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, nach 1737

Konterfei „Fridericus“,
Buch, Brandenburgisches Ceder-Hain von Johann Wolfgang Rentsch,
Bayreuth 1682

meiner Eitelkeit und vor Verdruss stiegen mir die Tränen in die Augen. Im Grunde hätte die Königin nicht Unrecht gehabt, wenn sie es bei dem kleinen Nadelstich, den sie mir gegeben hatte, belassen hätte; aber sie schimpfte mich heftig aus, weil ich mich an den König gewandt hatte, um ihn um einen Gefallen zu bitten. Sie sagte mir, das wolle sie auf keinen Fall und sie habe mir befohlen, mich einzig an sie zu halten, und wenn ich mich jemals wieder an den König wenden würde, weswegen auch immer, sei mir ihr Zorn gewiss. Ich entschuldigte mich, so gut es ging, und beteuerte ihr immer wieder meine Ergebenheit, bis sie mir am Ende verzieh.

Ich habe schon bis hierhin den aufbrausenden Charakter der Leti reichlich herausgestellt, aber ich kann nicht umhin, eine Begebenheit einzufügen, die, obwohl kindisch, weitere nach sich zog. Vor den Fenstern meines Zimmers verlief ein offener Gang aus Holz, der die beiden Flügel des Schlosses miteinander verband. Dieser Gang war immer voller Abfälle, was in meinen Gemächern einen unerträglichen Gestank verursachte. Die Nachlässigkeit von Eversmann, dem Hausmeister des Schlosses, war daran schuld. Dieser Mann war ein Günstling des Königs, der dauernd das Pech hatte, ausschließlich solche von der unredlichen Sorte zu haben. Der da war ein wahrer Satansbraten, der nur Vergnügen daran fand, Böses zu tun, und der in alle Ränke und Intrigen verwickelt war, die es gab.[14] Die Leti hatte ihn mehrfach darum bitten lassen, diesen Gang zu säubern, ohne dass er sich die Mühe gemacht hätte. Am Ende riss dem Fräulein der Geduldsfaden; sie ließ ihn eines Morgens holen und beschimpfte ihn sofort. Er zahlte mit gleicher Münze zurück und schließlich zankten sie sich derart aus, dass sie einander in die Haare geraten wären, wenn nicht Frau von Roucoulles dazwischengegangen wäre. Eversmann schwor, sich zu rächen, und fand am nächsten Tag Gelegenheit dazu. Er sagte zum König, dass sich die Leti überhaupt nicht um meine Erziehung kümmere, dass sie die Geliebte von Oberst Forcade und Herrn Fourneret sei, mit denen sie sich den ganzen Tag lang einschließe, dass ich nichts mehr lerne und der König zum Beweis, dass er die Wahrheit sagte, mich nur abzuprüfen brauchte. Die Denunziation von Eversmann entsprach in jeder Hinsicht der Wahrheit, doch die Leti war unschuldig, was den letzten Punkt anging.

Ich war sechs Monate lang krank gewesen, was mich stark zurückgeworfen hatte, und nach meiner Genesung hatte ich das Lernen noch nicht wieder beginnen können, weil ich andauernd bei der Königin war, zu der ich mich schon um zehn Uhr am Morgen begab, um mich erst um elf Uhr am Abend zurückzuziehen. Der König, der die Wahrheit ergründen wollte, stellte mir eines Tages etliche Fragen zur Religion. Ich zog mich sehr gut aus der Affäre und stellte ihn bei allen Punkten, zu denen er mich befragte, zufrieden; aber bei den Zehn Geboten, die ich aufsagen sollte, war das nicht der Fall. Ich verhaspelte mich und schaffte es nie, sie aufzusagen, was ihn in so heftige Wut versetzte, dass er mich beinahe mit Schlägen traktiert hätte. Mein armer

Lehrer zahlte die Zeche: Sofort am nächsten Morgen wurde er fortgejagt. Auch die Leti wurde nicht verschont. Der König befahl der Königin, ihr einen scharfen Verweis zu erteilen und ihr unter Androhung ihrer Entlassung zu verbieten, weiterhin Männer bei sich zu empfangen, nicht einmal Geistliche. Die Königin gehorchte mit Freuden und war begeistert, einen solchen Vorwand zu finden, um sie zu quälen. Diese entschuldigte sich, so gut sie konnte. Sie beklagte sich über mich und behauptete, ich zeigte ihr gegenüber weder Rücksicht noch Respekt, tue immer das Gegenteil von allem, was sie mir sage, und da sie fast gar nicht mehr in meiner Nähe sei, könne sie für mein Verhalten keine Verantwortung übernehmen.

Die Königin behandelte mich sehr ungnädig und gebrauchte solch harte Worte, dass sie mich in Verzweiflung versetzte. So jung ich auch noch war, so großen Eindruck hinterließ das bei mir. „Was denn", sagte ich zu mir selbst, „verdient ein Mangel an Gedächtnis derartige Vorwürfe? Der Leti habe ich nicht gehorcht, das stimmt; ich habe ihr nicht mehr als Spitzel dienen wollen; sie hat mir die Geheimnisse, die mir die Königin anvertraut hatte, nicht entlocken können; ich habe in allem den Befehlen der Königin gehorcht, dennoch dreht sie mir heute einen Strick daraus. Aus Liebe zu ihr habe ich jeden erdenklichen Kummer ausgehalten; ich bin grün und blau geschlagen worden und das ist nun die Belohnung, die sie mir dafür gibt."

Einen Moment darauf verfluchte ich meine Güte zu der Leti. Ich hätte mich nur bei der Königin über die schlechte Behandlung zu beschweren brauchen und ich gestehe, dass ich eine Zeit lang schwankte, ob ich die Königin oder dieses Fräulein verraten sollte. Doch meine Herzensgüte ließ mich diese Rachegedanken überwinden und ich beschloss zu schweigen.

Meine gesamte Lebensweise änderte sich: Meine Lektionen begannen um acht Uhr morgens und dauerten bis acht Uhr abends; ich hatte nur zu den Stunden des Mittags- und Abendessens Pause, die ich auch noch unter den Vorwürfen der Königin verbrachte. Wenn ich auf mein Zimmer zurückkehrte, verabreichte die Leti mir die ihren. Ihre Wut darüber, es nicht wagen zu können, jemanden bei sich zu empfangen, fiel auf mich zurück. Es gab kaum einen Tag, an dem sie nicht die Kraft ihrer furchtbaren Fäuste auf meinem armen Körper ausprobierte. Ich weinte die ganze Nacht über, ich war ständig verzweifelt, ich hatte keinen Augenblick der Erholung und wurde ganz stumpfsinnig. Meine Lebhaftigkeit war verschwunden und ich war, mit einem Wort, an Körper und Geist nicht wiederzuerkennen.

Dieses Leben führte ich sechs Monate lang, bis wir nach Wusterhausen gingen. Dort stieg ich nach und nach wieder in der Gunst der Königin und wurde folglich ein wenig mehr in Ruhe gelassen; sie bewies mir sogar Vertrauen und ließ mich an allen ihren Gedanken teilhaben. Vor der Rückkehr nach Berlin sagte sie mir eines Tages: „Ich habe Ihnen all meinen Kummer erzählt, den ich bis heute erlitten habe, doch ich

habe Ihnen nur den kleinsten Teil von denen bekanntgemacht, die ihn verursacht haben; ich will sie Ihnen nennen und ich verbiete Ihnen unter allen Umständen, mit diesen Leuten zu sprechen oder irgendwie Umgang mit ihnen zu haben. Grüßen Sie sie ehrerbietig und das ist alles, was Ihnen gegenüber angebracht ist.“ Gleichzeitig nannte sie drei Viertel der Berliner, die, wie sie sagte, ihre Feinde waren. „Außerdem“, fügte sie hinzu, „will ich nicht, dass Sie mich kompromittieren. Wenn man Sie fragt, woher es kommt, dass Sie mit diesen Leuten nicht reden, antworten Sie darauf, dass Sie Ihre Gründe dafür haben.“ Ich gehorchte peinlich genau den Befehlen der Königin und machte mir alle Welt zum Feind.

Mittlerweile war die Leti langsam der Zwänge, in denen sie lebte, überdrüssig. Die Verbote des Königs hatten sie außer Stand gesetzt, ihre Liebesaffären und politischen Intrigen fortzusetzen. Das Ansehen des Fürsten von Anhalt war seit der Geschichte mit der Blaspiel stark gesunken, was das Fräulein um Zuwendungen brachte, die sie andauernd von dem Fürsten erhielt. Er erwähnte meine Heirat mit dem Markgrafen von Schwedt nicht mehr. All das veranlasste die Leti, sich an ihre Beschützerin Lady Arlington zu wenden, um sie zu bitten, sich zu ihren Gunsten bei der Königin einzusetzen und ihr den Titel einer Gouvernante mit allen mit diesem Posten verbundenen Vorrechten zu verschaffen; falls ihr dies verweigert würde, beschwor sie sie, ihr diesen Posten bei den Kronprinzessinnen in England zu verschaffen.

Lady Arlington schrieb ihr einen Brief, den sie bei der Königin vorweisen konnte. Er enthielt große Versprechungen hinsichtlich ihrer Karriere in England; sie zählte darin die guten Eigenschaften der Leti auf und bedauerte, dass sie so wenig Anerkennung in Berlin fänden, dass sie Auszeichnungen und Belohnungen ihrer Fürsorge für mich fordern solle und falls man sie ihr verweigere, rate sie ihr, ihren Abschied zu nehmen und sich in ein Land zu begeben, in dem man verdienten Leuten besser gerecht würde. All das war nur ein Trick, um die Königin dazu zu bewegen, ihrer Bitte nachzukommen. Die Leti schickte den Brief der Lady an die Königin und legte einen höchst impertinenten von ihrer eigenen Hand bei. Sie wolle, sagte sie, zufriedengestellt werden oder ihren Abschied bekommen. Die Königin befand sich in großer Verlegenheit, da sie gegenüber dem Fräulein Rücksicht üben musste, um die Beschützerin nicht zu verletzten, die sie empfohlen hatte und die einen allmächtigen Einfluss auf das Denken des Königs von England hatte. Sie setzte also mehrere Leute ein, um sie von diesem Vorhaben abzubringen, doch vergeblich. Schließlich erzählte sie auch mir davon - zu meinem höchsten Erstaunen - denn die Leti hatte vor mir diesen Schritt geheimgehalten. Die Königin fragte mich lange aus, wie sie mit mir umgehe. Ich äußerte mich nur lobend über sie und flehte die Königin um Gottes Willen an, den Brief der Leti auf keinen Fall dem König zu zeigen, wie sie es vorhatte, bevor ich mit ihr gesprochen hatte. „Wenn Sie sie bis morgen von ihrem Entschluss

abbringen können“, sagte mir die Königin, „bin ich einverstanden; wenn aber diese Frist abgelaufen ist, dann ist die Zeit zu einem Rückzieher vorbei.“ Sobald ich in meinem Zimmer war, sprach ich mit dem Fräulein darüber. Meine Tränen, meine Bitten, meine Schmeicheleien rührten sie, oder besser gesagt, sie war ganz froh, dass sie einen ehrenhaften Vorwand fand, den Rückzug anzutreten. Sie schrieb also einen zweiten Brief an die Königin, worin sie sie anflehte, den ersten gegenüber dem König nicht zu erwähnen.

Für dieses Mal blieb es dabei. Die Zuneigung, die ich ihr bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte, verschaffte mir zwei Wochen Ruhe; doch sie wich nur zurück, um einen neuen Anlauf zu nehmen. Ich erlitt unter ihr sechs Monate lang das Martyrium des Fegefeuers. Meine gute Meermann, die sah, wie ich tagtäglich verprügelt wurde, wollte der Königin davon berichten, doch ich hinderte sie jedesmal daran.[15] Diese Megäre krönte ihre Bosheit damit, dass sie mir das Gesicht mit einem Wasser wusch, das sie eigens aus England hatte kommen lassen und das so scharf war, dass es die Haut angriff. In weniger als acht Tagen war ich voller Ausschlag und meine Augen waren blutrot. Als die Meermann die schreckliche Wirkung sah, welche dieses Wasser nach nur zweimaligem Waschen bei mir hervorgerufen hatte, nahm sie die Flasche und warf sie aus dem Fenster, sonst wären meine Augen und mein Teint auf ewig ruiniert gewesen.

Der Anfang des Jahres 1721 verlief für mich genauso unglücklich wie das vorangegangene Jahr. Mein Martyrium setzte sich immer weiter fort. Die Leti wollte sich für die Weigerungen der Königin rächen, und da sie fest entschlossen war, mich zu verlassen, wollte sie mir ein paar Denkzettel hinterlassen. Ich glaube, dass sie, wenn sie es gekonnt hätte, mir Arme oder Beine gebrochen hätte; doch die Furcht vor Entdeckung hinderte sie daran. Sie tat also alles, was in ihrer Macht stand, um mir das Gesicht zu verunstalten; sie versetzte mir derartige Faustschläge auf die Nase, dass ich manchmal blutete wie ein Ochse.

Währenddessen traf eine weitere Antwort auf einen zweiten Brief ein, den sie an Lady Arlington geschrieben hatte. Diese schrieb ihr, sie brauche nur nach England zu kommen, wo sie ihr Protektion anbot und ihr zusicherte, ihr eine königliche Pension zu verschaffen. Die Leti wiederholte also gegenüber der Königin ihr Entlassungsgesuch; der Brief, den sie ihr schrieb, war noch unverschämter als der vorangehende. „Ich sehe schon“, sagte sie zu ihr, „dass Ihre Majestät keinerlei Neigung zeigt, mir die Vorrechte zuzubilligen, die ich anstrebe. Mein Entschluss ist gefasst. Ich bitte Sie inständig, mir meinen Abschied zu gewähren. Ich will ein unzivilisiertes Land verlassen, wo ich weder Esprit noch gesunden Menschenverstand gefunden habe, um mein Leben unter einem glücklichen Himmel zu beenden, wo Verdienst belohnt wird und der Herrscher sich nicht damit abgibt, irgendwelche hergelaufenen Offiziere auszu-

zeichnen und Leute von Geist zu verachten, wie das hier üblich ist.“ Frau von Roucoulles war anwesend, als die Königin diesen Brief erhielt. Diese teilte ihr den Inhalt mit, außer sich vor Zorn. „Ja nun, mein Gott“, sagte die Dame zu ihr, „lassen Sie doch diese Kreatur gehen, das ist das größte Glück, was der Prinzessin passieren kann. Das arme Kind leidet Marterqualen und ich fürchte, man wird sie Ihnen eines schönen Tages mit gebrochenem Kreuz herbeitragen, denn sie wird jeden Tag grün und blau geschlagen und riskiert es, zum Krüppel zu werden. Die Meermann kann Ihre Majestät besser als jeder andere darüber informieren.“ Die erstaunte Königin ließ also meine gute Amme holen. Diese bestätigte alles, was Frau von Roucoulles ihr gerade gesagt hatte, und fügte hinzu, sie habe nicht gewagt, sie früher davon zu unterrichten, weil die Leti sie mit dem hohen Ansehen bei der Königin, dessen sie sich gerühmt hatte, und durch die Drohungen, sie fortjagen zu lassen, eingeschüchtert hatte. Da zögerte die Königin nicht länger, den bewussten Brief dem König zu geben. Der Herrscher war darüber so empört, dass er in seiner ersten Anwandlung die Leti nach Spandau geschickt hätte, wenn die Königin es nicht verhindert hätte.

Sie war in Verlegenheit hinsichtlich der Wahl der Person, der sie mich anvertrauen sollte. Dennoch schlug sie dem König zwei Damen vor – ich habe nie gewusst, wer sie waren. Doch dieser lehnte beide ab und ernannte Fräulein von Sonsfeld auf diesen Posten. Ich kann diese Wohltat meines Vaters nicht genug anerkennen. Fräulein von Sonsfeld stammt aus einem hochberühmten Haus, das mit allen bedeutenden Häusern des Reiches liiert ist; ihre Vorfahren haben sich durch ihre Verdienste und hohen Ämter ausgezeichnet. Selbst eine raffiniertere Feder als die meine könnte ihr Porträt nur in Andeutungen skizzieren. Ihr Charakter wird im Lauf dieser Memoiren von selbst hervortreten. Er kann für einzigartig gelten: Er ist ein Ensemble aus Tugenden und Gefühlen; Verstand, Willensstärke, Großzügigkeit gehen bei ihr einher mit bezaubernden Umgangsformen. Ihre vornehme Höflichkeit verschafft ihr Respekt und Vertrauen. Zu all diesen Vorzügen gesellt sich eine äußerst liebenswerte Gestalt, die sie bis in fortgeschrittenes Alter bewahrt hat. Sie war Ehrendame bei der Königin Charlotte, meiner Großmutter, gewesen und hatte denselben Posten im Hause der Königin, meiner Mutter, inne. Sie hatte niemals heiraten wollen und glänzende Partien ausgeschlagen. Sie war vierzig Jahre alt, als sie die Stelle bei mir antrat. Ich liebe und verehre sie wie meine Mutter; sie ist immer noch bei mir, und wie es scheint, wird erst der Tod uns scheiden.[16]

Die Königin konnte sie nicht leiden. Sie stritt lange mit dem König, doch am Ende musste sie nachgeben, weil sie keine triftigen Gründe gegen diese Wahl vorbringen konnte. Über das Ganze hat mich mein Bruder informiert, der bei dieser Unterhaltung dabei war, denn die Königin hatte mir gegenüber ein Geheimnis daraus gemacht. Sie war höchst verblüfft, mich in Tränen aufgelöst zu finden, als sie in ihre

Gemächer zurückkehrte. „Aha“, sagte sie zu mir, „schau an, Ihr Bruder hat geplaudert und Sie wissen, worum es geht. Sie sind ganz schön dämlich, darüber traurig zu sein. Haben Sie noch nicht genug von den Prügeln?“ Ich flehte sie an, die Leti wieder in Gnaden aufzunehmen, doch sie entgegnete mir, ich müsse mich damit abfinden und die Sache sei nicht mehr zu ändern. Fräulein von Sonsfeld, die sie hatte holen lassen, trat in diesem Augenblick ein; die Königin nahm sie bei der Hand, mich bei der anderen und brachte uns zum König.

Der äußerte sich sehr zuvorkommend ihr gegenüber und kündigte ihr schließlich an, welchen Posten er ihr geben wollte. Sie antwortete dem König respektvoll und bat ihn dringend, dieses Amt nicht antreten zu müssen, wobei sie sich auf ihre mangelnde Eignung berief. Der König setzte ihr auf jede Weise zu und sie nahm erst unter Drohungen sein Angebot an. Er verlieh ihr einen Rang und versprach ihr alle möglichen Vorteile sowohl für sie selbst als auch für ihre Familie. Am dritten Osterfeiertag wurde sie als meine Hofmeisterin eingestellt.

Das Unglück der Leti berührte mich zutiefst; sie erhielt ihren Abschied auf eine recht grobe Art und Weise. Der König ließ ihr über die Königin mitteilen, dass er sie, wenn es nach ihm gegangen wäre, am liebsten nach Spandau geschickt hätte, dass sie es nicht wagen solle, ihm unter die Augen zu kommen, und er ihr acht Tage gebe, um den Hof zu verlassen und außer Landes zu gehen. Ich tat, was ich konnte, um sie zu trösten und ihr meine Freundschaft zu bezeugen.

Ich besaß nicht gerade viel zu jener Zeit; dennoch gab ich ihr Edelsteine, Schmuckstücke und Silberwaren im Wert von fünftausend Talern, nicht gerechnet das, was sie von der Königin bekam. Trotzdem hatte sie die Schlechtigkeit, mir alle meine Habe wegzunehmen, und so hatte ich am Tag nach ihrer Abreise nicht ein Kleid zum Anziehen, weil das Fräulein alles weggeschleppt hatte. Die Königin musste mich von Kopf bis Fuß neu ausstaffieren. Ich gewöhnte mich rasch an meine neue Herrschaft. Frau von Sonsfeld studierte sogleich meine Gemütsverfassung und meinen Charakter. Sie merkte, dass ich völlig verschüchtert war; ich zitterte, wenn sie streng war, und hatte nicht den Mut, zwei Sätze hintereinander zu sagen, ohne zu stocken. Sie machte der Königin klar, dass man versuchen müsse, mich zu zerstreuen, und mich sehr sanftmütig behandeln müsse, um mir Selbstsicherheit zu geben; ich sei sehr gelehrig, und wenn sie mich bei meiner Ehre packe, würde ich tun, was sie wolle.

Die Königin überließ ihr vollkommen die Herrschaft über meine Erziehung. Sie diskutierte täglich mit mir über belanglose Dinge und versuchte, mich zu veranlassen, mir meine Meinung anlässlich von Tagesereignissen zu bilden. Ich begann, eifrig zu lesen, was bald meine Lieblingsbeschäftigung wurde. Der Ehrgeiz, den sie mir einflößte, ließ mich bald Geschmack an meinen übrigen Studien finden. Ich lernte Englisch, Italienisch, Geschichte, Geographie, Philosophie und Musik. Ich machte in

kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte. Ich war so versessen aufs Lernen, dass man meine allzu große Lernbegier bremsen musste. Ich verbrachte zwei Jahre auf diese Weise, und weil ich ausschließlich über Dinge schreibe, die der Mühe wert sind, gehe ich zum Jahr 1722 über.

Es begann zunächst mit neuen Widrigkeiten für mich. Weil aber der Hof von England von großer Bedeutung in diesen Memoiren sein wird, ist es angebracht, dass ich eine Vorstellung davon gebe. Der König von Großbritannien war ein Herrscher, der sich zugutehielt, Gesinnung zu besitzen; doch leider hatte er sich niemals bemüht zu ergründen, was es dazu braucht. Viele Tugenden werden zu Lastern, wenn man sie auf die Spitze treibt: In dieser Situation war er. Er zeigte eine Willensstärke, die in Grobheit ausartete, einen Gleichmut, den man Trägheit nennen konnte. Seine Großzügigkeit erstreckte sich nur auf seine Günstlinge und Mätressen, von denen er sich beherrschen ließ; der Rest der Menschheit blieb davon ausgeschlossen. Seit seiner Thronbesteigung war er unerträglich hochmütig geworden. Zwei Eigenschaften verschafften ihm Ansehen: seine Redlichkeit und seine Gerechtigkeit. Er war kein bisschen boshaft und war stolz darauf, gegenüber denjenigen, denen er wohlgesinnt war, beständig zu sein. Er war kühl im Umgang, sprach wenig und liebte es, albernes Zeug reden zu hören.
Die Gräfin Schulenburg, damals noch Herzogin von Kendal und Prinzessin von Eberstein, war seine Geliebte oder vielmehr hatte er sie zur linken Hand geheiratet. Sie zählte zu den Frauen, die so gut sind, dass sie sozusagen zu nichts gut sind. Sie besaß weder Laster noch Tugenden und ihr ganzes Streben ging nur dahin, seine Gunst zu behalten und zu verhindern, dass eine Andere sie ausstach.
Die Prinzessin von Wales war unendlich geistvoll, kenntnisreich, belesen und sehr fähig in der Politik. Gleich bei ihrer Ankunft in England flogen ihr alle Herzen zu. Ihre Umgangsformen waren reizend, sie war zugänglich, doch sie hatte nicht das Glück, sich die Zuneigung des Volkes zu bewahren; und man hatte ihren wahren Charakter zu ergründen gewusst, der ihrem Äußeren nicht entsprach: Sie war herrschsüchtig, falsch und ehrgeizig. Sie wurde immer mit Agrippina verglichen; sie hätte wie jene Kaiserin ausrufen können: „Mag alles untergehen, Hauptsache ich herrsche." Der Prinz, ihr Gatte, hatte nicht mehr Verstand als der König, sein Vater. Er war lebhaft, aufbrausend, hochfahrend und unverzeihlich geizig.
Lady Arlington, die den zweiten Rang einnahm, war eine natürliche Tochter des verstorbenen Kurfürsten von Hannover und einer Gräfin von Platen. Von ihr lässt sich mit Recht sagen, dass sie einen teuflischen Geist hatte, denn sie war ganz und gar dem Bösen zugewandt. Sie war lasterhaft, intrigant und ebenso ehrgeizig wie diejenigen, deren Porträt ich soeben entworfen habe. Diese drei Frauen beherrschten ab-

wechselnd den König, obwohl sie untereinander spinnefeind waren. In einem Punkt waren sie sich einig, und zwar darin, dass sie nicht wollten, dass der junge Herzog von Gloucester eine Prinzessin aus großem Hause heiratete, und sich eine wünschten, die kein großes Licht war, damit sie an der Regierung blieben.
Lady Arlington, die ihre eigenen Absichten hatte, entsandte Fräulein von Pöllnitz nach Berlin. Diese war Ehrendame und Favoritin der Königin Charlotte, meiner Großmutter, gewesen; sie hatte sich nach dem Tod der Herrscherin nach Hannover zurückgezogen, wo sie von einer Pension lebte, die ihr der König von England gewährt hatte. Ihre Gesinnung war ebenso schlecht wie die der Lady; sie war ebenso intrigant wie sie, ihre giftige Zunge verschonte niemanden. Sie zeigte lediglich drei kleine Schwächen: Sie liebte das Spiel, die Männer und den Wein. Die Königin, meine Mutter, kannte sie seit langem.
Weil sie Bescheid wusste, dass Fräulein von Pöllnitz großes Ansehen am Hof von Hannover genoss, empfing sie sie aufs beste. Als sie mich danach vorgestellt hatte, sagte sie zu mir: „Hier ist eine meiner alten Freundinnen, mit der Sie gern Bekanntschaft machen werden." Ich grüßte sie und machte eine sehr zuvorkommende Bemerkung zu dem, was die Königin soeben sagte. Sie musterte mich eine Zeit lang von Kopf bis Fuß, wandte sich dann zur Königin und sagte zu ihr: „Mein Gott, Madame, wie unansehnlich die Prinzessin ist, was für eine Figur und was für eine Anmut für ein junges Fräulein und wie sie herausgeputzt ist!" Die Königin war ein wenig aus der Fassung gebracht durch diesen Auftakt, den sie nicht erwartet hatte. „Es stimmt", sagte sie, „sie könnte besser aussehen. Immerhin hat sie eine gerade Figur und wenn sie ausgewachsen ist, wird sie sich entwickeln. Wenn Sie jedoch mit ihr sprechen, werden Sie sehen, dass sie Grips hat." Die Pöllnitz fing also eine Unterhaltung mit mir an, aber auf eine ironische Art und Weise, indem sie mir Fragen stellte, die zu einem Kind von vier Jahren gepasst hätten. Ich war darüber so pikiert, dass ich mich nicht mehr herabließ, ihr zu antworten. Sie ergriff diese Gelegenheit, um der Königin einzureden, ich sei launisch und hochmütig und ich hätte sie von oben herab angeschaut. Das brachte mir sehr scharfe Tadel ein, die so lange andauerten, wie jenes Fräulein in Berlin war. Sie suchte in allem Streit mit mir. Einmal sprach man über das Gedächtnis. Die Königin sagte zu ihr, meines sei wunderbar. Die Pöllnitz setzte ein boshaftes Lächeln auf, das bedeutete, dass es nicht an dem war. Die verärgerte Königin schlug ihr vor, mich auf die Probe zu stellen, und wettete, dass ich innerhalb eine Stunde 150 Verse auswendig lernen würde. „Na gut", sagte die Pöllnitz, „dann soll sie mir mal ein bisschen das Ortsgedächtnis ausprobieren und ich will wetten, dass sie nicht behalten wird, was ich ihr aufschreibe." Die Königin wollte aufrechterhalten, was sie vorgebracht hatte, und ließ mich holen. Sie zog mich beiseite und sagte mir, sie verzeihe mir alles, was gewesen war, wenn ich sie ihre Wette ge-

winnen ließe. Ich wusste nicht, was Ortsgedächtnis ist, weil ich noch nie davon hatte reden hören. Die Pöllnitz schrieb fünfzig bizarre Namen auf, die sie erfunden hatte und die alle nummeriert waren. Sie las sie mir zweimal vor und nannte immer die Nummern dazu; danach musste ich sie auswendig hintereinander aufsagen. Der erste Versuch gelang mir sehr gut, doch sie wollte einen zweiten und fragte sie mich durcheinander ab, wobei sie mir nur die Nummern nannte. Zu ihrem großen Leidwesen gelang es mir nochmals. Niemals habe ich mein Gedächtnis mehr angestrengt und dennoch konnte sie sich nicht überwinden, sich zu einem Glückwunsch herabzulassen. Die Königin verstand dieses Verhalten überhaupt nicht und war darüber äußerst pikiert, obwohl sie es nach außen hin nicht zeigte. Fräulein von Pöllnitz befreite uns endlich von ihrer unerträglichen Kritisiererei und kehrte nach Hannover zurück.
Kurz nach ihrer Abreise kam auch Fräulein von Brunow, die Schwester der Frau von Kamecke nach Berlin. Sie war Ehrendame der Kurfürstin Sophie von Hannover, meiner Urgroßmutter, gewesen und hielt sich immer noch an diesem Hof auf, wo sie eine Pension hatte. Sie hatte ein gutes Wesen, war aber dumm wie Bohnenstroh. Sie informierte sich bei ihrer Schwester genau über mich; weil diese mir sehr gewogen war, lobte sie mich über den grünen Klee. Die Brunow schien überrascht über den Bericht von Frau von Kamecke. „Unter Schwestern", sagte sie zu ihr, „kann man offener sprechen, als Sie es tun, und muss nicht Dinge kaschieren, die bekannt sind; denn wir in Hannover sind sehr gut über das unterrichtet, was die Prinzessin betrifft: Wir wissen, dass sie verwachsen, dass sie abstoßend hässlich, dass sie boshaft und hochmütig ist und dass sie, mit einem Wort, ein kleines Scheusal ist, das besser niemals auf die Welt gekommen wäre." Frau von Kamecke war verärgert und stritt sehr heftig mit ihrer Schwester und nahm sie, um sie von ihren Vorurteilen zu befreien, zur Königin mit, wo ich war. Man konnte sie nur mit Mühe davon überzeugen, dass ich es war, die sie sah. Doch sie ließ sich erst überzeugen, dass ich gerade gewachsen war, als man mich in ihrer Gegenwart ausziehen ließ. Mehrere Damen aus Hannover wurden mehrfach nach Berlin geschickt, um mich zu untersuchen. Ich war gezwungen, vor ihnen zur Musterung anzutreten und ihnen meinen Rücken zu zeigen, um ihnen zu beweisen, dass ich nicht bucklig war. Das machte mich ganz wütend und zu allem Unglück hatte sich die Königin in den Kopf gesetzt, mich schlanker zu machen, als ich war. Sie ließ meinen Schnürrock derart eng zusammenzerren, dass ich ganz blau wurde und mir die Luft wegblieb. Die Pflege von Frau von Sonsfeld hatte meinen Teint wieder in Ordnung gebracht, ich wäre ganz passabel gewesen, wenn mir die Königin nicht geschadet hätte, indem sie mich so eng schnüren ließ. So verging das ganze Jahr. Da es nichts weiter groß Bedeutendes gab, gehe ich zum Jahr 1723 über.

Der König von England traf im Frühjahr in Hannover ein; die Herzogin von Kendal und Lady Arlington waren in seinem Gefolge und die Leti begleitete die Letzte der beiden Damen. Sie lebte einzig nur von ihrer Gnade und einer Pension, die sie beim König für sie hatte erwirken lassen. Der König, mein Vater, der damals nur meine Heirat mit dem Herzog von Gloucester im Kopf hatte, begab sich kurz nach der Ankunft des Prinzen nach Hannover. Er wurde dort mit allen nur erdenklichen Bekundungen der Freude und Zuneigung empfangen und kehrte sehr zufrieden mit seinem Aufenthalt nach Berlin zurück.

Die Königin reiste kurz nach seiner Rückkehr ab, beauftragt mit geheimen Instruktionen für ihren königlichen Vater und damit, ein Offensiv- und Defensivbündnis zwischen den beiden Monarchen abzuschließen, das durch die Heirat meines Bruders und meine eigene besiegelt werden sollte. Sie fand jedoch gar nicht die erhoffte positive Bereitschaft vor. Der König von England war mit allen Vorschlägen einverstanden außer mit meiner Heirat; er entschuldigte sich damit, dass er keine Verpflichtung eingehen könne, ohne die Neigungen des Prinzen, seines Enkels, erfragt zu haben und sicher zu sein, dass unsere Temperamente und Charaktere zueinander passten. In ihrer Verzweiflung und weil sie nicht wusste, wie sie sich aus der Patsche helfen sollte, wandte sich die Königin an die Herzogin von Kendal. Sie beklagte sich bitter bei dieser Dame über die Antwort des Königs und unternahm alle Anstrengungen, um sie für ihre Interessen einzuspannen. Mit Hilfe von Schmeicheleien und inständigen Bitten gelang es ihr endlich, die Herzogin zum Reden zu bringen. Sie gestand der Königin, dass das Abrücken des Königs von meiner Heirat von den böswilligen Eindrücken herrührte, die man ihm über mich vermittelt hatte; dass die Leti eine Beschreibung von mir gegeben hatte, die jedem Mann hätte die Lust vergehen lassen, mich zu heiraten; sie habe ein Bild von mir von äußerster Hässlichkeit und Ungestalt entworfen; ihre Lobreden über meinen Charakter stimmten vollständig mit denen über meine Gestalt überein; sie habe mich als derart bösartig und cholerisch dargestellt, dass ich mehrfach täglich aus purer Wut epileptische Anfälle bekäme. „Urteilen Sie selbst, Madame“, fuhr die Herzogin fort, „ob nach solchen Berichten, die durch Fräulein von Pöllnitz bestätigt wurden, Ihr königlicher Vater in diese Heirat einwilligen kann.“ Die Königin, die ihre Entrüstung nicht verbergen konnte, erzählte ihr das ganze Verhalten der Leti mir gegenüber und die Gründe, die sie bewogen hatten, sich ihrer zu entledigen; sie führte alle Leute auf, die von Hannover nach Berlin gesandt worden waren, und berief sich auf deren Zeugenschaft; kurz, man machte der Herzogin derart klar, dass all diese Gerüchte falsch waren, dass sie völlig vom Gegenteil überzeugt war.

Als enge Freundin von Lord Townshend, dem damaligen Ersten Staatssekretär, beschloss sie, ganz allein die Angelegenheit zum Abschluss zu bringen, damit man ihr

allein alles verdanke. Weil sie aber ahnte, dass es ihr sehr schwer fallen würde, den König von den Vorurteilen, die man ihm mir gegenüber eingeflößt hatte, abzubringen, riet sie der Königin, ihn zu überreden, eine Reise nach Berlin zu machen, um sich durch eigenen Augenschein vom Eindruck der über mich verbreiteten Verleumdungen befreien zu können. Die Königin verstand es, den Sinn des Königs so gut zu lenken, und sie wurde dabei von der Herzogin so stark unterstützt, dass er ihren Wünschen nachgab und seine Reise auf den Oktober festsetzte.
Triumphierend kehrte die Königin nach Berlin zurück und wurde vom König, ihrem Gemahl, aufs beste empfangen. Es ist unvorstellbar, welche Freude das Kommen des Königs von England im ganzen Land auslöste und welche Genugtuung der König darüber empfand. Nur ich hatte keinen Anteil daran, weil ich von morgens bis abends malträtiert wurde. Zu allem, was ich tat, bemerkte die Königin unweigerlich: „Dieses Benehmen ist sicher nicht nach dem Geschmack meines Neffen; Sie müssen sich von nun nach seinem Wesen richten, denn Ihre Art gefällt ihm bestimmt nicht." Diese Tadel, die ich tausendmal am Tag einsteckte, schmeichelten meiner Eigenliebe nicht gerade.
Immer schon hatte ich das Pech, viel nachzudenken; ich sage Pech, denn manchmal geht man den Dingen allzu sehr auf den Grund und entdeckt dabei solche, die einen sehr bekümmern. Es ist gut, über sich selbst nachzudenken, aber man wäre viel glücklicher, wenn man jeden verdrießlichen Gedanken auszuschalten versuchte. Das ist ein körperliches Übel, aber ein moralisches Gut, und obwohl dieses moralische Gut mir manchmal sehr beschwerlich ist, finde ich es dennoch nützlich zum Wohle der Lebensführung. Doch ich merke, dass meine Ausfälle gegen das Übermaß der Reflexionen zu solchen führen, die nichts mit dem Faden meiner Geschichte zu tun haben.
Ich komme auf jene Reflexionen zurück, die ich angesichts der Vorgehensweise der Königin anstellte. „Wie hart ist es für mich", sagte ich oft zu meiner Hofmeisterin, „dauernd auf eine so seltsame Art von der Königin getadelt zu werden. Ich merke, dass ich Fehler habe; ich strebe an, sie abzulegen; aber ich tue das aus dem Wunsch, mir die Wertschätzung und die Zustimmung von allen zu verschaffen. Ist es notwendig, mich mit anderen Motiven als dem der Ehre anzuspornen? Und was soll das dauernde Gerede über den Herzog von Gloucester und die Mühe, die ich mir geben soll, um ihm eines Tages zu gefallen? Mir scheint, ich bin so viel wert wie er, und wer weiß, ob er nach meinem Geschmack ist und ob ich glücklich mit ihm zusammenleben kann? Wozu all diese Avancen vor der Heirat? Ich bin Königstochter und eine so große Ehre ist es nicht für mich, diesen Prinzen zu heiraten. Ich empfinde keinerlei Neigung für ihn und alles, was mir die Königin Tag für Tag erzählt, flößt mir mehr Abneigung als Bereitwilligkeit ein, ihn zu heiraten." Frau von Sons-

feld wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Meine Überlegung war allzu treffend, um sie zu verurteilen. Ich war von Natur aus schüchtern und dieses unaufhörliche Geschimpfe machte mich nicht mutiger. Sie machte der Königin Vorhaltungen, aber sie führten zu nichts.

Zu jener Zeit kam einer der Edelleute des Herzogs von Gloucester nach Berlin. Die Königin hielt Audienz; er wurde ihr wie auch mir vorgestellt. Er übergab mir ein sehr zuvorkommendes Grußwort seines Herrn. Ich errötete und antwortete nur mit einer Verbeugung. Die Königin, die lauschte, war verärgert, dass ich auf das Kompliment des Herzogs nichts geantwortet hatte, wusch mir gehörig den Kopf und befahl mir, diesen Fehler am nächsten Tage wieder auszubügeln, wenn ich mir nicht ihren gerechten Zorn zuziehen wolle. In Tränen aufgelöst zog ich mich auf mein Zimmer zurück; ich war wütend auf die Königin und den Herzog. Ich schwor, ihn niemals zu heiraten; wenn man mich schon vor der Heirat derart unter seine Fuchtel bringen wolle; dann, das sei mir klar, wäre ich schlimmer dran als eine Sklavin, nachdem sie geschlossen wäre; die Königin mache alles nur nach ihrem Kopf, ohne jemals mein Herz zu befragen, und schließlich wolle ich mich ihr zu Füßen werfen und sie anflehen, mich nicht unglücklich zu machen, indem sie mich zwinge, einen Prinzen zu heiraten, für den ich keinerlei Neigung empfände und mit dem ich ganz sicher unglücklich würde. Meine Hofmeisterin hatte alle Mühe, mich zu beruhigen und mich daran zu hindern, diesen Fauxpas zu begehen. Ich war gezwungen, mich am Tag darauf mit dem Edelmann zu unterhalten und mit ihm über den Herzog zu sprechen, was ich sehr gezwungen und mit äußerst verlegener Miene tat.

Unterdessen kam die Ankunft des Königs von England näher. Wir begaben uns am 6. Oktober nach Charlottenburg, um ihn zu empfangen. Mir klopfte das Herz und ich war ängstlich und aufgeregt. Er kam am 8. um sieben Uhr abends dort an. Der König, die Königin und der ganze Hof empfingen ihn im Schlosshof, denn die Gemächer lagen im Erdgeschoss. Nachdem er den König und die Königin begrüßt hatte, wurde ich ihm vorgestellt. Er umarmte mich, wandte sich zur Königin und sagte zu ihr: „Ihre Tochter ist recht groß für ihr Alter." Er reichte ihr die Hand und geleitete sie in sein Gemach, wohin ihnen alle anderen folgten. Sobald ich eintrat, nahm er eine Kerze und schaute mich von Kopf bis Fuß an. Ich stand regungslos wie eine Statue und ganz fassungslos. All das ging vor sich, ohne dass er ein einziges Wort zu mir gesagt hätte. Nachdem er mich derart gemustert hatte, wandte er sich an meinen Bruder, war sehr aufmerksam zu ihm und unterhielt sich lange mit ihm. Ich nutzte die Gelegenheit, um mich zu entfernen; die Königin gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen, und ging in ein angrenzendes Zimmer, wo sie sich die Engländer und die Deutschen aus der Begleitung des Königs vorstellen ließ. Nachdem sie eine Weile mit ihnen gesprochen hatte, sagte sie zu den Herren, sie lasse mich zu ihrer Unterhaltung bei

ihnen. „Sprechen Sie Englisch mit meiner Tochter“, sagte sie zu ihnen, „Sie werden sehen, dass sie es sehr gut spricht.“ Ich fühlte mich wesentlich weniger verlegen, sobald die Königin weg war, fasste ein wenig Mut und fing mit den Herren ein Gespräch an. Da ich die Sprache genauso gut wie meine Muttersprache sprach, zog ich mich sehr gut aus der Affäre und alle schienen von mir begeistert. Sie sangen bei der Königin ein Loblied auf mich und sagten zu ihr, dass ich ganz wie eine Engländerin aussehe und dass ich wie geschaffen sei, um eines Tages ihre Herrscherin zu sein. Das bedeutete eine ganze Menge, denn diese Nation hält sich den anderen gegenüber für so überlegen, dass sie sich einbilden, besonders höflich zu sein, wenn sie sagen, dass jemand englische Umgangsformen besitzt. Ihr König hatte eher spanische Umgangsformen: Er war äußerst förmlich und sprach zu niemandem ein Wort. Er grüßte Frau von Sonsfeld sehr kühl und fragte sie, ob ich immer so ernst sei und ob ich melancholisches Temperament hätte. „Nichts weniger als das“, antwortete sie, „doch ihr Respekt für Ihre Majestät hindert sie daran, so munter zu sein, wie sie es sonst ist.“ Er schüttelte den Kopf und antwortete nichts. Sein Empfang und das, was ich gerade vernahm, flößten mir eine derartige Furcht vor ihm ein, dass ich nie den Mut fand, ihn anzusprechen. Schließlich begab man sich zu Tisch, wo der König immer noch stumm blieb, vielleicht zu Recht, vielleicht zu Unrecht; aber ich glaube jedenfalls, dass er sich an das Sprichwort hielt, wonach Reden Silber, Schweigen Gold ist. Am Ende des Mahls fühlte er sich unwohl. Die Königin wollte ihn dazu überreden, die Tafel zu verlassen; sie tauschte lange Komplimente aus; doch am Ende warf sie ihre Serviette hin und erhob sich. Der König von England begann zu schwanken, der von Preußen eilte herbei, um ihn zu stützen; alle bemühten sich um ihn, doch vergebens, er fiel auf die Knie, seine Perücke zur einen, sein Hut zur anderen Seite. Vorsichtig legte man ihn auf den Boden, wo er eine gute Stunde bewusstlos liegen blieb. Dank der Pflege, die man ihm angedeihen ließ, kehrten seine Lebensgeister nach und nach zurück. Der König und die Königin waren währenddessen untröstlich und viele Leute waren der Meinung, dass diese Attacke der Vorläufer eines Schlaganfalls sei. Sie baten ihn inständig, sich zurückzuziehen; doch er wollte nicht und geleitete die Königin in ihr Gemach zurück. Die ganze Nacht über ging es ihm schlecht, wie man aber nur unter der Hand erfuhr. Doch das hinderte ihn nicht daran, am folgenden Tage wieder zu erscheinen. Der ganze Rest seines Aufenthalts verging mit Vergnügungen und Festen. Es gab jeden Tag Geheimkonferenzen zwischen den englischen und preußischen Ministern. Das Ergebnis war schließlich die Vereinbarung des Bündnisvertrages und der Doppelhochzeit, die in Hannover in die Wege geleitet worden war. Die Unterschrift wurde am 12. desselben Monats vollzogen. Der König von England reiste am Tage danach ab und sein Abschied von seiner ganzen Familie war genauso kühl, wie es der Empfang gewesen war. Der König und die Kö-

nigin sollten zurückkehren, um ihm in Göhrde Besuch abzustatten, einem Jagdsitz nahe Hannover.
Schon seit fast sieben Monaten war die Königin sehr unpässlich, ihre Beschwerden waren so eigenartig, dass die Ärzte über ihren Zustand keine Prognose abzugeben wussten. Jeden Morgen schwoll sich ihr Körper gewaltig an und gegen Abend verging diese Schwellung wieder. Eine Zeitlang schwankte die Ärztefakultät, ob es sich nicht um eine Schwangerschaft handelte, doch in letzter Instanz hatte sie geurteilt, dass diese Unpässlichkeit aus einer anderen Ursache herrühre, die zwar äußerst lästig, aber keinesfalls gefährlich sei.
Die Reise des Königs nach Göhrde war auf den 8. November festgesetzt. Er sollte am frühen Morgen abreisen und wir verabschiedeten uns alle von ihm. Doch die Königin verhinderte die Abreise. Sie erkrankte während der Nacht an einer heftigen Kolik, aber sie verheimlichte ihren Zustand so lange wie möglich, um den König auf keinen Fall zu wecken. Als sie aber an bestimmten Umständen gemerkt hatte, dass Wehen einsetzten, rief sie Hilfe herbei. Es blieb nicht genug Zeit, um eine Hebamme oder einen Arzt holen zu lassen, und so brachte sie glücklich ohne weitere Hilfe als die des Königs und einer Kammerfrau eine Prinzessin zur Welt. Es gab weder Windeln noch Wiege und es herrschte vollständige Verwirrung. Der König ließ mich vier Stunden nach Mitternacht rufen. Nie habe ich ihn so guter Laune gesehen: Er platzte vor Lachen, wenn er an den Dienst dachte, den er der Königin erwiesen hatte. Der Herzog von Gloucester, mein Bruder, die Prinzessin Amalie von England und ich waren Taufpaten des Kindes. Am Nachmittag hielt ich es über dem Taufbecken und meine Schwester erhielt den Namen Anna Amalie.
Der König brach am nächsten Tag auf. Da er sehr schnell reiste, kam er am Abend in Göhrde an, wo man in großer Sorge war, weil der König von England ihn schon für den Tag zuvor erwartet hatte. Er war sehr erstaunt, als er vom Grund der Verspätung des Königs erfuhr. Grumbkow war in seinem Gefolge. Er hatte sich einige Zeit vorher mit dem Fürsten von Anhalt zerstritten und versuchte, sich mit dem König von England zu versöhnen; weil er aber wollte, dass alle Staatsangelegenheiten durch seine Hände gingen, und die Königin ihm dabei im Wege stand, so versäumte er es nicht, von den Umständen zu profitieren, um erneut Zwietracht zwischen dem König und ihr zu säen. Ich habe schon gesagt, dass der Herrscher äußerst eifersüchtig war. Grumbkow packte ihn bei dieser seiner Schwäche und ließ in ihm durch ein paar Andeutungen und geschickte Bemerkungen der Tugend seiner Gemahlin sehr abträgliche Gedanken aufkeimen. Nach zwei Wochen kehrte er wie ein Rasender nach Berlin zurück. Uns begrüßte er sehr wohlwollend, die Königin aber wollte er überhaupt nicht sehen. Er durchquerte ihr Schlafgemach, um zum Abendessen zu gehen, ohne ihr ein Wort zu sagen. Die Königin und wir alle machten uns wegen dieses Vor-

gehens die schlimmsten Sorgen; schließlich sprach sie ihn an und bezeugte ihm mit den zärtlichsten Worten ihren Kummer über seine Handlungsweise. Er antwortete ihr mit nichts als Beleidigungen und machte ihr Vorwürfe wegen ihrer angeblichen Untreue, und wenn Frau von Kamecke ihn nicht entfernt hätte, dann wäre sein Wutausbruch vielleicht in ganz schlimme Gewalttätigkeiten ausgeartet. Am folgenden Tage ließ er die Ärzte, den Generalstabsarzt Holtzendorff und Frau von Kamecke herbeiholen, um das Verhalten der Königin zu untersuchen. Alle ergriffen lebhaft Partei für sie. Die Oberhofmeisterin gebrauchte sogar harte Worte und machte ihm klar, wie unbegründet seine Verdächtigungen waren. In der Tat war die Tugend der Königin ohne Fehl und Tadel und selbst schlimmste Lästerzungen konnten an ihr nichts auszusetzen finden. Der König kehrte in sich, bat sie unter vielen Tränen um Verzeihung, die von der Güte seines Herzens zeugten, und der Frieden war wiederhergestellt.

Ich habe von dem Zerwürfnis zwischen den beiden Günstlingen gesprochen. Da es im Jahre 1724 zu Tage trat, ist es angemessen, an dieser Stelle detailliert davon zu erzählen. Seit dem Sturz von Frau von Blaspiel und dem guten Einvernehmen zwischen den Höfen von England und Preußen war der Stern des Fürsten von Anhalt sehr gesunken: Er verbrachte sein Leben in Dessau und kam nur selten nach Berlin. Der König war dennoch immer sehr zuvorkommend zu ihm und behandelte ihn wegen seines militärischen Wissens gut. Grumbkow dagegen stand noch immer in seiner Gunst und war als Minister für die auswärtigen und inneren Angelegenheiten zuständig. Der Fürst war Pate einer seiner Töchter und hatte ihr eine Mitgift von 5000 Talern versprochen. Als diese Tochter heiraten sollte, schrieb ihm ihr Vater, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Sehr ungehalten über das Benehmen Grumbkows, der keinerlei Zurückhaltung mehr ihm gegenüber kannte und allein den Willen des Königs beherrschte, stritt der Fürst heftig sein Versprechen ab. Grumbkow gab eine Antwort, er eine Replik. Am Ende warfen sie einander all ihre Gaunereien vor und ihr Briefwechsel artete derart in Beleidigungen aus, dass der Fürst von Anhalt beschloss, den Streit durch das Waffenglück entscheiden zu lassen. Trotz all seiner hohen Verdienste galt Grumbkow als ausgemachter Feigling. Er hatte die Beweise für seine Tapferkeit bei der Schlacht von Malplaquet geliefert, wo er während der gesamten Dauer der Kampfhandlungen im Graben blieb.[17] Ebenso zeichnete er sich in Stralsund hervorragend aus, wo er sich zu Beginn des Feldzuges ein Bein verrenkte, was ihn daran hinderte, den Schützengraben erreichen zu können. Er hatte dasselbe Pech wie ein gewisser französischer König, der kein gezücktes Schwert sehen konnte, ohne in Ohnmacht zu fallen – aber davon abgesehen war er ein sehr tapferer General. Der Fürst schickte ihm seine Herausforderung zum Duell. Vor Mut

zitternd und bewaffnet mit der Religion und den geltenden Gesetzen antwortete Grumbkow, er schlage sich in keinem Falle, Duelle seien nach göttlichem und menschlichem Recht verboten und es komme ihm nicht in den Sinn, sie zu übertreten. Das war noch nicht alles: Er wollte sich auch noch das ewige Seelenheil damit verdienen, die Beleidigungen geduldig zu ertragen. Er machte seinem Widerpart alle möglichen Avancen, zog sich aber nur umso mehr dessen Verachtung zu und dieser blieb unerbittlich. Die Affäre drang bis zu den Ohren des Königs, der alle Anstrengungen unternahm, um sie zu versöhnen – doch vergebens; der Fürst von Anhalt wollte kein bisschen nachgeben. Es wurde also beschlossen, dass sie ihren Streit in Gegenwart zweier Sekundanten ausfechten würden. Derjenige, den der Fürst wählte, war ein gewisser Oberst Corff, der in hessischen Diensten war, und der General Graf von Seckendorff, der in kaiserlichen Diensten stand, war derjenige Grumbkows. Die beiden letzteren waren enge Freunde. Die Skandalgeschichte erzählte, dass sie in ihrer Jugend beim Spiel mit beträchtlichem Profit halbe-halbe gemacht hatten. Wie dem auch sei, Seckendorff war Grumbkows lebendiges Abbild, bis auf die Tatsache, dass er den christlichen Glauben stärker herauskehrte als jener und tapfer wie ein Löwe war. Nichts war so lächerlich wie die Briefe, die der General an Grumbkow schrieb, um ihm Mut einzuflößen. Dennoch wollte der König sich nochmals einmischen.

Er berief zu Anfang des Jahres 1725 einen Kriegsrat in Berlin ein, der sich aus allen Generälen und Obersten seiner Armee zusammensetzte. Die Königin hatte die Mehrzahl der Generäle auf ihrer Seite. Die schönen Versprechungen Grumbkows, fest zu ihrer Partei zu halten, blendeten sie; sie ließ die Waage zu seiner Seite neigen, sonst hätte er seine Absetzung riskiert. Er kam mit ein paar Tagen Arrest davon als einer Art Genugtuung, die der König dem Fürsten von Anhalt gewährte. Sobald er freigelassen war, ließ ihm der König unter der Hand den Rat erteilen, seinen Streit auszufechten. Der Schauplatz des Kampfes war in der Nähe von Berlin. Die beiden Duellanten begaben sich dorthin, gefolgt von ihren Sekundanten. Der Fürst zog seinen Degen und äußerte ein paar Beleidigungen an die Adresse seines Gegners. Grumbkow warf sich als einzige Antwort ihm zu Füßen, umfasste sie, bat ihn um Vergebung und flehte ihn an, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen. Die einzige Antwort des Fürsten von Anhalt war, ihm den Rücken zuzukehren.

Von dieser Zeit an waren sie geschworene Feinde und ihre Feindseligkeiten endeten erst mit ihrem Leben. Der Fürst hat sich seitdem vollkommen zu seinem Vorteil verändert; viele Leute haben den Großteil seiner Missetaten auf die abscheulichen Ratschläge Grumbkows geschoben. Man könnte über ihn wie über den Kardinal Richelieu sagen: Er hat zuviel Schlechtes getan, als dass man Gutes über ihn sagen könnte, er hat zuviel Gutes getan, als dass man Schlechtes über ihn sagen könnte.

Duell der Günstlinge

Der König von England überquerte in diesem Jahr wieder das Meer, um sich nach Deutschland zu begeben. Der preußische König, mein Vater, ließ die Gelegenheit nicht aus, ihn zu besuchen; er hoffte, meine Heirat unter Dach und Fach zu bringen. Die Königin, die ihm dabei schon so gute Dienste geleistet hatte, wurde mit dieser Mission beauftragt. Sie begab sich also nach Hannover, wo sie mit offenen Armen empfangen wurde. Sie fand bei ihrem königlichen Vater mit Blick auf die Verbindung der beiden Häuser dieselbe Bereitschaft vor wie in den vorangegangenen Jahren. Er äußerte ihr gegenüber sogar Worte der Zuneigung zu mir, machte ihr aber klar, dass ihren Wünschen zwei Hindernisse entgegen-stünden: Erstens, dass er uns nicht verheiraten könne, ohne es seinem Parlament vorgeschlagen zu haben; zweitens unsere Jugend, denn ich war erst 16 und der Herzog erst 18 Jahre alt. Um aber all diese Schwierigkeiten herunterzuspielen, versicherte er, alles so einzurichten, dass er unsere Hochzeit feiern könne, sobald er das nächste Mal nach Deutschland zurückkomme. Die Königin bildete sich ein, immer noch mehr erreichen zu können; nie stand sie auf so gutem Fuße mit dem König, ihrem Vater, wie damals; er schien ihr gegenüber sogar eine überschwängliche Zuneigung zu empfinden; jedenfalls überhäufte er sie mit Aufmerksamkeiten. Sie erbat vom König, ihrem Gatten, eine Verlängerung ihres Auftrags und machte sich stark, wie sie ihm schrieb, mit ihren Plänen Erfolg zu haben. Der König gewährte sie ihr und erlaubte ihr sogar, so lange in Hannover zu bleiben, wie es die Staatsangelegenheiten erforderten.

Ich stand während dieser Zeit beim König ganz hoch in der Gunst, verbrachte jeden Nachmittag damit, ihn zu unterhalten, und er kam zum Abendessen in meine Gemächer. Er zeigte sogar Vertrauen zu mir und sprach oft mit mir über Staatsgeschäfte. Um mich noch mehr auszuzeichnen, befahl er, dass man mir ganz wie der Königin gegenüber die Aufwartung machte. Die Hofmeisterinnen meiner Schwestern wurden mir unterstellt und erhielten den Befehl, keinen Schritt ohne meine Einwilligung zu tun. Ich trieb mit den Gnadenerweisen des Königs keinerlei Missbrauch; so jung ich auch war, war ich dennoch schon so gefestigt wie heute und hätte mich um die Erziehung meiner Schwestern kümmern können. Aber ich sah ein, dass mir das nicht zustand; ich wollte auch nicht Hof halten und begnügte mich damit, jeden Tag einige Damen zu mir zu bitten.

Schon sechs Monate lang wurde ich von schlimmen Kopfschmerzen geplagt; sie waren so heftig, dass ich häufig dabei in Ohnmacht fiel. Dennoch wagte ich nie, in meinem Zimmer zu bleiben, weil die Königin es absolut nicht wollte. Sie war von höchst robuster Natur und wusste nicht, was es hieß, krank zu sein; darin war sie von äußerster Strenge, und wenn ich manchmal sterbenskrank war, galt es dennoch, guter Laune zu sein, sonst brach sie in furchtbare Wutanfälle gegen mich aus. Am Tag vor ihrer Rückkehr bekam ich eine Art Hitzefieber mit Anfällen von Fieberwahn

und so heftigen Kopfschmerzen, dass man mein Schreien auf dem Schlossplatz hören konnte. Sechs Leute mussten mich Tag und Nacht festhalten, um mich daran zu hindern, mich umzubringen. Frau von Sonsfeld schickte sofort Eilboten zum König und zur Königin, um sie über meinen Zustand zu informieren. Die Herrscherin traf am Abend ein; sie war höchst beunruhigt, mich so krank vorzufinden. Die Ärzte fürchteten schon um mein Leben; eine Eiterbeule, die mir am dritten Tage am Kopf platzte, rettete mich; zum Glück für mich floss mir der Eiter zu den Ohren heraus, sonst wäre ich nicht durchgekommen. Der König begab sich zwei Tage später nach Berlin und suchte mich sofort auf. Der bemitleidenswerte Zustand, in dem er mich vorfand, rührte ihn so stark, dass er in Tränen ausbrach. Er ging überhaupt nicht zur Königin und ließ alle Verbindungswege zwischen seinen Gemächern und denen der Herrscherin verbarrikadieren. Der Grund für dieses Vorgehen rührte von seinem Zorn her, dass sie ihn mit falschen Versprechungen hingehalten hatte. Er hatte so stark mit ihrem Einfluss auf den Willen des Königs von England gerechnet, dass er geglaubt hatte, meine Ehe würde noch in diesem Jahre geschlossen. Er stellte sich vor, sie habe nur deswegen so gehandelt, um ihren Aufenthalt in Hannover zu verlängern. Dieses Zerwürfnis dauerte sechs Wochen, nach deren Ablauf Frieden geschlossen wurde. Ich erholte mich während dieser Zeit ganz langsam und musste zwei Monate das Bett hüten.

Die Königin, meine Mutter, ist von ihrem Naturell her sehr eifersüchtig. Die grenzenlosen Auszeichnungen des Königs für mich brachten sie gegen mich auf. Sie wurde darin bestärkt durch eine ihrer Damen, die Tochter der Gräfin Finck, die ich von nun an Gräfin Amalie nennen werde, um sie von ihrer Mutter zu unterscheiden. Dieses Fräulein hatte ohne Wissen ihrer Eltern ein Verhältnis mit dem preußischen Abgesandten am Hof Englands angefangen; er hieß Wallenrodt. Der war ein wahrer Lackaffe, von einer Gestalt wie Ragotin, der die Belange Preußens einzig und allein dank seiner Clownerien vorangebracht hatte. Sie hatte sich heimlich mit diesem Mann verlobt und ihr Plan war, meine Hofmeisterin zu werden und mir nach England zu folgen. Um diesen Plan zum Erfolg zu führen, hatte sie alle Anstrengungen unternommen, um sich beim Herzog von Gloucester einzuschmeicheln und ihn glauben zu lassen, sie sei meine Favoritin, was ihr seitens des Herzogs etliche Gunstbezeugungen eingebracht hatte. Doch man musste noch meine Hofmeisterin loswerden, und um dies zu erreichen, hetzte sie die Königin unaufhörlich gegen sie und mich auf. Dieses Fräulein hatte alle Macht über den Willen der Herrscherin und profitierte von ihren Schwächen, um an ihr Ziel zu gelangen. Ich wurde tagtäglich malträtiert und die Königin hielt mir unaufhörlich die Aufmerksamkeiten vor, die mir der König erwies. Ich wagte es nur noch zitternd, ihn zu liebkosen, immer in Furcht, mit Vorwürfen überschüttet zu werden. Meinem Bruder ging es genauso. Es reichte, dass

der König ihm etwas befahl, damit sie es ihm verbot. Manchmal wussten wir nicht aus noch ein, da wir immer zwischen Baum und Borke waren. Weil wir aber dennoch beide mehr Zuneigung für die Königin empfanden, richteten wir uns nach ihrem Willen. Dies war die Quelle all unseres Unglücks, wie man in der Folge dieser Memoiren sehen wird. Indessen blutete mir das Herz, es nicht mehr wagen zu können, dem König meine lebhaften Gefühle für ihn zu beweisen; ich liebte ihn von Herzen und er hatte mir tausend Wohltaten erwiesen, seit ich auf der Welt war; da ich aber mit der Königin leben musste, hatte ich mich nach ihr zu richten.
Sie brachte zu Beginn des Jahres 1726 einen Prinzen zur Welt, der Heinrich genannt wurde. Sobald sie wieder wohlauf war, begaben wir uns nach Potsdam, eine kleine Stadt in der Nähe Berlins. Mein Bruder reiste nicht mit: Der König konnte ihn nicht leiden, weil er merkte, dass er sich seinem Willen nicht unterwerfen wollte. Er tadelte ihn unaufhörlich und seine Feindseligkeit setzte sich derart fest, dass alle Wohlgesonnenen der Königin rieten, ihn dazu zu bringen, sich dem König unterwürfig zu zeigen, was sie bis dahin nicht hatte erlauben wollen; das führte zu einem ziemlich komischen Auftritt. Die Königin trug mir auf, meinem Bruder ein paar heimliche Sachen zu schreiben und für ihn den Entwurf eines Briefes zu verfassen, den er an den König schreiben sollte. Ich saß zwischen zwei indischen Schränkchen und schrieb diese Briefe, als ich den König kommen hörte; ein Wandschirm, der vor der Tür platziert war, gab mir Zeit, meine Papiere hinter eines dieser Schränkchen zu stecken. Frau von Sonsfeld ergriff die Federn, und da ich sah, dass der König schon näher kam, steckte ich das Tintenfass in meine Tasche und hielt es sorgsam fest aus Angst, dass es umkippte. Nachdem er ein paar Worte an die Königin gerichtet hatte, drehte er sich plötzlich zu den Schränkchen um. „Sie sind sehr schön", sagte er, „sie gehörten meiner verstorbenen Mutter, die große Stücke auf sie hielt." Im selben Moment trat er an sie heran, um sie zu öffnen. Das Schloss war kaputt, er drehte den Schlüssel so weit er konnte und ich wartete jeden Augenblick darauf, dass meine Briefe zum Vorschein kämen. Die Königin befreite mich aus dieser Angst, nur um mich in eine andere zu stürzen. Sie hatte einen sehr schönen Bologneserhund, ich hatte auch einen, beide Tiere waren im Raum. „Entscheiden Sie in unserem Streit", sagte sie zum König, „meine Tochter sagt, dass ihr Hund schöner als der meine ist, und ich behaupte das Gegenteil." Er fing an zu lachen und fragte mich, ob ich meinen sehr lieb hätte. „Von ganzem Herzen", antwortete ich ihm, „denn er ist sehr schlau und hat einen guten Charakter." Meine Antwort amüsierte ihn, er umarmte mich mehrmals hintereinander, was mich dazu zwang, mein Tintenfass loszulassen. Die schwarze Flüssigkeit ergoss sich sofort über mein ganzes Kleid und begann, auf den Boden des Zimmers zu tropfen. Ich wagte nicht, mich von der Stelle zu rühren, aus Furcht, der König könnte es bemerken. Ich war halbtot vor Angst. Er zog mich aus der Klemme,

indem er wegging; ich war bis aufs Hemd mit Tinte durchnässt. Ich brauchte eine große Wäsche und wir lachten herzhaft über die ganze Geschichte. Indessen versöhnte sich der König mit meinem Bruder, der sich zu uns nach Potsdam gesellte.
Er war der liebenswürdigste Prinz auf der Welt, er war schön und wohlgestaltet; sein Verstand war seinem Alter voraus und er besaß alle Qualitäten, die einen vollkommenen Herrscher ausmachen. Doch nun bin ich bei einem ernsteren Ereignis angekommen und an der Quelle allen Unglücks, das mein geliebter Bruder und ich erduldet haben.

Der Kaiser hatte schon im Jahr 1717 in Ostende, einer Hafenstadt in den Niederlanden, eine Ostindische Gesellschaft gegründet. Das Geschäft hatte mit nur zwei Schiffen begonnen und sein Erfolg war trotz der Behinderungen durch die Holländer derart glücklich, dass dies den Herrscher dazu brachte, ihnen das Privileg zu verleihen, in Afrika und Ostindien dreißig Jahre lang Geschäfte zu treiben und alle seine übrigen Untertanen von diesem Handelsverkehr auszuschließen. Weil der Handel eines der Dinge ist, die am meisten zu einem blühenden Staat beitragen, hatte der Kaiser 1725 einen Geheimvertrag mit Spanien abgeschlossen, durch den er sich verpflichtete, Gibraltar und Port Mahon in spanischen Besitz zu übergeben. Russland trat dem später bei. Die Seemächte bemerkten bald die geheimen Machenschaften des Wiener Hofes; und um sich den ehrgeizigen Absichten des Hauses Österreich entgegenzustemmen, die auf nicht weniger abzielten, als ihren Handel zu ruinieren, der die hauptsächliche Stärke ihrer Staaten ausmacht, schlossen sie untereinander ein Bündnis, dem Frankreich, Dänemark, Schweden und Preußen seither beitraten. Es handelt sich um eben jenes, das in Charlottenburg unterzeichnet wurde und das ich schon erwähnt habe. Der Kaiser war sich wohl bewusst, dass er einer derart furchteinflößenden Allianz nicht würde standhalten können, und sah sich gezwungen, andere Maßnahmen zu ergreifen und zu versuchen, sie auseinanderzubringen. General Seckendorff schien ihm eine zur Ausführung seiner Pläne am preußischen Hof sehr geeignete Persönlichkeit zu sein. Wir haben schon gesehen, dass dieser Gesandte in enger Freundschaft mit Grumbkow verbunden war. Er kannte den egoistischen, ehrgeizigen Charakter des Letzteren und zweifelte nicht daran, ihn den Interessen des Kaisers verpflichten zu können. Zunächst schrieb er ihm und versuchte, seine Ansichten zu ergründen; er enthüllte ihm sogar einiges über die Situation, in der sich sein Souverän befand. Diese Korrespondenz hatte schon im Vorjahr begonnen und die Briefe Seckendorffs begleiteten sehr schöne Geschenke und sehr große Versprechen. Die käufliche Seele Grumbkows kapitulierte rasch vor so großen Vorteilen. Die Umstände begünstigten ihn in seiner Absicht. Die Einigkeit in den Beziehungen der Höfe von Preußen und Hannover erkaltete nach und nach. Der König,

mein Vater, war sehr pikiert über die Verzögerung bei meiner Heirat; weitere Ursachen, sich zu beklagen, gesellten sich dazu.
Sein einziges Vergnügen war es, sein Regiment von Giganten zu vergrößern. Die mit der Rekrutierung beauftragten Offiziere nahmen gütlich oder mit Gewalt die langen Kerls mit, die sie auf fremden Territorien antrafen. Die Königin hatte bei ihrem Vater erwirkt, dass das Kurfürstentum Hannover jedes Jahr eine gewisse Anzahl liefern würde. Das Ministerium von Hannover, vielleicht von der anti-preußischen Partei bestochen, an deren Spitze Lady Arlington stand, hatte es unterlassen, die Befehle des Königs von England auszuführen. Die Königin ließ mehrmals Beschwerden darüber ergehen, aber sie reagierten darauf lediglich mit ein paar schlechten Ausreden. Der König war tief beleidigt angesichts der geringen Wertschätzung, die man ihm erwies, und Grumbkow setzte alles daran, seine Erregung derart zu steigern, dass er aus Rache seinen Offizieren befahl, aus dem Land Hannover alle Männer zu entführen, die sie ihrer Größe nach für geeignet hielten, in sein Regiment eingereiht zu werden. Diese Gewaltmaßnahme rief ein ungeheures Echo hervor. Der König von England forderte Genugtuung und verlangte die Freilassung seiner Untertanen; der König von Preußen beharrte darauf, sie zu behalten, was zu einer Misshelligkeit zwischen den beiden Höfen führte, die kurz darauf in offenen Hass ausartete.
Die politische Lage war mithin so, wie Seckendorff sie sich bei seiner Ankunft in Berlin nur wünschen konnte. Die Sorge, die Grumbkow von langer Hand dafür getragen hatte, den Sinn des Königs vorzubereiten, erleichterten ihm sein Geschäft. Er wurde also sehr gut empfangen vom Herrscher, der ihn näher kennengelernt hatte, als er noch in sächsischen Diensten war, und der ihn stets hoch geschätzt hatte. Ein zahlreiches Gefolge von Heiducken oder besser gesagt, von Riesen, die er dem König seitens des Kaisers präsentierte, brachte ihm einen noch besseren Empfang ein und der Gruß, den er ihm von seinem Herrn ausrichtete, entzückte ihn vollends. „Da der Kaiser“, sagte er, „jede Gelegenheit sucht, um Ihrer Majestät gefällig zu sein, gesteht er Ihnen Rekrutierungen in Ungarn zu und er hat schon Befehl erteilt, alle langen Kerls seiner Staaten zu suchen, um sie Ihnen anzubieten.“ Diese zuvorkommende Handlungsweise, die so anders war als die seines königlichen Schwiegervaters, rührte ihn, brachte ihn aber vorerst nur ins Wanken. Seckendorff war sich wohl bewusst, dass es Zeit brauchte, um ihn von dem großen Bündnis abzubringen. Er versuchte, sich nach und nach beim Herrscher einzuschmeicheln, und da er seinen Schwachpunkt kannte, gelang es ihm, ihn damit in seine Schlingen zu locken. Er gab beinahe täglich prächtige Festmähler, zu denen er nur seinen und Grumbkows Kreaturen Zutritt gewährte. Man lenkte das Gespräch unweigerlich auf die aktuelle Lage in Europa und verfocht auf geschickte Art und Weise die Sache des Kaisers. Schließlich, mitten beim Wein und Festschmaus, ließ sich der König hinreißen, auf einige

seiner Verpflichtungen gegenüber England zu verzichten und sich mit dem Hause Österreich zu verbünden. Diesem versprach er, die Truppen, die er kraft eines der Artikel des Vertrags von Hannover England zur Verfügung stellen musste, nicht gegen dieses einsetzen zu lassen. Dieses Versprechen wurde streng geheim gehalten. Damals war der König noch keineswegs gewillt, die große Allianz zu brechen, weil er sich immer noch Hoffnung machte, meine Heirat erfolgreich abzuschließen. Erst am Ende des folgenden Jahres, mit dem ich bald beginne, ließ er die Maske fallen. Die Königin war tief verzweifelt über den Lauf, den die Staatsangelegenheiten nahmen, sie litt ganz persönlich darunter. Der König behandelte sie schlecht und warf ihr andauernd die Verzögerung meiner Hochzeit vor; er äußerte sich in beleidigenden Worten über seinen königlichen Schwiegervater und versuchte, sie bei jeder Gelegenheit zu ärgern.

Der Stern Seckendorffs stieg von Tag zu Tag. Er nahm einen derart großen Einfluss auf den Willen des Königs, dass er über sämtliche Ämter verfügte. Spanische Pistolen hatten die Mehrzahl der Bediensteten und Generäle aus der Umgebung des Herrschers seinen Interessen gefügig gemacht, so dass er über all seine Schritte informiert war. Die mit England verabredete Doppelhochzeit war ein höchst ärgerliches Hindernis für seine Pläne; daher beschloss er, es zu beseitigen, indem er Zwietracht in der Familie säte. Dafür bediente er sich geheimer Sendboten: Tagtäglich wurden dem König Falschmeldungen über meinen Bruder und mich hinterbracht, die ihn so stark gegen uns einnahmen, dass er uns malträtierte und uns Märtyrerqualen erdulden ließ. Man schilderte ihm meinen Bruder als ehrgeizigen, intriganten Prinzen, der ihm den Tod wünsche, um bald Herrscher zu werden. Man versicherte ihm, dass er das Militärische hasse und ganz offen sage, er würde, sobald er der Herr sei, die Truppen entlassen. Man stellte ihn als ausgabefreudigen Verschwender hin; kurz, man dichtete ihm einen dem des Königs derart gegensätzlichen Charakter an, dass der Herrscher ganz zwangsläufig Abneigung für ihn hegte. Mich schonte man ebenso wenig. Ich war, so sagte man, unerträglich hochmütig, intrigant und herrschsüchtig; ich war Ratgeberin meines Bruders und führte wenig respektvolle Reden über den König.

Weil der Herrscher unbedingt all seine Töchter verheiraten wollte, schmeichelte sich Seckendorff auch in dieser Hinsicht bei ihm ein und brachte den Markgrafen von Ansbach, einen jungen Prinzen von 17 Jahren, dazu, sich nach Berlin zu begeben, um meiner zweitältesten Schwester einen Besuch abzustatten. Zu jener Zeit war der Prinz sehr liebenswürdig und vielversprechend. Meine Schwester war schön wie ein Engel, doch beschränkt und furchtbar launisch. Sie hatte in der Gunst des Königs, der sie verwöhnte, meinen Platz eingenommen. Der schlimme Kummer, den sie nach ihrer Hochzeit erdulden musste, hat sie von ihren Fehlern kuriert. Das jugendliche Alter der beiden verhinderte, dass die Hochzeit damals stattfinden konnte, und so wurde

sie erst zwei Jahre später gefeiert, wie ich an passender Stelle berichten werde. Die Königin hatte sich immer eingebildet, dass die Ankunft des Königs von England, der in diesem Jahr wieder nach Deutschland kommen sollte, die Einmütigkeit zwischen den beiden Höfen wiederherstellen würde; doch ein unvorhergesehenes Ereignis machte alle ihre Hoffnungen zunichte, denn sie erhielt die traurige Nachricht vom Tode des Herrschers. Er war bei bester Gesundheit von England aufgebrochen und hatte gegen seine Gewohnheit auch die Überfahrt sehr gut überstanden. In der Nähe von Osnabrück ging es ihm auf einmal schlecht. Aller Beistand, den man ihm leisten konnte, half nichts; er verstarb innerhalb von 24 Stunden an einem Schlaganfall in den Armen des Herzogs von York, seines Bruders. Dieser Verlust ließ die Königin in bittersten Schmerz sinken. Sogar der König schien betroffen. Trotz aller seiner Äußerungen gegen den König von Großbritannien hatte er ihn immer als seinen Vater angesehen und er fürchtete ihn sogar. Dieser hatte sich in seiner Kindheit um ihn gekümmert und auch zu der Zeit, als König Friedrich I. sich nach Hannover geflüchtet hatte, um sich vor den Verfolgungen der Kurfürstin Dorothee, seiner Schwiegermutter, zu schützen. Ihr Bedauern verstärkte sich noch, als sie kurz darauf erfuhren, dass der Monarch die Absicht hatte, meine Heirat zu schließen, und entschieden hatte, die Zeremonie in Hannover auszurichten. Der Prinz, sein Sohn, wurde zum König von Großbritannien proklamiert und der Herzog von Gloucester erhielt den Titel eines Prinzen von Wales.

Unterdessen untergruben die häufigen Gelage, die Seckendorff für den König veranstaltete, dessen Gesundheit. Er wurde kränklich; die Hypochondrie, die ihn sehr quälte, versetzte ihn in schwermütige Stimmung. Herr Francke, der berühmte Pietist und Gründer des Waisenhauses an der Universität Halle, trug nicht wenig dazu bei, sie zu verstärken. Dieser Geistliche gefiel sich darin, ihm wegen der unschuldigsten Dinge Gewissensbisse zu machen. Er verurteilte sämtliche Vergnügungen, die er verdammenswert fand, sogar die Jagd und die Musik. Man durfte von nichts anderem reden als vom Wort Gottes; jedes andere Gesprächsthema war verboten. Immer war er es, der bei Tisch den Vorredner mimte, wo er wie in den Refektorien die Rolle des Vorlesers spielte.[18] Der König hielt uns jeden Nachmittag eine Predigt, sein Kammerdiener stimmte einen Psalm an, den wir alle zusammen sangen; dieser Predigt galt es ebenso aufmerksam zu lauschen, als wenn es die eines Apostels wäre. Meinen Bruder und mich packte die Lust zu lachen und oftmals platzten wir aus. Augenblicklich bedachte man uns mit sämtlichen kirchlichen Verwünschungen, die wir mit zerknirschter, reuiger Miene, die wir nur unter großen Mühen aufsetzen konnten, über uns ergehen lassen mussten. Mit einem Wort, dieser elende Francke ließ uns ein Leben wie die Trappisten führen. Diese Exzesse der Scheinheiligkeit ließen den Herrscher auf noch viel seltsamere Gedanken verfallen: Er beschloss, zugunsten seines

Bruders abzudanken. Er wolle, sagte er, sich 10.000 Taler vorbehalten und sich mit der Königin und seinen Töchtern nach Wusterhausen zurückziehen. „Dort", sagte er, „werde ich zu Gott beten und mich um die Wirtschaft des Landes kümmern, während meine Frau und meine Töchter den Haushalt besorgen. Sie sind geschickt", sagte er zu mir, „Ihnen übergebe ich die Aufsicht über das Leinenzeug, das Sie nähen werden, und die Wäsche. Friederike, die ist geizig, sie wird über alle Vorräte wachen. Charlotte wird auf den Markt gehen und Nahrungsmittel einkaufen und meine Frau wird sich um meine kleinen Kinder und die Küche kümmern." Er begann sogar an einer Unterweisung für meinen Bruder zu arbeiten und unternahm mehrere Schritte, die Grumbkow und Seckendorff in höchste Aufregung versetzten. Vergeblich bemühten sie alle ihre Überredungskünste, um diese unheilvollen Einfälle zu verscheuchen. Da sie aber merkten, dass der ganze Plan des Königs nichts als ein Ausfluss seines Gemütszustandes war, und fürchteten, wenn sie dem nicht ein Ende setzten, könnte er seinen Plan in die Tat umsetzen, wollten sie versuchen, ihn zu vereiteln. Da der sächsische Hof von jeher eng mit dem von Österreich liiert war, lenkten sie ihre Blicke in diese Richtung und nahmen sich vor, ihn dazu zu überreden, nach Dresden zu reisen. Gewöhnlich zieht ein Gedanke den anderen nach sich: Dieser ließ sie auf jenen verfallen, mich mit König August von Polen zu verheiraten. Der war damals 49 Jahre alt. Er war von jeher weithin bekannt für seine Liebesaffären. Er besaß große Qualitäten; doch sie wurden von beträchtlichen Fehlern in den Schatten gestellt. Ein übergroßer Hang zu Vergnügungen ließ ihn das Glück seiner Untertanen und seines Staates vernachlässigen und seine Neigung zum Trinken verführte ihn dazu, in seiner Trunkenheit Taten zu begehen, die auf ewig als Schandfleck der historischen Erinnerung an ihn bestehen bleiben werden.[19]

Seckendorff war in seiner Jugend in sächsischen Diensten und ich habe schon weiter oben gesagt, dass Grumbkow es sehr gut mit diesem König konnte. Beide wandten sich an den Grafen Flemming, den Günstling des Herrschers, um eine Verhandlung in dieser Sache anzubahnen. Graf Flemming verfügte über höchste Verdienste; er war sehr häufig in Berlin und kannte mich bestens persönlich. Er war begeistert von den Vorschlägen der Minister und versuchte, den Willen des Königs von Polen in dieser Angelegenheit zu sondieren. Der schien von dieser Verbindung recht angetan und schickte den Grafen nach Berlin, um den preußischen Herrscher einzuladen, den Karneval in Dresden zu verbringen. Grumbkow und sein Pylades teilten dem König ihre Pläne mit.[20] In seiner Begeisterung, für mich eine so schöne Partie zu finden, stimmte der König freudig ihren Wünschen zu. Er gab Marschall Flemming eine äußerst zuvorkommende Antwort und brach etwa Mitte Januar des Jahres 1728 auf, um sich nach Dresden zu begeben.

Mein Bruder war todunglücklich darüber, bei dieser Reise nicht dabei zu sein. Er

sollte während der Abwesenheit des Königs in Potsdam bleiben, was ihm gar nicht passte. Er teilte mir seinen Kummer mit, und weil ich immer darauf bedacht war, ihm einen Gefallen zu tun, versprach ich ihm, dafür zu sorgen, dass er dem König folgen konnte. Wir kehrten nach Berlin zurück, wo die Königin wie üblich Empfänge gab. Dort traf ich Herrn von Suhm, den sächsischen Botschafter, den ich persönlich sehr gut kannte und der den Interessen meines Bruders sehr wohl gesonnen war. Ich richtete ihm Grüße seinerseits aus und informierte ihn über sein Bedauern, nicht nach Dresden eingeladen worden zu sein. „Wenn Sie ihm einen Gefallen tun wollen", fuhr ich fort, „dann sorgen Sie dafür, dass der König von Polen den preußischen König dazu bringt, meinen Bruder kommen zu lassen." Suhm schickte sofort einen Eilboten an seinen Hof, um den König, seinen Herrn, davon zu unterrichten, der seinerseits meinen königlichen Vater dazu überredete, meinen Bruder holen zu lassen. Der erhielt den Befehl abzureisen, was er mit großer Freude tat.

Der Empfang, den man meinem Vater bereitete, war beider Monarchen würdig. Weil der preußische Monarch Zeremonien nicht schätzte, richtete man sich völlig nach seinem Willen. Er hatte darum gebeten, beim Grafen Wackerbarth zu wohnen, für den er hohe Wertschätzung empfand. Das Haus dieses Generals war prächtig; der König fand hier königliche Gemächer vor. Unglücklicherweise brach in der zweiten Nacht nach seiner Ankunft ein Feuer aus und die Feuersbrunst war so rasend schnell und heftig, dass man größte Mühe hatte, den Herrscher zu retten. Das ganze schöne Palais fiel in Schutt und Asche. Das wäre für den Grafen Wackerbarth ein sehr beträchtlicher Verlust gewesen, wenn der König von Polen nicht eingesprungen wäre: Doch er schenkte ihm das Pirnaische Haus, das noch viel prächtiger war als das andere und Mobiliar von grenzenlosem Luxus besaß.

Der Hof dieses Herrschers war damals der glanzvollste in Deutschland. Die Prachtliebe ging dort bis zum Übermaß; es herrschten alle möglichen Vergnügungen. Man konnte ihn mit Recht Kythera nennen: Die Frauen dort waren voller Liebreiz, die Höflinge von vollendeten Umgangsformen. Der König unterhielt eine Art von Serail der schönsten Frauen seines Landes. Als er starb, kam man auf die Zahl von 354 Kindern, die ihm seine Mätressen geschenkt hatten. Sein ganzer Hof richtete sich nach seinem Vorbild: Jeder war süchtig nach Wollust und Bacchus und Venus waren die Gottheiten, die in Mode waren. Der König brauchte nicht lange, um seine Frömmelei zu vergessen; Essgelage und ungarischer Wein versetzten ihn bald wieder in gute Laune. Das entgegenkommende Verhalten des Königs von Polen brachte ihn dazu, mit ihm enge Freundschaft zu schließen. Grumbkow, der über den Vergnügungen seine Ziele nicht aus den Augen verlor, wollte von diesen guten Umständen profitieren, um ihn auf den Geschmack nach Mätressen zu bringen. Er teilte seinen Plan dem König von Polen mit, der sich um die Ausführung kümmerte.

Eines Abends, als man dem Wein zugesprochen hatte, führte der König von Polen den König unversehens in ein reich verziertes Zimmer, dessen gesamte Einrichtung und Ausstattung von erlesenem Geschmack war. Entzückt von dem Anblick blieb der Herrscher stehen, um all diese Schönheiten zu betrachten, als sich plötzlich ein Wandvorhang hob, der ihm ein ganz überraschendes Schauspiel bot: Ein Mädchen in paradiesischem Zustand lag lässig ausgestreckt auf einem Ruhebett. Das Geschöpf war schöner als Venus und die Grazien auf Gemälden; sie bot dem Blick einen Körper aus Elfenbein dar, weißer als Schnee und besser geformt als jener der schönen Statue der Venus der Medici in Florenz. Das Kabinett, das diesen Schatz enthielt, war von derart vielen Kerzen erleuchtet, dass ihre Helligkeit einen blendete und der Schönheit dieser Göttin zusätzlichen Glanz verlieh. Die Veranstalter dieses Schauspiels hegten nicht den leisesten Zweifel, dass diese Schönheit Eindruck auf das Herz des Königs machen würde – doch es kam ganz anders. Kaum hatte er einen Blick auf die Schöne geworfen, drehte er sich empört um, und als er meinen Bruder hinter sich sah, schob er ihn brüsk aus dem Zimmer und verließ es sofort darauf, äußerst erbost über den Streich, den man ihm hatte spielen wollen. Noch am selben Abend äußerte er zu Grumbkow darüber mehr als deutliche Worte und erklärte ihm rundheraus, wenn sich derlei Szenen wiederholten, würde er auf der Stelle abreisen.

Ganz anders stand es mit meinem Bruder. Trotz aller Bemühungen des Königs hatte er alle Zeit der Welt gehabt, die Venus aus dem Kabinett in Augenschein zu nehmen, die ihm weniger Schrecken einflößte als meinem Vater: Er bekam sie vom König von Polen auf eine sonderbare Art und Weise. Mein Bruder hatte sich leidenschaftlich in die Gräfin Orzelska verliebt, die zugleich eine natürliche Tochter wie eine Mätresse des Königs von Polen war. Ihre Mutter war eine französische Händlerin in Warschau. Das Mädchen verdankte ihr Glück dem Grafen Rutowsky, ihrem Bruder, dessen Geliebte sie gewesen war und der sie mit dem König von Polen, ihrem Vater, bekannt gemacht hatte, der ja, wie ich bereits sagte, derart viele Kinder hatte, dass er sich nicht um alle kümmern konnte. Er war jedoch den Reizen der Orzelska so angetan, dass er sie sofort als seine Tochter anerkannte; er liebte sie mit äußerster Leidenschaft. Die Aufmerksamkeiten meines Bruders für diese Dame erfüllten ihn mit heftiger Eifersucht. Um dieses Anbändeln zu verhindern, bot er ihm die schöne Formera an, unter der Bedingung, dass er von der Orzelska abließe. Mein Bruder versprach ihm, was er wollte, um in den Besitz dieser Schönheit zu kommen, die seine erste Geliebte wurde.

Indessen vergaß der König nicht den Zweck seiner Reise. Er schloss mit König August einen Geheimvertrag mit etwa folgenden Artikeln ab: Der König von Preußen verpflichtet sich, dem polnischen König eine bestimmte Anzahl von Truppen zu stellen, um die Polen zu zwingen, die Krone dem kurfürstlichen Haus Sachsen erblich

zu überlassen. Er versprach, mich diesem Herrscher in die Ehe zu geben, und lieh ihm vier Millionen Taler über meine Mitgift hinaus, die überaus beträchtlich sein sollte. Dafür gab der König von Polen ihm als Hypothek für die vier Millionen die Lausitz. Er sicherte mir ein Wittum auf diese Provinz von 200.000 Talern zu, mit der Erlaubnis, nach seinem Tode zu residieren, wo ich wollte. Ich sollte in Dresden meine Religion frei ausüben können, wo man mir eine Kapelle einrichten würde, um dort den Gottesdienst zu feiern; und schließlich sollten all diese Artikel vom Kurfürsten von Sachsen unterschrieben und bestätigt werden. Da der König, mein Vater, den polnischen König nach Berlin eingeladen hatte, um der Truppenparade beizuwohnen, wurde die Unterzeichnung des Vertrages auf diesen Zeitpunkt verschoben. Der Herrscher hatte sich Zeit erbeten, um seinen Sohn darauf vorzubereiten und ihn von dem Schritt zu überzeugen, den man von ihm erwartete. Der König reiste sehr zufrieden aus Dresden ab, ebenso wie mein Bruder. Beide hielten sie uns andauernd Lobeshymnen auf den König von Polen und seinen Hof.

Während sich all das abspielte, litt ich in Berlin heftig unter den Nachstellungen der Gräfin Amalie. Andauernd hetzte sie die Königin gegen mich auf. Die malträtierte mich unaufhörlich; ich ertrug ihr Vorgehen respektvoll, aber das ihrer Favoritin versetzte mich manchmal in schrecklichen Zorn. Das Fräulein behandelte mich mit einer hochmütigen Art, die mir unerträglich war, und obwohl sie nur zwei Jahre älter war als ich, wollte sie es sich anmaßen, mich zu erziehen. Trotz all meines Ärgers über sie war ich gezwungen, mich zu beherrschen und ihr gegenüber freundlich zu sein, was für mich schlimmer war als der Tod. Denn ich verabscheue Falschheit und meine Aufrichtigkeit war häufig Grund etlicher Kümmernisse, die ich erlitten habe. Das ist jedoch eine Schwäche, die ich nicht ablegen will. Mein Prinzip ist es, dass man immer den geraden Weg gehen muss und sich keinen Ärger einhandeln kann, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat.

Ein neues Biest begann sich auf den Thron der Favoritin zu schwingen und teilte die Gunst der Königin mit der Gräfin Amalie. Es war eine ihrer Kammerfrauen; sie hieß Rammen und sie war diejenige, welche der Königin, als sie meine Schwester Amalie gebar, spontan Geburtshilfe leistete. Diese Frau war Witwe oder, besser gesagt, sie folgte dem Beispiel der Samariterin und hatte ebenso viele Ehemänner, wie das Jahr Monate hat. Ihre falsche Frömmigkeit, ihre zur Schau gestellte Mildtätigkeit für die Armen und besonders auch die Sorgfalt, die sie darauf verwandte, ihr ausschweifendes Leben zu kaschieren, hatten Frau von Blaspiel dazu gebracht, sie der Königin zu empfehlen. Sie begann sich bei ihr einzuschmeicheln mit Hilfe ihrer Geschicklichkeit bei der Verfertigung von einigen Handarbeiten, die der Königin gefielen. Aber sie erreichte den Höhepunkt ihrer Gunst, auf dem sie damals war, erst durch ihre Spitzelberichte für sie über den König. Die Königin hatte blindes Vertrauen zu

dieser Frau, der sie ihre geheimsten Angelegenheiten und Gedanken mitteilte. Zwei Rivalinnen des Ruhms können nicht lange einig sein: Die Gräfin Amalie und die Rammen wurden geschworene Feindinnen; doch weil sie einander fürchteten, verbargen sie ihre Abneigung.
Kurz nach der Rückkehr des Königs aus Dresden kam Marschall Graf Flemming in Begleitung der Prinzessin Radziwill, seiner Gattin, in seiner Eigenschaft als außerordentlicher Gesandter des Königs von Polen nach Berlin. Die Prinzessin war eine junge Person ohne Bildung, aber sehr lebhaft und aufrichtig; ohne schön zu sein, war sie anziehend. Der König war sehr zuvorkommend zu ihr und trug der Königin auf, es ebenfalls zu sein. Sie war mir sehr zugetan; ihr Ehemann, der mich seit meiner Kindheit kannte, zählte zu meinen besten Freunden. Da er schon recht betagt war, hatte ihm die Königin erlaubt, mich zu besuchen, wann immer er wollte. Er machte sehr regelmäßig von diesem Vorrecht Gebrauch und verbrachte ganze Vormittage bei mir mit seiner Gattin, die sich sehr um mich bemühte. Ich war ganz übel ausstaffiert. Die Königin ließ mich frisieren und kleiden wie meine Großmutter zu deren Jugendzeit. Die Gräfin Flemming machte ihr klar, dass der sächsische Hof sich über mich lustig machen würde, wenn ich mich dort in einem solchen Aufzug blicken ließe. Sie putzte mich nach der neuen Mode heraus und alle Welt sagte, ich sei nicht mehr wiederzuerkennen, sei ich doch viel hübscher als je zuvor. Meine Taille trat viel schlanker in Erscheinung, was mir ein besseres Aussehen verlieh. Die Gräfin sagte tagtäglich tausendmal zur Königin, dass ich ihre Herrscherin werden müsse. Weil diese ebenso wenig wie ich über den Vertrag von Dresden informiert waren, fassten wir diese Äußerungen als Scherz auf. Der Graf blieb zwei Monate in Berlin und verabschiedete sich von mir einen Tag vor seiner Abreise, wobei er mir wiederholte Male seine Ehrerbietung versicherte. „Ich hoffe“, sagte er, „dass ich Ihrer königlichen Hoheit bald Beweise meiner unverbrüchlichen Verbundenheit geben kann und Sie so glücklich machen werde, wie Sie es verdienen. Ich bin mir sicher, binnen kurzem die Ehre zu haben, Sie mit meinem königlichen Herrn wiederzusehen.“ Den Sinn dieser Worte verstand ich überhaupt nicht und glaubte tatsächlich, er wolle sich für meine Heirat mit dem Prinzen von Wales einsetzen. Ich gab ihm eine höchst zuvorkommende Antwort, worauf er sich zurückzog.
Wenige Tage später reisten wir nach Potsdam. Zu jeder anderen Zeit hätte mir diese Reise stark missfallen, aber dieses Mal war ich hocherfreut, mich von Berlin zu entfernen. Ich hoffte, die Gunst der Königin wiederzugewinnen; denn man hatte sie derart gegen mich aufgebracht, dass sie mich nicht mehr ertragen konnte. Die Angelegenheiten mit England waren in einer Art Ruhezustand. Die Königin spann unaufhörlich ihre Fäden, um meine Heirat in die Tat umzusetzen, ohne voranzukommen, denn man hielt sie mit schönen Worten hin. All das versetzte sie in

schlechte Laune zu mir, denn sie behauptete, wäre ich besser erzogen, wäre ich längst verheiratet. Ich hoffte, all diese Vorstellungen in Abwesenheit der Gräfin Amalie, die sie ihr einflüsterte, zu verscheuchen, doch ich irrte mich. Sie war dermaßen verärgert über mich, dass es mir in Potsdam nicht besser erging als in Berlin. Die Königin war sogar fast so weit, sich beim König über meine Hofmeisterin und mich zu beschweren und ihn zu bitten, einer anderen Person meine Lebensführung anzuvertrauen, doch ihre Furcht hielt sie zurück. Sie kannte die besondere Wertschätzung, die der König für Frau von Sonsfeld hatte, was sie befürchten ließ, mit ihrem Vorhaben keinen Erfolg zu haben. Sogar Graf Finck, dem sie davon erzählte, riet ihr sehr davon ab, diesen Schritt zu tun. Der General wusste von den ehrgeizigen Absichten seiner Tochter überhaupt nichts und war sowieso zu sehr Ehrenmann, um sie gutzuheißen. Er verfocht mit starken Worten meine Sache und die der Frau von Sonsfeld und machte ihr wegen ihres hartherzigen Vorgehens ihr und mir gegenüber solche Vorhaltungen, dass sie in sich ging. Sie sprach mit mir am selben Nachmittag und hielt mir alle Beschwerden vor, die sie mir gegenüber hatte. Es war das Vertrauen, sagte sie, das ich zu meiner Hofmeisterin hatte, was sie nicht guthieß; sie war überdies verärgert darüber, dass ich blind den Ratschlägen dieser Dame folgte – und noch tausend weitere solche Sachen. Ich warf mich ihr zu Füßen und sagte ihr, dass meine Kenntnis des Charakters von Frau von Sonsfeld mir nicht gestatte, etwas vor ihr verborgen zu halten, dass ich ihr all meine persönlichen Geheimnisse anvertraue, ihr gegenüber aber niemals über die der Anderen spreche und dass mich eben diese Kenntnis ihres Verdienstes veranlasse, ihren Ratschlägen zu folgen, da ich davon überzeugt sei, dass sie ausnahmslos gut seien; im Übrigen befolgte ich damit nur die Befehle, welche die Königin mir gegeben habe. Ich bat sie, Frau von Sonsfeld gerecht zu werden und mich nicht unglücklich zu machen, indem sie mir die Güte entziehe, die sie mir immer bewiesen habe. Sie war von meiner Antwort ein wenig aus der Fassung gebracht und suchte nach allen möglichen untauglichen Vorwänden, um Gründe zu finden, sich über mich zu beklagen. Ich leistete ihr mehrmals Abbitte und wir schlossen Frieden. Zwei Tage darauf stand ich mehr in Gnaden denn je und Frau von Sonsfeld, die zu kränken sie sich vorgenommen hatte, wurde besser behandelt.

Ich hätte in vollkommenem Frieden gelebt, wenn nicht mein Bruder meine Ruhe gestört hätte. Nach seiner Rückkehr aus Dresden fiel er in düstere Melancholie. Sein Gemütswandel schlug auf seine Gesundheit zurück; er nahm zusehends ab und hatte häufige Ohnmachtsanfälle, die befürchten ließen, dass er schwindsüchtig würde. Die Königin und ich taten alles, was wir konnten, um ihn zu zerstreuen. Ich liebte ihn von Herzen, und wenn ich ihn fragte, was der Grund für seinen Kummer sei, antwortete er mir stets, dass es die schlechte Behandlung durch den König sei. Ich versuchte nach Kräften, ihn zu trösten, doch meine Mühen waren umsonst. Sein Zustand ver-

schlimmerte sich derart, dass man schließlich gezwungen war, den König darüber zu informieren. Der beauftragte seinen Generalstabsarzt, über seine Gesundheit zu wachen und sein Leiden zu untersuchen. Der Bericht dieses Mannes über den Gesundheitszustand meines Bruders versetzte ihn in große Aufregung. Er sagte zu ihm, dass es ihm sehr schlecht gehe, dass er eine Art schleichendes Fieber habe, das in Schwindsucht ausarten würde, wenn er sich nicht schone und sich nicht behandeln ließe. Der König hatte von Natur aus ein gutes Herz; obwohl ihm Grumbkow starke Abneigung gegen den armen Prinzen eingeflößt hatte und trotz der seiner Ansicht nach berechtigten Gründe, sich über ihn zu beklagen, machte sich die Stimme der Natur bemerkbar. Er machte sich den Vorwurf, wegen des Kummers, den er ihm bereitet hatte, für seine traurige Lage verantwortlich zu sein. Er versuchte, das Vergangene wiedergutzumachen, indem er ihn mit Zuneigung und Güte überhäufte. Aber all das bewirkte nichts und wir waren weit davon entfernt, die Ursache seines Leidens zu erraten. Am Ende entdeckten wir, dass seine Krankheit durch Liebe verursacht wurde. Seit er in Dresden gewesen war, hatte er an ausschweifendem Leben Geschmack gefunden. Der Zwang, in dem er lebte, hinderte ihn daran, sich dem hinzugeben, und seine Gemütsverfassung konnte diesen Verzicht nicht ertragen. Mehrere ihm wohlgesinnte Leute informierten den König davon und rieten ihm, ihn zu verheiraten; sonst könne er sterben oder in Ausschweifungen verfallen, die seine Gesundheit ruinierten. Der Herrscher antwortete darauf in Gegenwart einiger junger Offiziere, er schenke demjenigen hundert Dukaten, der ihm die Nachricht brächte, dass sein Sohn eine hässliche Krankheit hätte. Die Beweise der Zuneigung und Güte wichen Vorwürfen und harten Worten. Graf Finck und Herr von Kalckstein erhielten Befehl, mehr denn je über seine Lebensweise zu wachen. Ich habe all diese Einzelheiten erst viel später erfahren.

Der Tod des Königs von England hatte den König endgültig völlig von der großen Allianz abgebracht. Er schloss schließlich einen Vertrag mit dem Kaiser, mit Russland und Sachsen ab. Ebenso wie diese beiden Mächte verpflichtete er sich, dem Kaiser zehntausend Mann zu stellen, falls er sie brauchte. Dafür verpflichtete sich der Kaiser, ihm das Gebiet von Jülich und Berg zuzusagen. Die Königin verzehrte sich vor Kummer, all ihre Pläne scheitern zu sehen; sie konnte den Unwillen darüber nicht verbergen: Er traf ganz und gar Seckendorff und Grumbkow. Der König sprach bei Tisch häufig über seinen Vertrag mit dem Kaiser und zog ständig über den König von England her; diese Hetzreden waren immer an die Königin gerichtet. Diese gab sie sofort an Seckendorff weiter; ihre Hitzigkeit ließ sie jedes Maß vergessen. Sie behandelte den Gesandten äußerst hart und beleidigend und rief ihm ein paar Wahrheiten über seine frühre Lebensweise in Erinnerung, die sich nicht schön anhörten. Seckendorff platzte vor Wut, aber nahm das alles mit gespielter Gelassenheit auf,

was den König ganz entzückte. Der Teufel verlor jedoch nichts dabei und wusste sich anders als mit bloßen Worten zu rächen.
Da die Ankunft des Königs von Polen nahte, kehrten wir Anfang Mai nach Berlin zurück. Die Königin fand dort Briefe aus Hannover vor, in denen man sie davon benachrichtigte, dass der Prinz von Wales sich entschlossen hatte, sich inkognito nach Berlin zu begeben, um von der Aufruhr und von dem Durcheinander zu profitieren, die dort während des Aufenthaltes des Königs von Polen herrschen würden, um mich zu sehen. Diese Nachricht versetzte die Königin in unvorstellbare Freude; sie teilte es mir auf der Stelle mit. Da ich nicht immer ihrer Ansicht war, empfand ich nicht solche Freude darüber. Ich war immer ein wenig philosophisch; Ehrgeiz ist meine Schwäche nicht; ich ziehe Glück und Zufriedenheit im Leben allen Herrlichkeiten vor; jeder Zwang und jede Enge sind mir verhasst; ich liebe die große Welt und die Vergnügen, aber ich hasse Verschwendung. Mein Charakter, so wie ich ihn gerade beschrieben habe, passte überhaupt nicht zu dem Hof, für den mich die Königin bestimmte; das fühlte ich selbst wohl und das machte mir Angst, dorthin verheiratet zu werden. Die Ankunft mehrerer adliger Damen und Herren aus Hannover ließ die Königin glauben, dass der Prinz von Wales unter ihnen war. Hinter jedem dahergelaufenen Kerl vermutete sie ihren Neffen; sie schwor sogar, ihn in Monbijou in der Menge gesehen zu haben. Doch ein zweiter Brief, den sie aus Hannover erhielt, riss sie aus ihren Träumen. Sie erfuhr, dass das ganze Gerücht durch ein paar Scherze verursacht worden war, die der Prinz von Wales eines Abends bei Tisch gemacht hatte und die zu der Vermutung Anlass gegeben hatten, er würde sich nach Berlin begeben.
Endlich am 29. Mai kam der König von Polen dort an. Zunächst stattete er der Königin einen Besuch ab. Die Herrscherin empfing ihn an der Tür ihres dritten Vorzimmers. Der König von Polen reichte ihr die Hand und geleitete sie zu ihrem Audienzzimmer, wo wir ihm vorgestellt wurden. Der damals fünfzig Jahre alte Herrscher hatte ein majestätisches Äußeres und Antlitz; ein leutseliges, formvollendetes Auftreten begleitete all sein Tun. Für sein Alter war er sehr gebrechlich; die furchtbaren Ausschweifungen, die er hinter sich hatte, hatten ihm eine Entzündung am rechten Bein eingetragen, die ihn beim Gehen und längeren Stehen behinderte. Sie war schon vereitert und man hatte ihm den Fuß nur dadurch retten können, dass man ihm zwei Zehen abnahm. Die Wunde war andauernd offen und er litt furchtbar. Die Königin bot ihm sofort an, sich zu setzen, was er lange Zeit nicht tun wollte; doch auf wiederholte Bitten hin nahm er auf einem Schemel Platz. Die Königin nahm sich auch einen und setzte sich ihm gegenüber. Da wir alle standen, entschuldigte er sich bei meinen Schwestern und mir sehr für seine Unhöflichkeit. Er schaute mich sehr aufmerksam an und richtete an jede von uns ein zuvorkommendes Wort. Nach einer

Stunde Konversation verließ er die Königin. Sie wollte ihn zurückgeleiten, er aber wollte es nicht annehmen.
Der Prinz von Polen machte kurz darauf der Königin seine Aufwartung. Er ist groß und sehr beleibt, sein Gesicht ist von regelmäßiger Schönheit, hat aber nichts Einnehmendes an sich. Eine verlegene Miene begleitet alles, was er tut, und um seine Verlegenheit zu kaschieren, verfällt er in ein höchst unangenehmes Lachen. Er redet wenig und hat nicht die Gabe, leutselig und zuvorkommend zu sein wie sein königlicher Vater. Man kann ihm sogar Unaufmerksamkeit und Ungehobeltheit vorwerfen. Dieses unvorteilhafte Äußere verbirgt allerdings große Qualitäten, die erst zu Tage getreten sind, als der Prinz König von Polen geworden ist. Er legt Wert darauf, ein wirklicher Ehrenmann zu sein, und all sein Augenmerk ist einzig darauf gerichtet, seine Völker glücklich zu machen. Wer bei ihm in Ungnade fällt, könnte sich in einem anderen Land zu den Glücklichen zählen. Weit davon entfernt, ihnen etwas anzutun, belohnt er sie mit sehr hohen Pensionen; wem er seine Zuneigung geschenkt hat, den hat er nie im Stich gelassen. Sein Leben verläuft sehr geordnet; man kann ihm kein Laster zum Vorwurf machen und das gute Einvernehmen, in dem er mit seiner Gattin lebt, verdient Lob. Die Prinzessin war außerordentlich hässlich und besaß nichts, was ihre wenig vorteilhafte Gestalt wettmachen konnte.
Er hielt sich nicht lange bei der Königin auf. Nach diesem Besuch kehrten wir wieder in unser Elend zurück und verbrachten unseren Abend wie gewöhnlich mit Fasten und in Zurückgezogenheit. Ich sage Fasten, denn wir hatten kaum etwas, um uns satt zu essen. Doch verschieben wir die Einzelheiten unserer Lebensweise an eine andere Stelle! Der König und der Prinz von Polen speisten jeder für sich zu Abend. Am folgenden Tage, einem Sonntag, begaben wir uns nach der Predigt in die Prunkgemächer des Schlosses. Die Königin schritt von einer Seite des Gangs heran, in Begleitung ihrer Töchter, der Prinzessinnen von Geblüt und ihres Hofstaates, während die beiden Könige von der anderen Seite eintraten. Niemals hatte ich einen schöneren Anblick gehabt. Alle Damen der Stadt waren in einer Reihe längs dieses Gangs aufgereiht, prächtig herausgeputzt. Der König, der Prinz von Polen und ihr Gefolge, das aus dreihundert hochgestellten Persönlichkeiten ihres Hofes, sowohl Polen wie Sachsen, bestand, waren prachtvoll gekleidet. Zwischen ihnen und den Preußen stachen Unterschiede hervor: Die letzteren hatten nur ihre Uniformen; ihr seltsames Aussehen fiel ins Auge. Ihre Röcke sind so kurz, dass sie unseren biblischen Urahnen kaum als Feigenblätter hätten dienen können, und so eng, dass sie sich nicht zu rühren wagten, aus Furcht, sie zu zerreißen. Ihre Sommerhosen sind aus weißem Stoff, ebenso wie ihre Gamaschen, ohne die sie niemals aufzutreten wagen. Ihre Haare sind gepudert, aber nicht gelockt, und hinten mit einem Band zusammengeschlungen. Auch der König selbst war derart gekleidet. Nach den ersten Begrüßungen stellte

man all diese Fremden der Königin und danach mir vor. Prinz Johann Adolf von Weißenfels, der sächsische Generalleutnant, war der erste, mit dem wir Bekanntschaft machten.[20] Mehrere andere folgten: so etwa der Graf von Sachsen und Graf Rutowsky, beide natürliche Söhne des Königs, Herr von Libski, der spätere Primas und Erzbischof von Krakau, die Grafen Manteuffel, Lagnasko und Brühl, Günstlinge des Königs; Graf Solkowski, der Günstling des Kurprinzen, und noch viele andere Persönlichkeiten ersten Ranges, mit denen ich mich gar nicht befassen kann. Graf Flemming war nicht im Gefolge. Er war drei Wochen zuvor unter allgemeinem Bedauern in Wien gestorben.

Es gab ein feierliches Festmahl; die Tafel war lang; der König von Polen und die Königin, meine Mutter, saßen an einem Ende; der König, mein Vater, hatte neben dem polnischen König Platz genommen, bei ihm der Kurprinz; dann kamen die Prinzen von Geblüt und die Ausländer; ich war neben der Königin, meine Schwester neben mir und die Prinzessinnen von Geblüt saßen alle ihrem Rang entsprechend. Man trank, prostete sich häufig zu, man sprach wenig und man langweilte sich stark. Nach dem Mahl zogen sich alle zurück.

Am Abend gab es einen großen Empfang bei der Königin. Die Gräfinnen Orzelska und Bilinska, natürliche Töchter des Königs von Polen, kamen ebenso wie Frau Potge, die berüchtigt war für ihr Lotterleben. Die erste war, wie schon gesagt, Mätresse ihres Vaters: eine abscheuliche Sache. Ohne von regelmäßiger Schönheit zu sein, besaß sie viel Ausstrahlung; ihre Figur war vollkommen und sie hatte das gewisse Etwas, das einen für sie einnahm. Ihr Herz schlug mitnichten für ihren ältlichen Liebhaber, sie liebte ihren Bruder, den Grafen Rutowsky. Der war Sohn einer Türkin, die Kammerfrau der Gräfin Königsmarck, der Mutter des Grafen von Sachsen, gewesen war. Die Orzelska zeigte außerordentliche Pracht, besonders an Juwelen, denn der König hatte ihr die der verstorbenen Königin, seiner Gattin, zum Geschenk gemacht. Die Polen, die man mir am Morgen vorgestellt hatte, waren höchst überrascht, aus meinem Munde ihre barbarischen Namen zu vernehmen und zu sehen, dass ich sie wiedererkannte. Sie waren begeistert von den Höflichkeiten, die ich ihnen erwies, und sagten lauthals, ich müsse ihre Königin werden.

Am folgenden Tage war große Truppenschau. Die beiden Könige speisten gemeinsam für sich allein und wir erschienen überhaupt nicht in der Öffentlichkeit. Am Tag darauf gab es in der Stadt ein Lichterfest, wohin auch wir gehen durften; nie habe ich etwas Schöneres gesehen. Alle Häuser der Hauptstraßen der Stadt waren mit Devisen geschmückt und derart von Lampions erleuchtet, dass einem die Augen geblendet waren. Zwei Tage später gab es in den Prunkräumen einen Ball. Es wurden Lose gezogen und mir fiel der König von Polen zu. Tags darauf gab es ein großes Fest in Monbijou. Die ganze Orangerie war illuminiert, was einen sehr hübschen Effekt her-

vorrief. Kaum hörten die Feste in Berlin auf, begannen sie schon wieder in Charlottenburg; etliche waren höchst prachtvoll. Ich hatte nicht viel davon. Die schlechte Meinung, die der König, mein Vater, vom weiblichen Geschlecht hatte, bewirkte, dass er uns unter furchtbarem Zwang hielt und die Königin große Rücksicht auf seine Eifersucht nehmen musste. Am Tag der Abreise des Königs von Polen hielten die beiden Könige, was man vertrauliche Tafel nennt. Sie heißt so, weil hierzu nur eine ausgesuchte Gesellschaft von Freunden Zutritt hat. Diese Tafel ist so konstruiert, dass man sie an Rollen herablassen kann. Bedienstete braucht man nicht; eine Art von Trommeln, die neben den Gästen angebracht sind, nimmt ihren Platz ein. Man schreibt auf, was man braucht, und lässt die Trommeln hinunter, die, wieder hochgezogen, das Gewünschte mitbringen. Das Mahl dauerte von ein Uhr bis zehn Uhr abends. Man brachte Bacchus sein Opfer dar und den beiden Königen war sein himmlischer Saft anzumerken. Sie machten erst Schluss mit dem Tafeln, als sie sich zur Königin begaben. Ein paar Stunden wurde gespielt; ich war beim König von Polen und der Königin mit von der Partie. Er sagte mir viele Nettigkeiten und betrog, um mich gewinnen zu lassen. Nach dem Spiel verabschiedete er sich von uns, um seine Opferungen an den Gott des Weines fortzusetzen. Er reiste, wie gesagt, noch am selben Abend ab.

Der Herzog von Weißenfels hatte sich während seines Aufenthaltes in Berlin sehr um mich bemüht. Ich hatte seine Aufmerksamkeiten einfach seiner Höflichkeit zu Buche geschrieben und hätte es mir nie träumen lassen, dass er es gewagt hätte, seine Augen auf mich zu richten und sich in den Kopf zu setzen, mich heiraten zu wollen. Er war der jüngste Sohn eines zwar sehr alten Hauses, das freilich keineswegs zu den besonders illustren Häusern in Deutschland zählt; und obwohl mein Herz frei von Ehrgeiz ist, so macht es sich doch auch nicht gemein, so dass ich nicht auf den Gedanken der tatsächlichen Gefühle des Herzogs kam. Ich irrte mich indessen, wie man in der Folge sehen wird.

Seit meiner Abreise von Potsdam habe ich meinen Bruder nicht mehr erwähnt. Seine Gesundheit erholte sich langsam, aber er tat kränker, als er war, um von der Teilnahme an der Festtafel entbunden zu sein, die in Berlin gegeben werden sollte, weil er dem Kurprinzen von Sachsen nicht den Vortritt lassen wollte, was der König unweigerlich von ihm verlangt hätte.

Er kam am Montag darauf an. Die Freude, die Orzelska wieder zu sehen, und der gute Empfang, den sie ihm bei ihren geheimen Treffen bereitete, heilten ihn vollends. Unterdessen reiste der König, mein Vater, nach Preußen ab; meinen Bruder ließ er in Potsdam mit der Erlaubnis, zweimal in der Woche der Königin seine Aufwartung zu machen. Wir amüsierten uns hervorragend während dieser Zeit. Der Hof erstrahlte dank der großen Anzahl der dort anwesenden Fremden in vollem Glanz. Außerdem

sandte der König von Polen der Königin seine fähigsten Virtuosen, wie zum Beispiel den berühmten Weiß, der so hervorragend Laute spielt, dass er niemals seinesgleichen hatte und seine Nachfolger sich höchstens werden rühmen können, ihn nachzuahmen; Buffardin, der wegen seines schönen Ansatzes bei der Querflöte berühmt war, und Quantz, der dasselbe Instrument spielte, ein großer Komponist war und es mit seiner geschmackvollen, ausgesuchten Kunst geschafft hat, seine Flöte auf das Niveau der schönsten Stimmen zu bringen.[22]

Während unsere Tage in ruhigen Freuden dahinglitten, war der König von Polen damit beschäftigt, seinen Sohn zur Unterzeichnung der Artikel des Vertrages, die meine Heirat betrafen, zu überreden; doch wie sehr er ihn auch bedrängte, der Prinz verweigerte standhaft seine Unterschrift. Der König von Preußen, der die darin für ihn und für mich festgelegten Vorteile damit nicht mehr gesichert fand, annullierte die einschlägigen Abmachungen und den Heiratsvertrag.

Die Königin und ich erfuhren das alles erst lange Zeit später. Sie war über das Scheitern dieser Verhandlungen entzückt. Sie spann unaufhörlich ihre Fäden weiter mit den französischen und englischen Gesandten. Diese teilten ihr alle ihre Schritte mit, und da sie in der Umgebung des Königs bezahlte Spione hatte, setzte sie ihrerseits die Gesandten von allen Berichten, die jene ihr machten, in Kenntnis. Aber der König zahlte es ihr mit gleicher Münze heim: Er hatte die Rammen zu seiner Verfügung, die Kammerfrau und Favoritin der Herrscherin. Die Königin hatte kein Geheimnis vor dieser Kreatur; sie vertraute ihr jeden Abend ihre geheimsten Gedanken und sämtliche Schritte an, die sie den Tag über unternommen hatte. Diese Elende informierte regelmäßig den König darüber, mit Hilfe des würdelosen Eversmann und des erbärmlichen Holtzendorff, eines neuen Ungeheuers und Favoriten. Sie war sogar mit Seckendorff im Bunde, wie ich von meiner treuen Meermann erfuhr, die sie jeden Tag im Morgengrauen das Haus, in dem der Gesandte wohnte, betreten sah. Graf Rothenburg, der französische Gesandte, hatte schon seit langem bemerkt, dass es Verräter gab, die Seckendorff von all seinen Plänen informierten. Er setzte so viele Leute in Bewegung, dass er der Rammen auf all ihre Schliche kam. Er hätte die Königin davon informiert, wenn der englische Botschafter, Mr. Dubourgay, und Lövener, der dänische Botschafter, ihn nicht daran gehindert hätten. Sie hatten alle drei einen furchtbaren Zorn, sich derart düpiert zu sehen.

Graf Rothenburg sprach mich eines Tages in beißendem Ton darauf an: „Die Königin," sagte er zu mir, „hat all unsere Maßnahmen zunichte gemacht; wir sind daher übereingekommen, ihr nichts mehr anzuvertrauen; aber wir wollen uns an Sie wenden, Madame, wir sind von Ihrer Diskretion überzeugt und Sie werden uns ebensoviel Aufklärung geben können wie sie." „Nein, Monsieur", antwortete ich ihm, „vertrauen Sie mir nie solche Dinge an, ich bin sehr verärgert, wenn die Königin das

tut, ich würde gern von all diesen Dingen nichts wissen, sie sind nicht meine Sache und ich kümmere mich nur um das, was mich angeht." „Es geht dabei aber um Ihr Glück, Madame", fuhr der Graf fort, „um das des Prinzen, Ihres Bruders, und das der ganzen Nation." „Das will ich gern glauben", sagte ich zu ihm, „doch bis jetzt schere ich mich überhaupt nicht um die Zukunft; ich habe zum Glück nur einen begrenzten Ehrgeiz und ich habe darüber vielleicht ganz andere Vorstellungen als Andere." Auf diese Art und Weise befreite ich mich von den Belästigungen des Botschafters. Der König indessen war wegen all dieser Intrigen der Königin aufs Blut gereizt; doch trotz seines heftigen Gemüts verbarg er seinen Missmut. Auf der anderen Seite waren Grumbkow und Seckendorff durch das Scheitern meiner Heirat mit dem König von Polen in nicht geringer Verlegenheit. Es galt unbedingt, um ihren Plan zu vollenden, eine Partie für mich zu finden. Sie wussten sehr wohl, dass der König, solange ich nicht verheiratet war, ihren Absichten nicht ganz und gar beipflichten würde. Der Herrscher wollte immer noch meine Verbindung mit dem Prinzen von Wales und nahm deswegen noch in gewisser Weise auf den König von England Rücksicht. Sie arbeiteten also gemeinsam daraufhin, einen neuen Plan zu entwerfen.

Der König kehrte unterdessen aus Preußen zurück und wir folgten ihm sechs Wochen später nach Wusterhausen. Wir hatten allzu viel Freude in Berlin gehabt, um sie lange genießen zu können, und aus dem Paradies, wo wir gewesen waren, gerieten wir ins Fegefeuer. Das wurde wenige Tage nach unserer Ankunft an diesem schrecklichen Ort offenbar. Der König unterhielt sich unter vier Augen mit der Königin, nachdem man meine Schwester und mich in ein nahe gelegenes Zimmer weggeschickt hatte. Obwohl die Tür geschlossen war, hörte ich alsbald an der Art und Weise, wie sie miteinander sprachen, dass sie einen heftigen Disput hatten; ich hörte sie sogar oft meinen Namen nennen, was mich in große Aufregung versetzte. Diese Unterhaltung, nach deren Ende der König wutentbrannt herauskam, dauerte anderthalb Stunden. Ich trat sofort in das Zimmer der Königin; ich fand sie in Tränen aufgelöst. Sobald sie mich sah, umarmte sie mich und hielt mich lange in ihren Armen fest, ohne ein Wort herauszubringen. „Ich bin völlig verzweifelt", sagte sie zu mir, „Sie sollen verheiratet werden und der König hat sich die erbärmlichste Partie herausgesucht, die es gibt: Sie sollen den Herzog von Weißenfels heiraten, einen lumpigen Zweitgeborenen, der auf die Gnade des Königs von Polen angewiesen ist; nein, ich werde vor Kummer sterben, wenn Sie sich soweit erniedrigen, dem zuzustimmen." Mir kam es vor, als träumte ich das, was ich da hörte, so unglaublich erschien mir das, was die Königin mir sagte. Ich wollte sie beruhigen, indem ich ihr erklärte, der König könne das nicht ernst gemeint haben, und dass ich fest davon überzeugt sei, dass er all diese Äußerungen nur getan habe, um sie zu beunruhigen. „Nein, mein Gott", sagte sie zu mir, „der Herzog wird in höchstens ein paar Tagen hier sein, um sich mit Ihnen zu verlo-

ben; es gilt standhaft zu bleiben, ich werde Sie mit aller Kraft unterstützen, vorausgesetzt, Sie stehen mir bei.“ Ich versprach ihr hoch und heilig, ihrem Willen Folge zu leisten, höchst entschlossen, auf keinen Fall den zu heiraten, den man mir bestimmt hatte. Ich gebe zu, dass ich das alles nicht ernst nahm, aber ich änderte noch am selben Abend meine Ansicht, als die Königin Briefe aus Berlin erhielt, welche diese schönen Neuigkeiten bestätigten. Ich verbrachte die schlimmste Nacht der Welt; ich stellte mir nur zu genau die bösen Folgen vor und sah voraus, wie sich Uneinigkeit in der Familie einnistete. Mein Bruder, der als geschworener Feind Seckendorffs und Grumbkows ganz und gar für England war, sprach zu mir in eindringlichen Worten darüber: „Sie stürzen uns alle ins Verderben, wenn Sie diese lächerliche Ehe eingehen. Mir ist klar, dass wir uns alle damit großen Ärger einhandeln, aber es ist besser, alles zu erdulden, als in die Gewalt seiner Feinde zu fallen. Wir haben keine andere Stütze als England, und wenn Ihre Heirat mit dem Prinzen von Wales scheitert, gehen wir alle unter.“ Die Königin äußerte sich ebenso zu mir, wie auch meine Hofmeisterin; aber ich brauchte all ihre Ermahnungen nicht, denn die Vernunft diktierte mir zur Genüge, was ich zu tun hatte.

Der liebenswürdige Gatte, den man mir auserkoren hatte, traf am Abend des 27. September ein. Der König kam sofort, um der Königin seine Ankunft zu melden, und befahl ihr, ihn wie einen Fürsten zu empfangen, der ihr Schwiegersohn werden sollte, da er beschlossen habe, mich unverzüglich mit ihm zu verloben. Diese Anweisung rief einen erneuten Disput hervor, der endete, ohne dass die beiden Parteien ihre Meinung geändert hätten. Am folgenden Tage, am Morgen des Sonntags, gingen wir in die Kirche; der Herzog schaute mich die ganze Zeit über an. Ich war furchtbar bestürzt. Seit diese Geschichte aufs Tapet gekommen war, fand ich weder Tag noch Nacht Ruhe. Sobald wir vom Kirchgang zurückgekehrt waren, stellte der König den Herzog der Königin vor. Sie sagte kein Wort zu ihm und kehrte ihm den Rücken zu; ich hatte mich verzogen, um ihm aus dem Wege zu gehen. Ich konnte nicht das Geringste essen und mein veränderter Gesichtsausdruck wie auch mein gezwungenes Verhalten verrieten genau, was sich in meinem Herzen abspielte. Noch am Nachmittag erlebte die Königin einen schrecklichen Auftritt mit dem König. Sobald sie allein war, ließ sie Graf Finck, meinen Bruder und meine Hofmeisterin holen, um mit ihnen zu beraten, was sie tun sollte. Der Herzog von Weißenfels war als verdienstvoller Fürst bekannt, der jedoch kein großer Kopf war; alle waren der Ansicht, dass die Königin veranlassen sollte, mit ihm zu reden. Graf Finck übernahm diesen Auftrag. Er erklärte dem Herzog seitens der Königin, dass sie niemals ihre Hand zu dieser Heirat reichen würde, dass ich eine unüberwindliche Abneigung ihm gegenüber hätte und dass er unweigerlich Zwietracht in die Familie brächte, wenn er auf seiner Absicht beharrte. Die Königin sei entschlossen, ihm alle möglichen Schwierigkeiten

zu machen, falls er darauf bestünde, aber sie sei überzeugt, dass er sie nicht bis zum Äußersten treiben würde. Sie habe nicht den geringsten Zweifel, dass er als Ehrenmann von seinem Werben lieber Abstand nähme, als mich unglücklich zu machen. In diesem Fall würde sie alles Erdenkliche tun, um ihm ihre Hochachtung und Dankbarkeit zu erweisen. Der Herzog bat Graf Finck, der Königin folgende Antwort zu geben: Er könne nicht leugnen, dass er von meinen Reizen sehr eingenommen sei, er jedoch niemals gewagt hätte, das Glück anzustreben, mich zu heiraten, wenn man ihm keine deutlichen Hoffnungen darauf gemacht hätte. Da er aber sehe, dass sie und ich dagegen seien, sei er der erste, dem König von seinem Vorhaben abzuraten, und die Königin könne ganz beruhigt sein, was ihn angehe.

Er hielt auch wirklich Wort und ließ dem König etwa dasselbe ausrichten, was er zum Grafen Finck gesagt hatte, mit dem einen Unterschied, dass er dem Herrscher die Bitte mitteilte, im Falle des Scheiterns der verbliebenen Hoffnungen auf meine Heirat mit dem Prinzen von Wales wolle der König doch ihm den Vorzug vor allen anderen Partien geben, die sich mir anbieten könnten – von gekrönten Häuptern einmal abgesehen. Höchst überrascht vom Vorgehen des Herzogs, begab sich der König einen Augenblick darauf zur Königin und versuchte vergeblich, sie zu überreden, in meine Heirat einzuwilligen. Ihr Streit entzündete sich aufs Neue: Die Königin weinte, schrie und bat schließlich den Herrscher so inständig, dass er zustimmte, für dieses Mal nicht weiterzugehen, vorausgesetzt jedoch, sie schriebe an die Königin von England mit der Bitte um eine positive Erklärung hinsichtlich meiner Heirat mit dem Prinzen von Wales. „Wenn sie mir eine positive Antwort geben", sagte der König zu ihr, „werde ich alle anderen Verpflichtungen brechen außer der, welche ich mit ihnen eingegangen bin. Wenn sie jedoch keine unmissverständliche Erklärung abgeben, dann können sie gewiss sein, dass ich nicht mehr auf sie hereinfalle; sie werden erfahren, mit wem sie es zu tun haben, und ich werde dann darauf pochen, Herr über die Entscheidung zu sein, meine Tochter dem zu geben, der mir gefällt. Rechnen Sie in diesem Fall nicht damit, Madame, dass Ihre Tränen und Ihr Geschrei mich daran hindern werden, meinen Kopf durchzusetzen; Ihnen überlasse ich es, dafür zu sorgen, Ihren Bruder und Ihre Schwägerin zu überzeugen; an ihnen ist es, unseren Streit zu entscheiden." Die Königin antwortete ihm, sie sei bereit, nach England zu schreiben, und sie zweifle nicht daran, dass der König und die Königin, ihre Schwester, auf ihre Wünsche eingingen. „Das werden wir ja sehen", sagte der König; „ich sage es Ihnen noch einmal, keine Gnade für Ihr Fräulein Tochter, wenn man mich nicht zufriedenstellt; und was Ihren schlecht erzogenen Sohn angeht, erwarten Sie nicht, dass ich ihn jemals eine Prinzessin von England heiraten lasse. Ich will auf keinen Fall eine Schwiegertochter, die sich aufs hohe Ross setzt und meinen Hof mit Intrigen überzieht, wie Sie es tun; Ihr Sohn ist nichts als ein Rotzlöffel, dem ich eher die Peit-

sche als eine Frau geben werde; ich verabscheue ihn, aber ich werde ihn hinbiegen (das war der übliche Ausdruck des Königs). Der Teufel soll mich holen; wenn er sich nicht zu seinem Vorteil verändert, werde ich ihn so behandeln, wie er es nicht erwartet." Er fügte noch etliche Beleidigungen an die Adresse meines Bruders und die meine hinzu, wonach er sich von dannen machte. Sobald er weg war, dachte die Königin darüber nach, was sie tun sollte. Wir alle versprachen uns nichts Gutes davon, weil wir berechtigte Zweifel hatten, dass der König von England jemals meiner Heirat ohne die meines Bruders zustimmen würde. Da die Königin gern ihren Träumen folgte, war sie uns böse wegen der Schwierigkeiten, die wir ihr aufzeigten, und weil ich ihr ihre und meine traurige Lage vor Augen führte, falls die Antwort aus England nicht ihren Wünschen gemäß ausfiele. Sie regte sich über mich auf und sagte zu mir, sie sei sich sehr wohl im Klaren, dass ich schon eingeschüchtert und entschlossen sei, den dicken Johann Adolf zu heiraten; aber sie sähe mich lieber tot als mit dem verheiratet; sie würde mich tausendmal verfluchen, wenn ich mich derart vergäße und sie würde mich eigenhändig erwürgen, wenn sie den Eindruck gewänne, dass ich auch nur die mindeste Absicht dazu hätte. Unterdessen ließ sie Graf Finck holen, um ihn um Rat zu fragen. Der General erklärte ihr dasselbe wie ich. Sie war langsam beunruhigt, und nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte, sagte sie plötzlich zu uns: „Mir kommt ein Gedanke, der uns meiner Meinung nach untrüglich aus der Misere helfen wird; aber nur mein Sohn kann ihm zum Erfolg verhelfen: Er muss der Königin, meiner Schwester, schreiben und ihr wahrhaftig versprechen, ihre Tochter zu heiraten, unter der Bedingung, dass sie die Ehe des Prinzen von Wales mit seiner Schwester erfolgreich betreibt. Das ist der einzige Weg, sie auf unsere Wünsche eingehen zu lassen." Mein Bruder trat just zu diesem Moment ein. Sie machte ihm diesen Vorschlag; er zögerte nicht zuzustimmen. Wir bewahrten alle düsteres Schweigen und ich missbilligte dieses Vorgehen stark, dessen schlimmen Ausgang ich voraussah, aber ich konnte es nicht verhindern. Die Königin bedrängte meinen Bruder, auf der Stelle seinen Brief zu schreiben. Sie fügte den ihren hinzu und sandte beide mit einem Eilboten ab, den Herr Dubourgay, der englische Gesandte, heimlich losschickte. Sie schrieb einen weiteren Brief, den sie dem König zeigte und der mit der Post abging. Der Herzog von Weißenfels befreite uns ebenfalls von seiner lästigen Anwesenheit, was uns Zeit zum Atemholen gab, uns aber unsere Befürchtungen nicht nahm.

Der König wurde von Seckendorff und Grumbkow in Beschlag genommen; sie waren oftmals bei Gelagen zusammen. Eines Tages wurde, als sie gerade beim Trinken waren, ein großer Humpen herbeigeholt, der die Form eines Mörsers hatte und den der König von Polen dem preußischen König geschenkt hatte. Dieser Mörser hatte Gravuren, war aus vergoldetem Silber und enthielt einen weiteren Becher aus Ver-

meil; er wurde von einer Granate aus Gold verschlossen und war mit Edelsteinen verziert. Diese beiden Gefäße wurden mehrfach in der Runde geleert; in der Hitze des Weines nahm es sich mein Bruder heraus, auf den König zuzuspringen und ihn mehrere Male zu umarmen. Seckendorff wollte ihn daran hindern, doch er stieß ihn grob zurück, überhäufte seinen Vater weiter mit Zärtlichkeiten und versicherte, ihn von Herzen zu lieben und von seiner Herzensgüte überzeugt zu sein; die ungnädige Behandlung, mit der er ihn tagtäglich traktiere, schreibe er ausschließlich schlechten Ratschlägen gewisser Leute zu, die von der Zwietracht, die sie in der Familie säten, zu profitieren suchten; er wolle den König lieben, achten und ihm gehorsam sein, solange er lebe. Dieser Ausbruch gefiel dem König sehr und verschaffte meinem Bruder für zwei Wochen eine gewisse Erleichterung. Doch dieser kurzen Ruhepause folgten Gewitterstürme. Der König begann aufs Neue, ihn auf die grausamste Weise zu malträtieren. Der arme Prinz hatte nicht die geringste Erholung: Musik, Lektüre, Wissenschaften und Künste waren ihm gleichermaßen als Vergehen untersagt. Niemand wagte, mit ihm zu reden; er wagte kaum, die Königin zu besuchen, und führte das traurigste Leben auf der Welt. Trotz der Verbote des Königs befasste er sich intensiv mit den Wissenschaften und machte darin große Fortschritte. Aber diese Verlassenheit, in der er lebte, veranlasste ihn, sich Ausschweifungen hinzugeben. Weil die Hofmeister nicht wagten, ihm zu folgen, verfiel er ihnen völlig. Einer der Pagen des Königs, namens Keith, war der Organisator seiner Gelage. Dieser junge Mann hatte es derart gut verstanden, sich bei ihm einzuschmeicheln, dass er ihn von Herzen liebte und ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Ich kannte sein liederliches Leben nicht, aber ich hatte seine Vertraulichkeit mit diesem Pagen bemerkt und ihm mehrfach Vorwürfe gemacht, wobei ich ihm vor Augen hielt, dass dieses Benehmen seinem Rang nicht entspreche. Doch er fand immer Ausflüchte und erklärte mir, der Junge sei sein Spion, er habe Grund, auf ihn Rücksicht zu nehmen, weil er sich durch die von ihm erhaltenen Warnungen oftmals großen Ärger erspare.[23]

Unterdessen machte ich mir weiterhin über mich selbst Sorgen, weil sich mein Schicksal entscheiden sollte. Mit ihren schönen Reden steigerte die Königin nur noch die Abneigung, die ich schon immer gegen den Prinzen von Wales hegte. Das Bild, das sie mir tagtäglich von ihm machte, war ganz und gar nicht nach meinem Geschmack. „Er ist ein Prinz“, sagte sie, „der ein gutes Herz hat, aber von höchst bescheidenem Verstand ist. Er ist eher hässlich als schön und sogar ein wenig bucklig. Vorausgesetzt, Sie sind ihm gegenüber so nachsichtig, seine Ausschweifungen zu dulden, dann werden Sie ihn vollkommen beherrschen und nach dem Tode seines Vaters mehr König sein als er. Stellen Sie sich einmal die Rolle vor, die Sie spielen werden: Sie werden über Europas Wohl und Wehe entscheiden; Sie werden der Nation Ihren Willen aufzwingen.“ Aus diesen Worten der Königin wurde klar, dass sie meine wahren An-

sichten nicht kannte. Ein solcher Gatte, wie sie ihn mit ihrem Neffen, dem Prinzen, beschrieb, wäre nach ihrem Geschmack gewesen. Doch die Prinzipien über die Ehe, die ich mir gebildet hatte, waren ganz anders als die ihren. Ich erwartete, dass eine gute Verbindung sich auf gegenseitige Wertschätzung und Achtung gründen müsste. Ich wollte, dass sie auf gegenseitiger Zuneigung beruhte und alle meine Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten erst daraus resultierten. Nichts fällt uns schwer bei denen, die wir lieben; aber kann man lieben ohne Gegenliebe? Wahre Zuneigung duldet kein Teilen. Ein Mann, der Mätressen besitzt, bindet sich an sie und je größer seine Liebe für sie wird, desto stärker nimmt diejenige zum rechtmäßigen Gegenstand seiner Liebe ab. Was soll man von einem Mann denken und welche Rücksicht soll man auf einen Mann nehmen, der sich vollkommen beherrschen lässt und das Wohl seiner Staatsgeschäfte und seines Landes vernachlässigt, um sich zügellos seinen Vergnügungen hinzugeben? Ich wünschte mir einen wahren Freund, dem ich all mein Vertrauen und Herz schenken könnte, für den ich von vornherein Achtung und Zuneigung empfinden würde und der mich ebenso glücklich machen würde wie ich ihn. Ich sah genau voraus, dass der Prinz von Wales nicht mein Fall war, weil er nicht all die Qualitäten besaß, die ich verlangte. Andererseits war es der Herzog von Weißenfels noch weniger. Über die Ungleichheit zwischen uns hinaus passte sein Alter nicht zu dem meinen: Ich war 19, er 43 Jahre alt. Seine Gestalt war eher unangenehm als einnehmend; er war klein und außerordentlich dick; er war weltgewandt, aber brutal im Privatleben und noch dazu ein Lustmolch. Man kann sich vorstellen, wie es in meinem armen Herzen aussah! Einzig meine Hofmeisterin wusste über meine wahren Gefühle Bescheid und nur in ihrem Schoß konnte ich mich ausweinen.

Mit ihrem Hochmut stürzte uns die Königin endgültig ins Verderben. Grumbkow hatte sich von dem Geld, das er vom Kaiser bezogen hatte, ein sehr schönes Haus in Berlin gekauft. Er hatte es verstanden, es auf Kosten sämtlicher gekrönter Häupter auszustatten und zu möblieren. Der verstorbene König von England und die Zarin von Russland hatten dazu beigetragen. Er bat die Königin um ihr Porträt, das, so sagte er, seinem Haus den größten Glanz verleihen würde. Die Königin gewährte es ihm bereitwillig. Gerade zu dieser Zeit ließ sie sich von dem berühmten Pesne malen, der für seine Geschicklichkeit in dieser Kunst hoch angesehen war; dieses Porträt war für die Königin von Dänemark bestimmt. Da erst der Kopf fertig war, als sie nach Wusterhausen abreiste, befahl sie dem Maler, für Grumbkow eine Kopie anzufertigen, denn Originale gebe sie nur den Prinzessinnen. Eines Tages kam der Minister, um der Königin zu danken, und bezeugte ihr seine Freude darüber, ein solch vollkommenes Gemälde zu besitzen. „Es ist Pesnes Meisterwerk“, fuhr er fort, „es gibt nichts, was mehr Ähnlichkeit aufweist und besser gearbeitet ist.“[24] Die Königin sagte ganz leise zu mir: „Ich hoffe, dass es eine Verwechslung gab und man ihm das

Original statt der Kopie gegeben hat“, und gleichzeitig forderte sie es ganz laut von ihm zurück. „Da der König“, antwortete er, „so gnädig war, mir sein Porträt im Original zu geben, ist es nur gerecht, dass ich das Porträt Ihrer Majestät als Gegenstück besitze; ich habe es beim Maler abholen lassen; es ist ein vollkommenes Werk.“ „Und aufgrund welches Befehls?“, fragte die Königin, „denn ich beehre keinen Privatmann mit einem Original und ich habe nicht vor, Sie vor Anderen auszuzeichnen.“ Mit diesen Worten wollte sie sich von ihm abwenden; er aber hielt sie auf und beschwor sie, ihm das Porträt zu lassen. Sie lehnte sehr unfreundlich ab und äußerte, während sie sich zurückzog, etliche Sticheleien. Sobald der König auf der Jagd war, erzählte sie Graf Finck den ganzen Auftritt. Der war entzückt, Grumbkow einen Streich spielen zu können, und bewog die Königin, ihn die Unverschämtheit seines Vorgehens spüren zu lassen. Es wurde also beschlossen, dass sie unmittelbar nach ihrer Rückkehr nach Berlin mehrere ihrer Bediensteten zu Grumbkow schicken würde, um ihr Porträt zurückzuverlangen und ihm gleichzeitig zu sagen, sie gebe es ihm weder im Original noch in Kopie, bis er sein Verhalten zu ihr ändere und es lerne, ihr den Respekt zu bezeugen, der ihr als einer Königin gebühre. Schon am folgenden Tag wurde dieser herrliche Beschluss in die Tat umgesetzt. An diesem Tag kehrten wir in die Stadt zurück, und sobald die Königin angekommen war, gab sie eilends die Befehle hierzu, aus Furcht, wegen möglicher Vorhaltungen ihr gegenüber daran gehindert zu werden. Grumbkow, der vielleicht von der Rammen vor dem Plan der Königin gewarnt worden war, nahm die Rede des Kammerdieners der Königin mit ironischer Mine auf. „Sie können“, sagte er zu ihm, „das Porträt der Königin wieder mitnehmen; ich besitze diejenigen von so vielen anderen großen Herrschern, dass ich mich damit über den Verlust des ihren hinwegtrösten kann.“ Dennoch unterließ er es nicht, den König von der soeben erlittenen Schmach zu informieren und ihr einen ganz besonders üblen Anstrich zu geben. Weder er noch seine Familie setzten bei der Königin jemals wieder einen Fuß über die Schwelle. Er äußerte sich in maßloser Form über sie und seine Giftzunge entfaltete all ihr rhetorisches Geschick, um die Herrscherin lächerlich zu machen, die sich hätte glücklich schätzen können, wenn er es dabei belassen hätte; doch er rächte sich wenig später auch noch mit Taten, wie wir in der Folge sehen werden. Die Wohlwollenden legten sich ins Mittel, um die Angelegenheit zu beruhigen. Grumbkow stellte gegenüber dem König den Respekt heraus, den er für alle ihre Belange hegte, und brachte gegenüber der Königin eine Art Entschuldigung heraus. Sie antwortete zuvorkommend darauf, was dem Anschein nach ihrem Zwist ein Ende machte.

Da die Antwort aus England auf sich warten ließ, wurde die Königin langsam besorgt. Jeden Tag konferierte sie mit Herrn Dubourgay, was zumeist zu nichts führte. Schließlich, nach vier Wochen, trafen die so lange ersehnten Briefe ein. Hier ist der Inhalt des-

jenigen, den die Königin von England für den König bestimmt hatte: „Der König, mein Gatte“, schrieb sie, „ist ohne weiteres bereit, das Netz des Bündnisses, das der verstorbene König, sein Vater, mit dem preußischen König geschlossen hat, noch enger zu knüpfen und die Hand zur Doppelhochzeit seiner Kinder zu reichen, aber er kann sich nicht abschließend dazu äußern, bevor er die Angelegenheit dem Parlament vorgelegt hat.“ Das konnte man als eine ausweichende, vage Antwort bezeichnen. Der andere Brief enthielt auch nichts Konkreteres: nur Aufmunterungen an die Königin, mit Blick auf meine Heirat mit dem Herzog von Weißenfels tapfer die Belästigungen seitens des Königs zu erdulden; diese Partie sei allzu ungefährlich, um sich darum große Gedanken zu machen, und könne nur eine Finte des Königs sein. Der für meinen Bruder bestimmte Brief lief in etwa auf dasselbe hinaus. Nie hat das Haupt der Medusa jemandem einen solchen Schrecken eingejagt, wie ihn die Lektüre dieser Briefe der Königin versetzte. Sie hätte sich dazu entschlossen, sie unter den Tisch fallen zu lassen und ein weiteres Mal nach England zu schreiben, um zu versuchen, positivere Briefe zu erhalten, wenn nicht Herr Dubourgay mit der Nachricht gekommen wäre, er sei mit denselben Mitteilungen für den König beauftragt. Die Königin machte dem Gesandten starke Vorhaltungen und zeigte ihm ihre Unzufriedenheit mit der Vorgehensweise seines Hofes ihr gegenüber. Sie trug ihm auf, dem König, ihrem Bruder, zu versichern, alles sei verloren, wenn er seine Ansicht nicht ändere.
Der König traf einige Tage später ein. Kaum hatte er den Raum betreten, da fragte er sie schon, ob die Antwort angekommen sei. „Ja“, sagte die Königin ganz unverfroren, „sie ist ganz nach Ihrem Wunsch.“ Der König nahm den Brief, las ihn und gab ihn ihr mit verärgerter Miene zurück. „Ich sehe schon“, sagte er zu ihr, „man will mich wieder einmal täuschen, aber ich werde nicht darauf hereinfallen.“ Er ging sofort hinaus und suchte Grumbkow auf, der in seinem Vorzimmer wartete. Er besprach sich gute zwei Stunden lang mit dem Minister; danach kam er mit fröhlicher, offener Miene wieder in das Zimmer zurück, in dem wir waren. Er sprach mit keiner Silbe darüber und empfing die Königin sehr freundlich. Sie ließ sich von den Nettigkeiten des Königs blenden und bildete sich ein, alles stehe zum Besten der Welt. Ich aber fiel nicht darauf herein; ich kannte den König und seine Verstellung flößte mir größere Furcht ein als seine Wutanfälle. Er hielt sich nur einige Tage in Berlin auf und kehrte dann nach Potsdam zurück.

Das Jahr 1729 begann sogleich mit einer neuen Wendung. Herr de La Motte, ein Offizier in hannoverschen Diensten, traf heimlich in Berlin ein und quartierte sich bei Herrn von Sastot ein, dem Kammerherrn der Königin und nahen Verwandten von ihm. „Ich bin“, sagte er, „mit Botschaften von größter Bedeutung betraut, die jedoch höchste Geheimhaltung erfordern und mich dazu zwingen, meinen Aufenthalt ver-

borgen zu halten. Ich bin mit einem Brief für den König beauftragt, aber mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn ihm persönlich auszuhändigen. Ich habe mich an niemanden hier gewandt und kenne auch niemanden. Ich hoffe also, dass Sie als alter Freund und als mein Verwandter mir aus meiner Verlegenheit heraushelfen und meine Depeschen dem König übermitteln." Dieser vertrauliche Anfang machte Sastot neugierig; er bedrängte Herrn de La Motte stark, ihm den Zweck seiner Reise mitzuteilen. Nach langem Widerstand von dessen Seite erfuhr er schließlich, dass er vom Prinzen von Wales gesandt war mit der Ankündigung an den König, dass der Prinz entschlossen war, sich heimlich und ohne Wissen des Königs, seines Vaters, aus Hannover davonzuschleichen und sich nach Berlin zu begeben, um mich zu heiraten. „Sie sehen", sagte La Motte, „das Gelingen des Plans hängt völlig von der Geheimhaltung ab. Da man mir allerdings nicht verboten hat, die Königin darüber zu informieren, überlasse ich es Ihnen, sie davon in Kenntnis zu setzen, wenn Sie sie hierzu für verschwiegen genug halten." Sastot sagte zu ihm, er wolle, um nichts zu riskieren, Frau von Sonsfeld ins Vertrauen ziehen und um Rat fragen, was es zu tun gelte. Ich war gerade ein paar Tage zuvor an einer Erkältung mit starkem Fieber erkrankt. Sastot fand Frau von Sonsfeld bei der Königin vor, wie sie damit beschäftigt war, ihr einen Bericht über meinen Gesundheitszustand zu geben. Sobald er sie sprechen konnte, teilte er ihr die Ankunft La Mottes und die von ihm erhaltenen Neuigkeiten mit und bat sie um Rat, ob man es der Königin sagen solle. Sastot und Frau von Sonsfeld wussten genau, dass diese nichts vor der Rammen verborgen hielt und Seckendorff von daher unweigerlich sofort darüber informiert würde, was vor sich ging. Nach reiflicher Überlegung entschlossen sie sich dann doch, sie ins Vertrauen zu ziehen. Man kann sich nicht vorstellen, was für eine Freude diese Nachricht der Königin bereitete. Sie konnte sie weder vor der Gräfin Finck noch vor Frau von Sonsfeld verbergen. Beide mahnten sie zur Diskretion und führten ihr die schlimmen Konsequenzen vor Augen, die eintreten würden, falls der Plan durchsickern würde. Sie versprach ihnen Gott und alle Welt, wandte sich zu meiner Hofmeisterin und sagte zu ihr: „Bereiten Sie meine Tochter auf diese Neuigkeit vor; ich gehe morgen zu ihr, um selbst mit ihr zu sprechen; aber sorgen Sie vor allem dafür, dass sie rasch imstande ist auszugehen." Frau von Sonsfeld begab sich auf der Stelle zu mir. „Ich weiß nicht", sagte sie zu mir, „was Sastot hat, er ist wie ein Verrückter, er singt, er tanzt, und das aus Freude über eine gute Nachricht, die er bekommen hat und nicht verbreiten darf." Ich machte mir keine Gedanken darüber und sie fuhr fort, da ich ihr keine Antwort gab: „Ich bin allerdings neugierig zu erfahren, worum es sich handeln könnte, weil er sagt, dass es Sie, Madame, betreffe." „Ach", sagte ich zu ihr, „welche gute Nachricht für mich könnte in meiner Situation eintreffen und woher sollte Sastot sie bekommen haben?" „Aus Hannover", sagte sie zu mir, „und vielleicht vom

Prinzen von Wales persönlich.“ „Ich sehe das nicht als ein so großes Glück an“, gab ich ihr zurück, „Sie kennen meine Ansichten zu diesem Thema zur Genüge.“ „Das stimmt schon, Madame“, antwortete sie mir, „doch ich fürchte stark, dass Gott Sie strafen wird für Ihre Verachtung gegenüber einem Prinzen, der sich für Sie derart aufopfert, dass er sogar riskiert, beim König, seinem Vater, in Ungnade zu fallen und sich mit seiner gesamten Familie zu überwerfen, um Sie heiraten zu kommen. Welchen Entschluss wollen Sie also treffen? Sie haben keine Wahl. Haben Sie lieber den Herzog von Weißenfels oder den Markgrafen von Schwedt oder wollen Sie warten und versauern? Sie machen mich wirklich todunglücklich, Madame, und im Grunde wissen Sie nicht, was Sie wollen.“ Ich begann über ihre Aufregung zu lachen, weil ich nicht dachte, dass das, was sie mir gerade sagte, so sicher war. „Die Königin hat bestimmt ähnliche Briefe bekommen wie schon vor sechs Monaten einmal und das ist bestimmt der Grund für die großartigen Überlegungen, die Sie anstellen.“ „Nein, überhaupt nicht“, fuhr sie fort und erzählte mir dann von der Botschaft La Mottes. Da wurde mir klar, dass die Sache diesmal ernst war, und die Lust zu lachen verging mir und wich einem düsteren Kummer, der meiner Gesundheit nicht zugutekam. Am Tag darauf kam die Königin zu mir. Nachdem sie mich mehrmals mit allen Anzeichen lebhaftester Zuneigung umarmt hatte, wiederholte sie all das, was Frau von Sonsfeld mir schon am Vortag gesagt hatte: „Endlich werden Sie glücklich, was für eine Freude für mich!“ Die ganze Zeit über küsste ich ihr die Hände und benetzte sie mit meinen Tränen, ohne ihr zu antworten. „Sie weinen ja“, fuhr sie fort, „was haben Sie denn?“ Ich hatte Bedenken, ihre Freude zu mindern. „Schon der Gedanke daran, Sie zu verlassen, Madame“, sagte ich zu ihr, „bedrückt mich mehr, als alle Kronen dieser Erde mir Freude bereiten könnten.“ Meine Antwort rührte sie; sie liebkoste mich tausendmal und zog sich daraufhin zurück. An diesem Abend gab es einen Empfang bei der Königin. Ihr Unglück wollte es, dass Herr Dubourgay, der englische Gesandte, anwesend war. Er teilte ihr wie üblich den Inhalt der Briefe mit, die er von seinem Hof erhalten hatte, und kam unmerklich mit der Königin auf die Sache zu sprechen; die vergaß alle Versprechungen und erzählte ihm von dem Plan des Prinzen von Wales. Herr Dubourgay schien davon überrascht und fragte sie, ob das alles denn sicher sei. „So sicher“, sagte sie zu ihm, „wie La Motte hierhin von ihm gesandt ist und den König schon über die besagte Angelegenheit informiert hat.“ Da zog Dubourgay die Schultern hoch und sagte zu ihr: „Ich bin ganz verzweifelt, Madame, Ihre Majestät hat mir da gerade etwas anvertraut, was Sie vor mir ebenso wie vor Seckendorff hätten geheim halten müssen. Mein Gott! Es tut mir so leid, aber ich sehe mich verpflichtet, noch heute Abend einen Kurier nach England zu schicken, um meinen Herrn, den König, davon zu unterrichten; er wird auf jeden Fall die Pläne des Prinzen, seines Sohnes, durchkreuzen; doch ich kann nicht anders handeln.“ Das Er-

schrecken der Königin kann man sich leicht vorstellen. Sie machte alle Anstrengungen, Dubourgay von seinem Vorhaben abzubringen; aber der Gesandte war unerbittlich und zog sich auf der Stelle zurück. Die Königin blieb furchtbar betroffen und verzweifelt zurück. Zu allem Unglück hatte sie sich auch noch der Rammen anvertraut. Seckendorff, der von dieser Frau über alles informiert worden war, hatte sich nach Potsdam begeben, um den König zu benachrichtigen und ihn daran zu hindern, darauf eine Antwort zu geben.

Die Gräfin Finck erzählte mir das alles am Tag darauf. Man hatte Lunte gerochen und so galt es einzig noch zu verhindern, dass die Unklugheit der Königin nicht bis zu den Ohren des Königs drang. Der begab sich acht Tage später nach Berlin. Trotz aller Einflüsterungen Seckendorffs ließ er Herrn von La Motte kommen und bezeugte ihm seine Ungeduld, den Prinzen von Wales zu sehen. Er gab ihm einen Brief für den Prinzen und drängte ihn, so schnell wie möglich aufzubrechen, um sein Kommen zu beschleunigen. Doch das Blatt hatte sich gewendet. Die Verspätung des Königs und die Unklugheiten der Königin gaben der Eilpost Dubourgays die Chance, rechtzeitig in England einzutreffen. Da sie an die Staatskanzlei adressiert war, drängte man den König Großbritanniens inständig dazu, eine weitere nach Hannover abzuschicken, um dem Prinzen von Wales den Befehl zu erteilen, sich auf der Stelle nach England zu begeben. Diese Depesche traf einen Moment vor der Abreise des Prinzen ein. Da sie an die Botschaft gerichtet war, hatte er keine andere Wahl, als zu gehorchen, und er sah sich gezwungen, sich sofort auf den Weg zu machen, während der König und die Königin in Berlin mit einer Ungeduld und Vorfreude ohnegleichen auf ihn warteten. Diese Vorfreude verwandelte sich bald in Traurigkeit durch die Ankunft des Eilboten, der ihnen die Nachricht von seinem plötzlichen Aufbruch nach England brachte.

Doch es ist Zeit, das ganze Geheimnis zu enthüllen. Die englische Nation verlangte leidenschaftlich nach der Anwesenheit des Prinzen von Wales in seinem künftigen Königreich. Man hatte mehrfach den König stark dazu gedrängt, ohne einen positiven Entschluss zu bekommen. Der Herrscher wollte auf keinen Fall seinen Sohn nach England kommen lassen, weil er voraussah, dass dessen Kommen dort Spaltungen hervorrufen würde, die seiner Autorität unfehlbar abträglich sein würden. Dennoch war ihm wohl bewusst, dass er nicht imstande war, noch lange Zeit damit warten zu können, dem Wunsch seiner Nation nachzukommen. Er schrieb also insgeheim seinem Sohn, sich nach Berlin zu begeben und mich zu heiraten, verbot ihm aber, ihn in irgendeiner Weise mit diesem Schritt zu kompromittieren. Das war gleichbedeutend mit einem anständigen Vorwand, sich mit dem Prinzen von Wales zu verkrachen und ihn in Hannover zu lassen, ohne dass sich die Nation darüber hätte beklagen können.

Die Indiskretion der Königin und das Eintreffen der Depesche Dubourgays vereitelten diesen ganzen Plan und zwangen den König, sich den Wünschen der Nation zu fügen. Der arme La Motte war das Opfer: Er wurde zwei Jahre lang in der Festung von Hameln eingesperrt und anschließend entlassen. Doch der König, mein Vater, nahm ihn nach seiner Freilassung in seinen Dienst auf, wo er noch heute ein Regiment kommandiert.

All das machte unser Schicksal nur noch schlimmer. Der König war mehr denn je verärgert über seinen Schwager und beschloss, nunmehr keine Rücksicht mehr zu nehmen, wenn man ihn durch meine Heirat nicht zufriedenstellte. Wir folgten ihm kurz darauf nach Potsdam, wo er an beiden Füßen einen heftigen Gichtanfall erlitt. Diese Erkrankung, zusammen mit dem Ärger über seine entschwundenen Hoffnungen, versetzte ihn in eine unerträgliche Missstimmung. Nicht einmal die Qualen des Fegefeuers konnten denen gleichkommen, die wir erduldeten. Wir waren gezwungen, uns um neun Uhr morgens in seinem Zimmer einzufinden; wir speisten dort und wagten unter keinen Umständen, es zu verlassen. Den ganzen Tag über gab es nichts als Beschimpfungen gegen meinen Bruder und mich. Der König nannte mich nur noch englische Kanaille und mein Bruder wurde als Fritz der Schuft betitelt. Er zwang uns, Dinge zu essen und zu trinken, die uns zuwider oder mit unserer körperlichen Veranlagung unvereinbar waren, was uns manchmal zwang, uns in seiner Gegenwart zu übergeben. Jeder Tag war von irgendeinem schlimmen Ereignis gekennzeichnet und man konnte nicht aufblicken, ohne einige Unglückliche auf die eine oder andere Art gepeinigt zu sehen. Vor Ungeduld konnte der König nicht im Bett bleiben. Er ließ sich in einen Rollstuhl setzen und so durch das ganze Schloss ziehen. Seine beiden Arme waren auf zwei Krücken gestützt, die ihn hielten. Immer folgten wir diesem Triumphwagen wie arme Gefangene, die ihrer Verurteilung entgegengehen. Der arme König litt sehr: Schwarze Galle, die sich in seinem Blut ausgebreitet hatte, war die Ursache seiner üblen Launen.

Eines Morgens, als wir eintraten, um ihm unsere Aufwartung zu machen, schickte er uns fort. „Verschwinden Sie“, sagte er aufgebracht zur Königin, „samt aller Ihrer verfluchten Kinder, ich will allein bleiben.“ Die Königin wollte antworten, aber er gebot ihr zu schweigen und befahl, das Essen im Zimmer der Königin zu servieren. Die Königin war besorgt, wir aber waren davon begeistert, weil mein Bruder und ich aus Mangel an Essen abgemagert waren wie Schindmähren. Doch kaum hatten wir uns zu Tisch begeben, als einer der Kammerdiener des Königs ganz außer Atem herbei gerannt kam und ihr zurief: „In Gottes Namen, kommen Sie so schnell wie möglich, Madame, der König will sich aufhängen.“ Ganz erschrocken lief die Königin sofort hin. Sie fand den König, wie er sich einen Strick um den Hals gelegt hatte und der erstickt wäre, wenn sie ihm nicht zu Hilfe geeilt wäre. Das Blut war ihm zu Kopfe ge-

stiegen und er hatte hohes Fieber, das allerdings gegen Abend, als es ihm etwas besser ging, abnahm. Wir empfanden alle höchste Freude in der Hoffnung, dass sich sein Missmut besänftigen würde, aber es kam ganz anders. Mittags bei Tisch erzählte er der Königin, dass er Briefe aus Ansbach mit der Nachricht erhalten habe, dass der junge Markgraf beabsichtige, im Mai in Berlin zu sein, um hier meine Schwester zu heiraten, und Herrn von Brehmer, seinen Hofmeister, schicken wolle, um ihr den Verlobungsring zu bringen. Er fragte meine Schwester, ob ihr das recht sei und wie sie ihren Hausstand einrichten wolle, wenn sie verheiratet sei. Meine Schwester hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, ihm alles zu sagen, was sie dachte, und ihm sogar die Meinung zu sagen, ohne dass er es übel nahm. Sie antwortete ihm also mit ihrem üblichen Freimut, sie würde eine gute Tafel mit ausgesuchter Bedienung halten, „und sie wird", fügte sie hinzu, „besser als die Ihre sein, und wenn ich Kinder habe, werde ich sie nicht so malträtieren wie Sie und sie nicht zwingen, das zu essen, was sie abstoßend finden." „Was meinen Sie damit", antwortete ihr der König, „woran mangelt es an meiner Tafel?" „Der Mangel besteht darin", sagte sie zu ihm, „dass man sich nicht satt essen kann und das bisschen, was es gibt, nur aus schwer verdaulichem Gemüse besteht, das wir nicht vertragen können." Der König hatte sich schon über ihre erste Antwort aufgeregt, die letztere versetzte ihn endgültig in Wut, doch sein ganzer Zorn entlud sich über meinen Bruder und mich. Zuerst warf er einen Teller in Richtung Kopf meines Bruders, der dem Wurf auswich; einen zweiten ließ er mir zufliegen, den ich ebenfalls vermeiden konnte. Ein Hagel von Flüchen folgte diesen ersten Feindseligkeiten. Er regte sich über die Königin auf und warf ihr die schlechte Erziehung vor, die sie seinen Kindern erteilte; und zu meinem Bruder gewandt, sagte er, „Sie müssten Ihre Mutter verfluchen, sie ist schuld daran, dass Sie schlecht erzogen sind. Ich hatte einen Hofmeister, der ein ehrenhafter Mann war; ich erinnere mich immer noch an eine Geschichte, die er mir in meiner Jugend erzählt hat. Es gab, so sagte er zu mir, in Karthago einen Mann, der wegen mehrerer Verbrechen, die er begangen hatte, zum Tode verurteilt worden war. Er bat darum, kurz vor seiner Hinrichtung seine Mutter sprechen zu dürfen. Man ließ sie kommen. „Ich behandle Sie so", sagte er zu seiner Mutter, „damit Sie allen Eltern als Exempel dienen, die nicht dafür sorgen, ihre Kinder so zu erziehen, dass sie sich tugendhaft verhalten." „Wenden Sie das auf sich an", fuhr er, immer noch an die Adresse meines Bruders, fort, und als er merkte, dass der nicht antwortete, fing er erneut seine Beschimpfungen an, bis er außer Stande war, weiter sprechen zu können. Wir erhoben uns von der Tafel, und da wir an seiner Seite vorbei gehen mussten, holte er mit seiner Krücke zu einem heftigen Schlag gegen mich aus, dem ich zum Glück ausweichen konnte, sonst hätte er mich erschlagen. Er verfolgte mich noch eine Weile in seinem Rollstuhl, doch die, welche ihn zogen, ließen mir die Zeit, mich in das Zimmer der Königin zu flüchten,

das weit entfernt lag. Ich kam halb tot vor Schreck und derart zitternd da an, dass ich mich in einen Stuhl fallen ließ, weil ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Die Königin war mir gefolgt; sie tat ihr Möglichstes, um mich zu trösten und zu überreden, zum König zurückzukehren. Die Teller und Krücken hatten mir solche Angst gemacht, dass ich mich nur unter größten Mühen dazu entschließen konnte. Dennoch kehrten wir in das Appartement des Herrschers zurück, den wir ganz ruhig im Gespräch mit seinen Offizieren antrafen. Ich blieb nicht lange da; mir ging es schlecht und ich musste zur Königin zurückkehren, wo ich zweimal ohnmächtig wurde. Ich blieb eine Weile dort. Ihre Kammerfrau schaute mich aufmerksam an und sagte: „Mein Gott, Madame! Was haben Sie? Sie sehen schrecklich aus." „Ich weiß es nicht", sagte ich zu ihr, „aber mir geht es ziemlich schlecht." Sie brachte mir einen Spiegel und ich war ganz erstaunt, mein Gesicht und meinen Hals über und über mit roten Flecken bedeckt zu sehen. Ich führte das auf die erlittene Aufregung zurück und machte mir weiter keine Gedanken. Doch sobald ich in das Zimmer des Königs zurückkehrte, ging der Ausschlag zurück und ich fiel erneut in Ohnmacht. Die Ursache dafür war, dass ich eine ganze Zimmerflucht durchqueren musste, wo es keinerlei Feuerung gab und es furchtbar kalt war. In der Nacht bekam ich heftiges Fieber und am nächsten Tag ging es mir so schlecht, dass ich mich bei der Königin entschuldigen ließ, dass ich das Zimmer nicht verlassen könne. Sie ließ mir ausrichten, ich müsse mich, tot oder lebendig, zu ihr begeben. Ich ließ ihr antworten, ich hätte Ausschlag und könne unmöglich. Sie wiederholte ihren Befehl. Man schleppte mich also zu viert in ihr Gemach, wo ich von einer Ohnmacht in die andere fiel, und man brachte mich auf dieselbe Weise zum König. Da meine Schwester sah, dass es mir so schlecht ging, und sie meinte, ich sei dem Tode nahe, machte sie den König, der nicht auf mich geachtet hatte, darauf aufmerksam. „Was haben Sie?", sagte er zu mir. „Sie sind ganz verändert, aber ich werde Sie schnell heilen!" Gleichzeitig ließ er mir einen großen Becher voll mit äußerst starkem Rheinwein reichen, den ich wohl oder übel trinken musste. Kaum hatte ich ihn hinuntergeschluckt, wurde mein Fieber stärker und ich begann zu fantasieren. Der Königin wurde klar, dass man mich zurückbringen musste; man trug mich also in mein Zimmer, legte mich noch in vollem Kopfschmuck ins Bett und befahl mir ausdrücklich, am Abend wieder zu erscheinen. Doch es dauerte nicht lange, bis ich einen weiteren schrecklichen Anfall spürte. Stahl, der Arzt, den man hatte holen lassen, hielt meine Krankheit für ein hitziges Fieber und gab mir mehrere Medikamente, die sich auf meine Krankheit ganz negativ auswirkten. Ich blieb diesen ganzen Tag über und auch noch den nächsten in andauerndem Fieberwahn. Immer wenn ich wieder zu mir kam, bereitete ich mich auf den Tod vor. In diesen kurzen Momenten wünschte ich ihn mir sehnlich herbei, und als ich Frau von Sonsfeld und meine gute Meermann weinend neben meinem Bett erblickte, ver-

suchte ich sie damit zu trösten, dass ich mich von der Welt gelöst hätte und die Ruhe finden würde, die mir niemand wieder würde nehmen können. „Ich bin die Ursache“, sagte ich zu ihnen, „allen Kummers der Königin und meines Bruders. Wenn ich sterben muss, sagen Sie dem König, dass ich ihn immer geliebt und geachtet habe, dass ich mir ihm gegenüber nichts vorzuwerfen habe und von daher hoffe, dass er mir vor meinem Tod seinen Segen erteilen wird. Sagen Sie ihm, dass ich ihn anflehe, mit der Königin und meinem Bruder besser umzugehen und alle Zwietracht und Feindseligkeit ihnen gegenüber in meinem Grab mit zu begraben. Das ist mein einziger Wunsch und das Einzige, was mich in meinem Zustand bedrückt.“ Ich schwebte zweimal 24 Stunden zwischen Leben und Tod, bis sich am Ende herausstellte, dass es die Blattern waren. Der König hatte sich während der gesamten Zeit, in der es mir schlecht ging, nicht nach mir erkundigt. Sobald man ihm mitgeteilt hatte, dass ich die Blattern hatte, schickte er mir seinen Feldarzt Holtzendorff, um zu sehen, was daran war. Dieser brutale Kerl richtete mir seitens des Königs tausend Vorwürfe aus und fügte selbst noch einige hinzu. Mir ging es derart schlecht, dass ich überhaupt nicht darauf Acht gab. Er bestätigte indessen dem Herrscher gegenüber den Bericht, den er über meine Krankheit erhalten hatte. Die Befürchtung, dass meine Schwester von dieser ansteckenden Krankheit befallen werden könnte, ließ ihn zu allen erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen greifen, um das zu verhindern, allerdings auf eine für mich sehr harte Art und Weise: Auf der Stelle wurde ich behandelt wie eine Staatsgefangene. Alle Zugänge, die zu meinem Zimmer führten, wurden verriegelt und man ließ nur einen einzigen Eingang frei. Ausdrücklich wurde meiner Mutter und allen Bediensteten verboten, zu mir zu kommen, ebenso meinem Bruder. Ich blieb allein mit meiner Hofmeisterin und der armen Meermann, die schwanger war und mich trotzdem Tag und Nacht mit einer Hingabe und Verbundenheit ohnegleichen versorgte. Ich lag in einem Zimmer, in dem es fürchterlich kalt war. Die Brühe, die ich erhielt, bestand aus nichts als Wasser und Salz, und wenn man nach etwas anderem verlangte, gab es zur Antwort, der König habe gesagt, sie sei gut genug für mich. Wenn ich gegen Morgen ein wenig einschlummerte, schreckte mich der Lärm des Trommelwirbels aus dem Schlaf hoch; doch der König hätte mich eher krepieren lassen, als ihn abzustellen. Zu allem Unglück wurde auch noch die Meermann krank. Da alle Symptome auf eine Fehlgeburt hindeuteten, musste man sie nach Berlin transportieren und meine zweite Kammerfrau kommen lassen, die sich tagtäglich betrank und daher nicht imstande war, mich zu pflegen. Mein Bruder, der die Blattern schon gehabt hatte, ließ mich nicht im Stich. Er besuchte mich heimlich jeden Tag zweimal. Die Königin, die nicht wagte, mich zu besuchen, erkundigte sich unter der Hand jeden Augenblick, wie es mir ging. Neun Tage lang war ich in großer Gefahr; alle Symptome meiner Krankheit waren tödlich und alle, die mich sahen,

nahmen an, dass ich, falls ich noch einmal davonkäme, grausam entstellt wäre. Doch mein Lebensweg war noch keineswegs beendet und ich war dazu bestimmt, alle Schicksalsschläge auszuhalten, die man in der Folge dieser Memoiren sehen wird. Der Ausschlag kehrte dreimal zurück; sobald er getrocknet war, ging es von neuem los. Trotzdem war ich überhaupt nicht davon gezeichnet und meine Haut wurde dadurch besser, als sie gewesen war.

Unterdessen traf Herr von Brehmer im Auftrag des Markgrafen von Ansbach in Potsdam ein. Er übergab meiner Schwester den Verlobungsring ohne auch nur die geringste Zeremonie. Der König war auch wieder vollständig von seiner Gicht genesen und die Wiederherstellung seiner Gesundheit hatte seine üble Laune vertrieben. Ich allein war noch als ihre Zielscheibe übrig. Holtzendorff besuchte mich von Zeit zu Zeit im Auftrag des Herrschers, aber nur, um mir Unangenehmes von ihm auszurichten. Jedes Mal war er bestrebt, die Grüße, die er ausrichten sollte, mit den kränkendsten Ausdrücken zu würzen. Dieser Mensch war eine Kreatur Seckendorffs und stand beim König in solcher Gunst, dass alle die Knie vor ihm beugten. Er nutzte seinen Einfluss ausschließlich dazu, Menschen unglücklich zu machen, und besaß noch nicht einmal den Verdienst, geschickt in einer Kunst zu sein.

Auf Betreiben Seckendorffs und Grumbkows, die seinen Willen nach Belieben lenkten, verhielt sich der König etwas besser zu meinem Bruder. Die plötzlichen Umschwünge in den Ansichten des Königs, die sie erlebt hatten, hielten sie in ständiger Furcht. Mit Recht befürchteten sie, dass der König von England sich am Ende doch noch zur Doppelhochzeit entschließen könne und ihr Plan in diesem Fall scheitern würde. Sie kannten genau die Machenschaften der Königin, die unaufhörlich mit diesem Hof Intrigen spann, und sie waren von dem Brief informiert, den mein Bruder auf den aus England hin geschrieben hatte. Schließlich heckten sie einen ganz abscheulichen Plan aus, um jede Versöhnung mit dem englischen Monarchen zu verhindern: Der Plan bestand darin, vollständige Zwietracht im Haus Preußen zu säen und meinen Bruder durch üble Behandlung seitens des Königs zu zwingen, einen unbedachten Entschluss zu fassen, der ihm und mir eine Blöße gäbe. Graf Finck stand diesem Vorhaben im Wege. Mein Bruder achtete ihn und als Hofmeister besaß er über seinen Zögling eine gewisse Autorität, die Schritte, welche seinen Interessen zuwider liefen, verhindern konnte. Sie erklärten also dem König, dass mein Bruder, da er nun älter als 18 Jahre sei, keinen Mentor mehr brauche, und wenn er ihm den Grafen Finck wegnähme, dann würde er allen Intrigen der Königin, deren Botschafter er sei, ein Ende machen. Der König fand an ihren Argumenten Gefallen: Beide Hofmeister wurden höchst ehrenvoll entlassen; beide erhielten hohe Pensionen und nahmen ihre militärischen Posten wieder ein. Im Austausch gab man meinem Bruder zwei Kompanieoffiziere. Der eine war Oberst von Rochow, ein sehr ehrenwerter Mann, aller-

dings ein ganz kleines Licht, der andere, Major von Keyserlingk, ebenfalls höchst ehrenwert, doch unbesonnen und geschwätzig; er spielte den Schöngeist und war doch nur eine wandelnde Bibliothek. Mein Bruder war ihnen beiden recht gewogen, doch Keyserlingk, der noch jünger war und ein Lotterleben führte, genoss von daher die höchste Wertschätzung.

Dieser teure Bruder verbrachte jeden Nachmittag bei mir, wo wir zusammen lasen, schrieben und beschäftigt waren, uns zu bilden. Ich gebe zu, dass unsere Werke oftmals satirischer Natur waren, wo der Nächste nicht geschont wurde. Ich erinnere mich, dass wir bei der Lektüre von Scarrons *Roman comique* auf eine recht lustige Anwendung auf die kaiserliche Clique kamen: Grumbkow nannten wir La Rancune, Seckendorff La Rappinière, den Markgrafen von Schwedt Saldagne und den König Ragotin. Ich gebe meine große Schuld zu, derart die dem König gebührende Achtung vermissen zu lassen, aber ich habe nicht die Absicht, mich zu schonen, und will auf keinen Fall gnädig mit mir verfahren. Welche Gründe Kinder ihren Eltern gegenüber auch haben mögen, sich zu beklagen, so dürfen sie doch niemals vergessen, was sie ihnen schulden. Ich habe mir später oft Vorwürfe wegen meiner jugendlichen Verirrungen in dieser Hinsicht gemacht; doch die Königin, anstatt uns zu bremsen, ermunterte uns durch ihre Zustimmung noch, mit diesen schönen Satiren fortzufahren. Frau von Kamecke, ihre Hofmeisterin, blieb da nicht verschont: Obwohl wir diese Dame hoch schätzten, konnten wir nicht umhin, sie bei ihrer lächerlichen Seite zu packen und uns darüber lustig zu machen. Da sie sehr füllig und von ähnlicher Figur war wie Madame Bouvillon, nannten wir sie so. Wir machten mehrfach in ihrer Gegenwart darüber Scherze, was sie neugierig machte zu erfahren, wer denn diese berühmte Madame Bouvillon war, von der man so viel sprach. Mein Bruder machte sie glauben, das sei die Oberkammerfrau der Königin von Spanien. Nach unserer Rückkehr nach Berlin, an einem Tag, als es einen Empfang gab und man dabei über den Hof von Spanien sprach, hatte sie den Einfall zu äußern, dass die Oberkammerfrauen alle der Familie Bouvillon entstammten. Man lachte ihr schallend ins Gesicht und ich für meinen Teil wäre fast vor Lachen erstickt. Sie erkannte gleich, dass sie eine Dummheit gesagt hatte und erkundigte sich bei ihrer sehr belesenen Tochter, was es damit auf sich habe. Diese enthüllte ihr das Geheimnis. Sie war sehr aufgebracht über mich, als sie merkte, dass ich sie durch den Kakao gezogen hatte, und ich hatte große Mühe, mit ihr wieder Frieden zu schließen.[25]

Spottlust ist wenig schätzenswert; man gewöhnt sich unmerklich an dieses Laster und am Ende verschont man weder Freund noch Feind. Nichts ist so leicht, wie jemanden bei seiner lächerlichen Seite zu packen, jeder hat eine. Es macht Spaß, das gebe ich zu, mitzuhören, wie jemand, der uns gleichgültig ist, witzig durch den Kakao gezogen wird. Zugleich aber ist der Gedanke daran hart, dass es einem viel-

leicht genau so ergehen könnte. Wie blind sind wir Menschen doch, dass wir über die Fehler anderer sticheln, während wir uns über die unseren keine Gedanken machen! Dieses Laster habe ich völlig abgelegt und mache bissige Bemerkungen nur noch auf Kosten von Leuten, die einen üblen Charakter haben und es auf Grund ihrer eigenen Giftzunge verdienen, dass man Gleiches mit Gleichem vergilt. Doch ich komme auf mein Thema zurück.

Da der Zeitpunkt der Ankunft des Markgrafen von Ansbach nahte und er die Windpocken noch nicht gehabt hatte, hielten es der König und die Königin für angebracht, mich nach Berlin zurückkehren zu lassen. Aber vor meiner Abreise ging ich zum König. Er empfing mich wie üblich, das heißt, sehr schlecht und gebrauchte mir gegenüber die verletzendsten Worte auf der Welt. Die Königin, die fürchtete, dass er sein böswilliges Verhalten noch weiter treiben könnte, kürzte meinen Besuch ab und brachte mich selbst auf mein Zimmer zurück. Am nächsten Tage kehrte ich nach Berlin zurück, wo ich die Gräfin Amalie mit dem Minister Viereck verlobt fand. Herr von Wallenrodt, ihr früherer Verehrer, war gestorben. Vor einiger Zeit hatte man diese Nachricht mitgeteilt, an einem Tag, als es bei der Königin einen Empfang gab. Weil sie noch nicht einmal über seine Erkrankung informiert war, war sie von diesem plötzlichen Tod derart ergriffen, dass sie in Gegenwart des ganzen Hofes in Ohnmacht fiel, was ihre Affäre mit ihm offenbar machte. Diese Geschichte hatte ihr Ansehen bei der Königin stark in Mitleidenschaft gezogen, die nicht böse darüber war, sie loszuwerden. Unterdessen trafen der König und die Königin wenige Tage nach mir in Berlin ein. Die Hochzeit meiner Schwester wurde feierlich begangen und sie reiste zwei Wochen danach ab.

Ich kam also aus meiner Einsamkeit heraus und folgte einige Zeit später der Königin nach Wusterhausen. Die Diskussionen um meine Heirat fingen von neuem an. Den ganzen Tag über gab es nichts als Streit und Zwist. Der König ließ meinen Bruder und mich vor Hunger umkommen. Er machte den Truchsess und bediente jedermann, nur meinen Bruder und mich nicht; und wenn zufällig etwas auf seiner Platte übrig blieb, spuckte er darauf, um uns zu hindern, davon zu essen. Wir lebten beide nur von Kaffee und trockenen Kirschen, was mir vollkommen den Magen verdarb. Stattdessen ernährte ich mich von Beschimpfungen und Schmähreden, denn ich wurde den ganzen Tag über mit allen nur erdenklichen Schimpfworten betitelt, und das vor allen Leuten. Manchmal ging der Zorn des Königs sogar so weit, meinen Bruder und mich hinauszuwerfen, mit dem ausdrücklichen Befehl, nur während der Essenszeiten in seiner Gegenwart zu erscheinen. Die Königin ließ uns dann heimlich kommen, wenn er auf der Jagd war. Sie hatte überallhin ihre Spione ausgesandt, die ihr Meldung machten, sobald man ihn von fern auftauchen sah, damit sie Zeit genug hatte, uns wegzuschicken. Die Nachlässigkeit dieser Leute war schuld daran, dass

uns der König beinahe bei ihr überrascht hätte. In ihrem Zimmer gab es nur einen Ausgang und er kam so plötzlich an, dass wir uns nicht vor ihm davonmachen konnten. Die Angst verlieh uns Entschlossenheit. Mein Bruder versteckte sich in einer Nische, wo es einigermaßen bequem war, und ich verkroch mich unter das Bett der Königin, das so niedrig war, dass ich es nicht aushalten konnte und in einer höchst unbequemen Stellung war. Kaum hatten wir uns in diese schönen Sassen zurückgezogen, als der König eintrat. Weil er von der Jagd ganz erschöpft war, legte er sich schlafen und sein Schlaf dauerte zwei Stunden. Ich erstickte fast unter dem Bett und musste dann und wann meinen Kopf hervorstecken, um Luft zu holen. Wenn jemand Augenzeuge dieser Szene gewesen wäre, hätte er etwas zu lachen gehabt. Endlich war sie vorbei. Der König ging und wir kamen so schnell wie möglich aus unseren Schlupfwinkeln hervor und flehten die Königin an, uns nicht wieder solchem Schauspiel auszusetzen. Man wird vielleicht seltsam finden, dass wir keinerlei Versuch unternahmen, uns mit dem König zu versöhnen. Ich sprach das öfter einmal bei der Königin an, aber sie wollte partout nicht und sagte, der König würde mir antworten, wenn ich wieder in Gnaden aufgenommen werden wolle, solle ich entweder den Herzog von Weißenfels oder den Markgrafen von Schwedt heiraten; und das würde alles nur noch schlimmer machen, weil ich in der Klemme sei und seinem Wunsch nicht entsprechen könne. Diese Argumente waren richtig und daher war ich gezwungen, ihnen zu folgen.

Unserem ganzen Elend schlossen sich einige Tage an, wo wir eine gute Zeit hatten. Der König begab sich nach Lübbenau, eine kleine Stadt in Sachsen, zu einer Unterredung mit dem König von Polen. Dort entlockten mit dessen Unterstützung Grumbkow und Seckendorff dem König, meinem Vater, ein förmliches Heiratsversprechen für den Herzog von Weißenfels, mit dem ich feierlich verlobt wurde. Der König von Polen versprach ihm ein paar Vorteile und der preußische König dachte, ich könne mit 50.000 Talern jährlicher Einkünfte ganz standesgemäß mit ihm leben. Unterwegs machte er in Dahme Station, einem kleinen Ort, der dem Herzog als sein Erbteil gehörte, wo er herrlich mit ungarischem Wein bewirtet wurde, was nicht die Wirkung verfehlte, die Freundschaft des Königs zu ihm zu steigern. Freilich hielt er diese ganzen Machenschaften so geheim, dass wir erst einige Zeit darauf davon erfuhren.

Mit seiner Rückkehr begann die schlechte Behandlung aufs Neue: Jedes Mal, wenn er meinen Bruder sah, bedrohte er ihn mit dem Stock. Der sagte jeden Tag zu mir, dass er seitens des Königs alles außer Schlägen über sich ergehen ließe, und wenn der sich jemals dazu hinreißen ließe, würde er sich durch die Flucht davon befreien. Der Page Keith war Offizier in einem Regiment geworden, dessen Quartier im Klever Land lag. Ich war sehr erfreut über seine Abreise, in der Hoffnung, mein Bruder

würde ein anständiges Leben führen, doch es kam ganz anders. Ein zweiter noch viel gefährlicherer Günstling folgte auf den ersten. Das war ein junger Mann namens Katte, ein Leutnant bei der Kavallerie. Er war ein Enkel des Marschalls Graf von Wartensleben. General Katte, sein Vater, hatte ihn für eine Justizlaufbahn bestimmt, ihn studieren und anschließend reisen lassen. Doch da nur die, welche beim Militär waren, Begünstigung erhoffen konnten, sah er sich wider Erwarten dort untergebracht. Er setzte sein Studium fort; er war geistvoll, belesen, weltgewandt. Die gute Gesellschaft, die er weiter frequentierte, hatte ihn geschliffene Umgangsformen, die damals in Berlin ziemlich selten waren, annehmen lassen. Sein Gesicht war eher unangenehm als einnehmend: Zwei schwarze Augenbrauen verdeckten ihm beinahe die Augen; sein Blick hatte etwas Unheilvolles an sich, das sein Schicksal vorausahnen ließ. Seine gebräunte, blatternnarbige Haut verstärkte seine Hässlichkeit. Er spielte den Freigeist und trieb das Lotterleben bis zum Exzess; großer Ehrgeiz und Übermut gingen mit diesem Laster einher. Ein solcher Günstling war weit davon entfernt, meinen Bruder von seinen Verirrungen abzubringen. Ich erfuhr von dieser neuen Freundschaft erst bei meiner Rückkehr nach Berlin, wohin wir uns wenige Tage nach der des Königs aus Lübbenau begaben.[26] Hier verlebten wir eine kurze Zeit recht ruhig, als ein neues Ereignis unsere Ruhe störte. Die Königin erhielt einen Brief meines Bruders, der ihr heimlich von einem seiner Bediensteten ausgehändigt wurde. Dieser Brief hat einen so starken Eindruck auf mich gemacht, dass ich seinen Inhalt in etwa wörtlich hier wiedergeben will.

> „Ich bin in äußerster Verzweiflung. Was ich immer befürchtet hatte, ist mir soeben passiert. Der König hat vollkommen vergessen, dass ich sein Sohn bin und hat mich wie den letzten Menschen behandelt. Heute Morgen bin ich wie üblich zu ihm in sein Zimmer gegangen. Sobald er mich sah, ist er mir an den Kragen gegangen und hat mich mit seinem Stock aufs Grausamste geschlagen. Ich versuchte vergeblich, mich zu verteidigen; er war so fürchterlich aufgebracht, dass er sich nicht mehr beherrschen konnte und er hat nur aus Erschöpfung damit aufgehört. Ich bin am Ende, ich habe zuviel Ehrgefühl, um solche Behandlungen zu ertragen, und bin entschlossen, dem auf die eine oder andere Art ein Ende zu setzen."

Die Lektüre dieses Briefes ließ die Königin und mich in heftigsten Schmerz versinken, verursachte bei mir aber noch viel größere Besorgnis als bei ihr. Ich verstand besser als sie den Sinn des letzten Satzes und wusste wohl, dass der Entschluss, von dem mein Bruder sprach, auf die eine oder andere Art seinen Leiden ein Ende zu setzen, in der Flucht bestand. Ich nahm den Kummer, in den ich die Königin versunken sah,

zum Anlass, um ihr zu erklären, dass sie auf meine Heirat verzichten solle. Ich machte ihr begreiflich, dass der König von England keineswegs gesonnen sei, mich seinem Sohn zur Frau zu geben. Hätte er die Absicht dazu gehabt, dann hätte er anders gehandelt. Unterdessen werde der König, mein Vater, ihr, ihrem Sohn und mir gegenüber immer verbitterter. Nachdem er den ersten Schritt gemacht habe, meinen Bruder zu misshandeln, werde sein übles Vorgehen gegen ihn und gegen mich nur noch schlimmer werden und meinen Bruder vielleicht zu Verzweiflungstaten treiben, die ihm zum Verhängnis werden könnten. Zugegebenermaßen würde ich zur unglücklichsten Frau auf der Welt, wenn ich gezwungen wäre, den Herzog von Weißenfels zu heiraten, aber ich sähe schon voraus, dass einer von uns dem Hass Seckendorffs und Grumbkows geopfert werden müsse, und es sei mir lieber, wenn ich das sei als mein Bruder. Kurz: Ich sähe nur diesen einzigen Weg, wieder Frieden in die Familie einkehren zu lassen.

Die Königin geriet in heftigen Zorn auf mich. „Wollen Sie mir das Herz brechen", sagte sie zu mir, „und mich vor Kummer umkommen lassen? Reden Sie nie wieder davon und seien Sie sicher, dass ich, wenn Sie zu einer derartigen Feigheit imstande sind, Sie verfluchen und Sie nicht mehr als meine Tochter ansehen und nicht dulden werde, dass Sie sich jemals wieder in meiner Gegenwart blicken lassen." Die letzten Worte sagte sie mit einer solchen Erregung, dass ich darüber erschrak. Sie war schwanger, was meine Besorgnis noch erhöhte. Ich versuchte sie zu besänftigen, indem ich ihr versicherte, nie etwas zu tun, was ihr auch nur den geringsten Kummer machen würde. Fräulein von Bülow, die erste Ehrendame der Königin, hatte jetzt wieder den Platz der Gräfin Amalie, die sich kurz nach meiner Schwester verheiratet hatte, in ihrer Gunst eingenommen. Sie war gutmütig und diensteifrig, sie tat niemandem Unrecht, war aber intrigant und indiskret. Die Königin bediente sich ihrer, um alles in Erfahrung zu bringen, was vor sich ging, und es Herrn Dubourgay und Herrn Knyphausen, den ersten Staatsminister, wissen zu lassen. Dieser, ein Mann von Geist und sehr versiert in den Staatsgeschäften, war der geschworene Feind Grumbkows und gehörte folglich zur pro-englischen Partei. Die Königin ließ ihn den Brief meines Bruders übermitteln und bat ihn um Rat, welche Schritte sie unternehmen könne, um die Gewalttaten des Königs zu verhindern. Knyphausen war durch Bülow von allen Machenschaften der Rammen unterrichtet. Er wusste, dass sie eng mit Eversmann, einem der größten Günstlinge des Königs, verbunden war. Er wusste genau, dass die hauptsächliche Ursache unserer Leiden das Vertrauen der Königin zu dieser Kreatur war, die den König durch die wahren oder falschen Berichte, die sie und ihr Kumpan ihm gaben, gegen meinen Bruder und mich aufhetzte. Er dachte also, dass man diese beiden Personen, koste es, was es wolle, gewinnen musste. Er erwähnte der Königin gegenüber nur Eversmann, weil er es für zu gefährlich hielt,

ihr die Rammen zu nennen, und riet ihr, ihn für ihre Interessen einzuspannen, indem sie ihm von Seiten des englischen Königs eine Geldsumme verschaffte, die ihn locken könnte. Die Königin ging auf diesen Rat ein und sprach darüber mit Herrn Dubourgay. Nach etlichen Schwierigkeiten ließ ihr der Gesandte 500 Taler aushändigen und auf Ersuchen von Herrn Knyphausen ließ er insgeheim der Rammen noch einmal ebenso viel zukommen. Beide versprachen das Blaue vom Himmel herunter, doch sobald sie das Geld erhalten hatten, benachrichtigten sie den König von der ganzen Machenschaft und führten die Königin und Herrn Dubourgay mit falschen vertraulichen Mitteilungen an der Nase herum. Dieses Vorgehen der Königin trieb den Herrscher zum Äußersten; er glaubte sich verraten, weil sie schon damit anfing, seine Bediensteten zu bestechen; wir werden die Auswirkungen seines Grolls im Jahre 1730 sehen, das ich nunmehr beginnen werde.

Der König begab sich nach Berlin, um Weihnachten zu feiern. Während des gesamten Aufenthalts dort hatte er beste Laune, und obwohl er meinen Bruder und mich nicht freundlich empfing, ersparte er uns wenigstens Beleidigungen. Wir hatten einen Weg gefunden, meinen Bruder zu besänftigen, und wiegten uns alle in vollkommener Sicherheit, weil uns die angenehmen Umgangsformen des Königs jeden Verdacht nahmen. Doch wer kann die Windungen des menschlichen Herzens ergründen?
Er reiste wieder nach Potsdam ab. Einige Tage später erhielt Graf Finck einen Brief von ihm mit einem Extrabefehl, ihn nur in Gegenwart des Marschalls von Borck und Grumbkows zu öffnen. Es war ihm zugleich unter Androhung der Todesstrafe verboten, weder von dem einen noch dem anderen etwas verlauten zu lassen. Sobald sie gemeinsam da waren, lasen sie den Brief, der einen weiteren an die Königin enthielt. Hier nun der Inhalt des an den Grafen Finck adressierten Briefs:

> Sobald Borck und Grumbkow sich zu Ihnen begeben haben, gehen Sie alle drei zu meiner Frau. Sie richten ihr von mir aus, dass ich jede ihrer Intrigen genau kenne, dass sie mir missfallen und dass ich ihrer überdrüssig bin; dass ich nicht mehr der Spielball ihrer Familie sein will, die mich unwürdig behandelt hat; dass ich ein für alle Mal meine Tochter Wilhelmine verheiraten will; dass ich ihr aber zum letzten Mal die Gnade gewähre, nach England zu schreiben und den König um eine förmliche Erklärung zur Heirat meiner Tochter zu bitten. Sagen Sie ihr, dass ich, falls die Antwort, die sie erhält, nicht meinen Wünschen gemäß ausfällt, den absoluten Willen habe, dass sie mit dem Herzog von Weißenfels oder dem Markgrafen von Schwedt eine Verbindung eingeht; dass ich ihr die Wahl zwischen diesen beiden Partien lasse; dass sie sich mir durch ihr Ehrenwort verpflichtet, sich meinem Willen nicht

mehr zu widersetzen, und dass ich, falls sie mich weiter mit ihrer Weigerung ärgert, auf ewig mit ihr brechen werde und sie und ihre unwürdige Tochter, die ich verstoßen werde, nach Oranienburg verbringen werde, wo sie ihren Starrsinn beweinen kann. Tun Sie als treue Diener ihre Pflicht und versuchen Sie, sie dazu zu bringen, meinem Willen zu folgen; ich werde es Ihnen hoch anrechnen. Andernfalls jedoch wird mein Zorn auf Ihr Verhalten über Sie und Ihre Familien kommen.
Ich verbleibe als Ihr geneigter König

Wilhelm

Sie begaben sich sofort zur Königin. Auf nichts war sie so wenig gefasst wie auf diesen Besuch. Ich war bei ihr, als sie die Benachrichtigung erhielt, dass diese drei Herren sie im Auftrag des Königs zu sprechen wünschten. Ich sagte ihr schon von vornherein meine Ahnung, dass das mich betraf. Sie zuckte die Schultern und antwortete mir: „Und wenn schon, man muss hart bleiben und das macht mir keine Sorgen." Gleichzeitig ging sie in ihr Audienzzimmer, wo die Herren waren. Graf Finck legte ihr ihren Auftrag dar und präsentierte ihr den Brief des Königs. Nachdem sie ihn gelesen hatte, ergriff Grumbkow das Wort und wollte ihr mit großen Worten aus der Politik beweisen, dass das Interesse und die Ehre des Königs verlangten, dass sie sich seinen Wünschen für den Fall beugte, dass die Antwort Englands nicht seinem Verlangen entspräche; und dem Vorbild des Teufels folgend, als er unseren Herrn in Versuchung führen wollte, hatte er vor, sie mit den Waffen der Bibel zu schlagen, indem er die zum betreffenden Thema passenden Passagen zitierte. Er erklärte ihr dann, dass Väter mehr Rechte über ihre Kinder hätten als Mütter, und wenn die Eltern nicht einer Meinung seien, die Kinder vorzugsweise dem Vater zu gehorchen hätten. Die Eltern hätten das Recht, sie auch gegen ihren Willen zur Heirat zu zwingen; kurzum, das Unrecht sei voll auf Seiten der Königin, wenn sie sich diesen Argumenten nicht beuge. Die Königin wies das letzte Argument mit dem Vorbild des Bethuel als Gegenbeweis zurück, der auf den Heiratsvorschlag des Dieners Abrahams für seinen Herrn Isaak antwortete: „Lassen Sie die Tochter holen und fragen Sie sie nach ihrer Meinung. Ich weiß genau, welchen Gehorsam Frauen ihren Ehegatten schulden", fügte sie hinzu, „aber die dürfen von ihnen nur berechtigte und vernünftige Dinge verlangen. Das Vorgehen des Königs ist damit überhaupt nicht zu vereinbaren. Er will den Neigungen meiner Tochter Gewalt antun und sie für den Rest ihrer Tage unglücklich machen, indem er ihr einen Lustmolch und dazu noch Zweitgeborenen gibt, der nichts als General des Königs von Polen ist, kein Land und nichts weiter besitzt, um seine Würde und seinen Rang zu behaupten. Wozu soll eine solche Heirat für den Staat gut sein? Zu nichts! Ganz im Gegenteil wird sich der

König auf ewige Zeiten in der Pflicht sehen, ihn zu unterhalten, diesen Schwiegersohn, der ihm dauernd zur Last fallen wird. Ich werde den Befehlen des Königs entsprechend nach England schreiben, doch selbst wenn die Antwort nicht positiv ausfällt, werde ich niemals meine Einwilligung zu der Ehe geben, die Sie mir da vorgeschlagen haben, und ich sähe meine Tochter tausendmal lieber im Grab als unglücklich." Damit endete sie unvermittelt, sagte, ihr sei schlecht, und fügte hinzu, man schulde ihr in ihrem Zustand mehr Rücksicht. „Freilich gebe ich überhaupt nicht dem König die Schuld", sagte sie und schaute Grumbkow dabei an, „ich weiß, wem ich seine schlechte Behandlung verdanke." Mit diesen letzten Worten ging sie hinaus und warf ihm einen Blick zu, der ihm deutlich verriet, wie verärgert sie über ihn war.

Völlig aufgebracht kehrte sie in ihr Zimmer zurück. Sobald wir allein waren, erzählte sie mir die ganze Unterredung und zeigte mir den Brief des Königs. Die Ausdrücke darin waren derart schlimm und brutal, dass ich sie mit Schweigen übergehe. Wir vergossen beim nochmaligen Lesen Ströme von Tränen. Sie war sich darüber im Klaren, dass sie auf England nur noch wenig Hoffnung setzen konnte; aber wenigstens würde sie Zeit gewinnen bis zum Eintreffen der Antwort, die sie von dort erhalten würde. Dennoch beschloss sie, alle Anstrengungen zu unternehmen, um eine positive zu bekommen. Sie gab mir demgemäß den Auftrag, meinem Bruder zu schreiben, ihm alles mitzuteilen, was geschah, und für ihn einen zweiten Brief aufzusetzen, den er an die Königin von England schreiben sollte. Hier nun der Wortlaut dieses Briefes, den ich sehr widerwillig schrieb:

> Gnädige Frau Schwester und Tante!
> Obwohl ich schon die Ehre hatte, Ihrer Majestät zu schreiben und Ihnen die traurige Situation zu erklären, in der ich wie auch meine Schwester sich befinden, hat mich die wenig positive Antwort, die Sie mir gegeben haben, keineswegs entmutigt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Fürstin, deren Tugenden und Leistungen allenthalben bewundert werden, einer Schwester, die ihr zärtlich verbunden ist, die Hilfe verweigern könnte, indem sie ihre Unterschrift zu der Heirat meiner Schwester mit dem Prinzen von Wales verweigert, die im Vertrag von Hannover so feierlich vereinbart worden ist. Ich habe Ihrer Majestät schon mein Ehrenwort gegeben, keine andere zu heiraten als die Prinzessin Amalie, Ihre Tochter. Ich wiederhole Ihnen gegenüber nochmals dieses Versprechen, falls Sie Ihr Einverständnis zur Heirat meiner Schwester geben. Wir sind alle in der unangenehmsten Lage auf der Welt und alles ist verloren, wenn Sie weiter zögern, uns eine positive Antwort zu geben. Dann wäre ich frei von allen Versprechen, die ich Ihnen soeben ge-

> macht habe, und verpflichtet, dem Willen des Königs, meines Vaters, zu folgen, und die Partie zu nehmen, die er mir vorschlägt. Doch ich bin überzeugt, dass ich von dieser Seite nichts zu befürchten habe und Ihre Majestät sich reiflich Gedanken über das, was ich Ihr gerade schreibe, machen wird, und bin mit usw.

Mein Bruder zögerte kein bisschen, diesen Brief abzuschreiben. Die Königin schrieb zwei, von denen einer dem König vorgelegt wurde und der andere eine detaillierte Auflistung dessen enthielt, was sich gerade ereignet hatte, und der stärksten Argumente, die den englischen Hof dazu bringen könnten, den Wünschen des Königs zu folgen. All diese Briefe gingen mit einem Kurier ab, wie es der König verlangt hatte, um eine möglichst rasche Antwort zu erhalten. Er hatte sogar einkalkuliert, dass der Kurier im Fall von widrigen Winden in drei Wochen zurück sein könne. Zehn Tage waren schon vergangen und die Sorgen der Königin verstärkten sich, je mehr Zeit verstrich. Da niemand von den Entschlüssen Englands etwas Gutes erwartete und man sie von allen Seiten warnte, dass der König zu den äußersten Maßnahmen griffe, wenn die Antwort allzu lange auf sich warten ließe, überlegte sie ernsthaft, was sie tun könne, um einen unangenehmen Ausgang abzuwenden. Die Gräfin Finck, Frau von Sonsfeld und ich verbrachten einen ganzen Nachmittag in ihrem Kabinett, um nach Auswegen zu suchen. Schließlich beschlossen wir einstimmig, dass sie sich krank stellen solle. Doch wie das dem König glaubhaft machen? Wenn die hinterhältige Rammen von dieser List erführe, würde man die Lage nur noch schlimmer machen, anstatt sie abzumildern. Wir wagten nicht, der Königin all das Schreckliche zu offenbaren, was wir von dieser Frau wussten, denn sie war derart von ihr eingenommen, dass sie fähig gewesen wäre, es ihr weiterzusagen. Dennoch gab es keine andere Möglichkeit, als diesen Weg zu beschreiten. Es war unwahrscheinlich, dass man die kranke, schwangere Königin behelligen würde, und wenigstens würde man ihr Zeit bis zur Rückkehr des Kuriers geben. Wir hielten also an dieser Aussicht fest, machten ihr jedoch in aller Deutlichkeit klar, dass, falls sie es nicht geheim hielt, alles nur dazu führen würde, unsere Lage noch schwieriger zu machen. Die Gräfin Finck erklärte ihr sogar, dass es unter ihren Bediensteten Verräter gebe, die alles dem König und Seckendorff meldeten. Sie sei darüber informiert, dass man im Haus des Letzteren von den geheimen Gesprächen zwischen der Königin und ihr wisse, die nur von den Leuten hätten verbreitet werden können, die an den Türen gelauscht hätten. Ohne besondere Betonung lobte sie einige Bedienstete der Herrscherin, legte Wert darauf, die Rammen überhaupt nicht zu erwähnen, und fügte noch hinzu: „Wer Ihnen am meisten verbunden scheint, ist vielleicht genau derjenige, welcher Sie verrät." An der Verwirrung der Königin merkten wir wohl, dass sie genau verstanden

hatte, was man ihr hatte sagen wollen, sie tat aber nichts dergleichen und versprach uns unverbrüchliches Schweigen.
Wir verschoben unsere Schauspielerei auf den Abend des kommenden Tages. Am Morgen fing die Königin das Wehklagen an und tat so, als würde sie in Ohnmacht fallen, um mehr Aufsehen zu erregen. Abends bei Tisch legten wir ein Verhalten an den Tag und machten solche Gesichter, dass alle darauf hereinfielen, sogar die Rammen. Die Königin blieb den ganzen nächsten Tag im Bett und simulierte auf jede erdenkliche Weise, um glaubhaft zu machen, es ginge ihr wirklich ganz schlecht. Auf ihren Befehl hin benachrichtigte ich meinen Bruder von dem, was vor sich ging, um allen Bedenken, die er sich wegen dieser vorgetäuschten Krankheit machen könnte, von vornherein vorzubeugen. Ich hatte den Kopf voller Sorgen: Trotz der Abneigung, die ich für den Prinzen von Wales empfand, war mir klar, dass er von den drei Übeln, die mir drohten, zweifellos das kleinste war und ich sah mich von meinem Unstern gezwungen, mir etwas zu wünschen, was ich sonst immer gefürchtet hätte. Die Königin stand gegen Abend auf und speiste mit uns in ihrem Schlafzimmer; aber dies geschah auf Anraten des Arztes, den wir dazu brachten; der Mann war völlig auf Seiten der Königin. So vergingen fünf Tage. Doch sei es, dass die Rammen die List durchschaut oder die Königin sie ihr anvertraut hatte, die Katastrophe kam wieder näher. Eine erneute Gesandtschaft, die sich aus denselben Leuten zusammensetzte, die das erste Mal mit ihr gesprochen hatten, wurde ihr von Seiten des Königs am 25. Januar geschickt, einem Tag, den ich niemals vergessen werde. Die Botschaft, mit der die Herren betraut waren, war wesentlich schärfer formuliert als die frühere und der Brief des Königs, der sie begleitete, war so schrecklich, dass er den zuvor empfangenen geradezu mild erscheinen ließ.
„Der König", sagten sie zu ihr, „will überhaupt nichts mehr von einem Bündnis mit England hören. Welche Antwort auch immer kommen mag, ist ihm völlig gleichgültig und ändert nichts mehr an seinem Vorhaben, die Prinzessin, seine Tochter, mit dem Herzog von Weißenfels oder dem Markgrafen von Schwedt zu verheiraten. Er verlangt absoluten Gehorsam und wird sogar seinen Zorn über Ihre Majestät kommen lassen, wenn er auf Widerstand gegenüber seinem Willen stößt. Er erklärt Ihnen, Madame, dass er sich von Ihnen trennen, Sie auf Ihr Wittum verbannen, die Prinzessin in einer Festung einsperren und den Kronprinzen enterben wird. Nach reiflicher Überlegung habe er befunden, dass der Ungehorsam seiner Familie ein äußerst gefährliches Beispiel für seine Untertanen gebe, weil Sie, anstatt sie durch Ihr Vorbild zum Gehorsam anzuleiten, gerade das Gegenteil tun. Er hat sich also vorgenommen, in seinem eigenen Hause ein Exempel zu statuieren, um die schlimmen Folgen zu verhindern, die Ihr Mangel an Respekt hervorrufen könnte." Die Königin antwortete darauf nur mit wenigen Worten: „Sie können dem König antworten, dass er von

mir nie die Zustimmung dazu erhalten wird, meine Tochter unglücklich zu machen, und so lange in mir noch ein Lebenshauch ist, werde ich keinesfalls dulden, dass sie eine der beiden vorgeschlagenen Partien nimmt.“ Sie wollten etwas erwidern, doch die Königin bat sie, sie in Ruhe zu lassen, da sie von ihr auf keinen Fall eine andere Entscheidung bekämen. Am folgenden Tag legte sie sich sofort wieder zu Bett und spielte die Kranke.

Endlich kam die Antwort aus England an. Es war immer das gleiche Lied. Die Königin, meine Tante, schrieb, dass ihr Gatte ganz bereit sei, mich mit seinem Sohn zu vereinen, sofern die Heirat meines Bruders mit seiner Tochter sich gleichzeitig vollzöge. Der Brief, der an meinen Bruder gerichtet war, bestand nur aus einfachen Grüßen. Die Königin, meine Mutter, war höchst verärgert über dieses Vorgehen; sie teilte mir diese schönen Neuigkeiten sofort mit. Der Kummer, den sie darüber empfand, ließ uns um ihre Gesundheit bangen. Sie konnte dennoch nicht umhin, dem König den gerade empfangenen Brief zu schicken. Sie fügte einen von ihrer Hand hinzu, der in den rührendsten Ausdrücken geschrieben war. Der König wurde von der Rammen unverzüglich von dem Inhalt dieser Briefe informiert und schickte sie zur Königin zurück, ohne sie gelesen zu haben. Eversmann war der Überbringer. Er kam am Abend zu ihr und erzählte ihr, dass der König heftigen Zorn auf sie und mich habe. Er habe mehrfach geschworen, er würde alle erdenklichen Extremmaßnahmen ergreifen, um uns zu zwingen, falls wir uns nicht freiwillig seinem Willen unterwürfen. Er habe eine entsetzliche Laune, unter der jedermann litte, besonders aber mein Bruder, den er auf die barbarischste Art behandelt, blutig geschlagen und an den Haaren durch das ganze Zimmer gezerrt habe.

Ich war bei dieser Schilderung nicht anwesend. Nachdem der elende Kerl sich ausreichend an dem tödlichen Kummer geweidet hatte, den sein Bericht bei der Königin bewirkt hatte, suchte er mich auf. „Wie lange noch“, sagte er zu mir, „wollen Sie die Zwietracht in Ihrer Familie nähren und sich den Zorn Ihres Vaters zuziehen? Ich rate Ihnen als Freund, sich seinem Willen zu unterwerfen, sonst haben Sie die schrecklichsten Szenen zu erwarten. Es gilt überhaupt keine Zeit zu verlieren; geben Sie mir einen Brief für den König und setzen sich über das Geschrei der Königin hinweg. Ich sage das Ihnen nicht von mir aus, sondern auf Befehl.“ Man versetze sich an meine Stelle und schätze, was sich in meinem Herzen abspielte, mich von diesem erbärmlichen Kerl so unwürdig behandelt zu sehen. Tausendmal war ich drauf und dran, ihm zu antworten, wie er es verdiente, doch ich sah voraus, dass ich die Dinge nur noch verschlimmern würde. Ich begnügte mich damit, ihm nur ganz kühl zu sagen, ich kenne das gute Herz des Königs allzu gut, um anzunehmen, er wolle mich unglücklich machen. Ich sei todunglücklich darüber, bei ihm in Ungnade gefallen zu sein, ich sei bereit zu allen erdenklichen Gesten des Gehorsams, um sein Wohlwol-

len wiederzugewinnen, und hätte es nie an Respekt und Zuneigung fehlen lassen, die eine Tochter ihrem Vater schulde. Mit diesen letzten Worten kehrte ich ihm den Rükken zu und setzte mich ganz aufgewühlt in eine Ecke des Zimmers. Doch die Szene war noch nicht vorüber, er wandte sich auch noch an Frau von Sonsfeld. „Der König", sagte er zu ihr, „gibt Ihnen den Befehl, die Prinzessin dazu zu überreden, den Herzog von Weißenfels zu heiraten. Er lässt Ihnen ausrichten, für den Fall, sie könne sich nicht zu seinen Gunsten entscheiden, lasse er ihr die Freiheit, den Markgrafen von Schwedt zu nehmen. Wenn Sie meinten, eher den Befehlen der Königin als den seinen gehorchen zu sollen, werde er Ihnen beweisen, dass er Ihr Souverän sei und Sie nach Spandau schicken, wo Sie auf Wasser und Brot gesetzt würden. Das ist noch nicht alles. Auch Ihre Familie werde die Last seines Zornes tragen; er werde sie unglücklich machen, während er sie mit Gnadenerweisen überschütten würde, wenn Sie sich auf Ihre Pflicht besinnen." „Der König hat mich", antwortete sie, „mit der Erziehung der Prinzessin betraut. Ich habe diesen Auftrag nur unter tausend Tränen angenommen und das nur, um den Befehlen des Königs zu gehorchen. Es steht mir nicht zu, ihr Ratschläge zu erteilen noch mich in ihre Verheiratung einzumischen; ich werde mich ihr gegenüber weder für noch gegen die beiden Partien äußern, die der König ihr vorschlägt. Ich werde den Himmel anrufen, er möge ihr eingeben, was es zu tun gelte. Danach unterwerfe ich mich allem, was der König mit meiner Familie und mir tun mag." „Das ist alles ganz gut und schön", fuhr Eversmann fort, „doch Sie werden sehen, was dabei herauskommt und was Sie alle mit Ihrer Widerborstigkeit gewinnen. Der König hat sich zu Gewaltmaßnahmen entschlossen. Er gibt der Prinzessin nur drei Tage, sich zu entscheiden. Wenn sie binnen dieser Zeit nicht nachgibt, wird er sie nach Wusterhausen bringen lassen, wo die betreffenden Fürsten sich befinden werden. Er wird seine Tochter zwingen, einen von beiden zu wählen, und wenn sie es nicht freiwillig tut, wird man sie mit dem Herzog von Weißenfels einsperren, wonach sie nur allzu glücklich sein wird, ihn heiraten zu dürfen."

Frau von Kamecke, die dabei war und bis dahin geschwiegen hatte, konnte nicht länger an sich halten. Sie las Eversmann die Leviten und warf ihm vor, er lüge und habe alles, was er gerade sagte, erfunden. Ihr Eifer brachte sie derart auf, dass sie sogar den König kritisierte. Der Andere behauptete seinerseits mit spöttischem Ton, am Ende würde sich schon bald als wahr erweisen, was er vorgebracht hatte. „Aber gibt es denn nicht", sagte schließlich Frau von Kamecke zu ihm, „eine passendere Partie für die Prinzessin als die beiden Vorgeschlagenen?" Er antwortete ihr: „Wenn die Königin einen besseren finden kann, den Prinzen von Wales ausgenommen, wird der König vielleicht mit ihr übereinkommen, wenngleich er sich leidenschaftlich den Herzog von Weißenfels als Schwiegersohn wünscht."

Die Königin ließ uns rufen und machte diesem unverschämten Gespräch ein Ende.

Die Gräfin Finck setzte sich ans Kopfende ihres Bettes und versuchte, sie zu beruhigen. Sie sah unseren Gesichtern sofort an, dass wir etwas hatten. Wir erzählten ihr von der ganzen Unterredung, die wir gerade hatten, und sie teilte uns die ihre mit. Wir berieten lange miteinander, was es unter so problematischen Umständen zu tun gelte. Frau von Kamecke erteilte einen Ratschlag, der befolgt wurde: Sie riet der Königin, am nächsten Tag den Marschall von Borck kommen zu lassen, einen unendlich anständigen und aufrechten Mann, und ihn um seine Erkenntnisse über die Situation zu bitten, in der sie sich befand. Dieser Rat wurde ausgeführt. Die Königin legte dem Marschall all das, was sich am Vortag ereignet hatte, dar und fügte hinzu: „Ich bitte Sie als einen Freund um Ihren Rat; sprechen Sie ohne Umschweife und Ihrem Gewissen gemäß." Der Marschall antwortete ihr: „Ich bin sehr unglücklich über die Zwietracht, die in der königlichen Familie herrscht, und über den bitteren Kummer, den Ihre Majestät erleidet. Einzig der König von England könnte dem ein Ende setzen; aber an seinen immer gleich lautenden Antworten erkenne ich gut, dass man sich von dieser Seite keine Hoffnungen mehr machen darf. Was Ihnen, Madame, Eversmann gestern über die Gewaltmaßnahmen gesagt hat, die sich der König gegen die Prinzessin ausdenkt, scheint mir nicht völlig aus der Luft gegriffen. Ich habe gestern erfahren, dass der Markgraf von Schwedt inkognito hier ist; einer meiner Bediensteten hat ihn gesehen. Aus Neugier habe ich mich unter der Hand danach erkundigt, ob das stimme. Man hat mir berichtet, dass er seit drei Tagen hier in der Neustadt in einem kleinen Haus wohnt, das er nur abends in der Dämmerung verlässt, um nicht erkannt zu werden. Ich habe heute Briefe aus Dresden erhalten, die ich Ihrer Majestät zeigen kann, worin man mir mitteilt, dass der Herzog von Weißenfels heimlich abgereist sei, um sich in eine kleine Stadt einige Meilen von Wusterhausen entfernt zu begeben. Ihre Majestät kennt den Charakter des Königs: Wenn es gelungen ist, ihn bis zu einem gewissen Punkt zu reizen, kann er sich nicht mehr beherrschen und seine Wutausbrüche treiben ihn zu ganz schlimmen Exzessen. Die sind gegenwärtig umso mehr zu fürchten, als er dauernd von übel gesinnten Leuten belagert ist und man ihm nicht mehr die Zeit gibt, in sich zu gehen. Anstatt ihn durch Ablehnungen zu verärgern, gilt es zu versuchen, Zeit zu gewinnen und seine ersten Gewaltmaßnahmen durch die Wahl einer dritten Partie für die Prinzessin abzuwehren. Ihre Majestät riskiert damit nichts, Seckendorff und Grumbkow sind allzu sehr für den Herzog von Weißenfels eingenommen, um zu gestatten, dass die Prinzessin einen Anderen heiratet. Grumbkow hat seine eigenen Ziele; er will den Fürsten von Anhalt völlig ausschalten und den Herzog an seine Stelle setzen. Der König wird sich von diesem Zugeständnis besänftigen lassen und Ihnen, Madame, die Zeit geben, nochmals einen Versuch in England zu unternehmen." Die Königin schien mit diesem Ratschlag zufrieden, und nachdem sie eine Weile überlegt hatte, welche

Ein neuer Kandidat taucht auf: der Erbprinz von Bayreuth

Partie man dem König vorschlagen würde, fiel die Wahl auf den Erbprinzen von Brandenburg-Kulmbach. Der Marschall nahm es auf sich, den König unter der Hand von dieser Wendung zu benachrichtigen. „In jedem Fall", sagte er zur Königin, „wird Ihre Majestät, wenn all diese Maßnahmen nichts nützen, wenigstens die Genugtuung haben, die Prinzessin, Ihre Tochter, gut untergebracht zu sehen. Man erzählt tausend gute Dinge über den Prinzen von Bayreuth: Sein Alter passt zu dem der Prinzessin und er wird nach dem Tod seines Vaters ein sehr schönes Land besitzen." Die Königin begrüßte die Überlegungen des Marschalls sehr und machte sie sich ganz zu eigen.

Der König traf zwei Tage später in Berlin ein. Er begab sich sofort zur Königin. Wut und Zorn brannten in seinen Augen; ich war gar nicht da. Die Königin, die immer noch die Kranke spielte, war im Bett. Der König war äußerst wütend und aufgebracht; er warf ihr alle Schimpfwörter und Beleidigungen an den Kopf, die ihm einfielen. Sie ließ diese erste Aufwallung vorübergehen und wollte ihn besänftigen, indem sie die zärtlichsten und rührendsten Worte an ihn richtete. All das stimmte ihn nicht im Geringsten friedlich. Er sagte zu ihr: „Wählen Sie zwischen den beiden Partien, die ich Ihnen habe vorschlagen lassen; und wenn Sie mir eine Freude machen wollen, entscheiden Sie sich für den Herzog." „Der Himmel bewahre mich davor", rief die Königin. „Na gut", fuhr er fort, „Ihre Zustimmung kümmert mich wenig; ich gehe zur Markgräfin Philipp (diese Fürstin war die Mutter des Markgrafen von Schwedt), um die Heirat Ihrer unwürdigen Tochter zu regeln und mit ihr die Vorbereitungen für die Hochzeit zu treffen. Er verließ sofort ihr Zimmer und begab sich zur Markgräfin. Nach den ersten Begrüßungsworten teilte er ihr den Gegenstand seines Besuchs mit und trug ihr auf, dem Prinzen, ihrem Sohn, zu versichern, dass er ihn trotz aller Widerstände der Königin zum Herrn über mich mache. Er betraute die Fürstin auch mit den Vorbereitungen zur Hochzeit, die in acht Tagen stattfinden sollte. Zu Beginn der Ausführungen des Königs hatte die Markgräfin unendliche Freude empfunden, das Ende jedoch ließ ihre Gefühle umschlagen. „Ich erkenne gebührend die Gnade an, die Ihre Majestät meinem Sohn damit erweist, dass er ihn zu seinem Schwiegersohn erwählt; ich schätze den ganzen Wert des Glücks, zu dem Sie ihn bestimmen, und die Vorteile, die ihm und mir daraus entstünden. Dieser Sohn ist mir teurer als mein Leben und es gibt nichts, was ich nicht täte, um ihn glücklich zu machen; doch ich wäre todunglücklich, Sire, wenn dies gegen den Willen der Königin und der Prinzessin geschähe. Ich kann meine Einwilligung zu dieser Heirat nicht geben, welche sie auf Grund ihrer Abneigung gegen ihn unglücklich machen würde; und wenn mein Sohn so niederträchtig wäre, sie gegen ihren Willen zu heiraten, würde ich als Erste sein Verhalten missbilligen und ihn nur noch als ehrlosen Menschen betrachten." „Wollen Sie denn lieber", erwiderte der König, „dass sie den Her-

zog von Weißenfels heiratet?“ „Soll sie doch heiraten, wen sie will, so lange weder mein Sohn noch ich Werkzeuge ihres Unglücks sind.“
Der König konnte die Standhaftigkeit der Prinzessin nicht überwinden und zog sich zurück. Noch am selben Abend wurde ich von all diesen Einzelheiten durch eine Nachricht informiert, welche die Markgräfin mir heimlich mit der Bitte zukommen ließ, die Königin davon zu unterrichten. Ich war voller Bewunderung und Dankbarkeit über ein derart großmütiges Verhalten. Ich drückte ihr gegenüber diese Gefühle in meiner Antwort auf ihre Nachricht aus und ich werde niemals den Dank vergessen, den ich ihr schulde. Unterdessen wirkten sich die andauernden heftigen Gemütsbewegungen auf meinen Körper aus: Ich magerte zusehends ab. Wie zuvor geschildert, war ich recht füllig; ich hatte so sehr abgenommen, dass meine Taille nur noch den Umfang einer halben Elle besaß. Ich war überhaupt noch nicht wieder vor dem König erschienen, weil die Königin mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, so behandelt zu werden wie mein Bruder. Der war unvorstellbar verzweifelt. Seine Leiden trafen mich empfindlicher als meine eigenen und ich hätte mich gern geopfert, um ihn davon zu erlösen.
Jeden Nachmittag ging ich zur Königin zu Zeiten, da der König anderswo beschäftigt war. Sie hatte ein wahres Labyrinth in ihrem Zimmer installiert, das nur aus Wandschirmen bestand, die so aufgestellt waren, dass ich dem König aus dem Weg gehen konnte, ohne von ihm bemerkt zu werden, falls er unverhofft hereinkam. Die böse Rammen, die nicht mehr schlief als der Teufel, wollte sich auf meine Kosten einen Spaß gönnen und brachte dieses Asyl in Unordnung, ohne dass ich es bemerkte. Der König kam überraschend zu uns; ich wollte entkommen, war aber zwischen diesen verfluchten Wandschirmen eingeklemmt, die umfielen, so dass ich nicht hinauskam. Als er mich erblickt hatte, war er mir auf den Fersen und versuchte mich zu packen, um mich zu schlagen. Als ich ihm nicht mehr entschlüpfen konnte, stürzte ich mich hinter meine Hofmeisterin. Der König schubste sie wieder und wieder, so dass sie gezwungen war zurückzuweichen; als er sie aber gegen den Kamin geschoben hatte, musste sie stehen bleiben. Ich befand mich immer noch hinter Frau von Sonsfeld zwischen Feuer und Schlägen. Er legte seinen Kopf auf ihre Schultern, schleuderte mir Schimpfwörter entgegen und versuchte, mich an den Haaren zu erwischen; ich lag auf dem Boden, halb geröstet. Diese Szene hätte ein tragisches Ende nehmen können, wenn sie weiter gegangen wäre: Meine Kleider begannen schon zu brennen. Erschöpft von seinem Gebrüll und Gefuchtel ließ der König davon ab und ging fort. Frau von Sonsfeld bewies trotz ihres Schreckens bei dieser Gelegenheit ihren Mut, blieb die ganze Zeit kerzengerade vor mir stehen und schaute ihm dabei fest in die Augen.
Am nächsten Tag war der König noch wütender. Die arme Königin wurde fürchter-

lich heruntergeputzt; er drohte, meinen Bruder und mich in ihrer Gegenwart zu verprügeln und mich auf der Stelle nach Spandau zu schicken. Sie hatte es noch hinausgeschoben, mit ihm über den Prinzen von Bayreuth zu sprechen, in der Hoffnung, ihn damit zu besänftigen. Doch als sie sah, dass der Zorn des Herrschers auf seinem Höhepunkt war, zögerte sie nicht mehr, dem Rat des Marschalls von Borck zu folgen. „Lassen Sie uns alle beide vernünftig sein", sagte sie zu ihm, „ich bin einverstanden damit, dass Sie die Heirat meiner Tochter mit dem Prinzen von Wales vereiteln, weil Sie meinen, dass Ihr Seelenfrieden davon abhängt; doch zum Ausgleich dafür reden Sie mir nicht mehr von den schändlichen Partien, die Sie ihr anbieten wollen. Suchen Sie ihr eine passende Heirat und einen passenden Gatten aus, mit dem sie glücklich werden kann; dann werde ich mich keinesfalls Ihrem Willen entgegenstellen, sondern die Erste sein, daran mitzuwirken." Der König war sogleich milder gestimmt und entgegnete, nachdem er einige Zeit nachgedacht hatte: „Ihr Ausweg ist nicht schlecht, aber ich kenne keine besser zu meiner Tochter passenden Partien als die, welche ich Ihnen genannt habe; wenn Sie mir andere vorschlagen können, bin ich einverstanden." Die Königin nannte ihm den Erbprinzen von Bayreuth. „Ich bin damit zufrieden", sagte der König, „doch es gibt da nur eine kleine Schwierigkeit, von der ich Sie gern unterrichten will, und zwar werde ich ihr weder Mitgift noch Aussteuer geben und ich werde auch nicht an der Hochzeit teilnehmen, da sie ihre Wünsche den meinen vorzieht. Wenn sie sich nach meinem Willen verheiratet hätte, wäre sie von mir besser als meine anderen Kinder ausgestattet worden; es ist an ihr zu entscheiden, wem von uns beiden sie gehorchen will." „Sie bringen mich zur Verzweiflung", rief die Königin, „ich tue alles auf der Welt, um Sie zufriedenzustellen, und Sie begnügen sich nicht damit, Sie wollen mich umbringen und mich ins Grab bringen. Meinetwegen, soll meine Tochter doch Ihren geliebten Herzog von Weißenfels heiraten, ich hindere sie nicht daran, aber ich verfluche sie, wenn sie ihn zu meinen Lebzeiten nimmt." „Na gut, Madame, Sie sollen Ihren Willen haben", sagte der König; „morgen schreibe ich an den Markgrafen von Bayreuth in dieser Sache und zeige Ihnen den Brief. Sie können Ihrer unwürdigen Tochter das mitteilen; ich lasse ihr bis morgen Zeit, um ihre Entscheidung zu treffen." Sobald sich der König zurückgezogen hatte, ließ mich die Königin holen. Sie umarmte mich mit Freudenausbrüchen, die mir unverständlich waren. „Alles läuft nach Wunsch, liebe Tochter", sagte sie zu mir, „ich triumphiere über meine Feinde; keine Rede ist mehr von dem dicken Adolf noch von dem Markgrafen von Schwedt, Sie werden den Prinzen von Bayreuth bekommen und Sie erhalten ihn aus meiner Hand." Zugleich erzählte sie mir das gesamte Gespräch, das sie gerade mit dem König geführt hatte. Das Ergebnis fand ich nicht gerade erfreulich, ich war ganz sprachlos und wusste nicht, was ich ihr antworten sollte. „Was denn, sind Sie nicht recht zufrieden mit den Bemühun-

gen, die ich für Sie angestellt habe?“ Ich antwortete, dass ich all ihre Gnadenerweise für mich dankbar annehme, wie es sich gehöre, sie aber anflehe, mir Zeit zu geben, um darüber nachzudenken, was ich tun solle. Sie fuhr fort: „Wie, Zeit? Ich habe angenommen, dass die Sache sich von selbst entscheide und Sie sich meinem Willen fügen.“ „Ich würde nicht zögern, das zu tun, wenn der König keine unüberwindlichen Hindernisse aufstellen würde. Ihre Majestät kann nicht von mir verlangen, mich ohne öffentliche Zustimmung des Königs und ohne die erforderlichen Formalitäten zu verheiraten. Was für einen Eindruck würde das auf die Öffentlichkeit machen und was würde man von mir denken, wenn ich das Vaterhaus auf so eine unwürdige Art verließe, wie es der König vorhat? Unter diesen Umständen kann ich nichts anderes tun, als dem König zu antworten, dass ich bereit bin, einen der betreffenden drei Prinzen zu heiraten, sofern Ihre Majestät und er sich auf die Wahl verständigen. Aber ich werde mich keinesfalls entscheiden, bevor die Ansichten meines Vaters und meiner Mutter nicht übereinstimmen.“ „Dann nehmen Sie doch den Großtürken oder den Großmogul“, sagte die Königin zu mir, „und folgen Sie Ihrem Eigensinn, ich hätte mir nicht soviel Ärger zugezogen, wenn ich Sie besser gekannt hätte. Folgen Sie ruhig den Befehlen des Königs, das hängt von Ihnen ab, ich werde mich nicht mehr um Ihre Angelegenheiten kümmern und ersparen Sie mir bitte Ihre verhasste Gegenwart, denn ich kann sie nicht mehr ertragen.“ Ich wollte antworten, aber sie gebot mir Schweigen und befahl mir, mich zurückzuziehen. In Tränen aufgelöst ging ich hinaus. Anschließend wurde Frau von Sonsfeld gerufen. Die Königin beklagte sich bei ihr bitter über mich und trug ihr auf, mich davon zu überzeugen, ihr zu gehorchen. „Ich will um jeden Preis“, sagte sie zu ihr, „dass sie den Prinzen von Bayreuth heiratet; diese Heirat gefällt mir genauso gut wie die nach England; ich dulde keine Ablehnung und meine Tochter kann darauf zählen, dass ich es ihr niemals verzeihen werde, wenn sie Schwierigkeiten macht.“ Frau von Sonsfeld machte ihr dieselben Vorhaltungen wie ich und antwortete frei heraus, sie erlaube es sich auf keinen Fall, mir darin Ratschläge zu erteilen, was die Königin sehr ärgerte.

Mein Bruder, der bei dem ganzen Gespräch anwesend war, kam zu mir und wollte mich überreden, der Königin zu gehorchen. Er war mit seiner Geduld am Ende; der König fuhr fort, ihn zu malträtieren, und der Zögerlichkeiten Englands wurde er langsam überdrüssig. Ich denke sogar, dass sein Entschluss zu fliehen schon damals gefasst war. Trotz aller guten Gründe, die ich zur Rechtfertigung meiner Ablehnung anführte, geriet er in Zorn und machte mir heftige Vorwürfe, was mich vollends zur Verzweiflung brachte. Alle, die ich wegen meines Verhaltens um Rat fragte, hießen es gut, ermutigten mich, standhaft zu bleiben, und versicherten mir, dass es das einzige Mittel war, mich mit dem König zu versöhnen, der sich erweichen lassen und leichter den Wünschen der Königin nachgeben würde. Fräulein von Bülow wollte

mich trösten, als sie mich ganz in Tränen aufgelöst und außer mir über das Verhalten meines Bruders sah, und versicherte mir sogar, sie habe ein unfehlbares Mittel, um die Königin friedlich zu stimmen; sie wolle ihr Zeit lassen, sich zu beruhigen und ihre erste Aufregung vorübergehen zu lassen, und sie verbürge sich dafür, dass sie, sobald sie mit ihr gesprochen hätte, ganz anders dächte als jetzt.
Am folgenden Morgen zeigte der König der Königin den Brief, den er gerade an den Markgrafen von Bayreuth geschrieben hatte. Er war in sehr entgegenkommenden Worten verfasst. Nachdem sie ihn gelesen hatte, wiederholte er in zornentbranntem Ton der Königin gegenüber, was er ihr am Vortag gesagt hatte, das heißt, dass er weder auf meiner Hochzeit anwesend sein noch mir eine Mitgift geben wolle. Die Königin unterwarf sich alldem und ging mit den Worten hinaus, er solle den Brief abschicken. Das war in der Tat seine Absicht. Doch Seckendorff und Grumbkow, die dabei nicht auf ihre Kosten kamen, hinderten ihn daran. Die Königin erfuhr noch am selben Abend durch den Marschall von Borck davon. Fräulein von Bülow fand endlich einen Weg, um mit ihr zu sprechen. Sie sagte zu ihr, Herr Dubourgay und Herr von Knyphausen hätten sich nach reiflicher Beratung schließlich dazu entschlossen, man müsse angesichts der Ausweglosigkeit, in der die Sache steckte, einen letzten Versuch in England unternehmen und den englischen Kaplan, der mich in dieser Sprache unterrichtete, dorthin schicken. Herr Dubourgay würde ihm äußerst rührende Briefe über unsere Situation für das Ministerium mitgeben; dieser Mann, der mich ja täglich sah, könne ihnen ein Bild meines Äußeren und meines Charakters entwerfen und sie von der erbärmlichen Lage, in der wir uns befänden, in Kenntnis setzen. Die Königin war von dieser Maßnahme sehr angetan. Sie schrieb auf diesem Wege der Königin von England, beklagte sich bitter bei ihr über ihre Langsamkeit und warf ihr vor, ihr nur wenig Freundschaft zu beweisen. Der Kaplan reiste mit diesen Depeschen ab, mit Geschenken seitens der Königin überhäuft. Als er sich von mir verabschiedete, weinte er heiße Tränen. Er sagte zu mir, indem er mich auf englische Art grüßte, er würde seine ganze Nation verleugnen, wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht ihre Pflicht erfülle.
Unterdessen schien der König besänftigt; er verhielt sich ganz gut zur Königin und erwähnte die Sache nicht mehr. Die Lage meines Bruders und die meine wurde deswegen um nichts besser und ich wagte nicht, mich vor ihm zu zeigen. Mein armer Bruder, der sich nicht davon frei machen konnte, um ihn herum zu sein, ertrug täglich Faust- und Stockschläge. Er war in grässlicher Verzweiflung und ich litt noch mehr als er daran, ihn derart behandelt zu sehen.
Zu dieser Zeit beschloss der König, eine Reise nach Dresden zu machen, um sich mit dem König von Polen zu besprechen. Seine Abreise war auf den 18. Februar festgesetzt. Ich hatte mich schon bei der Königin von meinem Bruder verabschiedet, hatte

mich zurückgezogen und war gerade fertig, um mich zu Bett zu legen, als ich einen jungen Mann eintreten sah, der ganz prächtig französisch gekleidet war. Ich tat einen lauten Schrei, weil ich nicht wusste, wer das war, und versteckte mich hinter einem Wandschirm. Frau von Sonsfeld, die ebenso erschrocken war wie ich, ging sofort hinaus, um zu erfahren, wer so kühn war, es zu wagen, mich zu so einer ungehörigen Stunde zu besuchen. Doch einen Augenblick später sah ich sie mit diesem Kavalier zurückkehren, der aus vollem Herzen lachte und sich als mein Bruder herausstellte. Diese Kleidung veränderte ihn so stark, dass er nicht dieselbe Person schien. Er war bestens aufgelegt. „Ich komme, liebe Schwester, um mich nochmals von Ihnen zu verabschieden", sagte er zu mir, „und weil ich weiß, wie freundschaftlich Sie mir verbunden sind, will ich Ihnen gar kein Geheimnis aus meinen Plänen machen. Ich reise ab, um nicht wieder zurückzukehren; ich kann die schmachvolle Behandlung, die man mir antut, nicht länger ertragen, meine Geduld ist am Ende. Die Gelegenheit ist günstig, um mich von einem verhassten Joch zu befreien. Ich werde mich in Dresden davonmachen und nach England übersetzen und ich habe keinen Zweifel, dass ich Sie hier heraushole, sobald ich dort angekommen bin. Ich bitte Sie also, sich zu beruhigen, wir werden uns bald an Orten wiedersehen, wo die Freude unsere Tränen ablösen wird und wo wir das Vergnügen genießen werden, uns in Frieden und frei von aller Verfolgung zu sehen." Ich war wie erstarrt; doch als ich mich von meiner ersten Überraschung erholte, machte ich ihm die stärksten Vorhaltungen über den Schritt, den er tun wollte. Ich hielt ihm die Unmöglichkeit des Gelingens vor Augen und die grässlichen Folgen, die er nach sich ziehen würde, und als ich sah, dass er fest bei seinem Entschluss blieb, warf ich mich ihm zu Füßen und benetzte sie mit meinen Tränen. Frau von Sonsfeld, die dabei war, schloss sich meinen Bitten an. Wir machten ihm schließlich so klar, dass sein Plan aussichtslos war, dass er mir sein Ehrenwort gab, ihn nicht auszuführen.

Einige Tage nach der Abreise des Königs erkrankte die Königin lebensgefährlich: Ein plötzlicher Anfall brachte sie an den Rand des Grabes. Sie litt unendlich und trotz ihrer Standhaftigkeit zwangen die starken Schmerzen sie dazu, laute Schreie auszustoßen. Weil ihr Leiden sich nur schrittweise verschlimmert hatte, war der König in Potsdam zurück, bevor es in sein letztes Stadium getreten war. Frau von Kamecke und Herr Stahl, der Leibarzt des Herrschers, hatten ihn vom Zustand der Königin unterrichtet; man hatte ihn sogar wissen lassen, dass sie in Lebensgefahr sei und ihr eine für sie und ihr Kind äußerst gefährliche Operation bevorstehe, wenn sich ihr Zustand nicht bald bessere.[27] Die Rammen, von Seckendorff unterstützt, dementierte diese Berichte und ließ dem König versichern, die Königin sei überhaupt nicht krank und ihr ganzer Hokuspokus sei nur zur Schau gestellt. Ich verließ keinen Moment das Bett der Herrscherin. Die Gleichgültigkeit, die ihr der König zeigte, verstärkte ihre

Leiden. Schließlich wurden sie so heftig, dass man einen Eilboten an den König sandte mit der flehentlichen Bitte zu kommen, wenn er sie noch lebend vorfinden wolle. Er begab sich also nach Berlin trotz aller Bemühungen Seckendorffs, ihn davon abzuhalten. Er nahm Holtzendorff mit, um sich genau zu informieren, ob sie tatsächlich erkrankt war. Doch sobald er einen Blick auf sie geworfen hatte, war jeder Verdacht zerstoben und schlug in bittersten Schmerz um. Seine Verzweiflung wurde durch den Bericht seines Feldarztes noch größer; er brach in Tränen aus und sagte zu allen, die um ihn herum waren, er würde die Königin nicht überleben, wenn sie ihm genommen würde. Die rührenden Worte, die sie an ihn richtete, brachten ihn vollends zur Verzweiflung. Er bat sie in Gegenwart all ihrer Damen tausendmal um Verzeihung für den Kummer, den er ihr bereitet hatte, und machte so ganz klar erkennbar, dass sein Herz daran weniger Anteil hatte als die unwürdigen Menschen, die ihn gegen sie aufgehetzt hatten. Die Königin nutzte diesen Moment, um ihn zu beschwören, meinen Bruder und mich besser zu behandeln, und sagte zu ihm: „Versöhnen Sie sich mit den beiden Kindern; lassen Sie mir im Sterben den Trost, den Frieden in meiner Familie wiederhergestellt zu sehen." Er ließ mich rufen. Ich warf mich ihm zu Füßen und sagte zu ihm all das, was mir geeignet schien, ihn zu bewegen und zu meinen Gunsten zu rühren. Schluchzen unterbrach meine Worte und alle Anwesenden weinten heiße Tränen. Schließlich hob er mich hoch, umarmte mich und schien selbst von meinem Zustand gerührt. Dann kam mein Bruder. Er sagte ihm einfach, mit Rücksicht auf seine Mutter verzeihe er ihm alles Gewesene. Er müsse sein Verhalten ändern und sich von nun an nach seinem Willen richten, dann könne er auch auf seine Vaterliebe zählen. Dieses wiederhergestellte gute Einvernehmen in der Familie erfreute die Königin derart, dass sie binnen drei Tagen außer Gefahr war. Den König, der sich nicht mehr Sorgen um sie machen musste, erfüllte erneut sein ganzer Hass auf meinen Bruder und mich. Weil er aber Angst um die Gesundheit seiner Gattin hatte, die noch sehr schwankend war, zeigte er uns in ihrer Gegenwart ein freundliches Gesicht und malträtierte uns, sobald wir außerhalb ihres Zimmers waren.

Mein Bruder bekam sogar nach und nach wieder seine üblichen Zärtlichkeiten aus Stock- und Faustschlägen ab. Wir verbargen unsere Leiden vor der Königin. Mein Bruder regte sich immer mehr auf und sagte mir jeden Tag, er sei entschlossen zu fliehen und warte nur auf die passende Gelegenheit. Er war derart verbittert, dass er nicht mehr auf meine Mahnungen hörte und sogar auf mich wütend war. Eines Tages sagte er zu mir, als ich alle meine Kräfte zusammennahm, um ihn zu besänftigen: „Sie predigen mir immer Geduld, wollen sich aber nie in meine Lage versetzen. Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, vom Morgen bis zum Abend umringt von Spionen, die alle meine Worte und Taten böswillig auslegen. Die harmlosesten

Vergnügungen sind mir verboten: Ich wage nicht zu lesen. Musik ist mir nicht gestattet und ich genieße diese Freuden nur heimlich und vor Angst zitternd. Was mich jedoch vollends hat verzweifeln lassen, ist eine Begebenheit, die mir neulich in Potsdam widerfahren ist, von der ich der Königin nichts habe sagen wollen, um sie nicht zu ängstigen. Als ich morgens ins Zimmer des Königs trat, packte er mich sofort bei den Haaren, warf mich zu Boden und zerrte mich, nachdem er die Kraft seiner Fäuste auf meinem armen Körper ausprobiert hatte, so sehr ich mich auch dagegen wehrte, zu einem nahen Fenster. Er hatte vor, die Aufgabe der Stummen im Serail zu verrichten, denn er nahm die Kordel des Vorhangs und legte sie mir um den Hals. Zum Glück hatte ich Zeit aufzustehen, packte seine beiden Hände und begann zu schreien. Ein Kammerdiener kam mir sofort zu Hilfe und entriss mich seinen Händen. Tag für Tag bin ich solchen Gefahren ausgesetzt und meine Leiden sind so schlimm, dass allein radikale Mittel ihnen ein Ende setzen können. Katte ist auf meiner Seite; er ist mir verbunden und wird mir bis ans Ende der Welt folgen, wenn ich es will. Auch Keith wird mich begleiten. Das sind die beiden Personen, die meine Flucht unterstützen werden und mit denen ich alle Vorbereitungen darauf treffe. Ich werde der Königin nichts davon sagen, sie würde es bestimmt der Rammen erzählen und das wäre mein Untergang. Ich werde Sie heimlich von allem, was sich ereignen wird, unterrichten und einen sicheren Weg finden, Ihnen meine Briefe zukommen zu lassen.“ Man stelle sich meinen Schmerz angesichts dieses traurigen Berichts vor! Die Lage meines Bruders war so beklagenswert, dass ich seine Entschlüsse nicht missbilligen konnte, doch ich ahnte ihre schrecklichen Konsequenzen voraus. Sein Plan war so schlecht ausgedacht und die darin eingeweihten Personen waren so unbesonnen und so wenig geeignet, eine Angelegenheit von solcher Tragweite auszuführen, dass sie scheitern musste. All das führte ich meinem Bruder vor Augen, aber er war derart stur von seinen Plänen überzeugt, dass er dem, was ich ihm sagte, keinen Glauben schenkte; das einzige Zugeständnis, das ich ihm abringen konnte, war ein Aufschub der Ausführung bis zum Eintreffen der Antworten auf die Briefe, die von dem englischen Kaplan nach England geschickt worden waren.
Unterdessen erholte sich die Königin nach und nach und der König kehrte nach Potsdam zurück. Die Briefe trafen wenige Tage nach seiner Abreise ein. Der Kaplan war glücklich in seiner Heimat an Land gegangen, wo er seine Aufträge erledigt und unsere Lage dem englischen Ministerium dargestellt hatte. Durch das vorteilhafte Bild, das er von meinem Bruder und mir entworfen hatte, war die ganze Nation für uns eingenommen. Er hatte sogar eine Audienz beim Prinzen von Wales erhalten, der ihm gegenüber alle erdenkliche Neigung bezeugt hatte, mich zu heiraten, und sogar dem König, seinem Vater, hatte erklären lassen, er würde niemals eine andere als mich heiraten. Das Ministerium hatte das Begehren des Prinzen stark unterstützt und

die ganze Nation hatte derart gegen die Zögerlichkeiten des Königs aufbegehrt, dass er sich endlich dazu entschlossen hatte, den Chevalier Hotham als seinen außerordentlichen Gesandten nach Berlin zu schicken. Der Chevalier sollte unverzüglich abreisen, um seinen Posten einzunehmen. Diese Nachricht versetzte die Königin in unbändige Freude; sie beruhigte auch ein wenig meine Sorgen über meinen Bruder, dem ich sie natürlich sofort mitteilte. Diesen Augenblick der Ruhe nutzte ich, um meine Andacht zu verrichten. Als ich am Sonntag die Kirche verließ, begegnete ich Herrn von Katte, der mich unten an der Schlosstreppe erwartete; er übergab mir höchst unvorsichtig einen Brief meines Bruders. Das Zimmer der Rammen lag der Treppe gegenüber; ihre Tür war geöffnet und sie saß so, dass sie alles sehen konnte, was geschah. „Ich komme aus Potsdam", sagte Katte zu mir, „ich habe mich dort drei Tage inkognito aufgehalten, um den Kronprinzen zu besuchen; er hat mich mit diesem Brief betraut mit dem Befehl, ihn Ihrer Königlichen Hoheit persönlich auszuhändigen. Er ist von höchster Bedeutung und er bittet Sie, Madame, ihn auf keinen Fall der Königin zu zeigen." Ich nahm den Brief, ohne ihm zu antworten und verschwand wie der Blitz die Treppe hinauf, höchst verärgert über den Leichtsinn, den er da begangen hatte. Nachdem ich zusammen mit meiner Hofmeisterin meinem Ärger über die Verlegenheit, in die er mich gerade gebracht hatte, Luft verschafft hatte, öffnete ich den Brief und fand folgenden Wortlaut:

> Ich bin verzweifelt, die Tyrannei des Königs wird immer nur noch schlimmer, ich halte es nicht mehr aus. Sie bilden sich umsonst ein, dass die Ankunft des Chevalier Hotham unseren Leiden ein Ende setzen wird. Die Königin bringt all unsere Angelegenheiten durch ihr blindes Vertrauen zu der Rammen zum Scheitern. Der König ist über diese Frau schon von den eingetroffenen Nachrichten und von allen Maßnahmen, die man trifft, unterrichtet, was ihn immer noch mehr verärgert. Ich wünschte, dieses Aas würde am höchsten Galgen aufgehängt; sie ist die Ursache unseres Unglücks. Man dürfte der Königin zukünftig eintreffende Nachrichten nicht mehr mitteilen; ihre Schwäche für diese schändliche Kreatur ist unverzeihlich. Der König kommt Dienstag nach Berlin zurück; auch das ist geheim. Adieu, liebe Schwester, ich bin ganz der Ihre.

Ich zweifelte keinen Moment daran, dass die Königin schon von der Rammen darüber informiert war, dass ich Briefe bekommen hatte. Ich konnte ihn ihr nicht zeigen und wusste nicht, unter welchem Vorwand ich das vermeiden konnte. Schließlich verabredete ich mich mit der Meermann und trug ihr auf, mir diesen Brief auf keinen Fall zu schicken, selbst wenn ich dreißig Boten schickte, um ihn zu holen; sie

sollte sagen, nachdem sie scheinbar ausgiebig danach gesucht hatte, sie müsse ihn aus Versehen zusammen mit anderem Papier, das sie ins Feuer geworfen habe, verbrannt haben. Um ihr eine Lüge zu ersparen, brachte ich Vulkan ein Opfer. Zum Glück erwähnte die Rammen gar nichts davon, was mir aus der Verlegenheit half. Man wird im Folgenden sehen, welchen Kummer mir dieser Leichtsinn Kattes machte.
Unterdessen kam Herr Hotham am 2. Mai in Berlin an. Ihre extreme Schwäche hinderte die Königin immer noch daran, das Bett zu verlassen. Herr Hotham wollte ihr die ihm anvertrauten Aufträge nicht mitteilen, wie dringlich sie ihn auch immer bitten ließ, sie davon in Kenntnis zu setzen. Er bat sofort um Audienz beim König. Dieser traf mit ihm eine Verabredung in Charlottenburg. Voller Neugier auf das, was sich dort ereignen würde, schickte die Königin ein paar ihrer Bediensteten verkleidet dorthin, um zu versuchen, herauszubekommen, welchen Lauf die Dinge nähmen. Nachdem Herr Hotham dem König die weiterhin geltenden freundschaftlichen Gefühle des Königs von England bekundet hatte, sagte er zu ihm, er sei beauftragt, um meine Hand für den Prinzen von Wales anzuhalten, und er sei überzeugt, um die Verbindung der beiden Häuser noch enger zu knüpfen, werde der König seine Einwilligung zur Heirat meines Bruders mit der Prinzessin Amalie geben; der König, sein Herr, sei indessen damit einverstanden, dass meine Hochzeit als erste stattfinde und der König von Preußen die meines Bruders nach seinem Belieben festsetzen könne. Dieser Beginn löste beim König große Freude aus. Er antwortete auf die entgegenkommendste Weise der Welt. Die Mittagstafel beendete diese Unterredung. Auf dem Gesicht des Königs war sogleich ein Ausdruck der Zufriedenheit erkennbar. Die Mahlzeit gestaltete sich in freudiger Atmosphäre; Bacchus hatte wie üblich den Vorsitz. Auf dem Höhepunkt seiner guten Laune griff der König zu einem großen Glas und stieß mit Herrn Hotham laut und vernehmlich auf das Wohl seines Schwiegersohns, des Prinzen von Wales, und auf das meine an. Diese wenigen Worte riefen ganz unterschiedliche Reaktionen bei den Gästen hervor: Grumbkow und Seckendorff waren bestürzt, während die Klientel der Königin und die anderen Gesandten triumphierten. Dann allerdings zeigten sie übereinstimmendes Verhalten; alle erhoben sich von der Tafel, um ihm zu gratulieren. Der Herrscher war so voller Freude, dass er darüber Tränen vergoss. Nach dem Mahl näherte sich Herr Hotham dem König und bat ihn, auf keinen Fall die ihm zu meiner Heirat unterbreiteten Vorschläge zu verbreiten, bevor er ihm eine zweite Audienz gewährt hätte. Der König war über das ihm auferlegte Schweigen ein wenig erstaunt; man bemerkte sogar einige Anzeichen von Verärgerung auf seinem Gesicht. Niedergeschlagen angesichts des Auftritts, dessen Zeugen sie waren, kehrten Seckendorff und Grumbkow ganz kleinlaut nach Berlin zurück, da sie all ihre Pläne gescheitert sahen.
Unterdessen kamen die Bediensteten der Königin an und verkündeten ihr diese

Happyend mit Doppelhochzeit?

Neuigkeiten. Ich war ganz ruhig in meinem Zimmer mit meiner Stickerei beschäftigt und ließ mir vorlesen. Die Damen der Königin, gefolgt von einer Schar Bediensteter, unterbrachen mich, knicksten und schrien mir die Ohren voll, sie kämen, die Prinzessin von Wales zu begrüßen. Ich glaubte allen Ernstes, die Leute seien verrückt geworden; sie hörten nicht auf, mir die Ohren voll zu schwätzen; so groß war ihre Freude, dass sie nicht wussten, was sie taten. Sie redeten alle auf einmal, weinten, lachten, hüpften, umarmten mich. Endlich, nachdem dieses Schauspiel eine Weile angedauert hatte, erzählten sie mir, was ich gerade niedergeschrieben habe. Mich berührte das so wenig, dass ich, immer noch an meiner Stickerei weiterarbeitend, zu ihnen sagte: „Ist es nichts weiter?“ Das überraschte sie sehr. Einige Zeit darauf kamen auch meine Schwestern und mehrere Damen mich beglückwünschen; ich war sehr beliebt und stärker über die Liebesbeweise begeistert, die ich bei dieser Gelegenheit von allen erhielt, als über den Anlass dazu. Am Abend begab ich mich zur Königin; ihre Freude kann man sich leicht vorstellen. Sogleich nannte sie mich ihre liebe Prinzessin von Wales und betitelte Frau von Sonsfeld als Lady. Diese nahm sich die Freiheit heraus, sie darauf hinzuweisen, sie täte besser daran, sich zu verstellen; denn der König könnte, da er ihr von dieser Angelegenheit keinerlei Mitteilung gemacht habe, verärgert darüber sein, dass sie soviel Aufsehen errege und die kleinste Kleinigkeit könne immer noch alle ihre Hoffnungen zerstören. Da die Gräfin Finck sich dem angeschlossen hatte, versprach die Königin ihnen, wenn auch ungern, sich zu mäßigen. Zwei Tage danach traf der König ein. Er erwähnte nichts von dem, was sich ereignet hatte, was uns eine ganz negative Ansicht von der gesamten Verhandlung mit Herrn Hotham vermittelte. Er teilte der Königin die Vereinbarungen mit, die er mit dem Herzog von Braunschweig-Bevern getroffen hatte, der um die Hand meiner zweitältesten Schwester für seinen ältesten Sohn angehalten hatte. Diese beiden Fürsten erwartete er für den nächsten Tag. Seckendorff war der Vermittler dieser Ehe; er hatte hochfliegende Absichten und machte mit diesem Bündnis nur einen ersten Entwurf des großen Plans, den er im Kopf hatte. Der Herzog, der Schwager der Kaiserin, war damals erst Prinz ohne Regierungsgewalt, denn sein Schwiegervater, der Herzog von Blankenburg, war der voraussichtliche Thronerbe des Herzogtums Braunschweig. Ich werde mich nicht auslassen, sein Porträt zu entwerfen. Ich will mich damit begnügen zu sagen, dass der Fürst von allen Leuten von Ehre geliebt und geachtet wurde; sein Sohn wandelt auf seinen Spuren. Weil die Königin nahe der Niederkunft war, vollzog sich die Verlobung meiner Schwester ohne Feierlichkeiten. Graf Sekkendorff war als Einziger der ausländischen Botschafter dazu eingeladen.
Unterdessen hatte Herr Hotham fast täglich Geheimgespräche mit dem König. Die Vereinbarung der Doppelhochzeit hing nur an einer Bedingung, die der König von England dem preußischen König stellte, und die war, ihm Grumbkow zu opfern. Der

englische Gesandte erläuterte ihm, dass dieser völlig die Interessen des Wiener Hofes vertretende Mann der einzige Grund für die Verstimmungen zwischen den beiden Häusern sei. Er verrate Staatsgeheimnisse und gemeinsam mit einem gewissen Reichenbach, einem Residenten des Königs von England, spinne er hier die schändlichsten Intrigen. Der Chevalier fügte hinzu, man habe Briefe von ihm an eben diesen Reichenbach abgefangen und er sei bereit zu beweisen, was er da vorbringe, indem er sie dem König zeige. Er fuhr weiter fort, den Herrscher zur Vereinbarung der Doppelhochzeit zu drängen, und sicherte ihm zu, sein Herr, der König, begnüge sich mit der Verlobung meines Bruders und lasse dem König vollkommene Freiheit bei der Terminierung des Zeitpunktes seiner Hochzeit. Darüber hinaus bot er dem König noch an, der Prinzessin von England hunderttausend Pfund Sterling als Mitgift zu geben, und verlangte überhaupt keine für mich. Der König war von derartig vorteilhaften Angeboten stark beeindruckt. Er antwortete ihm, er würde keinen Moment zögern, Grumbkow aufzugeben, wenn man ihn durch seine Schreiben dieser scheußlichen Machenschaften überführen könne, die man ihm zur Last lege. Er akzeptiere mit Freuden die Vermählung mit dem Prinzen von Wales und werde über die Vorschläge nachdenken, die er ihm soeben zur Heirat meines Bruders gemacht habe. Einige Tage später erklärte er sich gegenüber Herrn Hotham auch mit dem letzten Artikel einverstanden, allerdings unter der Bedingung, dass mein Bruder zum Statthalter des Kurfürstentums Hannover ernannt und dort auf Kosten des Königs von England Unterhalt beziehen würde, bis er nach seinem Tod Thronerbe des Königreichs Preußen würde. Der Botschafter antwortete ihm, er werde das an seinen Hof schreiben, wage aber nicht zu hoffen, diese Forderung erfüllt zu bekommen. Mit jeder Post erhielt er Briefe des Prinzen von Wales. Ich sah einige davon, die er der Königin geschickt hatte. „Ich beschwöre Sie, mein lieber Hotham“, schrieb er ihm, „bringen Sie meine Heirat bald zum Abschluss, ich bin verliebt wie ein Narr und ungeduldig ohnegleichen.“ Ich fand, das waren Gefühle wie im Roman: Er hatte mich nie gesehen und kannte mich nur vom Hörensagen; von daher lachte ich nur darüber.

Die Königin brachte am 23. einen Prinzen zur Welt, der den Namen August Ferdinand und das Haus Braunschweig als Paten und Patinnen erhielt.

Mittlerweile schien es so, als hätten die Verdächtigungen des Chevalier Hotham Eindruck auf den König gemacht. Er sprach fast nicht mehr mit Grumbkow und redete bewusst schlecht über ihn vor Leuten, die er als dessen Freunde kannte. Am 30. brach der Herrscher zum Feldlager von Mühlberg auf, wohin ihn der König von Polen eingeladen hatte. An diesem Ort war die gesamte sächsische Armee zusammengezogen; sie machte dort Übungen und Manöver, die der berühmte Chevalier Folard beschrieben hat.[28] Die Uniformen, Livreen und Gespanne waren von vollendeter Pracht. Hundert Tische waren aufwändig gedeckt und man fand, dieses Feldlager

übertreffe bei weitem das Goldbannerlager unter Ludwig XIV. Mein Bruder verabschiedete sich von mir am Abend vor seiner Abreise. Er war immer noch auf französische Manier gekleidet, was mir als ein ungutes Vorzeichen erschien – ich täuschte mich nicht. „Ich komme, Ihnen Adieu zu sagen", sprach er zu mir, „was mir sehr, sehr schwer fällt, rechne ich doch damit, Sie für lange Zeit nicht wiederzusehen. Ich habe meine Absicht, mich vor dem Zorn des Königs in Sicherheit zu bringen, nur verschoben, sie aber nie aus den Augen verloren. Das letzte Mal, als ich nach Dresden aufbrach, haben mich Ihre dringenden Bitten daran gehindert, meinen Plan auszuführen; aber ich darf nicht länger abwarten, mein Schicksal wird von Tag zu Tag schlimmer, und wenn ich diese Gelegenheit verpasse, finde ich vielleicht auf lange Zeit hin keine andere so günstige. Geben Sie also meinen Wünschen nach und stellen sich meinem Entschluss nicht mehr entgegen, weil es ohnehin keinen Zweck hat."
Frau von Sonsfeld und ich waren völlig verblüfft. Ich wollte ihm nicht sofort direkt widersprechen und fragte ihn, wie er seine Flucht bewerkstelligen wolle. Ich fand seinen Plan so undurchführbar, dass er mir beipflichten musste. Meine Hofmeisterin brachte ihrerseits vor, dass er mit diesem Schritt alle guten Absichten des Königs von England zunichtemache. Bevor er etwas unternehme, gelte es, das Ende der Verhandlungen des Chevalier Hotham abzuwarten. Wenn sie scheiterten, sei er immer noch frei, bis zum Äußersten zu gehen, und wenn sie dagegen glückten, würde das seine Lage nur bessern. Alle diese guten Gründe brachten ihn am Ende dazu, mir sein Ehrenwort zu geben, nichts zu unternehmen. Wir trennten uns in schönster Eintracht.
Sobald der König in Mühlberg war, bemühte man sich, alle Maßnahmen von Herrn Hotham zu Fall zu bringen. Er hatte die Königin über Fräulein von Bülow von allem informieren lassen, was in seinen Unterredungen mit dem König passiert war. Die Herrscherin besaß die Schwäche, es der Rammen weiter zu erzählen, und diese unterrichtete sofort Grumbkow davon, der von diesen Aufschlüssen zu profitieren verstand. Er ließ über seine Kreaturen dem König einflüstern, all diese Avancen Englands seien nur ein abgekartetes Spiel, um seine ganzen Getreuen von ihm zu entfernen. Dieser Hof sei nur darauf aus, meinen Bruder auf den Thron zu setzen und sich, auf dem Weg über die Prinzessin von England, die er heiraten solle, der Herrschaft zu bemächtigen. Aus Furcht vor der Wachsamkeit der wahren Diener des Königs würde er versuchen, sie nach und nach zu entfernen, um jedes Hindernis seiner Absichten aus dem Weg zu räumen. Um das zu erreichen, würde man alles zugestehen, was der König gefordert habe. Der Herrscher könne diesen großen Coup nur abwenden, wenn er sich beharrlich weigere, seine Einwilligung zur Heirat meines Bruders zu geben und Schwierigkeiten entstehen lasse, die geeignet seien, die Verhandlungen ohne völliges Zerwürfnis scheitern zu lassen. Immer wieder wurde

genau das dem König von derart vielen verschiedenen Leuten wiederholt, die ausschließlich von Verbundenheit mit ihm motiviert schienen, dass es am Ende Eindruck auf ihn machte. Dennoch riet man ihm, sich noch zu verstellen und die Antworten aus England abzuwarten, bevor er die Maske fallen lasse. Diese abscheulichen Ratschläge machten ihn auf meinen Bruder wütend. Sein argwöhnischer und misstrauischer Charakter erlaubten ihm nicht, die Wahrheit zu ergründen; er erinnerte sich der früheren heftigen Angriffe auf Grumbkow, deren der sich auf Kosten seiner Ankläger immer erfolgreich erwehrt hatte, und diese Überlegungen bestärkten ihn in seiner Überzeugung von der Unschuld des Günstlings.
In dieser Stimmung kehrte er nach Berlin zurück. Die Aufmerksamkeiten der Königin, der er im Grunde in höchstem Maße zugetan war, verbunden mit einer gewissen Zuneigung, die er sich zu seiner Familie bewahrte, machten ihm so große Sorge, dass er nicht mehr zu schweigen vermochte. Er schüttete Herrn von Lövener, dem dänischen Gesandten, einem Mann von Ehre und unendlich viel Geist, den er sehr schätzte, sein Herz aus. Herr von Lövener, der über die Machenschaften von Grumbkow und Seckendorff Bescheid wusste, ergriff nicht nur Partei für den Chevalier Hotham, sondern informierte darüber hinaus den König von einigen Details, die geeignet waren, seine Zweifel zu beheben. Er stellte, was er vorgebracht hatte, derart gut unter Beweis, dass der Herrscher von seinen Worten überzeugt war und ihm versprach, seinen Günstling zu entfernen, sobald meine Hochzeit bekannt gemacht wäre. Ein Rest an Argwohn hinderte ihn daran, dieses Opfer zu bringen, bevor man ihm das, was er zu diesem Punkt verlangte, gewährt hätte. Der Chevalier Hotham, der von Herrn von Lövener von dieser Unterredung informiert wurde, war damit gar nicht einverstanden. Er zeigte ihm seine Instruktionen und sagte zu ihm, dass sein Herr, der König, keinen der verabredeten Artikel unterzeichnen würde, bevor er nicht die verlangte Zusicherung erhielte. Wie sehr man ihm auch vor Augen hielt, deswegen an seinen Hof zu schreiben, um zu erreichen, dass man in diesem Artikel nachgab, er wollte nichts dergleichen tun, war er doch überzeugt, es gehe hier um die Ehre seiner Nation.
Während der König nach Potsdam zurückgekehrt war, gab die Königin einen Empfang in Monbijou. Herr Hotham ging aus taktischen Gründen nicht hin. Grumbkow gab eine traurige Figur dabei ab, er war leichenblass, sah aus wie ein Aussätziger und wagte kaum die Augen vom Boden zu erheben. Er hatte sich in einen kleinen Winkel des Saals zurückgezogen, wo weder die Königin noch sonst jemand mit ihm sprach. Ich machte mir, als ich ihn so gedemütigt sah, Gedanken über den Lauf aller menschlichen Dinge, was mir Mitleid mit seinem Unglück einflößte. Ich wollte ihn keineswegs verhöhnen, sprach ihn an und war ihm gegenüber genauso höflich wie sonst. Herr von Lövener machte mir das zum Vorwurf und fügte hinzu, der englische

Gesandte wäre sehr verärgert, wenn er erführe, dass ich derart mit dem Todfeind seines Königs und Hofes umgehe. „Bis jetzt habe ich“, antwortete ich ihm., „nichts mit dem Chevalier noch mit seinem Hof zu schaffen und habe es nicht nötig, mein Verhalten nach seinen Vorstellungen auszurichten. Ich habe Mitleid mit allen Unglücklichen. Grumbkow hat mir heftigen Kummer verschafft, doch ich habe ein zu gutes Herz, um ihm das geringste Rachebedürfnis zu zeigen, nun, da ich ihn niedergeschlagen und kurz vor dem Fall sehe. Im Übrigen, mein Herr, halte ich es für politisch unklug, seinen Feind zu verachten, wenn man glaubt, nichts von ihm befürchten zu müssen; er könnte sich noch gut aus dem Sumpf ziehen und gefährlicher werden denn je. Ich für meinen Teil wünsche ihm als einzige Strafe nur die, nicht mehr in der Lage zu sein, Unrecht zu tun. Später hat mir Lövener gesagt, er habe sich ganz oft an diese Unterhaltung erinnert, in der ich nur allzu gut vorausgesehen hatte, was kurz darauf eintrat.

Der König kam nach Berlin zurück. Als ich meinen Bruder wieder traf, war er verzweifelter als je zuvor. Oberst von Rochow, der immer in seiner Nähe war, ließ die Königin warnen, dass er plane zu fliehen, dass er in höchster Rage häufig davon rede und bestimmte Maßnahmen treffe, die ihn alles befürchten ließen. Er ließ ihr jedoch versichern, er beobachte alle Schritte meines Bruders so genau, dass er alle Pläne, die er schmieden mochte, zum Scheitern bringen würde. Dieses Vorgehen Herrn von Rochows war an sich sehr löblich, doch sein bescheidener Verstand ließ ihn ganz grobe Fehler begehen. Er befand sich in einer höchst verzwickten Lage: Wenn er sich dem Willen meines Bruders in den Weg stellte, zog er sich seinen Hass zu; wenn er ihn fliehen ließe, lief er Gefahr, beim König in Ungnade zu fallen, und riskierte vielleicht sogar seinen Kopf. Diese Überlegungen versetzten ihn in solche Furcht, dass er in ganz Berlin damit hausieren ging und sein Los beklagte und sein Geheimnis rasch zum Stadtgespräch wurde. Man kann sich gut vorstellen, dass die österreichische Clique es genau kannte. Die Königin sprach in ihrer Verzweiflung über das, was Rochow ihr da mitgeteilt hatte, mit mir, weil sie wusste dass ich den Charakter meines Bruders ganz genau kannte. Sie bat mich um Rat, was sie tun solle. Ich wagte nicht, ihr aufrichtig die Lage zu schildern, weil ich wegen ihrer Schwäche für die Rammen, die meinen Bruder hätte ins Verderben führen können, Befürchtungen hatte. Ich gestand ihr, er sei in schreckliche Schwermut verfallen, habe Momente der Rage, die mich oft erschreckt hätten, und verheimliche ihr seine fürchterliche Situation, um sie nicht zu beunruhigen. Ich glaube aber keinesfalls, dass er fähig wäre, zu den äußersten Maßnahmen zu greifen, die sie befürchte. Ich führte ihr vor Augen, dass man auf dem Höhepunkt der Verzweiflung Dinge sage, die man durchaus nicht ausführe, wenn man seine Kaltblütigkeit zurückgewonnen habe, und versuchte mein Möglichstes, um sie von diesen Gedanken abzubringen.

Unterdessen trafen die Antworten aus England ein. Sie entsprachen vollkommen den Wünschen des Königs; man gestand ihm absolut alles zu, was er gefordert hatte, doch immer unter der Bedingung, bevor es zu irgendeinem Abschluss komme, Grumbkow aus dem Amt zu entfernen. Herr Hotham hatte abgefangene Originalbriefe des Ministers erhalten. Das ließ er den König wissen, den er um eine Geheimaudienz bat. Seckendorff, der seine Spione überall hatte, erfuhr sogleich davon. Er verstand es, Herrn Hotham zuvorzukommen, und sprach als erster mit dem Herrscher. Er legte ihm zunächst ausführlich die Bemühungen des Kaisers dar, seine Freundschaft zu gewinnen, stellte heraus, welchen Gefallen er ihm damit erwiesen habe, ihm die Freiheit zu Rekrutierungen in seinen Staaten zu gewähren, und die Zusicherung, die er ihm für die Herzogtümer Jülich und Berg gegeben habe. Er fügte hinzu, es sei für den Kaiser sehr schwer mitanzusehen, wie er ihn trotz all dieser Zugeständnisse im Stich lasse, um für seine Feinde Partei zu ergreifen. „Ich bin ein Ehrenmann", fuhr er fort, „und Ihre Majestät hat mich immer als solchen anerkannt; ich bin Ihnen persönlich verbunden und sehe mich aus meiner tiefen Ergebenheit für Sie gezwungen, mich in eine sehr delikate Angelegenheit einzumischen. Doch die Lage, in der ich Sie sehe, versetzt mich in Angst und Schrecken. Komme, was wolle, ich tröste mich damit, meine Pflicht getan und Sie gewarnt zu haben vor dem, was geschieht: Der Kronprinz spinnt geheime Fäden mit England. Hier sind Briefe, die ich soeben von unserem Gesandten an diesem Hof erhalten habe, hier noch weitere des Gesandten von Kassel und einigen meiner Freunde. Die Königin von England war so unvorsichtig, mehreren Personen die Briefe, die der Kronprinz an sie geschrieben hat, anzuvertrauen. Sie enthalten förmliche Heiratsversprechen ohne Wissen Ihrer Majestät. Außerdem geht in der Stadt das Gerücht um, dass er beabsichtigt zu fliehen. All diese Umstände zusammengenommen kommen mir verdächtig vor. Grumbkow hat in dieser Sache detailliertere Nachrichten erhalten, die er Ihnen zeigen kann. Im Übrigen, Sire, wenn Ihnen die Heirat Ihrer Tochter so sehr am Herzen liegt, ich habe eine Order meines Hofs, Ihnen anzubieten, darauf hinzuwirken; ich habe große Hoffnung, das zu schaffen. Die Heirat Ihres Sohnes erscheint mir zu gefährlich, als dass Sie ihr zustimmen könnten. Denken Sie daran, Sire, welche Nachteile sie mit sich bringt: Sie bekommen eine eitle, ruhmsüchtige Schwiegertochter, die Ihren Hof mit Intrigen übersäen wird; die Einnahmen Ihres Königreichs werden für ihre Ausgaben nicht annähernd reichen und wer weiß, ob sie es am Ende nicht schaffen wird, Sie um Ihre Autorität zu bringen. Ich rege mich auf, Sire, aber verzeihen Sie mir und halten mir meinen Diensteifer zu Gute - aus mir spricht Seckendorff und nicht der Botschafter des Kaisers. England behandelt Sie wie ein Kind, es lockt Sie mit einem Stück Zucker und scheint sagen zu wollen: ‚Ich gebe ihn Ihnen, wenn Sie mir folgen und Grumbkow hinauswerfen.' Was wäre das für ein Fleck auf Ihrem

Ruhmesblatt, wenn Sie auf eine so grobe Täuschung hereinfallen, und wie sollen sich Ihre treuen Diener noch auf Sie verlassen, wenn sie sich als bloßer Spielball fremder Mächte sehen?“ Er trieb seine Scheinheiligkeit so weit, dass er zu weinen anfing, und schauspielerte so gut, dass seine Worte Eindruck machten. Der König wurde nachdenklich und besorgt, antwortete nicht groß und verließ ihn kurz darauf. Für den Rest des Tages hatte er eine fürchterliche Laune.

Am folgenden Tag, dem 14. Juli, erhielt der Chevalier Hotham seinerseits Audienz. Nachdem er dem König versichert hatte, dass sein Hof ihm alles, was er gewünscht hatte, gewähre, übergab er ihm die Briefe Grumbkows und fügte hinzu, er habe nicht den geringsten Zweifel, dass der König auf ihn verzichte, sobald er sie gelesen habe. Einer sei zwar chiffriert, aber man habe geeignete Leute gefunden, um ihn zu dechiffrieren. Der König nahm sie mit Wut im Gesicht, warf sie Herrn Hotham an den Kopf und hob das Bein an, als ob er ihm einen Fußtritt versetzen wollte. Er besann sich jedoch, verließ das Zimmer, ohne ihm etwas zu sagen, und schlug heftig die Tür hinter sich zu.

Der englische Gesandte zog sich ebenso wütend zurück wie der König. Sobald er zuhause war, ließ er die Gesandten Dänemarks und Hollands holen, denen er erzählte, was gerade vorgefallen war. Bei dieser Gelegenheit wurde sein typisch englischer Charakter sichtbar: Er sagte zu diesen Herren, wenn der König noch einen Moment länger geblieben wäre, hätte er den Respekt verloren und sich Genugtuung verschafft. Er nahm sie für seine Sache ein, die zu der aller gekrönten Häupter wurde. Da er in seiner Eigenschaft als Botschafter durch diese Beleidigung verletzt worden sei, erklärte er ihnen, seine Verhandlungen seien beendet und er habe vor, am folgenden Tage früh morgens abzureisen.

Die Königin wurde von dieser unangenehmen Geschichte durch eine Nachricht von Herrn Hotham an Fräulein von Bülow informiert; ihren Schmerz kann man sich leicht vorstellen. Der König seinerseits empfand heftiges Bedauern. Todunglücklich über seinen Wutausbruch wandte er sich an die Botschafter Dänemarks und Hollands um Hilfe und bat sie, ihn mit dem Gesandten Englands zu versöhnen. Er trug ihnen auf, diesem seine Entschuldigungen für den Fehler, den er da begangen habe, auszurichten und ihm zu versichern, wenn er bliebe, würde er versuchen, den Fehler vergessen zu machen, indem er ihm jede Genugtuung gebe. Der ganze Tag verging im ständigen Hin und Her, ohne dass man etwas bei Herrn Hotham erreichen konnte, der unerschütterlich auf seiner Abreise bestand. Die schlechte Laune des Königs fiel auf die Königin zurück. Er sagte in spöttischem Ton zu ihr, da die ganzen Verhandlungen gescheitert seien, habe er sich entschlossen, mich zur Koadjutorin von Herford zu machen. Zu diesem Zweck schrieb er auf der Stelle an die Markgräfin Philipp, die Äbtissin dieses Klosters, mit der Bitte um Einverständnis. Man kann sich gut vor-

stellen, dass sie keinerlei Schwierigkeiten machte einzuwilligen. Ich denke, es war eine List seinerseits, um die Königin dazu zu bringen, bei Herrn Hotham zu intervenieren. Da seine Besorgnis im Laufe des Tages immer größer wurde, beauftragte er die oben erwähnten Botschafter, ihm eine förmliche Wiedergutmachung in ihrer Gegenwart anzubieten. Herr von Lövener benachrichtigte meinen Bruder davon und beschwor ihn, dem englischen Botschafter einen Brief zu schreiben, um ihn davon zu überzeugen, diesen Ausweg anzunehmen. Mein Bruder erzählte es der Königin, und nachdem diese zugestimmt hatte, schrieb er ihm wie folgt:

> Monsieur!
> Ich habe über Herrn von Lövener von den jüngsten Absichten des Königs, meines Vaters, erfahren und ich zweifle nicht, dass Sie seinen Wünschen nachkommen. Bedenken Sie, Monsieur, dass mein Glück und das meiner Schwester von Ihrem Entschluss abhängen und Ihre Antwort auf ewig Eintracht oder Zwietracht zwischen beiden Häusern stiften wird. Ich mache mir Hoffnung, dass sie positiv ausfallen wird und Sie meinen flehentlichen Bitten nachgeben. Niemals werde ich einen solchen Dienst vergessen, den ich mein ganzes Leben lang mit vollkommener Hochachtung wertschätzen werde usw.

Dieser Brief wurde von Katte Herrn Hotham übergeben. Hier ist die Antwort:

> Monseigneur!
> Herr von Katte hat mir soeben den Brief Ihrer Königlichen Hoheit übergeben. Ich empfinde tiefe Dankbarkeit für das Vertrauen, das Sie mir darin bezeugen. Wenn es nur um meine eigene Angelegenheit ginge, würde ich sogar Unmögliches versuchen, um Ihnen meine Achtung zu beweisen, indem ich Ihren Befehlen willfahre. Weil aber der Affront, den ich gerade erhalten habe, meinen Herrn, den König, betrifft, kann ich dem Wunsch Ihrer Königlichen Hoheit nicht entsprechen. Ich will versuchen, dieser Affäre die bestmögliche Wendung zu geben, und wenn sie auch die Verhandlungen unterbricht, so hoffe ich doch, dass es nicht zum völligen Bruch kommen wird. Ich bin usw.

Die Lektüre dieses Briefes traf die Königin und mich wie ein Blitzschlag. Ich hatte zu dieser Zeit zu einer Heirat mit dem Prinzen von Wales ebenso wenig Neigung wie zuvor, doch der Markgraf von Schwedt, der Herzog von Weißenfels, die Schläge und Beschimpfungen waren allzu präsent, um nicht den Wunsch zu haben, davor in Sicherheit zu sein; und ich war überzeugt, dass mein Los in England nicht so schlecht

sein konnte, wie es in Berlin sein würde, wo ich überall nur Abgründe sah. Mein Bruder schien von diesem Rückschlag wenig berührt: Er schüttelte den Kopf und sagte zu mir: „Werden Sie Äbtissin, dann sind Sie untergekommen. Ich verstehe nicht, warum die Königin sich grämt, so groß ist das Unglück auch nicht. Ich bin diese ganzen Machenschaften leid, mein Entschluss steht fest. Ich habe mir Ihnen gegenüber nichts vorzuwerfen; ich habe für Ihre Heirat alles versucht; ziehen Sie sich aus der Affäre, so gut Sie können. Es ist Zeit, dass ich an mich denke; ich habe genug gelitten; heulen Sie mir mit Ihren Bitten nicht mehr die Ohren voll: Sie nützen nichts und berühren mich nicht mehr.“ Das Ganze wurde in einem derart heftigen Ton geäußert, dass er mir tief ins Herz drang. Er war seit einiger Zeit so verärgert und führte ein so ausschweifendes Leben, dass das Gute in ihm davon erstickt schien. Ich versuchte, ihn zu besänftigen und zur Vernunft zu bringen. Seine schroffen, verächtlichen Antworten verärgerten schließlich auch mich; ich antwortete mit einigen Sticheleien, die stärkere gegen mich nach sich zogen, was mich zwang zu schweigen, in der Hoffnung, mich später, wenn seine Wut sich gelegt hätte, wieder mit ihm zu versöhnen. Er sollte am Tag darauf früh morgens gemeinsam mit dem König nach Ansbach abreisen. Ich musste unbedingt noch an diesem Abend mit ihm Versöhnung schließen. Ich liebte ihn zu sehr, um mich im Unfrieden von ihm zu trennen, und wollte, wenn möglich, den Coup vereiteln, den er plante, indem ich mich zuvorkommend zeigte. Er nahm alle meine liebevollen und einnehmenden Worte sehr kühl auf, und als ich ihn bedrängte, mir sein Wort darauf zu geben, nichts zu unternehmen, sagte er zu mir: „Ich habe viele Überlegungen angestellt, die mich meine Meinung haben ändern lassen: Ich denke überhaupt nicht daran zu fliehen und werde bestimmt hierhin zurückkehren.“ Ich konnte nichts erwidern und hatte nur noch Zeit, ihn zu umarmen. Als der König eingetreten war, sagte mein Bruder ganz leise zu mir: „Ich komme heute Abend noch einmal zu Ihnen.“ Diese wenigen Worte ließen meine Hoffnungen wiederaufleben. Als ich mich vom König verabschiedet hatte und wir uns zurückgezogen hatten, wartete ich vergeblich auf meinen Bruder. Endlich, um Mitternacht, schickte er mir seinen Kammerdiener mit einem Brief, der nichts als Entschuldigungen und Freundschaftsbezeugungen enthielt. Dieser Kammerdiener war bei meinem Bruder seit seiner Geburt. Er besaß Verstand und war von erprobter Treue. Unglücklicherweise verliebte er sich in eine der Kammerfrauen der Königin und heiratete sie. Diese Frau, die von der Rammen bestochen war, entlockte ihrem Gatten alle Geheimnisse meines Bruders, die sie an diese Megäre weitergab, die sie ihrerseits dem König meldete. Davon erfuhren wir aber erst später.

Unterdessen reiste der König, wie gesagt, am Tag darauf, dem 15. Juli, ab. Vor Aufregung konnte ich nicht schlafen. Ich verbrachte die Nacht damit, mich mit Frau von Sonsfeld zu unterhalten. Wir waren in Tränen aufgelöst, weil wir nur zu gut voraus-

sahen, was passieren würde. Ich musste mich freilich vor der Königin zusammennehmen. Sie achtete überhaupt nicht auf mein Verhalten, weil sie damit beschäftigt war, die abgefangenen Briefe Grumbkows zu lesen, die Herr Hotham ihr hatte aushändigen lassen. Es waren sechs oder sieben, alle datierten vom Februar, aus der Zeit, als die Königin die erwähnte gefährliche Krankheit hatte. Hier in etwa der Wortlaut:

> Man macht hier viel Aufhebens von der Unpässlichkeit der Königin, die am Ende sein soll. Lassen Sie den Hof wissen, dass sie sich wie ein Fisch im Wasser fühlt;* ihr Leiden ist nur vorgetäuscht, um den König, ihren Bruder, zu erweichen. Ich habe schon zwei meiner Sendboten auf der Lauer,** die den Dicken*** gegen seinen Sohn aufhetzen sollen. Senden Sie mir weiterhin alles, was Sie über dessen Intrigen mit der Königin von England erfahren.

Ein anderer lautete wie folgt:

> Ich habe den Brief dem Freund (Seckendorff) gegeben, damit er den Dicken über die Korrespondenz seine Sohnes mit England informiert. Schreiben Sie mir dazu einen Brief, den ich vorweisen kann, und versuchen Sie, ihn so hinzubiegen, dass der Verdacht, den man daraus schöpft, uns schneller an unsere Ziele gelangen lässt. Fürchten Sie nichts, ich werde Sie zu unterstützen wissen und sicher verhindern, dass man uns auf die Schliche kommt, denn ich habe den Dicken in der Hand und mache mit ihm, was ich will.

Hier nun der Wortlaut der auf den März datierten Briefe:

> Was bin ich doch erstaunt, mein lieber Reichenbach, über die Schritte Englands und ganz besonders über diejenigen des Prinzen von Wales! Was wollen Sie mit dieser Gesandtschaft von Herrn Hotham erreichen? Und was für ein Bemühen, um eine Prinzessin zu heiraten, die hässlicher als der Teufel, puterrot, abstoßend und dümmlich ist. Ich wundere mich, dass der Prinz, der unter den Vollkommensten auswählen kann, sich so einem Affengesicht zuwendet. Sein Los stimmt mich traurig, man müsste ihn wirklich warnen, kümmern Sie sich darum.

---

* Das sind tatsächlich die Ausdrücke dieses Briefs.

** Es waren Kammerdiener und manchmal noch weniger.

*** Das war der König.

Die anderen Briefe waren in demselben Stil geschrieben. Der Charakter ihres Verfassers wird schon aus denen ausreichend deutlich, die ich eben hier eingeschoben habe; er wird im weiteren Verlauf dieses Werkes noch klarer erkennbar werden.

Herr Hotham reiste ab, wie er es sich vorgenommen hatte. Während der Abwesenheit des Königs gab die Königin vier Mal in der Woche einen Empfang in Monbijou. Ich war hoch erfreut, dabei Herrn von Katte zu sehen; denn mir war klar, dass mein Bruder nichts unternähme, solange dieser in Berlin war. Eines Tages kam er zu mir und sagte, er schicke einen Boten an den Kronprinzen, und fragte mich, ob ich ihm nicht schreiben wolle, weil das doch ein sicherer Weg sei. Ich war sehr überrascht von diesem Vorschlag. Ich sagte zu ihm: „Sie tun überhaupt nicht gut daran, so etwas zu riskieren; denken Sie an die schlimmen Folgen, die eine solche Botschaft nach sich ziehen kann. Wenn der König, misstrauisch wie er ist, etwas davon erfährt, kann das meinem Bruder großen Kummer bereiten und Ihre Karriere auf immer vernichten. Welche Freundschaft auch immer ich für meinen Bruder empfinde, ich werde ihm bestimmt nicht auf diesem Weg schreiben.“ Er wollte mich noch weiter drängen; doch ich kehrte ihm den Rücken, ganz wütend über das, was er mir da sagte, sah ich doch voraus, dass dieser Schritt nur aus den Gründen, die ich schon seit langem fürchtete, unternommen wurde. Wenige Tage später warnten mich die Bülow und einige andere Wohlgesinnte, dass Katte die Pläne meines Bruders in der ganzen Stadt hinausposaunte und darüber sogar in Gegenwart von suspekten Leuten gesprochen hatte. Stolz auf seine Günstlingsposition, rühmte er sich ihrer lautstark und gab mit einer Dose an, die das Porträt des Kronprinzen und das meine enthielt. Dieser unsinnige Übermut war der Gipfel. Ich hielt es demnach für angebracht, die Königin davon zu informieren, damit ihm kraft ihrer Autorität diese Dose weggenommen und ihm Schweigen geboten würde. Sie war äußerst erzürnt über die Nachricht von diesen Frechheiten und gab Frau von Sonsfeld die Order, Katte ihre deutliche Missbilligung mitzuteilen und mein Porträt von ihm zurückzufordern. Diese erledigte ihren Auftrag noch am selben Abend. Katte entschuldigte sich, so gut er konnte, wollte aber trotz aller Vorhaltungen meiner Hofmeisterin ihr mein Porträt nicht zurückgeben und sagte zu ihr, mein Bruder habe ihm erlaubt, es nach einem Original in Miniatur zu kopieren, das ich ihm selbst geschenkt und das er ihm bis zu seiner Rückkehr anvertraut habe. Er versicherte ihr, in Zukunft diskret zu sein, und bat sie, der Königin auszurichten, sie möchte sich doch bitte beruhigen. Solange er die Gnade des Kronprinzen habe, wolle er versuchen, ihn von allen schlimmen Entschlüssen, die er fassen könnte, abzubringen. Manchmal stimme er ihm zu, um ihn leichter auf den rechten Weg zurückzubringen, und bis jetzt sei nichts zu befürchten. Die Königin liebte es, sich in Illusionen zu wiegen: Die Antwort zerstreute all ihre Sorgen um mei-

nen Bruder. Doch die Weigerung, das Porträt zurückzugeben, brachte uns beide so gegen Katte auf, dass wir nicht mehr mit ihm sprachen.
Eines Morgens war ich ganz überrascht, als ich aufwachte, die Rammen hereinkommen zu sehen. Diese Erscheinung kam mir wie die Folge eines Albtraums vor. Sie sagte zu mir, sie komme einzig in der Absicht, mir ihr Herz auszuschütten. Frau von Sonsfeld wollte sich zurückziehen; doch sie bat sie zu bleiben, weil, so sagte sie, die Sache auch sie angehe. „Sie sind traurig", fuhr sie fort, „weil die Königin Sie schlecht behandelt; seien Sie Gott lieber dankbar dafür: Wenn Sie in ihrer Gunst stünden, würde der König sie bald hinauswerfen. Was mich angeht, ich habe von dieser Seite nichts zu befürchten, ich habe von vornherein meine Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Selbst wenn mein Stern sinken sollte, würde er mich nicht im Stich lassen und wüsste mich zu unterstützen. Ich weiß genau, dass Sie über all meine Intrigen bestens informiert sind, ich will sie Ihnen gern gestehen. Es liegt bei Ihnen, die Königin davon zu unterrichten. Wenn Sie den Zorn des Königs riskieren wollen, auf dessen Befehl ich handle, wird er auf der Stelle über die Hindernisse informiert, die Sie seinen Plänen in den Weg legen, und gegen Sie zum Äußersten greifen. Übrigens, Sie kennen den bescheidenen Verstand der Königin: Ich werde ihr sofort anmerken, was Sie ihr über mich berichten, und einen Weg finden, sie davon zu überzeugen, dass alles, was Sie ihr gesagt haben, nichts als Verleumdungen sind, und das, was Sie mir antun wollen, wird auf Sie zurückfallen." Bis dahin hatte sie zu uns beiden gesprochen; dann aber wandte sie sich an mich und fügte hinzu: „Sie stürzen sich in größtes Unglück, Madame, entscheiden Sie sich lieber vorher, Sie können dem nur entgehen, wenn Sie den Herzog von Weißenfels heiraten. Ist das denn so eine große Sache, sich zu verheiraten? Nur hier macht man soviel Aufhebens davon. Glauben Sie mir, ein Ehemann, über den man herrschen kann, ist eine nette Sache. Machen Sie sich im Übrigen keine Gedanken, was die Königin wohl sagen wird; ich kenne sie von Grund auf und versichere Ihnen, wenn der König sie umschmeichelt und ein wenig vor aller Augen auszeichnet, dann wird sie sich rasch trösten und sich um nichts mehr kümmern." Ich war außer mir gegen diese Frau; wenn ich meinem ersten Impuls gefolgt wäre, hätte ich sie aus dem Fenster werfen lassen, um ihr den Weg zu ersparen. Aber ich musste meine Empörung verbergen. Ich antwortete ihr, ich würde mich vollkommen den Ratschlüssen der Vorsehung unterwerfen und im Übrigen würde ich nie auch nur das Geringste tun, ohne den Rat und die Zustimmung der Königin einzuholen. So wurde ich diesen verfluchten Besuch los, immer noch von Abscheu über das Vorgehen dieser schändlichen Kreatur erfüllt. Wir bedauerten lange das Schicksal der Königin, die in solche Hände geraten war.
Aber ich komme auf Grumbkow zurück. Sein Verhalten war seit der Abreise Herrn von Hothams völlig verändert: Seine ganze Physiognomie strahlte Genugtuung aus.

Er kam regelmäßig bei der Königin zu Besuch, die ihn höflich behandelte. Eines Abends, am 11. August, einem in jeder Hinsicht bemerkenswerten Tag, war ich äußerst aufgeregt; schon den ganzen Tag über war ich melancholisch gewesen, ohne mehr Grund dazu zu haben als üblich; ich hörte früh mit meinem Spiel auf und ging mit der Bülow spazieren. Nach einigen Runden setzte ich mich mit ihr am äußersten Ende des Gartens auf eine Bank. Grumbkow suchte mich dort auf. Wir sollten den kommenden Sonntag unsere Andacht verrichten. Er zählte zu denen, welche die Religion ablehnen, um ihren Leidenschaften zu frönen, aber ohne wirklich zu wissen, warum. Weil er überhaupt nicht gefestigt war in seinen Prinzipien, machte er sich manchmal bittere Vorwürfe und empfand Gewissensbisse, die ihn schwermütig machten und die er dann mit Wein und Tafeln verscheuchte. Herr Jablonski, einer der Hofgeistlichen, hatte den ganzen Tag mit ihm verbracht und ihm offensichtlich ein lebhaftes Bild von der Hölle gezeichnet. Er stimmte zunächst eine große Moralpredigt an, die mir in seinem Mund vorkam wie die Bibel in dem des Teufels. Dann kam er auf andere Dinge zu sprechen und sagte zu mir, er sei sehr betroffen von der schlechten Behandlung, die der König mir habe zukommen lassen, wie auch von der, die mein Bruder erlitte. „Der Kronprinz," fuhr er fort, „sollte sich stärker nach dem Willen seines Vaters richten. Er ist der größte König, den es je gegeben hat und der alle sozialen und moralischen Qualitäten in sich vereint." Ich fürchtete, dass sich die Unterhaltung in die Länge zog, was ich vermeiden wollte. Ich erhob mich also und ging ganz schnell in Richtung Haus. Ich antwortete ihm nur mit Blick auf den König und versuchte, ihn in seinen Lobreden auf ihn noch zu übertreffen, aber er kam wieder auf sein Thema zurück: „Sie haben soviel Einfluss auf den Sinn des Kronprinzen, Madame, dass Sie als Einzige ihn wieder auf den Weg der Pflicht zurückbringen könnten. Er ist ein liebenswerter Prinz, doch er ist schlecht beraten." Ich antwortete ihm: „Wenn mein Bruder meinen Ratschlägen folgt, dann wird er sich immer nach dem Willen des Königs richten, sofern er von seinen Absichten informiert ist." Er wollte mir etwas erwidern, doch es kamen einige Damen und unterbrachen uns, was mir aus großer Verlegenheit half.

Am selben Abend, die Königin war gerade vor ihrem Toilettentisch und setzte ihre Perücke ab und die Bülow saß neben ihr, war aus dem benachbarten Kabinett ein furchtbarer Krach zu hören. Dieses prächtige Kabinett war mit Bergkristall und anderen Kostbarkeiten von unschätzbarem Wert verziert, das Gold und die Vielzahl an Kunstgegenständen nicht eingerechnet. Zwischen den Schaukästen dieser sehenswerten Stücke war es geschmückt mit Vasen von ungewöhnlicher Größe aus antikem Porzellan aus Japan oder China. Die Königin glaubte zunächst, dass einige dieser großen Stücke umgefallen waren und den Lärm verursacht hatten. Die Bülow war hineingegangen und war höchst erstaunt, nichts in Unordnung vorzufinden.

Kaum hatte sie die Tür wieder geschlossen und war hinausgegangen, begann der Krach aufs Neue. Noch dreimal wiederholte sie ihre Visiten in Begleitung einer der Kammerfrauen der Königin und fand jedes Mal alles in vollkommener Ordnung. Endlich hörte der Lärm in dem Kabinett auf, doch ein anderer noch grässlicherer folgte ihm auf dem Flur, der die Gemächer des Königs von denen der Königin trennte und sie zugleich verband. Niemand außer den Kammerdienern ging jemals hier entlang und deswegen gab es an beiden Enden zwei Wachen, die den Eingang bewachten. Die Königin, die begierig darauf war zu erfahren, woher der Lärm rühre, befahl ihren Frauen, Licht zu machen. Die Angst entlarvte die scheinbare Anhänglichkeit der Rammen: Sie wollte der Königin mitnichten folgen und entfloh, um sich im Nachbarzimmer zu verstecken. Zwei andere Kammerfrauen begleiteten die Herrscherin zusammen mit der Bülow und kaum hatten sie die Tür geöffnet, als grässliches Stöhnen, gefolgt von Schreien, die sie vor Furcht zittern ließen, an ihre Ohren drang. Nur die Königin blieb standfest. Als sie in den Flur getreten war, ermutigte sie die Anderen zu untersuchen, was das sein könne. Sie fanden alle Türen verriegelt; nachdem sie sie geöffnet hatten, durchsuchten sie alles, ohne etwas zu finden. Die beiden Wachen waren halbtot vor Schreck. Die Männer hatten dasselbe Stöhnen in ihrer Nähe gehört, ohne jedoch etwas zu sehen. Die Königin fragte sie, ob jemand die Gemächer des Königs betreten habe; sie versicherten ihr, das sei keineswegs der Fall. Sie kehrte ein wenig verstört in ihr Gemach zurück und erzählte mir am folgenden Tag diese Geschichte. Obwohl sie alles andere als abergläubisch war, trug sie mir auf, das Datum zu notieren, um zu sehen, worauf dieses Spektakel vorausdeutete. Ich bin überzeugt, dass es sich um eine ganz natürliche Sache handelte. Der Zufall wollte es jedoch, dass ausgerechnet an demselben Abend mein Bruder verhaftet wurde und sich bei der Rückkehr des Königs in diesem Flur eine für die Königin höchst schmerzliche Szene abspielte.

Weil es an jenem Tag keinen Empfang gab, fand in Monbijou ein Konzert statt. Musikliebhaber hatten Zutritt und Katte fehlte nie dabei. Nachdem ich lange auf dem Spinett die Begleitung gegeben hatte, ging ich ins Nachbarzimmer, wo gespielt wurde. Katte folgte mir und bat mich, ihn um Himmels Willen wegen meines Bruders einen Moment anzuhören. Dieser geliebte Name ließ mich sofort stehenbleiben. „Ich bin todunglücklich“, sagte er zu mir, „bei der Königin und Ihrer Königlichen Hoheit in Ungnade gefallen zu sein. Man hat Ihnen falsche Berichte über mich gegeben; man beschuldigt mich, den Kronprinzen in seinem Fluchtplan bestärkt zu haben. Ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist, Madame, dass ich ihm geschrieben und mich rundheraus geweigert habe, ihm zu folgen, falls er eine Flucht unternähme, und ich verbürge mich mit meinem Kopf dafür, dass er diesen Schritt niemals ohne mich tun wird.“ „Ich sehe ihn schon auf Ihren Schultern wackeln“, antwortete ich

ihm, „und wenn Sie Ihr Verhalten nicht rasch ändern, könnte ich ihn wohl zu Ihren Füßen sehen. Ich leugne nicht, dass die Königin und ich mit Ihnen sehr unzufrieden sind; ich hätte Sie nie für so unbesonnen gehalten, die Absichten meines Bruders überall hinauszuposaunen und jedermann seine Geheimnisse anzuvertrauen. Sie sollten seine Güte für Sie besser vergelten und mehr über Ihr unkorrektes Verhalten nachdenken. Insbesondere, Monsieur, gehört es sich überhaupt nicht, mein Porträt zu behalten und damit herumzuprahlen. Die Königin hat von Ihnen die Rückgabe verlangen lassen, sie hätten ihr gehorchen und es ihr aushändigen lassen müssen. Das wäre das Mittel gewesen, Ihren Fehler wiedergutzumachen, und dies ist auch der einzige Weg, ihre und meine Gnade zu gewinnen." „Was den ersten Punkt angeht", fuhr er fort, „ich habe nur mit Herrn von Lövener über den Kronprinzen gesprochen; er ist eine völlig unverdächtige Persönlichkeit und ich glaube nicht, dass die Königin dagegen etwas einzuwenden hat. Da ich persönlich das Porträt Ihrer Königlichen Hoheit und das des Kronprinzen kopiert habe, habe ich es nicht für folgenschwer erachtet, sie einigen meiner Freunde zu zeigen, umso mehr, als ich sie nur als meine eigenen Werke vorgewiesen habe; doch ich gestehe Ihnen, Madame, dass mich der Tod nicht schlimmer träfe, als sie zu verlieren. Im Übrigen", fuhr er fort, „habe ich viele Feinde, die mich um meine Gunst beim Kronprinzen beneiden und zu Verleumdungen greifen, weil sie sonst gegen mich nichts in der Hand haben. Aber ich wiederhole es Ihnen nochmals, Madame, solange ich gut mit dem geliebten Prinzen stehe, werde ich ihn immer daran hindern, seine Pläne auszuführen, obwohl ich im Grunde nicht sehe, dass er viel riskieren würde. Was könnte ihm denn schon Übles und Schlimmes passieren, wenn man ihn wieder einfinge? Er ist der Thronerbe und kein Mensch wäre so verwegen, sich mit ihm anzulegen." Ich sagte zu ihm: „Monsieur, Sie spielen in der Tat ein gewagtes Spiel und ich fürchte stark, dass ich eine nur allzu gute Prophetin bin." „Wenn es mich den Kopf kostet", antwortete er, „dann ist es für eine gute Sache, doch der Kronprinz wird mich nicht im Stich lassen." Ich gab ihm keine Zeit, noch weiter zu reden, und verließ ihn. Das war das letzte Mal, dass ich ihn sah, und ich war weit davon entfernt, daran zu denken, dass meine Prophezeiungen so schnell in Erfüllung gehen würden, wollte ich ihn doch nur einschüchtern.

Am 15. August, dem Geburtstag des Königs, gratulierten alle der Königin und die Hofgesellschaft war sehr zahlreich versammelt. Ich hatte nochmals eine lange Unterredung mit Grumbkow. Er hatte sich von seinem Moralisieren verabschiedet und wieder den scherzhaften Ton angeschlagen: Er amüsierte mich sehr, denn er besaß unendlich viel Esprit. Er hielt sich des Langen und Breiten mit Lobreden auf den König auf, und als er merkte, dass ich ihn verlassen wollte, sagte er mir so nachdrücklich, dass ich mich darüber wunderte: „Sie werden binnen kurzem sehen, Madame, wie sehr ich Ihnen verbunden und zu Diensten bin." Ich antwortete sehr zuvorkommend

auf den letzten Punkt und wollte mich entfernen; doch die Bülow trat an ihn heran und begann, sich mit ihm zu zanken. Das war ihr normaler Umgang mit ihm und sie konnte ihn nicht sehen, ohne ihm Sticheleien zu sagen. Ich hatte sie schon mehr als einmal gewarnt, den Spott nicht zu weit zu treiben und Grumbkow zu schonen. Ich sagte zu ihr, sie solle dem Beispiel der Inder folgen, die den Teufel anbeten, damit er ihnen nichts Böses tue; aber sie dachte nicht daran, meine Lehren in die Praxis umzusetzen. An diesem Abend hatte sie einen sehr lebhaften Streit mit ihm. Ihr Gegner beendete ihn, indem er ihr dasselbe wie mir sagte: „Binnen kurzem werde ich Sie davon überzeugen, wie sehr ich Ihr Freund bin." Mir schien, dass hinter diesen zweimal wiederholten Worten ein verborgener Sinn steckte, was mir Sorgen machte.
Die Königin machte sich eine Freude daraus, mir am Tag darauf, am 16. desselben Monats, eine Überraschung zu bereiten. Sie gab zu Ehren des Königs einen Ball in Monbijou. Der Speisesaal war mit Sinnsprüchen und Lampions geschmückt und die Tafel stellte ein Gartenbeet dar. Jeder von uns fand ein Geschenk unter seinem Gedeck. Alle hatten wir die beste Laune der Welt; nur die beiden Hofmeisterinnen, Frau von Kamecke und Frau von Sonsfeld, die Gräfin von Finck und die Bülow schienen traurig. Sie sprachen kein Wort und klagten, unpässlich zu sein. Wir nahmen den Ball nach dem Essen wieder auf. Mehr als sechs Jahre lang hatte ich schon nicht mehr getanzt. Das war einmal etwas ganz Neues und ich stürzte mich bedenkenlos hinein, ohne groß darauf zu achten, was geschah. Die Bülow sagte mehrfach zu mir: „Es ist spät, ich hätte gern, wenn wir uns zurückzögen." „Ach, mein Gott", sagte ich zu ihr, „lassen Sie mir die Freude, heute nach Lust und Laune zu tanzen, vielleicht habe ich lange keine Gelegenheit mehr dazu." „Das könnte gut sein", fuhr sie fort. Ich dachte überhaupt nicht darüber nach und amüsierte mich weiter. Eine halbe Stunde später fing sie von neuem an: „Machen Sie doch endlich Schluss", sagte sie und verzog das Gesicht, „Sie sind so mit sich beschäftigt, dass Sie keine Augen im Kopf haben." „Sie sind heute so schlechter Laune", erwiderte ich, „dass ich nicht weiß, was ich davon halten soll." „Schauen Sie doch die Königin an, dann haben Sie keinen Grund mehr, Madame, mir Vorwürfe zu machen." Ein Blick in ihre Richtung ließ mich vor Schreck erstarren: Ich sah die Königin totenblass in einer Ecke des Raumes, wie sie sich mit ihrer Oberhofmeisterin und Frau von Sonsfeld unterhielt. Da mir an meinem Bruder mehr als an allem Anderen auf der Welt gelegen war, erkundigte ich mich sofort, ob es ihn betraf. Die Bülow zuckte mit den Schultern und sagte: „Ich weiß es nicht." Einen Augenblick später verabschiedete sich die Königin und stieg mit mir in die Karosse. Während des gesamten Weges sprach sie kein Wort zu mir, was mich derart in Aufregung versetzte, dass ich ganz schreckliches Herzklopfen bekam. Sobald ich mich zurückgezogen hatte, machte ich meine Hofmeisterin verrückt, um zu erfahren, worum es sich handelte. Sie antwortete mir mit Tränen in den Augen, die Kö-

nigin habe ihr Schweigen auferlegt. Diesmal glaubte ich tatsächlich, mein Bruder sei tot, was mich in solche Verzweiflung stürzte, dass Frau von Sonsfeld es für geraten hielt, mich aus meinem Irrtum zu reißen. Sie erzählte mir also, dass Frau von Kamecke an demselben Morgen einen Eilboten des Königs empfangen habe mit Briefen für sie und die Königin. Der Herrscher befehle ihr, die Königin nach und nach vorzubereiten, um ihr dann schließlich beizubringen, er habe den Kronprinzen verhaften lassen, der versucht hatte zu fliehen. Das Unglück meines Bruders brach mir das Herz; ich verbrachte die ganze Nacht in grässlicher Aufregung. Die Königin ließ mich am frühen Morgen holen, um mir den Brief des Königs zu zeigen. Helle Wut offenbarte sich in diesem Brief. Er lautete wie folgt:

> Ich habe den Schuft von einem Fritz verhaften lassen. Ich werde ihn behandeln, wie sein Verbrechen und seine Niedertracht es verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an; er hat mich gemeinsam mit meinem ganzen Haus entehrt; so ein Elender ist es nicht länger wert zu leben.

Nach der Lektüre dieses Briefes fiel ich in Ohnmacht. Der Zustand der Königin und der meine hätten ein Herz aus Stein erweicht. Sobald sie sich ein wenig erholt hatte, erzählte sie mir von der Verhaftung Kattes, die ich hier in allen Einzelheiten so schildern will, wie wir sie später erfahren haben.
Herr von Grumbkow war schon am 15. von dem Verhängnis meines Bruders informiert worden. Er konnte seine Freude darüber nicht verbergen und hatte es mehreren seiner Freunde anvertraut. Herr von Lövener, der Spione in dessen Umgebung hatte, wurde darüber benachrichtigt. Er schrieb auf der Stelle an Katte und riet ihm, schleunigst aufzubrechen, weil er unweigerlich verhaftet würde. Katte nutzte die Warnung und bat den Marschall von Natzmer, den Kommandeur seines Korps, um Erlaubnis, nach Friedrichsfelde gehen zu dürfen, um dem Markgrafen Albert seine Aufwartung zu machen, was ihm auch gestattet wurde. Er hatte einen Sattel machen lassen, in dem er Geld und Papiere einschließen konnte. Unglücklicherweise war dieser Sattel noch nicht fertig; so war er gezwungen, darauf zu warten. Unterdessen nutzte er seine Zeit gut, denn er verbrannte seine Papiere. Als sein Pferd endlich gesattelt war, wollte er aufsteigen, als der Marschall in Begleitung seiner Wachen eintraf, seinen Degen verlangte und ihn auf Befehl des Königs festnahm. Katte händigte ihn ihm aus, ohne eine Miene zu verziehen, und wurde sofort ins Gefängnis gebracht. Seine gesamte Habe wurde in Gegenwart des Marschalls versiegelt, der betroffener schien als sein Gefangener. Er hatte mehr als drei Stunden lang die Ausführung der Befehle des Königs hinausgezögert, um Katte Zeit zur Flucht zu geben, und war sehr traurig, ihn noch dort anzutreffen.

Ich komme auf die Königin zurück. Sie fragte mich, ob mein Bruder mit mir jemals über seine Absicht gesprochen habe. Ich schilderte darauf alle Einzelheiten, die ich darüber wusste, und entschuldigte mich, sie vor ihr verheimlicht zu haben, mit meiner Furcht, sie mit hineinzuziehen, falls der Fall einträte. Ich gestand ihr obendrein, dass ich mich durch Kattes Zusicherungen in vollkommener Sicherheit gewiegt hätte und auf nichts weniger gefasst gewesen sei als auf das, was ich gerade erführe. Sie sagte zu mir: „Aber wissen Sie denn nichts von unseren Briefen?" „Ich habe oft mit meinem Bruder darüber gesprochen und er hat mir versichert, sie verbrannt zu haben." „Ich kenne Ihren Bruder nur allzu gut", fuhr sie fort, „und möchte wetten, dass sie unter den Papieren Kattes sind. Wenn das stimmt, sind wir verloren." Die Königin hatte mit ihrer Vermutung Recht. Wir erfuhren am nächsten Tag, dass es bei Katte mehrere Kassetten meines Bruders gab, die man versiegelt hatte. Diese Nachricht ließ uns erschauern. Nach reiflichem Abwägen wandte sie sich nochmals an den Marschall Natzmer, der ihr in einem ähnlichen Fall schon einmal einen Dienst erwiesen hatte, wie ich oben berichtet habe. Sie ließ sofort ihren Hofkaplan Reinbeck suchen, um ihn damit zu beauftragen, den Marschall zu überreden, ihr die Kassette mit den Briefen aushändigen zu lassen. Reinbeck ließ sich wegen Krankheit entschuldigen, was ihre Besorgnis noch steigerte. Da sprang der Zufall in die Bresche. Die Gräfin Finck kam am nächsten Morgen zu mir. Sie war von der Veränderung in meinem Gesicht überrascht.[29] Nachdem sie bis auf Frau von Sonsfeld alle anderen hinausgeschickt hatte, sagte sie zu mir, sie sei die unglücklichste Frau der Welt und wolle mir ihr Leid anvertrauen. „Stellen Sie sich, Madame", sagte sie zu mir, „meine Verlegenheit vor. Ich fand gestern Abend, als ich heimkehrte, eine versiegelte, an die Königin adressierte Kassette vor, die man meinen Bediensteten zusammen mit diesen Brief hier übergeben hatte. Sie gab ihn mir; er enthielt nur die folgenden Worte:"

> Haben Sie die Güte, Madame, diese Kassette der Königin zu übergeben; sie enthält Briefe, die sie und die Prinzessin dem Kronprinzen geschrieben haben.

„Ich habe nicht herausfinden können", fuhr sie fort, „wer mir diesen Streich gespielt haben kann, denn diejenigen, welche sie gebracht haben, waren maskiert. Jetzt weiß ich nicht, wozu ich mich entschließen soll. Ich ahne, wenn ich diese verhängnisvolle Sendung an den König schicke, schade ich der Königin, wenn ich sie dagegen ihr gebe, dann bin ich das Opfer. Beide Fälle versetzen mich in eine so extrem schlimme Situation, dass ich nicht weiß, wofür ich mich entscheiden soll." Wir drängten sie so wortreich, dass wir sie davon überzeugen konnten, der Königin davon zu erzählen, indem wir ihr klarmachten, sie riskiere mit dieser Entscheidung nichts, da das Paket ja an diese adressiert sei.

Wir begaben uns alle drei zu ihr. Ihre Freude über diese gute Nachricht verschaffte ihrem Kummer ein wenig Erholung, war jedoch nicht von langer Dauer. Bald begannen wir nachzudenken und stellten dabei folgende Überlegungen an: Wie diese Kassette heimlich und unbemerkt ins Schloss bringen, wo es überall Spione gab? Selbst wenn das möglich war, musste man nicht befürchten, dass Katte sie erwähnte, wenn man ihn verhörte? Was würde dann mit der Gräfin Finck geschehen, sie würde unschuldig in diese schlimme Affäre mit hineingezogen, ohne zu wissen, wie sie da herauskommen sollte. Wenn die Letztere ohne Umwege handeln würde und sie öffentlich der Königin aushändigte, würde der König sofort davon informiert und die Königin sich selbst zum Werkzeug ihres Unglücks machen, indem sie ihm die Briefe übergab. Der Fall war kompliziert; auf allen Seiten gab es Abgründe. Als wir das Für und Wider wohl abgewogen hatten, entschieden wir uns schließlich für die letzte Möglichkeit als die am wenigsten gefahrvolle, in der Hoffnung, noch einen Weg zu finden, um uns der Papiere zu bemächtigen.
Die Brieftasche - darum handelte es sich - wurde also ins Gemach der Königin gebracht, die sie sofort in Gegenwart ihrer Dienerschaft und der Rammen verschloss. Unsere Beratungen setzten sich am Nachmittag fort. Die Königin war dafür, die Briefe zu verbrennen und dem König einfach zu sagen, da sie nicht von Bedeutung gewesen seien, habe sie geglaubt, nichts Unrechtes zu tun. Ihr Rat wurde völlig verworfen; von uns Anderen wollte die eine dies, die andere jenes. Der ganze Tag verlief auf diese Weise ohne irgendeine Entscheidung.
Als ich mich zurückgezogen hatte, sagte ich zu Frau von Sonsfeld, ich hätte einen unfehlbaren Ausweg gefunden, der jedoch höchst gefährlich wäre, wenn die Königin ihn der Rammen anvertraute. Ich machte ihr klar, wenn man es schaffte, das Siegel zu lösen, ohne es zu brechen, dann wäre nichts leichter, als das Vorhängeschloss, welches die Brieftasche verschloss, mit der Feile zu öffnen. Dann könnte man die Briefe bequem herausholen, andere schreiben und an ihre Stelle legen. Meine Hofmeisterin hieß meine Idee gut und wir kamen überein, sie gemeinsam mit der Gräfin von Finck der Königin vorzuschlagen und ihr das Ehrenwort abzuverlangen, kein Wort darüber zu verlieren.
Sofort am nächsten Tag verfolgten wir diesen Plan, wie wir ihn abgesprochen hatten. Wir sprachen, ohne jedoch einen Namen zu nennen, so klar verständlich darüber, dass die Königin bemerkte, dass wir die Rammen meinten. Doch ihre Schwäche für diese Kreatur bewirkte, dass sie so tat, als verstünde sie uns überhaupt nicht. Allerdings versprach sie uns ewiges Schweigen - und diesmal hielt sie Wort. Wir führten unser Unternehmen schon am Nachmittag aus. Die Königin entledigte sich ihrer Damen und ihrer Dienerschaft; ich allein blieb bei ihr. Zunächst waren wir mit einem furchtbaren Hindernis konfrontiert: Die Tasche war so schwer, dass weder die Köni-

gin noch ich sie zu tragen vermochten, was sie zwang, sich einem ihrer Kammerdiener, einem alten, treuen Bediensteten anzuvertrauen, dessen Diskretion und Rechtschaffenheit langerprobt waren. Lange versuchte ich vergeblich, das Siegel zu entfernen, was mich vor Angst zittern ließ. Der Kammerdiener, namens Bock, untersuchte das Wappen, das von Katte stammte, und sagte mir hocherfreut: „Bei Gott, Madame, ich habe ein ganz ähnliches Siegel bei mir; vor mehr als vier Wochen habe ich es im Garten von Monbijou gefunden und es immer mitgenommen, um herauszufinden, wem es gehört. Als wir die beiden Siegel miteinander verglichen, stellten wir fest, dass sie gleich waren, und schlossen daraus, dass beide Katte gehörten. Als wir die Schnüre und das Schloss geöffnet hatten, machten wir uns an die Untersuchung der Briefe.

Es ist nun der Moment, mich ein wenig länger darüber zu verbreiten. Ich hatte schon im Verlaufe dieses Werkes die wenig respektvolle Art erwähnt, in der wir oftmals über den König sprachen. Die Königin fand Gefallen an unseren Spötteleien und setzte den unseren noch eins drauf; ihre Briefe wie auch die meinen waren voll davon. Sie enthielten darüber hinaus im Detail alle Intrigen mit England, die vorgetäuschte Krankheit vom Winter des letzten Jahres mit dem Ziel, Zeit zu gewinnen, mit einem Wort: die wichtigsten Geheimnisse. In meinen Briefen gab es noch etwas Anderes. Aus Sicherheitsgründen schrieb ich mit Tinte nur unbedeutende Dinge und bediente mich der Zitrone für die bedeutsamen. Wenn man das Papier über Feuer hielt, erschienen die Buchstaben und wurden lesbar. Gewöhnlich war die Rammen Thema dieser Geheimschrift. Ich polemisierte gegen sie und beklagte mich bitter über ihren Einfluss auf die Königin. Wir verabredeten auf diese Weise auch, was man ihr sagen oder verheimlichen sollte. Ich war so aufgeregt, dass ich überhaupt nicht an die Wirkung dieser Briefe auf die Königin dachte; der Gedanke daran kam mir erst beim Öffnen der Brieftasche und machte mir Angst und Bangen. Ein glücklicher Zwischenfall zog mich aus der Verlegenheit. Der Hofkaplan Reinbeck ließ sich anmelden. Die Königin konnte nicht umhin, mit ihm zu sprechen, hatte sie ihn doch tags zuvor holen lassen. Sie war so verwirrt von allem, was geschah, dass sie mir im Hinausgehen sagte: „In Gottes Namen, verbrennen Sie all diese Briefe, damit ich keinen mehr vorfinde." Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und warf sie auf der Stelle ins Feuer. Es waren mindestens 1500 von der Königin und von mir. Kaum hatte ich das schöne Werk vollendet, als sie zurückkehrte. Dann untersuchten wir den Rest der Papiere. Es gab Briefe einer Unzahl von Leuten: Liebesbriefe, moralische Reflexionen, Anmerkungen zur Geschichte, deren Verfasser mein Bruder war; eine Börse mit tausend Pistolen, zahlreiche Edelsteine, Schmuck und schließlich einen Brief meines Bruders an Katte, datiert aus dem Mai, mit folgendem Wortlaut:

> Ich reise ab, mein lieber Katte. Ich habe ausreichend Vorkehrungen getroffen, um nichts befürchten zu müssen. Ich werde über Leipzig fahren, wo ich den Namen Marquis d'Ambreville annehmen werde. Ich habe Keith schon benachrichtigen lassen, der direkt nach England gehen wird. Verlieren Sie keine Zeit, denn ich zähle darauf, Sie in Leipzig zu treffen. Adieu, seien Sie guten Mutes!

All diese Papiere warfen wir ins Feuer außer den kleinen Werken meines Bruders, die ich aufbewahrt habe. Noch am Abend begann ich, die Briefe zu schreiben, welche die anderen ersetzen sollten. Die Königin tat am folgenden Tag das Gleiche. Wir waren so vorsichtig, von jedem Jahrgang Papier zu nehmen, um zu verhindern, entdeckt zu werden. Drei Tage brauchten wir für diese Arbeit, während der wir sechs- oder siebenhundert Briefe fabrizierten. Das war wenig im Vergleich zu denen, die wir verbrannt hatten. Wir bemerkten es, als wir die Brieftasche wieder schließen wollten: Sie war so leer, dass allein das uns schon verraten konnte. Ich war der Meinung, wir sollten weiter schreiben, um den Leerraum aufzufüllen, aber die Sorgen der Königin waren so groß, dass sie lieber allen möglichen Nippes hineinstopfen wollte, als noch länger damit zu warten, sie wieder zu schließen. Ich widersetzte mich, so gut ich konnte, doch vergeblich. Schließlich versetzten wir sie wieder in denselben Zustand wie zuvor, ohne dass man die geringste Änderung hätte bemerken können.
Unterdessen traf der König am 27. August um fünf Uhr nachmittags ein. Seine Bediensteten waren ihm vorausgeeilt. Die Königin ließ sie kommen und fragte sie nach Neuigkeiten über meinen Bruder. Sie versicherten ihr, von seinem Schicksal überhaupt nichts zu wissen; bei ihrer Abreise hätten sie ihn in Wesel zurückgelassen und wüssten nicht, was seither mit ihm geschehen sei.
Doch ich denke, es ist angebracht, hier die Umstände seiner Flucht so zu berichten, wie ich sie aus seinem eigenen Mund und von denen, die dabei waren, erfahren habe. Sein ursprünglicher Plan war, aus Ansbach zu fliehen. Seine Unbesonnenheit, dem Markgrafen seine Unzufriedenheit anzuvertrauen, verhinderte das. Dieser witterte, als er ihn derart verbittert auf den König sah, etwas von seiner Absicht und durchkreuzte seinen Plan, indem er ihm die Pferde verweigerte, um die er ihn unter dem Vorwand eines Spazierritts gebeten hatte. Der König kannte überhaupt keine Mäßigung mehr ihm gegenüber und malträtierte ihn öffentlich in Gegenwart mehrerer Ausländer. Er wiederholte sogar, was ich ihn oft hatte sagen hören: „Wenn mein Vater mich so behandelt hätte, wie ich Sie behandele, wäre ich schon tausendmal entflohen; doch Sie haben keinen Mut und sind nichts als ein Feigling." Indessen musste mein Bruder, weil er während seines Aufenthalts in Ansbach sein Ziel nicht erreichen konnte, eine andere Gelegenheit abwarten, die sich leicht unterwegs ergeben konnte.

Einige Meilen von dieser Stadt entfernt, erhielt er eine Eilbotschaft von Katte. Er antwortete sofort darauf und schrieb ihm, er rechne damit, innerhalb von zwei Tagen zu fliehen, verabredete sich mit ihm in Den Haag und versicherte, sein Coup könne nicht scheitern; denn selbst wenn er verfolgt würde, fände er Zuflucht in einem der auf dieser Strecke häufigen Kloster. Seine Aufregung ließ ihn vergessen, diesen Brief nach Berlin zu adressieren. Zu seinem Unglück gab es einen Cousin von Katte, der denselben Namen trug und ausgesandt war, zehn bis zwölf Meilen von dort Rekrutierungen zu machen. Der Eilbote suchte diesen auf und übergab ihm den Brief meines Bruders.

Unterdessen kam der König in der Nähe von Frankfurt in einem Dorf an, wo er und seine gesamte Begleitung die Nacht in Scheunen verbrachten. Mein Bruder, Oberst Rochow und sein Kammerdiener teilten sich eine. Ich hatte schon gesagt, dass Keith Leutnant im Moselregiment war. Der König hatte dessen Bruder als Pagen an seine Stelle gesetzt. Der Kerl war ebenso dumm, wie sein Bruder aufgeweckt war. Der Kronprinz, der ihn als Dummkopf kannte, hatte ihm natürlich nicht seine Absichten anvertraut; doch er dachte, dass er angesichts seiner Dummheit besser als jeder andere geeignet war, seine Flucht zu erleichtern. Er machte ihn glauben, er habe erfahren, es gebe in einem kleinen Ort in der Nähe hübsche Mädchen, und wolle dort sein Glück versuchen; er befahl ihm, ihn zu diesem Zweck um vier Uhr morgens zu wekken und ihm Pferde zu bringen, was ganz leicht war, weil an diesem Tag Pferdemarkt war. Der Page gehorchte, doch anstatt meinen Bruder zu wecken, wandte er sich an seinen Kammerdiener. Der war schon lange Spion des Königs, witterte etwas Verdächtiges und blieb ganz still, als ob er schliefe, um der Sache auf den Grund zu gehen. Mein Bruder, der am Vorabend eines solch wichtigen Unternehmens ziemlich aufgeregt war, erwachte einen Augenblick später. Er steht auf, kleidet sich an, und zwar an Stelle der Uniform nach französischer Mode, und geht hinaus. Sein Kammerdiener, der das alles mit angesehen hatte, benachrichtigt schleunigst Herrn von Rochow. Der rennt ganz aufgeregt zu den Generälen aus dem Gefolge des Königs. Das waren Buddenbrock, Waldow und Derschau (der Letzte gehörte zur kaiserlichen Clique und war ein würdiger Freund derer, die ihn protegierten). Nachdem sie miteinander beratschlagt hatten, hefteten sie sich an die Fersen des Kronprinzen, den sie überall im Dorf suchten. Endlich fanden sie ihn auf dem Pferdemarkt, an einen Wagen gelehnt. Sie waren verblüfft, ihn nach französischer Manier gekleidet zu finden, und fragten ihn, was er da mache. Der Kronprinz gab ihnen eine höchst barsche Antwort. Er erzählte mir später, er sei so in Wut gewesen, entdeckt worden zu sein, dass er, hätte er Waffen gehabt, alles gegen diese Herren riskiert hätte. „Monseigneur“, sagte Rochow zu ihm, „wechseln Sie in Gottes Namen die Kleidung; der König ist wach und bricht in einer halben Stunde auf; was würde geschehen, wenn

er Sie so sähe?“ Der Kronprinz erwiderte ihm: „Ich verspreche Ihnen, vor Aufbruch des Königs hier zu sein, ich will nur eine Runde ausreiten.“ Sie stritten noch miteinander, als Keith mit den Pferden eintraf. Mein Bruder packte eines am Zügel und wollte sich hinaufschwingen. Er wurde von den Herren daran gehindert, die ihn umringten und ihn zwangen, wohl oder übel zu seiner Scheune zurückzukehren, wo sie ihn nötigten, seine Uniform anzuziehen. Trotz seiner Wut musste er sich zusammennehmen. General Derschau und der Kammerdiener benachrichtigten den König noch am selben Tag von dem Vorfall. Der verstellte sich und verbarg seinen Groll, da er noch lange keine ausreichenden Beweise gegen meinen Bruder in der Hand hatte und ahnte, dass der es nicht bei diesem ersten Versuch belassen würde.

Am Abend kamen sie alle in Frankfurt an. Dort empfing der König am folgenden Morgen einen Eilboten des Cousins von Katte mit den Briefen, die mein Bruder an den Berliner Katte geschrieben hatte. Er übergab sie auf der Stelle General Waldow und Oberst Rochow und befahl ihnen, das Verhalten seines Sohnes zu überwachen, für den sie ihm mit ihrem Kopf zu bürgen hätten, und ihn geradewegs auf die Jacht zu bringen, die für ihn vorbereitet war, weil er die Fahrt von Frankfurt nach Wesel zu Wasser unternehmen wollte. Diese Befehle wurden auf der Stelle ausgeführt und diese Szene spielte sich am 11.August ab.

Der König blieb den ganzen Tag über in Frankfurt und bestieg erst am nächsten Morgen das Schiff. Sobald er meinen Bruder erblickte, stürzte er sich auf ihn und hätte ihn erwürgt, wenn General Waldow ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Er riss ihm die Haare aus und richtete ihn so zu, dass die Herren, in Furcht vor den Folgen, ihn anflehten zu erlauben, dass man ihn auf ein anderes Boot bringe, was ihnen schließlich gewährt wurde. Man nahm ihm seinen Degen ab und er wurde von diesem Moment an wie ein Staatsverbrecher behandelt. Der König beschlagnahmte seine Habe und seine Kleidung; der Kammerdiener meines Bruders bemächtigte sich seiner Papiere. Er machte seine Fehler wieder gut, indem er sie in Gegenwart seines Herrn ins Feuer warf, womit er uns allen einen großen Dienst erwies. Den König indessen hatte ein so schrecklicher Zorn gepackt, dass ihm nur noch furchtbare Pläne durch den Kopf gingen. Mein Bruder, auf der anderen Seite, schien ganz ruhig und bildete sich immer noch ein, der Aufmerksamkeit seiner Bewacher entwischen zu können.

In dieser Verfassung erreichten sie Geldern. Der König fuhr von da an voraus und mein Bruder folgte ihm mit den beiden Wachen. Er bat sie so inständig, dass sie ihm erlaubten, erst nachts in Wesel anzukommen. Bei der Landungsbrücke, die am Eingang zur Stadt gelegen ist, beschwor er die Herren, ihm zu gestatten, zu Fuß gehen zu dürfen, um nicht erkannt zu werden. Sie gewährten ihm diese kleine Vergünstigung, weil sie sie für unbedeutend hielten. Sobald er aus der Kutsche war, machte er nochmals einen Fluchtversuch und begann, nach Kräften loszurennen. Eine starke

Wache unter dem Befehl von Oberstleutnant Borck, den der König ihm entgegengeschickt hatte, holte ihn ein und brachte ihn in ein Haus in der Stadt, in der Nähe desjenigen, in dem der Herrscher wohnte, vor dem man diesen letzten Streich sorgfältig geheim hielt.

Der König selbst führte am folgenden Tag die Untersuchung durch. Er hatte nur den General Mosel bei sich, einen Karriereoffizier, der durch seinen Kampfesmut und seine Leistungen in diesen Rang aufgestiegen war. Er verhörte meinen Bruder und fragte ihn in wütendem Ton, warum er habe desertieren wollen (das sind seine eigenen Worte). „Weil Sie", antwortete er mit fester Stimme, „mich nicht wie Ihren Sohn behandelt haben, sondern wie einen elenden Sklaven." Der König fuhr fort: „Sie sind also nichts als ein feiger Deserteur ohne jede Ehre." „Die habe ich genauso wie Sie", entgegnete der Kronprinz; „ich habe nur das getan, was Sie, wie Sie mir hundertmal gesagt haben, an meiner Stelle getan hätten." Der König geriet durch diese Antwort außer sich vor Wut, zog seinen Degen und wollte ihn damit durchbohren. General Mosel erkannte, was er vorhatte und stürzte sich zwischen Sie, um den Hieb aufzuhalten: „Durchbohren Sie mich, Sire", rief er, „aber verschonen Sie Ihren Sohn." Diese Worte bremsten die Wut des Herrschers, der meinen Bruder in sein Haus zurückbringen ließ. Der General machte ihm heftige Vorhaltungen wegen seines Handelns und machte ihm klar, sein Sohn, den er ohne Anhörung nicht verurteilen dürfe, sei immer noch in seiner Gewalt und er beginge eine unverzeihliche Sünde, wenn er sich zu seinem Henker machte. Er flehte ihn zugleich an, ihn von zuverlässigen, treuen Leuten verhören zu lassen und ihn nicht mehr zu treffen, da er sich nicht genug beherrschen könne, um seine Gegenwart auszuhalten. Der König akzeptierte diese Argumente und willigte ein.

Er hielt sich nur wenige Tage in Wesel auf und reiste nach Berlin ab. Vor seiner Abreise gesellte er General Dostow den anderen beiden Bewachern meines Bruders hinzu, befahl ihnen, ihm vier Tage später zu folgen, und hinterließ ihnen einen versiegelten Befehl, mit dem er ihnen den Ort angab, wohin sie ihn bringen sollten, und den sie erst einige Meilen von Wesel entfernt öffnen durften.

Mein Bruder war überall im Land äußerst beliebt. Das grausame Verhalten des Königs zu ihm rechtfertigte in gewisser Weise sein Vorgehen. Man bangte um sein Leben angesichts der bekannten Gewaltausbrüche des Königs. Mehrere Offiziere mit Oberst Gröbnitz an der Spitze beschlossen, alles zu riskieren, um ihn zu befreien. Sie hatten ihm schon Bäuerinnenkleidung und Stricke besorgt, damit er sich aus dem Fenster abseilen könnte, als der General Dostow diese schönen Pläne durchkreuzte, indem er Eisengitter anbringen ließ. Dieser war Günstling und Zuträger des Königs. Unglücklicherweise hatte der Herrscher immer nur Schufte in dieser Position. Der hier war ein wahrer Satansbraten, der Leute von Stand zu Fall brachte und das arme Volk

unterdrückte. Als die vier Tage vorüber waren, ließen sie den Kronprinzen aufbrechen und brachten ihn ihren Befehlen entsprechend in eine kleine Stadt namens Mittenwalde, sechs Meilen von Berlin entfernt.
Der Leser wird vielleicht neugierig sein zu erfahren, was aus Keith geworden war. Ein Page des Fürsten von Anhalt, der dabei war, als der Kronprinz in Frankfurt verhaftet wurde, und 24 Stunden früher als der König in Wesel eingetroffen war, besuchte Keith, der sein Kamerad gewesen war, und erzählte ihm ganz freimütig von der Katastrophe meines Bruders. Keith entfloh noch am selben Abend unter dem Vorwand, einen Deserteur zu suchen, und suchte in Den Haag im Haus des englischen Botschafters Lord Chesterfield Zuflucht. Oberst Du Moulin wurde losgeschickt, sich an seine Fersen zu heften. Der beeilte sich so, dass er eine Viertelstunde nach ihm eintraf und ihn am Fenster des Palais des englischen Gesandten erblickte. Keith verließ sich überhaupt nicht auf die schönen Versprechungen, die ihm Du Moulin machte. Der musste voller Ärger mitansehen, wie er am nächsten Tag in der Karosse von Lord Chesterfield die Stadt durchquerte und an Bord eines Schiffes ging, um nach England überzusetzen.
Ich komme zurück auf die Begegnung des Königs mit der Königin. Sie war allein in seinem Gemach, als er eintraf. Sobald er sie von weitem erblickte, schrie er ihr zu: „Ihr unwürdiger Sohn ist nicht mehr, er ist tot.“ „Wie“, rief die Königin, „Sie waren so barbarisch grausam, ihn zu töten?“ „Jawohl, genau das“, fuhr der König fort, „aber ich will die Kassette.“ Die Königin ging sie holen, ich nutzte den Moment, um sie zu sehen; sie war völlig außer sich und hörte nicht auf zu schreien: „Mein Gott, mein Sohn, mein Gott, mein Sohn!“ Mir blieb die Luft weg und ich fiel ohnmächtig Frau von Sonsfeld in die Arme. Sobald die Königin dem König die Kassette ausgehändigt hatte, schlug er sie in Stücke, zog die Briefe heraus und nahm sie mit. Die Königin nutzte die Zeit, um in das Zimmer zurückzukehren, wo wir waren. Ich war wieder zu mir gekommen. Sie erzählte mir, was geschehen war, und ermahnte mich, Haltung zu bewahren. Die Rammen machte uns wieder ein wenig Hoffnung, indem sie der Königin versicherte, mein Bruder sei am Leben, das wisse sie aus guter Quelle. Darüber kehrte der König zurück. Wir liefen herbei, um ihm die Hand zu küssen, doch kaum hatte er mich angeschaut, packten ihn Zorn und Rage. Er wurde ganz schwarz vor Wut, seine Augen funkelten und Schaum stand ihm vor dem Mund. „Niederträchtige Kanaille“, sagte er zu mir, „Du wagst es, vor mir zu erscheinen? Geh und leiste Deinem Schuft von Bruder Gesellschaft.“ Bei diesen Worten packte er mich mit einer Hand und versetzte mir ein paar Faustschläge ins Gesicht, von denen einer mich so heftig an der Schläfe traf, dass ich nach hinten fiel und mir den Schädel an der Kante der Täfelung gespalten hätte, wenn Frau von Sonsfeld mich nicht vor der Gewalt des Schlags bewahrt hätte, indem sie mich an den Haaren festhielt. Ich blieb

leblos am Boden. Der König, der jede Beherrschung verloren hatte, wollte erneut auf mich einprügeln und mir Fußtritte geben. Die Königin, meine Brüder und Schwestern, die zugegen waren, hinderten ihn daran. Sie umringten mich alle, was Frau Kamecke und Frau von Sonsfeld Zeit gab, mich aufzuheben. Sie legten mich auf ein Sofa in der Fensternische ganz in der Nähe. Doch als sie sahen, dass ich immer noch in denselbem Zustand war, schickten sie eine meiner Schwerstern, die ihnen ein Glas Wasser brachte und etwas Spiritus, was mich wieder ein wenig zu mir brachte. Sobald ich sprechen konnte, machte ich ihnen wegen ihrer Sorge um mich Vorwürfe, weil mir der Tod tausendmal lieber war als das Leben angesichts unserer augenblicklichen Lage, die unbeschreiblich schlimm war.
Die Königin stieß schrille Schreie aus; sie hatte ihre Selbstbeherrschung verloren; sie rang die Hände und rannte außer sich durchs Zimmer. Das Gesicht des Königs war derart wutverzerrt, dass es furchtbar anzusehen war. Meine Brüder und Schwestern, von denen der Jüngste erst vier Jahre alt war, lagen ihm zu Füßen und versuchten, ihn mit ihren Tränen zu erweichen. Frau von Sonsfeld hielt meinen grün und blau geschlagenen, angeschwollenen Kopf. Kann man sich ein rührenderes Bild vorstellen? Und der König hatte tatsächlich auch einen anderen Ton angeschlagen; er gab zu, dass mein Bruder noch am Leben war; aber seine schrecklichen Drohungen, ihn töten und mich für den Rest meiner Tage hinter Gitter bringen zu lassen, riefen diese Verzweiflung hervor. Er beschuldigte mich, Komplizin des Unternehmens des Kronprinzen zu sein, das er als Majestätsbeleidigung ansah, und mit Katte ein Verhältnis zu haben, mit dem ich, wie er sagte, mehrere Kinder habe. Meine Hofmeisterin, die sich angesichts dieser Beschimpfungen nicht mehr beherrschen konnte, hatte den Mut, ihm zu antworten: „Das ist nicht wahr, wer immer Ihrer Majestät dergleichen erzählt hat, der hat gelogen." Der König antwortete nichts darauf und begann von neuem mit seinen Schimpfkanonaden. Die Furcht, meinen Bruder zu verlieren, brachte mich dazu, mich selbst zu überwinden: Ich schrie, so laut es meine Schwäche mir erlaubte, ich sei bereit, den Herzog von Weißenfels zu heiraten, wenn er mir mein Leben ließe. Der große Lärm, den er machte, hinderte ihn daran, mich zu verstehen. Ich hätte ihm dieselbe Erklärung nochmals abgegeben, wenn Frau von Sonsfeld das nicht verhindert hätte, indem sie mir mit ihrem Taschentuch den Mund zuhielt. Ich wollte mich davon befreien, wandte den Kopf und erblickte den armen Katte, der in Begleitung von vier Wachsoldaten, die ihn zum König führten, den Platz überquerte. Bleich und mitgenommen, wie er war, nahm er dennoch den Hut ab, um mich zu grüßen. Hinter ihm wurden die Koffer meines Bruders und die seinen getragen, die beschlagnahmt und versiegelt waren. Einen Augenblick darauf erhielt der König die Nachricht, dass er da war. Er ging hinaus und brüllte: „Jetzt habe ich etwas in der Hand, um den Schuft von einem Fritz und die Kanaille Wilhelmine zu

überführen. Ich werde genug triftige Gründe finden, um ihnen den Kopf abschlagen zu lassen.“ Frau von Kamecke und die Rammen folgten ihm. Diese hielt ihn am Arm fest und sagte zu ihm: „Wenn Sie schon den Kronprinzen töten lassen wollen, dann verschonen sie wenigstens die Königin; sie ist an alledem hier unschuldig, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Behandeln Sie sie mit Nachsicht, und sie wird alles tun, was Sie wollen.“ Frau von Kamecke schlug ihm gegenüber einen anderen Ton an und sagte: „Sie haben sich bis jetzt etwas darauf zugutegehalten, ein gottesfürchtiger Herrscher zu sein, der weiß, was recht und billig ist. Gott als Ihr Wohltäter hat es Ihnen mit seinen reichlichen Segnungen vergolten; aber schrecken Sie davor zurück, sich von seinen Heiligen Geboten zu entfernen, und fürchten Sie die göttliche Gerechtigkeit! Sie hat schon zwei Souveräne zu strafen gewusst, die, wie Sie es tun wollen, das Blut ihrer eigenen Söhne vergossen haben: Philipp II. und Peter der Große sind ohne männliche Nachkommen gestorben. Ihre Staaten waren äußeren und inneren Kriegen zum Opfer gefallen und beide Monarchen wurden bei all ihrer Größe zum Schrecken des Menschengeschlechts. Sire, kommen Sie wieder zu sich selbst, das erste Aufbrausen Ihres Zorns ist noch verzeihlich, er wird jedoch zum Verbrechen, wenn Sie nicht versuchen, ihn zu bezwingen.“

Der König unterbrach sie nicht, er schaute sie nur eine Weile an. Als sie geendet hatte, brach er schließlich sein Schweigen und sagte: „Sie haben viel Mut, derart zu mir zu reden, dennoch bin ich Ihnen nicht böse; Ihre Absichten sind gut, Sie sprechen offen mit mir, ich schätze Sie deswegen umso höher; gehen Sie und beruhigen Sie meine Frau.“ Das war von beiden so recht gehandelt, dass man es nur zu lesen braucht, um es verdientermaßen zu loben. In der Tat sind die Mäßigung des Königs auf dem Höhepunkt seines Zorns und der Mut dieser Dame historische Momente, die ihnen unendlich Ehre machen. Wir wunderten uns über die Unverfrorenheit und Unverschämtheit der Rammen, in Gegenwart von Frau von Kamecke so über die Königin gesprochen zu haben. Sobald der König weg war, brachte man mich in ein nahe gelegenes Zimmer, das er nie betrat. Ich war von einem so heftigen Zittern ergriffen, dass ich mich nicht auf den Beinen halten konnte, und der Schreck fuhr mir so in die Glieder, dass ich ihn mein ganzes Leben lang in mir trug.

Der König ließ in seinem Gemach Grumbkow, den Generalauditor Mylius und den Generalfiskal Gerber versammeln, der die Stelle des einige Jahre zuvor verstorbenen Katsch eingenommen hatte. Katte warf sich dem König sofort zu Füßen. Bei seinem Anblick fühlte der Herrscher sofort seine ganze Empörung wieder aufkommen und er versetzte ihm Fußtritte, Stockhiebe und mehrere Ohrfeigen, die ihn bluten ließen. Grumbkow flehte ihn an, sich zu mäßigen und zu gestatten, dass man ihn verhöre. Er gestand auf der Stelle alles, was er von der Flucht meines Bruders wusste und bekannte seine Komplizenschaft, versicherte jedoch, sie hätten niemals das Geringste

gegen die Person des Königs noch gegen den Staat geplant. Sie hätten einzig beabsichtigt, sich seinem Zorn zu entziehen, sich nach England zurückzuziehen und sich unter den Schutz dieser Krone zu begeben. Anschließend auf die Briefe der Königin und die meinen befragt, antwortete er, er habe sie den Befehlen des Kronprinzen gemäß der Herrscherin aushändigen lassen. Man fragte ihn, ob ich von ihrem Plan informiert gewesen sei, was er gänzlich leugnete; ob er mir nie Briefe meines Bruders gegeben habe und ob ich ihn nie mit den meinen betraut habe. Er erwiderte, er erinnere sich, mir eines Sonntags einen meines Bruders gegeben zu haben, als ich vom Dom zurückkehrte; er kenne den Inhalt nicht, aber Briefe von mir seien niemals durch seine Hände gegangen. Er gestand, mehrfach heimlich in Potsdam den Kronprinzen getroffen zu haben, und dass Leutnant Span vom Regiment des Königs ihn verkleidet in die Stadt eingelassen habe, dass Keith sie auf ihrer Flucht begleiten sollte und sie mit ihm korrespondiert hätten.

Nach dem Ende des Verhörs wurde die Habe meines Bruders und Kattes durchsucht, wo sich nicht das Geringste von Bedeutung fand. Grumbkow durchforstete die Briefe der Königin und meines Bruders und ärgerte sich, nicht zu finden, was er suchte. Er wandte sich aufgebracht an den König und sagte zu ihm: „Sire, diese verdammten Frauen haben uns hereingelegt; ich finde in diesen Briefen nichts, was ihnen zur Last gelegt werden könnte, und die, welche uns Aufschluss geben könnten, existieren bestimmt nicht mehr."

Der König kehrte zur Königin zurück und sagte zu ihr: „Ich habe mich nicht getäuscht, Ihre unwürdige Tochter steckt mit im Komplott drin. Katte hat soeben gestanden, dass er ihr Briefe ihres Bruders gegeben hat. Kündigen Sie ihr an, dass ich ihr Zimmer zu ihrem Gefängnis erkläre. Ich werde den Befehl erteilen, dass die Wache dort verdoppelt wird. Ich werde sie einem strengen Verhör unterziehen und an einen Ort bringen lassen, wo sie ihre Verbrechen bereuen kann. Sie soll sich auf die Abreise vorbereiten, sobald sie verhört worden ist." Auch diese Worte sprach er wütend und aufbrausend. Die arme Königin beteuerte meine Unschuld, verfluchte Katte tausendmal, eine solche Lüge verbreitet zu haben, und befahl Frau von Kamecke, mich zu fragen, was daran sei. Ich war in einer furchtbaren Zwickmühle. Der Leser wird sich noch an jenen Brief mit den Schmähungen gegen die Rammen erinnern; ich hatte nicht gewagt, ihn der Königin zu zeigen. Ich glaubte mich verloren, da ich dachte, ich würde mich nun auch noch mit ihr verkrachen. Als ich jedoch darüber nachdachte, dass diese Geschichte sich vor etwa einem Jahr ereignet hatte, beschloss ich, es mit Unverfrorenheit zu versuchen. Ich antwortete Frau von Kamecke also, dass die Königin offensichtlich vergessen habe, dass ich ihr diesen Brief gezeigt hatte, dass er nichts Geheimnisvolles enthalte und dass die Art und Weise der Übergabe des Briefes durch Katte mich völlig entschuldigte, hatte er ihn mir doch in aller Öffent-

lichkeit gegeben; ich hätte ihn zwar verbrannt, aber erinnere mich so gut daran, dass ich ihn, wenn der König es befehle, Wort für Wort neu schreiben könne. Diese Antwort ging sofort an den König, der sich einen Moment darauf zurückzog, um mit jenen zu sprechen, die sich bei ihm versammelt hatten.
Die Königin suchte mich auf. Frau von Sonsfeld unterstützte mich so gut, dass wir sie davon überzeugten, dass sie von dem, was ich dem König hatte ausrichten lassen, informiert gewesen war. Unter einem Strom von Tränen entledigte sie sich der Aufträge, die ihr der König für mich mitgegeben hatte, und legte mir mit allem Nachdruck nahe, Schweigen zu bewahren über das, was die Kassette betraf, und immer alles abzustreiten. Wir nahmen liebevoll Abschied voneinander; lange hielt sie mich in ihren Armen. Ich bat sie inständig, sich zu beruhigen, und versicherte ihr, ich ergäbe mich vollkommen in den Willen Gottes und des Königs und mein größtes Unglück sei es, mich von ihr zu trennen. Mit Mühe nur konnte man sie von mir wegziehen. Ich wurde in einem Tragesessel in mein Zimmer mitten durch eine Menge von Leuten getragen, die sich im Schloss versammelt hatten.
Da die Gemächer der Königin im Erdgeschoss lagen und die Fenster geöffnet waren, hatten Bauern die ganze Szene mitverfolgt, die sie ganz deutlich hatten hören und sehen können. Da ja immer übertrieben wird, ging das Gerücht um, ich sei ebenso gestorben wie mein Bruder, was zu einem schrecklichen Aufruhr in der Stadt führte, wo allgemeine Verzweiflung herrschte.
Sobald ich in meinem Zimmer war, verdoppelte man die Wachen vor allen meinen Türen und der Offizier machte sieben oder acht Mal am Tag die Runde. Frau von Sonsfeld und die Meermann standen mir in meinem Unglück treu zur Seite. Ich verbrachte eine schreckliche Nacht. In meinen Phantasien kamen mir die schlimmsten Gedanken. Über mein eigenes Schicksal machte ich mir gar keine Sorge; ich war von Kindesbeinen an Kummer und Leid gewohnt und sah den Tod als Ende meiner Qualen an. Aber das Schicksal so vieler meiner Lieben machte mich derart betroffen, dass ich tausend Tode litt, wenn ich an ihre jeweilige Lage dachte. Am folgenden Tag war ich außer Stande, das Bett zu verlassen, konnte mich nicht auf den Beinen halten und hatte scheußliche Kopfschmerzen wegen der Schläge, die ich bekommen hatte.
Die Rammen richtete mir mit trauriger, einstudierter Miene einen Gruß von der Königin aus, die mich davon unterrichtete, dass ich an diesem Tag von denselben Leuten befragt werden würde, die am Vortag Katte verhört hatten. Sie ermahnte mich, auf das achtzugeben, was ich sagte, und besonders das ihr gegebene Wort zu halten. Diese Botschaft konnte fatal für mich werden, gab sie doch reichlich zu verstehen, dass ich von einigen Umständen informiert war, die für sie von Bedeutung waren. Dennoch traf ich sofort meine Entscheidung und sagte zu ihr: „Versichern Sie der Königin meine Hochachtung und sagen ihr, das ist die beste Nachricht, die ich er-

halten konnte, dass ich ehrlich auf alle Fragen antworten und meine Unschuld so vollkommen beweisen werde, dass man keinerlei Handhabe gegen mich haben wird.“ „Die Königin hat dennoch tausend Ängste wegen dieses Verhörs, Madame, weil sie fürchtet, dass Sie nicht so standfest sein werden, es durchzustehen.“ Ich entgegnete ihr: „Es braucht keine Standfestigkeit, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat.“ Sie fuhr fort: „Der König hat schreckliche Dinge vor: Ihre Abreise ist beschlossene Sache, Madame; er wird Sie in das Kloster Zum Heiligen Grab schicken, wo man Sie wie eine Hochverräterin behandeln wird, ohne Ihre Oberhofmeisterin und Ihre Dienerschaft und einer so harten Klosterordnung unterworfen, dass Sie mir leidtun.“ Ich erwiderte: „Der König ist mein Vater und Souverän, er ist Herr, mit mir nach seinem Gutdünken zu verfahren; ich vertraue Gott allein, der mich nicht verlassen wird.“ Sie fuhr fort: „Sie tun nur deshalb so standfest, weil Sie sich einbilden, dass das hier alles nur leere Drohungen sind. Doch ich habe mit meinen eigenen Augen den Befehl zu Ihrer Exilierung gesehen, von der Hand des Königs unterzeichnet, und um Sie von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was ich Ihnen sage: Die arme Bülow ist gerade vom Hof gejagt worden, sie und ihre ganze Familie sind nach Litauen verbannt. Leutnant Span wurde entlassen und nach Spandau geschickt; eine Mätresse des Kronprinzen wurde ausgepeitscht und verbannt; Duhan, der Erzieher Ihres Bruders wurde nach Memel geschickt, Jacques, der Bibliothekar des Kronprinzen, hat dasselbe Schicksal erlitten und Frau von Sonsfeld würde es noch schlechter als ihnen allen ergehen, wenn sie sich nicht diesen Sommer mit der Königin zerstritten hätte.“

Ich muss an dieser Stelle bemerken, dass die Königin nur deshalb über sie verärgert gewesen war, weil sie behauptet hatte, es sei ein Fehler gewesen, unbedingt Grumbkow vor meiner Heirat stürzen zu wollen; ihrer Ansicht nach hätte man vor allem zunächst diese zum Abschluss bringen und erst danach darauf hin arbeiten sollen, den Minister zu entfernen.

Ich weiß nicht, wie ich die Worte der unverschämten Rammen habe aushalten können. Indessen rettete mich meine Selbstbeherrschung und ließ diese Megäre glauben, dass ich entweder unschuldig war oder mich nicht einschüchtern lassen würde. Endlich befreite sie mich von ihrer abstoßenden Gegenwart.

Sobald sie draußen war, gab ich meine Verstellung auf. Das Unglück so vieler anständiger Leute brach mir das Herz. Ich schüttete es Frau von Sonsfeld aus. Unsere Trennung, die man mir angedroht hatte, brachte mich endgültig zur Verzweiflung. Ich weiß nicht, wie ich solch heftige Schmerzen überleben konnte. Den ganzen Tag über gab es nichts als Trauer und Tränen. Ich wartete auf diejenigen, welche mich verhören sollten; jedes noch so geringe Geräusch steigerte meine Ängste. Mein Warten war freilich umsonst: Niemand kam.

Am nächsten Tag wiederholte die Rammen dienstbeflissen ihren Besuch. Nochmals empfahl sie mir von Seiten der Königin, standfest zu bleiben, und sagte zu mir, ich hätte am Vortag nicht verhört werden können, weil der König es für richtig gehalten habe, den Kronprinzen holen zu lassen, um ihn Katte und mir gegenüberzustellen; man werde ihn am Abend in der Dämmerung in die Stadt bringen, um einen Tumult zu vermeiden, und ich solle mich bereithalten, am folgenden Tag auf die gegen mich vorgebrachten Anschuldigungen zu antworten. Ich ließ mich nicht aus der Fassung bringen und erwiderte ihr: „Sprechen Sie der Königin meine Verehrung aus und sagen zu ihr, dass ich nichts von dem, was ich weiß, verheimlichen werde, wenn man mich verhört; dass ich sie inständig bitte, sich zu beruhigen, weil ich völlig unschuldig bin."

Meine Antworten ließen die Königin freilich verzweifeln: Sie stellte sich vor, dass Angst und Kummer mir den Kopf durcheinandergebracht hätten und ich bei der ersten Frage an mich die Geheimnisse, die ich hütete, verraten würde. Um sich Klarheit zu verschaffen, schickte sie mir am Nachmittag ihren treuen Kammerdiener Bock. Ich war erfreut, den Mann zu sehen. Ich beklagte mich bitter bei ihm über die Handlungsweise der Königin, die mich durch die Botschaften, die sie der Rammen mitgab, den größten Problemen aussetzte. Ich beauftragte ihn damit, ihr meine Diskretion zuzusichern und sie auch noch zu bitten, nicht mehr so häufig jemanden zu mir zu schicken, um nicht Verdacht zu erregen, und vor allem niemand anderen als ihn mit Nachrichten an mich zu betrauen, der als Einziger über die Geschichte mit der Kassette informiert war, über die ich mit der Rammen nicht offen reden konnte. Ich musste diese Ausrede benutzen, um die Königin nicht zu verletzen, die sehr verärgert gewesen wäre, wenn sie bemerkt hätte, dass ich ihrer Favoritin misstraute.

Ich verbrachte den ganzen Tag am Fenster in der Hoffnung, meinen Bruder vorbeigehen zu sehen. Allein schon der Gedanke an einen so geliebten Anblick ließ mich wünschen, ihm gegenübergestellt zu werden. Daraus wurde jedoch nichts.

Der König änderte seine Meinung und ließ ihn am 5. September nach Küstrin bringen, eine Festung an der Warthe in der Neumark. Zunächst war der Kronprinz nach Mittenwalde, in der Nähe von Berlin, gebracht worden, wo Grumbkow, Derschau, Mylius und Gerber ihn ein erstes Mal verhörten. Der Letzte flößte ihm große Angst ein: Als er ihn aus der Karosse in einen roten Mantel gehüllt aussteigen sah, hielt er ihn für den Henker, der ihn foltern sollte. Er saß mangels Stuhl auf einer Kiste und hatte die ganze Zeit über kein anderes Bett als den Fußboden. Er stand das Verhör mutig durch; seine Antworten stimmten mit denen Kattes überein. Man zeigte ihm die Reste der Brieftasche und fragte ihn, ob sie alle Briefe und Wertstücke enthielt, die ursprünglich darin waren. Mein Bruder besaß die Geistesgegenwart zu antworten, dass die Briefe darin seien, er aber einige Schmuckstücke sehe, die er nicht kenne.

Diese Antwort öffnete Grumbkow die Augen und brachte ihn auf die Schliche unseres Täuschungsmanövers. Es gab keine Abhilfe mehr. Ihm war klar, dass weder Drohungen noch Handgreiflichkeiten uns dazu bringen würden, den Inhalt der Briefe zu verraten. Er setzte meinem Bruder an mehreren Punkten zu, ohne aus ihm etwas anderes herauszubekommen als stolze und sehr harte Worte, was ihn die Geduld verlieren ließ: Er drohte ihm mit Folter. Mein Bruder hat mir später gestanden, dass ihm bei dieser Ankündigung das Blut in den Adern gefror. Dennoch verstand er es, seinen Schrecken zu verbergen, und entgegnete ihm, ein Henker seinesgleichen könne wohl nur Vergnügen daran finden, über sein Handwerk zu reden; er fürchte keineswegs die Folgen, er habe alles gestanden, bereue das aber, fuhr er fort, „denn es gehört sich für mich nicht, mich so weit herabzulassen, einem Schuft wie Ihnen zu antworten."
Am folgenden Tag wurde er nach Küstrin verbracht, wo ihm seine Diener und seine Habe weggenommen wurden und man ihm nur das ließ, was er auf dem Leib hatte. Als einzige Beschäftigung gab man ihm eine Bibel und ein paar Erbauungsbücher. Seine Ausgaben wurden auf vier Groschen pro Tag festgesetzt (nach hiesigem Geld gut drei Batzen oder zwölfeinhalb französische Sous). Der Raum, der ihm als Gefängnis diente, erhielt nur durch eine kleine Luke Licht; er blieb den ganzen Abend über im Finstern; man brachte ihm nur zur Zeit des Abendessens, das auf sieben Uhr festgesetzt war, Licht. Welch grässliche Lage für einen jungen Prinzen, die ganze Liebe und Hoffnung seines Landes! Einige Tage später wurde er nochmals verhört. Ich muss bemerken, dass er während des gesamten Verhörs als Oberst Fritz und ich nur als Fräulein Wilhelmine tituliert wurde. Grumbkow war zu gescheit, um nicht zu begreifen, dass das vermeintliche Verbrechen des Schuldigen im Grunde lediglich die Unbesonnenheit eines jungen Mannes war, die nicht strafbar war, wenn man die Situation bedachte, in der mein Bruder sich befunden hatte. Er brachte also den König dazu, ihm auf eine andere Weise den Prozess zu machen und ihn auf der militärischen Schiene als Deserteur zu behandeln.
Mein Bruder war über seine unwürdige Behandlung derart erbittert, dass die Kommissare nur Flüche und Schimpfwörter aus ihm herausbrachten. Aus Wut darüber, nichts entdecken zu können, fiel ihr Zorn auf Katte zurück, den sie foltern wollten. Marschall von Wartensleben, sein Großvater, der mit Seckendorff eng befreundet war, konnte das durch seine wiederholten Interventionen bei dem Botschafter abwenden.[30]
Derweil war mein Schicksal immer noch unverändert. Ich verabschiedete mich jeden Abend zärtlich von Frau von Sonsfeld und der Meermann, weil ich nicht sicher war, sie am nächsten Morgen wiederzusehen. Ich ließ der Königin heimlich meine Edelsteine, und was ich sonst an Kostbarkeiten besaß, übergeben. Ich schickte nachts die Briefe, die ich von meinem Bruder erhalten hatte, an Fräulein von Jaucourt, die Hofmeisterin meiner jüngeren Schwestern, da ich mich nicht dazu entschließen konnte,

sie zu verbrennen. Als ich derart meine Vorkehrungen getroffen hatte, harrte ich standhaft auf mein Schicksal.
Endlich reiste der König ab. Die Königin besuchte mich noch am selben Abend. Unser Treffen war ganz rührend. Sie sagte zu mir, sie glaube, ich sei vor Verhör und Kloster sicher, denn der König habe in den letzten Tagen nicht mehr davon gesprochen. Sie erzählte mir auch, man verdanke dem Fürsten von Anhalt das Entkommen von Keith; jener habe ihn über seinen Pagen von der Verhaftung meines Bruders informiert. Der Fürst hatte sich nach seinem Zerwürfnis mit Grumbkow vollkommen zu seinem Vorteil verändert. Er mischte nicht mehr bei Intrigen mit und versuchte, jedermann zu Diensten zu sein. Ich hatte das Glück, ihn mit der Königin und dem Kronprinzen zu versöhnen, denen er vollkommen ergeben war. Da der König sich nicht persönlich an Keith rächen konnte, ließ er ihn in effigie hängen und degradierte seinen Bruder zum Regimentssergeanten, zur Strafe dafür, dass er dem Kronprinzen die Pferde gebracht hatte.
Die Königin teilte mir auch ein höchst interessantes Detail mit, wie man im Folgenden sehen wird: die Heirat meiner vierten Schwester mit dem Erbprinzen von Bayreuth, die der König am Vortag verkündet hatte. „Gottseidank", fügte sie hinzu, „habe ich für Sie von dieser Seite nichts mehr zu befürchten! Für Sophie ist das eine gute Partie, die für Sie aber unpassend war." Sie teilte mir wenige Tage später mit zufriedenem Gesichtsausdruck mit, dass der Prinz in Paris an einem hitzigen Fieber gestorben sei. „Darüber bin ich sehr betrübt", antwortete ich, „das ist schade, jedermann sagte viel Gutes über ihn und meine Schwester wäre sehr glücklich mit im gewesen." Sie fuhr fort: „Und ich, ich bin entzückt davon, ich habe immer Angst gehabt, dass da etwas in der Hinterhand war, und jetzt habe ich eine Sorge weniger." Das war eine Falschmeldung; es ging ihm wirklich sehr schlecht, aber er erholte sich zum Glück vom hitzigen Fieber.
Die Königin brach am 13. September nach Wusterhausen auf. Unsere Trennung war tränenreich. Wir vereinbarten, unsere Korrespondenz über den Kammerdiener Bock laufen zu lassen, dessen Frau man sie in Berlin übergeben würde.
Ich gewöhnte mich ganz gut an meine Gefangenschaft. Bis dahin war meine Lebensweise ganz angenehm. Ich sah von Zeit zu Zeit meine Schwestern und die Hofdamen der Königin. Meine Stunden waren so gut eingeteilt, dass ich mich kein bisschen langweilte: Ich las, schrieb, komponierte und arbeitete zu meinem Vergnügen an kleinen Stickereien. Doch all das zerstreute mich nur für ein paar Momente; die Lage meines Bruders schwebte mir ständig vor Augen, was mich in tiefe Melancholie versetzte. Auch mein Gesundheitszustand war ganz schlecht; ich hatte eine solche Nervenschwäche übrig behalten, dass ich kaum laufen konnte und so stark zitterte, dass ich die Arme nicht heben konnte.

Eines Nachmittags war ich in Gedanken versunken. Meine gute Meermann kam und unterbrach mich. Sie war bleich wie der Tod und ich merkte an ihr alle Anzeichen eines Riesenschreckens und sagte zu ihr: „Mein Gott, was haben Sie? Ist mein Urteil gesprochen?“ „Nein, Madame, aber das meine wird bald gesprochen sein. Ich bin in ganz schlimmer Verlegenheit. Ein Sergeant der Gendarmerie kam heute Morgen zu meinem Mann, um ihm ein Paket von Katte auszuhändigen, das seinen Worten nach von großer Bedeutung für Ihre Königliche Hoheit sei. Mein Mann, den man schon in Verdacht hat, weil er zu Kattes Freunden zählte, wollte es nicht annehmen und bat den Mann, heute Abend wiederzukommen. Es ist an Ihnen, Madame, zu entscheiden, was er tun soll. Sie kennen meine Ergebenheit zu Ihnen, ich bin bereit, alles zu riskieren, um Sie davon zu überzeugen.“ Ich liebte diese Frau sehr, die ganz gewiss große Verdienste hatte. Das Risiko, das sie einging, ließ mich einige Zeit schwanken. Frau von Sonsfeld, die dabei war, fragte sie, ob sie nicht wisse, was das Paket enthielt. „Der Sergeant“, entgegnete sie, „hat zu meinem Mann gesagt, dass es ein Porträt ist.“ „Himmel“, rief meine Hofmeisterin, „das ist dasjenige Ihrer Königlichen Hoheit, was ich dem Kronprinzen gegeben habe, der es, wie er mir selbst gesagt hat, Katte zur Aufbewahrung gegeben hat. Wenn es dem König in die Hände fällt, sind Sie verloren, Madame. Er beschuldigt ja Katte schon, Ihr Liebhaber gewesen zu sein; wenn er auch noch Ihr Porträt findet, dann wird er Sie ohne weitere Überprüfung sofort bestrafen und aufs Grausamste traktieren. Man muss es unbedingt wiederbekommen“, fuhr sie an die Meermann gewandt fort. „Sie riskieren genauso viel, wenn Sie es annehmen, wie wenn Sie es zurückweisen. Es ist also besser, sich zum Ersten zu entschließen, denn dann haben Sie nur die Indiskretion des Sergeanten zu befürchten; dagegen rennen Sie gewiss ins Unglück, wenn Sie das Zweite wählen, denn wenn die Prinzessin stürzt, dann fallen wir mit ihr und weder ihre noch unsere Unschuld helfen uns.“ Die Meermann zögerte nicht länger und gab mir noch am selben Abend mein Porträt zurück. Die Sache blieb geheim, denn der Sergeant war zum Glück ein anständiger Mann.

Einige Tage darauf geriet die arme Frau erneut in ebenso große Ängste: Ein Unbekannter kam und übergab ihr einen Brief. Zu ihrer größten Überraschung fand sie, als sie ihn öffnete, dass er ein Schreiben meines Bruders an mich enthielt. Sie brachte ihn mir auf der Stelle. Es war mit Bleistift geschrieben. Ich habe es bis heute sorgfältig aufbewahrt. Hier sind seine eigenen Worte:

> Liebe Schwester,
> nach dem Kriegsrat, der heute stattfindet, wird man mich zum Häretiker erklären, denn um als Oberhäretiker zu gelten, braucht es nicht mehr, als nicht in allen Dingen mit der Ansicht des Herren konform zu gehen. Sie können

sich also mühelos die nette Art vorstellen, mit der man mich behandeln wird. Ich für meinen Teil mache mir kaum Gedanken über die Bannflüche, die man über mich aussprechen wird, solange ich weiß, dass meine liebreizende Schwester dagegen opponiert. Welche Freude, dass mich weder Gitter noch Riegel daran hindern können, Ihnen meine vollkommene Freundschaft zu bezeugen. Ja, liebe Schwester, es gibt noch anständige Leute in dieser beinahe völlig verkommenen Welt, die mir die nötigen Mittel und Wege verschaffen, um Ihnen meine Ehrerbietung zu bezeugen. Ja, liebe Schwester, solange ich weiß, dass Sie glücklich sind, ist für mich das Gefängnis ein Aufenthaltsort des Glücks und der Zufriedenheit. Chi ha tempo ha vita! Trösten wir uns damit. Aus tiefstem Herzen wünschte ich mir, keinen Zwischenträger mehr zu brauchen, um mit Ihnen zu reden, und wir wieder jene glücklichen Zeiten erleben, wo Ihr Principe und meine Principessa* in holdem Einklang miteinander sein werden oder, um es rundheraus zu sagen, wo ich das Vergnügen haben werde, mich persönlich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen zu versichern, dass nichts auf der Welt meine Freundschaft für Sie zu vermindern vermag. Adieu.

Der Gefangene

Dieser Brief brach mir das Herz. Meine Tränen hinderten mich lange daran zu sprechen. Ich konnte mit dem scherzhaften Ton meines Bruders überhaupt nichts anfangen. Für einige Momente beruhigte mich seine Schreibweise, um mir dann noch größere Ängste einzujagen. Der Kriegsrat, den er erwähnte und den man mir verheimlicht hatte, versetzte mich in schreckliche Aufregung. Umsonst bedrängte ich Frau von Sonsfeld, mir zu erlauben, ihm zu antworten; doch sie blieb unbeugsam und konnte mich nur mit großer Mühe zur Vernunft bringen. Einige Tage später wandelte sich mein Schicksal.

Eines Sonntags, am 5. November, als ich friedlich in meinem Bett lag, kam man mit der Nachricht zu mir, dass Eversmann mich im Auftrag des Königs sprechen wolle. Ich ließ ihn eintreten und verbarg, so gut es ging, meine Verwirrung. „Ich komme aus Wusterhausen“, sagte er zu mir, „der König hat mir befohlen, Ihnen auszurichten, er habe Sie bis jetzt mit Sanftmut und Rücksicht behandelt, er habe Sie nicht ver-

* Mein Bruder hatte seiner Flöte diesen Titel mit den Worten verliehen, diese Prinzessin sei auf ewig seine einzige wahre Liebe. Er machte oft nette Scherze darüber, die uns zum Lachen brachten. Um darauf zu antworten, hatte ich meine Laute Prinz genannt, mit den Worten, sie sei sein Rivale.

hören wollen, aus Furcht, Sie schuldig zu finden, umso mehr als der Kronprinz und Katte gestanden haben, dass Sie ihre Komplizin waren (das war völlig unwahr), doch er erwartet von Ihnen zum Dank, dass Sie sich für eine der beiden Partien entscheiden, die er Ihnen so oft vorgeschlagen hat. Achten Sie gut darauf, Madame, welche Antwort Sie mir geben: Das Leben des Kronprinzen und vielleicht ihr Eigenes hängen davon ab. Er hat einen rasenden Zorn auf den Prinzen und redet nur noch davon, ihn enthaupten zu lassen. Ich wage Ihnen die schlimmen Pläne nicht zu sagen, die er gegen Sie beide schmiedet, ich zittere vor Furcht, wenn ich daran denke, und nur Sie allein können Ihn davon abbringen. Denken Sie gut darüber nach, ich bin nur der Vorredner; doch der König wird Ihnen andere Leute schicken, die Sie zur Räson bringen werden, wenn Sie mir keine positive Erklärung geben." Ich litt Höllenqualen während dieser Worte. Ich wäre ziemlich unsicher gewesen, was ich hätte antworten sollen, wenn mir das Ende seiner Überlegungen nicht eine Antwort eingegeben hätte. „Der König ist der Herr", erwiderte ich ihm, „er kann über mein Leben und meinen Tod verfügen, aber er kann mich nicht schuldig machen, wenn ich es nicht bin. Ich wünsche nichts so sehr, wie verhört zu werden, meine Unschuld würde in ihrem vollen Glanz erstrahlen. Was die Wahl zwischen den beiden Partien angeht: Beide sind mir so verhasst, dass die Wahl zwischen ihnen allzu schwer wäre; dennoch werde ich den Befehlen des Königs gehorchen, sobald er mit der Königin einig ist." Er fing ganz unverschämt zu lachen an. „Die Königin?", rief er, „der König hat ihr rundheraus erklärt, er wolle nicht mehr, dass sie sich in etwas einmische, was auch immer es sei." „Er kann doch wohl nicht verbieten, dass sie meine Mutter bleibt, und ihr auch nicht die Autorität wegnehmen, die sie in dieser Eigenschaft über mich hat. Wie unglücklich ich bin! Welche Notwendigkeit gibt es, mich zu verheiraten, und wie kommt es, dass man sich nicht über den einigt, den ich heiraten soll? Ich bin dem grausamsten Schicksal ausgeliefert, mir droht entweder der Fluch meines Vaters oder der meiner Mutter, ich weiß nicht, wofür ich mich entscheiden soll, da ich dem einen nicht gehorchen kann, ohne dem anderen ungehorsam zu sein." Er fuhr fort: „Na gut, dann bereiten Sie sich eben auf Ihren Tod vor. Ich sehe, es ist nicht mehr an der Zeit, Ihnen etwas zu verheimlichen. Man wird den Prozess gegen den Kronprinzen und Katte neu aufrollen, in den Sie mit hineingezogen werden. Die Wut des Königs verlangt nach einem weiteren Opfer; Katte reicht nicht mehr aus, um seine Rage zum Erlöschen zu bringen, und man wird begeistert sein, das Leben Ihres Bruders auf Ihre Kosten zu retten." Ich antwortete ihm: „Da tun Sie mir einen Gefallen; ich habe mich von der Welt gelöst; die Widerwärtigkeiten, die ich hier erlebt habe, haben mich die Eitelkeit aller menschlichen Dinge erkennen lassen. Den Tod werde ich mit Freude und ohne Furcht empfangen, da er mich zu einer glücklichen Ruhe geleiten wird, die mir niemand mehr nehmen kann." „Aber was wird dann aus dem Kronprin-

zen?“, fuhr er fort. „Wenn ich ihm das Leben rette, ist meine Glückseligkeit vollkommen, und wenn er stirbt, werde ich nicht den Kummer haben, ihn zu überleben.“ „Sie sind unbeugsam, Madame, doch diejenigen, welche der König Ihnen schicken wird, werden es verstehen, Sie zur Räson zu bringen. Ich soll Ihnen weiterhin auf ausdrücklichen Befehl des Königs verbieten, die Königin irgendetwas von dem, was ich Ihnen gesagt habe, wissen zu lassen.“ Damit fand diese traurige Unterhaltung ihr Ende.

Ich war in furchtbarer Aufregung, weil ich Angst hatte, meinem Bruder mit meiner Weigerung zu schaden. Man hatte mich im Glauben gelassen, dass der Kriegsrat ihn zu einem Jahr Gefängnis verurteilt hatte und Katte für den Rest seiner Tage in Festungshaft saß. Dennoch beruhigte ich mich, da ich Herrin über mein Schicksal war und nach meinem Gutdünken denen antworten konnte, die mir von Seiten des Königs geschickt werden sollten, während ich einem lumpigen Kerl wie Eversmann keine positive Antwort geben wollte.

Sofort erzählte ich das in allen Einzelheiten Frau von Sonsfeld. Wir beschlossen beide gemeinsam, die Königin davon zu informieren. Da wir wohl annehmen mussten, dass ich überwacht wurde, wagte ich nicht das Risiko, meinen Brief Bocks Frau zu geben, aus Furcht, er würde abgefangen. Ich nahm deshalb zu Fräulein von Kamecke Zuflucht, der Tochter der Oberhofmeisterin, welche die Königin an die Stelle der Bülow gesetzt hatte. Das Fräulein besaß in höchstem Maße Verstand, Verdienste und Rechtschaffenheit.

Man hatte vergessen, eine Wache an einem Nebenausgang zu platzieren, der die Verbindung zwischen den Gemächern meiner Schwester und dem meinen herstellte, was mir das Vergnügen, Sie zu sehen, erleichterte. Hierdurch gelangte Fräulein von Kamecke heimlich zu mir. Die Schwierigkeiten, auf die sie mich hinwies, schreckten mich überhaupt nicht ab. Ich hatte den Einfall, meinen Brief in einen Käse zu verpacken, den ich in zwei Hälften schnitt, die ich so gut wie möglich wieder zusammenfügte. „Schicken Sie diesen Käse zu Ihrer Mutter“, sagte ich zu ihr; „melden Sie ihr, dass er von Frau von Roucoulles kommt; man wird bestimmt nicht auf den Gedanken kommen, nach einem Brief darin zu suchen.“ Dieser Trick beruhigte sie; sie folgte meinem Vorhaben, das glücklichen Erfolg hatte. Ich hatte die Königin inständig darum gebeten, meine Mitteilungen geheim zu halten und mich ihre Befehle auf demselben Weg wissen zu lassen: Sie machte alles verkehrt.

Am nächsten Morgen kam Frau von Roucoulles mit der Antwort zu mir. Die Dame war siebzig Jahre alt, rechtschaffen und verdienstvoll, aber angesichts ihres hohen Alters konnte man ihr nicht trauen. Da sie ein Geheimnis witterte, wollte sie beim Öffnen des Briefes dabei sein. Wohl oder übel musste ich ihn also in ihrem Beisein lesen. Er enthielt nur die folgenden wenigen Worte:

> Sie sind ein Angsthase, der sich vor allem erschreckt. Denken Sie daran, dass ich Sie verfluche, wenn Sie dem zustimmen, was man von Ihnen verlangt. Spielen Sie die Kranke, um Zeit zu gewinnen.

Mir kam die Galle hoch, als ich dieses Briefchen las, und insbesondere der Schluss machte mir Kopfzerbrechen. Der Rat war gut, erforderte aber Diskretion und ich war sicher, dass es daran fehlen würde. Sobald ich mit Frau von Sonsfeld allein war, berieten wir darüber, was zu tun war. Wir waren der Ansicht, dass es notwendig war, Frau von Roucoulles zu täuschen und sie mit Blick auf meine vorgetäuschte Krankheit hinters Licht zu führen. Frau von Sonsfeld gab mir den Rat, die Komödie, die wir geplant hatten, auf den folgenden Tag zu verschieben, aus Gründen, die sie, wie sie sagte, mir nicht erklären könne.
Eversmann suchte sie noch an demselben Abend auf und sagte zu ihr: „Der König schickt mich, er befiehlt Ihnen, all Ihre Kräfte darauf zu verwenden, die Prinzessin zur Heirat mit dem Herzog von Weißenfels zu überreden. Ihre Weigerung hat seine Geduld überstrapaziert. Er lässt Ihnen sagen, dass Ihre Unterkunft in Spandau schon vorbereitet ist; dorthin wird er Sie schicken, wenn sie sich seinem Willen nicht fügt.“ Sie erwiderte: „Ich werde den Hof verlassen, sobald er es für angebracht hält. Der König soll sich an meinen Widerwillen erinnern, die Stelle als Hofmeisterin bei der Prinzessin anzunehmen; ich habe ihn auf meine geringe Eignung zu dieser Aufgabe hingewiesen, er hat sie mir dennoch übertragen. Ich habe sie nach moralischen und christlichen Grundsätzen erzogen. Ich liebe und verehre sie mehr als mein Leben, doch ich bin trotzdem bereit, meine Entlassung einzureichen, falls mich der König nicht mehr für fähig hält, meinen Pflichten nachzukommen. Ich kann mich nicht in Dinge einmischen, die über meinen Einflussbereich gehen. Die Prinzessin ist vom Alter her reif genug, selbst zu wissen, was sie zu tun hat. Ich wünsche, dass sie Entschlüsse fasst, die mit dem Willen des Königs und der Königin konform gehen. Ich für meinen Teil werde neutral bleiben und mir auf keinen Fall anmaßen, ihr zum Für oder Wider zu raten.“ Er antwortete: „Sie sind vielleicht nicht von der schrecklichen Tragödie informiert, die sich heute Morgen abgespielt hat. Kattes Blut hat den Rachedurst des Königs nicht gestillt; er ist wütender denn je und ich fürchte sehr, dass Ihr Verhalten ihm Anlass gibt, unangenehme Zwangsmaßnahmen gegen Sie zu ergreifen.“ Dabei erzählte er ihr das beklagenswerte Ende Kattes, das ich an anderer Stelle nachhole, weil ich den Erzählfaden nicht unterbrechen will. Frau von Sonsfeld war schrecklich getroffen: Sie wusste nichts von dieser traurigen Katastrophe, deren Umstände sie erschauern ließen; dennoch blieb sie unerschütterlich standhaft und rief: „Schonen sie in Gottes Namen die Prinzessin und sagen Sie ihr nichts von der Exekution. Sie hat ein gutes, mitfühlendes Herz, die Situation des Kronprinzen und

das Unglück Kattes werden gewiss eine heftige Reaktion bei ihr hervorrufen, die ihre schon angegriffene Gesundheit vollends zusammenbrechen ließe. Was mich angeht, so erwarte ich ruhig und gefasst, was die göttliche Vorsehung über mich zu bestimmen gedenkt." Eversmann, der aus ihr keine andere Antwort herausbrachte, zog sich ziemlich unzufrieden zurück. Während dieser Unterredung machte ich mir heftige Sorgen. Frau von Sonsfeld gab sie mir bis auf den Katte betreffenden Punkt Wort für Wort wieder. Sie war sehr mitgenommen und konnte ihre Tränen vor mir nicht verbergen. Ich ließ mich täuschen, weil ich glaubte, dass Eversmanns Drohungen daran schuld waren.

Ich bereitete mich darauf vor, die vereinbarte Szene zu spielen. Die Meermann zog ich ins Vertrauen; ihrer Diskretion und Treue war ich sicher; ich speiste gemeinsam mit meiner Hofmeisterin in einem Raum, dessen Tür auf einen Gang hinausführte. Unsere Ration war so winzig, dass wir die meiste Zeit fasteten. Es gab nur Knochen ohne Fleisch, in Salzwasser gekocht, statt Wein dünnes Bier, was uns nötigte, pures Wasser zu trinken. Als wir uns zu Tisch gesetzt hatten, klagten wir über zu große Hitze und ließen uns die Tür zum Gang öffnen, wo viele Leute dauernd hin- und herliefen. Ich ließ mich ganz langsam vom Stuhl sinken und schrie: „Ich sterbe." Frau von Sonsfeld lief schnell herbei, um mir beizustehen, und rief um Hilfe. Die draußen waren und mich in diesem Zustand sahen, hielten mich für tot und verbreiteten dieses Gerücht im ganzen Schloss. Die Klagen der Hofmeisterin und der Meermann bestärkten sie in diesem Gedanken. Ich spielte die Tote eine Stunde lang so gut, dass man schließlich Stahl holen ließ. Bevor er ankam, kam ich wieder zu mir. Tausendmal verfluchte ich innerlich die Notwendigkeit, eine meinem Charakter so entgegengesetzte Rolle zu spielen. Man hatte mich auf mein Bett gelegt; ich bat alle, sich zurückzuziehen und mir ein wenig Ruhe zu lassen. Damit gab ich Frau von Sonsfeld die Zeit, den Arzt vorzuwarnen, welcher der Königin vollkommen ergeben war. Er sagte dann auch, dass ich sehr krank sei. Damit verging der ganze Tag.

Am nächsten Tag hatte ich das Missvergnügen, Eversmann mit seiner hässlichen Visage zu Besuch zu bekommen. Da ich ganz darauf gefasst war, dass er auf jeden Fall kommen würde, um zu überprüfen, ob mein Leiden echt oder gespielt war, hatte ich schon von langer Hand meine Vorkehrungen getroffen und dafür gesorgt, dass mir Serpentinsteine heiß gemacht wurden, die in meinem Bett versteckt waren und die ich benutzen konnte, wenn ein Verdächtiger zu mir käme. Ich hielt sie zwischen meinen Händen, die davon ganz heiß wurden und jedermann glauben machten, ich hätte starkes Fieber und große Hitze. Er kam aus Wusterhausen, wo man ihm schon von dem Vorfall erzählt hatte, der mir tags zuvor passiert war. „Sind Sie sehr krank?", fragte er mich, „geben Sie mir einmal die Hand, damit ich sehe, ob Sie Fieber haben." Ich hielt sie ihm sofort hin. Überrascht, mich so leidend zu finden, fragte er Frau von

Sonsfeld, warum sie Stahl nicht habe holen lassen. „Ich habe es riskiert“, antwortete sie ihm, „denn gestern war die Prinzessin in einem solchen Zustand, dass es keine Zeit zu verlieren galt, um ihr beizustehen; aber ich habe nicht gewagt, ihn auch heute kommen zu lassen, und die Königin deswegen um Erlaubnis gefragt.“ Er zog sie beiseite, ging mit ihr hinaus und sagte zu ihr: „Ich hatte Ihnen doch wie auch der Prinzessin auf Befehl des Königs verboten, die Königin von den Botschaften zu informieren, mit denen er mich für Sie beauftragt hat; Sie haben dennoch beide die Kühnheit gehabt, diesen Befehl zu missachten. Die Königin ist über alles informiert und hat mich wie das Allerletzte behandelt; danken Sie und Ihre Prinzessin meiner Güte, die mich daran hindert, mich zu rächen. Wenn ich den König von alledem hier unterrichtete, würde er Ihnen beiden übel mitspielen. Das wollte ich Ihnen nur nebenbei sagen, damit Ihnen das nicht wieder passiert.“ Mit diesen letzten Worten zog er sich zurück und ersparte Frau von Sonsfeld die Mühe, ihm zu antworten. Ganz aufgelöst kehrte sie in mein Zimmer zurück, um mir diese neue Unvorsichtigkeit der Königin zu erzählen. Ich war wie erstarrt. Wir zweifelten nicht mehr daran, dass sie wiederum mit dem König darüber sprechen würde, was endgültig alles verdorben und uns den allergrößten Gefahren ausgesetzt hätte.

Jeder Tag war von einer Katastrophe gekennzeichnet: Es gab andauernd Verhaftungen, Beschlagnahmen, Exekutionen, was mich befürchten ließ, dass der König seine Drohungen wahrmachen könnte, besonders wenn er den kleinsten Anhaltspunkt fände. Ich wiederhole es noch einmal: Mein eigenes Schicksal bekümmerte mich am wenigsten; das meiner Lieben beanspruchte meine ganze Aufmerksamkeit. Die ganze Nacht lang dachte ich über meine Situation nach: Großer Gott, wie grässlich war sie! Ich sah mich ohne Stütze, denn auf die Königin konnte ich nicht zählen; sie hatte überhaupt keinen Einfluss und brachte mit ihrer Unvorsicht und Indiskretion alles durcheinander. Mein Bruder ging mir nicht aus dem Kopf. Ich hatte den Verdacht, dass man mir etwas über ihn verheimlichte; doch all meine inständigen Bitten waren vergeblich und man antwortete mir immer wieder, er sei für ein Jahr eingesperrt. Da ich von Kattes Tod nichts wusste, fürchtete ich, dass das Verfahren wieder neu aufgenommen würde, mit verhängnisvollem Ausgang. Meine liebe Hofmeisterin bereitete mir lebhafte Sorgen; ich liebte sie zärtlich und wäre lieber gestorben, als sie durch meine beharrliche Weigerung der Gefahr auszusetzen, sich zu den vielen Unglücklichen hinzuzugesellen. Ich fasste also endlich den festen Entschluss, mich für die Anderen zu opfern und den Herzog von Weißenfels zu heiraten, unter der Bedingung allerdings, dass der König mir die Begnadigung meines Bruders gewährte. Die Bekanntgabe meiner Absichten verschob ich auf den Moment, an dem er mir diejenigen schicken würde, von denen Eversmann gesprochen hatte. Sorgfältig verheimlichte ich diesen Plan vor Frau von Sonsfeld, die ihn bestimmt verhindert hätte.

So verbrachte ich sechs oder sieben Tage, nach denen Eversmann mich erneut besuchte. Ich spielte große Schwäche vor, die mich immer noch das Bett hüten ließ. Er richtete mir aus, dass der König darüber Bescheid wusste, dass ich meine Schwestern und die Damen der Königin traf, dass er darüber heftig erzürnt sei und mir verbiete, mein Zimmer zu verlassen und den Kopf am Fenster sehen zu lassen, wenn mir mein Leben lieb sei.

In der Tat waren die Befehle so streng, dass ich in aller Form zur Gefangenen wurde und man niemanden mehr ohne ausdrücklichen Befehl des Königs zu mir einließ. Ich zog meine Schlüsse daraus und kam zu der Ansicht, dass Eversmann trotz seines gespielten Großmutes, schuld daran war. Was mich am meisten störte, war meine vermeintliche Krankheit und den ganzen Tag über das Bett hüten zu müssen. Ich konnte nur mit Unterbrechungen lesen, weil der verfluchte Kerl mich alle Minuten unterbrechen kam und mir mit seinem Herzog von Weißenfels und seinen Drohungen in den Ohren lag.

Unterdessen traf die Königin am Morgen des 22. in Berlin ein. Vor lauter Schauspielerei und Kummer war ich wirklich recht unpässlich. Meine Schwester Charlotte hatte die Erlaubnis erhalten, mich zu sehen; sofort kam sie zu mir gelaufen. Ich liebte sie sehr; sie war geistvoll, lebhaft und sehr sanftmütig. Später hat sie mir meine Freundschaft zu ihr schlecht vergolten. Kaum hatte sie einen Fuß in mein Zimmer gesetzt, sagte sie zu mir: „Haben Sie nicht meinen armen Bruder beklagt und Katte bedauert?“ „Warum?“, entgegnete ich voller Entsetzen. „Wie, Sie wissen nichts davon?“, fuhr sie fort und erzählte mir ganz durcheinander diese beklagenswerte Tragödie. Ich war so ergriffen davon, dass mir das Herz stehen blieb. Doch es ist angebracht, dieses wichtige Ereignis hier zu platzieren.

Der Kriegsrat, der über das Schicksal der beiden Beschuldigten entscheiden sollte, war am 1. November in Potsdam zusammengetreten. Er setzte sich zusammen aus zwei Generälen, zwei Obersten, zwei Oberstleutnants, zwei Majoren, zwei Hauptleuten und zwei Leutnants. Da jedermann sich entschuldigt hatte, um nicht dabei zu sein, ließ der König die ganze Armee Los ziehen. Es fiel auf die Generäle Dönhoff und Linger, die Obersten Derschau und Pannewitz, die Oberstleutnants habe ich vergessen, die Majore Schenck von den Gendarmen und Weier von der Leibgarde des Königs, wie auch auf den Hauptmann Einsiedel von demselben Regiment. Sie gaben alle mit einer Passage aus der Heiligen Schrift ihre Stimme ab. Ich erinnere mich nur noch an diejenige von Dönhoff, der die Trauer Davids anführte der ausrief, als man ihm den Tod Absaloms meldete: „Ach, mein Sohn Absalom, mein Sohn Absalom!“ usw.[31] Er und Linger votierten für Begnadigung, alle anderen jedoch verurteilten, um dem König gefällig zu sein, meinen Bruder und Katte zur Enthauptung – ein unerhörtes Verfahren in einem christlichen, wohlgeordneten Land. Der König hätte das

Urteil vollstrecken lassen, wenn nicht alle ausländischen Mächte für den Prinzen interveniert hätten, insbesondere der Kaiser und die Generalstände. Seckendorff setzte alle Hebel in Bewegung: Da er für das Übel verantwortlich war, wollte er es wiedergutmachen. Er sagte zum König, dass der Prinz zwar sein Sohn sei, aber dem Reich gehöre und Seine Majestät keinerlei Recht über ihn habe. Er hatte größte Mühe, seine Begnadigung zu erreichen. Seine dringenden Bitten schwächten jedoch nach und nach die blutrünstigen Pläne des Königs ab. Grumbkow, der das bemerkte, wollte sich bei meinem Bruder ins rechte Licht rücken: Er begab sich nach Küstrin und veranlasste ihn, zu schreiben und sich dem König zu unterwerfen.
Seckendorff versuchte auch noch, Katte zu retten, doch der König blieb unerbittlich. Sein Urteil wurde am 2. desselben Monats gesprochen. Er nahm es auf, ohne zu erbleichen, und sagte: „Ich unterwerfe mich den Befehlen des Königs und der Vorsehung. Ich werde für eine gute Sache sterben und schaue dem Tod ohne Schrecken ins Antlitz, da ich mir nichts vorzuwerfen habe." Sobald er allein war, rief er Herrn Hartenfeld zu sich, der Wache bei ihm hatte und zu seinen besten Freunden zählte. Er gab ihm die Dose, die das Porträt meines Bruders und das meine enthielt. „Behalten Sie sie", sagte er zu ihm, „und denken Sie manchmal an den armen Katte, aber zeigen Sie sie niemandem, denn das könnte auch nach meinem Tod noch den hohen Persönlichkeiten schaden, die ich hierin gemalt habe." Danach schrieb er drei Briefe, an seinen Großvater, an seinen Vater und an seinen Schwager. Ich habe Kopien davon erhalten und sie Wort für Wort aus dem Deutschen übersetzt:

> Mein hochverehrter Herr Großvater,
> Ich vermag den Schmerz und die Gemütsbewegung nicht auszudrücken, mit der ich diesen Brief schreibe. Ich, der ich der Hauptgegenstand Ihrer Sorgen war, den Sie dazu bestimmt haben, die Stütze Ihrer Familie zu sein, den Sie in einem Denken zum Nutzen und Dienst für den Herrn und den Nächsten erzogen haben, habe nie Ihr Haus verlassen, ohne die Ehre Ihrer Wohltaten und Ratschläge empfangen zu haben. Ich, der ich Trost und Glück Ihres Alters hätte werden sollen, kurz, ich Elender, der ich bin, ich werde Gegenstand Ihres Schmerzes und Ihrer Verzweiflung! Anstatt Sie mit guten Neuigkeiten zu erfreuen, sehe ich mich gezwungen, Ihnen mein Todesurteil anzukündigen, das schon ausgesprochen ist. Nehmen Sie sich mein trauriges Schicksal nicht allzu sehr zu Herzen: Man muss sich den Ratschlüssen der Vorsehung unterwerfen; wenn Sie uns im Unglück prüft, so gibt sie uns doch auch die Kraft, es mit Festigkeit auszuhalten und zu überwinden. Gott ist nichts unmöglich, er kann Beistand leisten, wann immer er will. Ich setze meine ganze Zuversicht auf dieses Höchste Wesen, das immer noch das Herz des Königs

> zur Milde bewegen und mir ebenso gut zur Gnade verhelfen kann, wie ich Strenge erfahren habe. Wenn dies nicht Gottes Wille ist, lobe und preise ich ihn deswegen nicht weniger, bin ich doch überzeugt, dass, was er auch tut, zu meinem Wohl ist. So unterwerfe ich mich mit Ergebenheit dem, was Ihr Einfluss und der Ihrer Freunde bei Seiner Majestät zu erreichen vermögen. Einstweilen bitte ich Sie tausendmal um Verzeihung für meine früheren Sünden, in der Hoffnung, dass Gottes Güte, die den größten Sündern vergibt, sich meiner erbarmen wird. Ich flehe Sie an, seinem Beispiel mir gegenüber zu folgen und mir zu glauben usw.
>
> Den 2. November 1730

Diese Verse hier fand man ins Fenster seines Gefängnisses eingeritzt:

> Zeit und Geduld
> Tilgen die Schuld,
> Katte ist es, der dies schreibt,
> Auf ewig ihm die Hoffnung bleibt,
> Dass er erfahret Gottes Huld.
>
> Darunter stand:
> Wer begierig ist, diese Worte zu lesen, soll erfahren, dass der Verfasser auf Befehl Seiner Majestät am 16. August des Jahres 1730 verhaftet worden ist, nicht ganz ohne die Hoffnung, die Freiheit wiederzuerlangen, obwohl die Art seiner Bewachung ihn Schlimmes ahnen lässt.

Einem Geistlichen, der ihn am nächsten Tag aufsuchte, um ihn auf den Tod vorzubereiten, sagte er: „Ich bin ein großer Sünder; mein übergroßer Ehrgeiz hat mich viele Sünden begehen lassen, die ich von ganzem Herzen bereue. Ich habe mich auf mein Glück verlassen. Die Gunst des Kronprinzen hat mich derart geblendet, dass ich mir selbst zum Unbekannten wurde. Nun aber erkenne ich, dass alles eitel ist. Ich empfinde heftige Reue wegen meiner Sünden und wünsche den Tod herbei als den einzigen Weg, der mich zu gleichbleibender, ewiger Glückseligkeit führen wird.“ Er verbrachte diesen und den folgenden Tag mit derartigen Gesprächen.
Am Abend des folgenden Tages kam Major Schenck mit der Nachricht, dass das Urteil in Küstrin vollstreckt werden sollte und die Karosse wartete, die ihn dorthin bringen sollte. Er erschien ein wenig erstaunt über diese Nachricht, gewann aber gleich wieder seine Fassung und folgte mit heiterem Gesicht Herrn von Schenck, der mit zwei weiteren Wachoffizieren mit ihm in die Karosse stieg. Eine starke Abteilung die-

ses Korps eskortierte sie bis Küstrin. Herr von Schenck, der sehr betroffen war, sagte zu ihm, dass er es sehr bedauere, mit einer so traurigen Aufgabe betraut zu sein. „Ich habe den Befehl Seiner Majestät", fuhr er fort „bei Ihrer Exekution anwesend zu sein; zweimal habe ich diese schlimme Aufgabe abgelehnt, doch man muss gehorchen; Gott weiß, was mich das kostet! Möge es dem Himmel gefallen, dass der König seinen Sinn ändert und ich die Freude hätte, Ihnen Ihre Begnadigung anzukündigen." Katte erwiderte ihm: „Sie sind zu gütig, aber ich bin zufrieden mit meinem Los. Ich sterbe für einen Herrn, den ich liebe, und tröste mich damit, ihm durch mein Ableben den stärksten Treuebeweis zu geben, den man verlangen kann. Ich vermisse die Welt nicht, ich werde mich einer Glückseligkeit ohne Ende erfreuen." Unterwegs nahm er Abschied von den beiden Offizieren, die bei ihm waren, und all denen, die ihn eskortierten. Er kam um neun Uhr morgens in Küstrin an, wo man ihn geradewegs zum Schafott brachte.

Am Vortag hatten General Lepel, der Gouverneur der Festung, und der Präsident Münchow meinen Bruder in einen Raum geführt, den man extra für ihn in einer Etage vorbereitet hatte, die unter der lag, wo er einquartiert war. Er fand dort ein Bett und Möbel vor. Die Fenstervorhänge waren herabgelassen, was ihn zunächst daran hinderte zu sehen, was sich draußen ereignete. Man brachte ihm einheitlich braune Kleidung, die man ihn anzuziehen nötigte. Ich habe vergessen zu sagen, dass man Katte die Gleiche gegeben hatte. Dann hob der General die Vorhänge hoch und gab ihm den Blick frei auf ein Schafott, das ganz schwarz war und bis zur Höhe des Fensters reichte, das man verbreitert hatte und von dem die Gitter entfernt waren. Danach zogen er und Münchow sich zurück. Dieser Anblick und die Betroffenheit Münchows machten meinen Bruder glauben, dass man sein Todesurteil verkünden würde und diese Vorbereitungen für ihn getroffen würden, was ihn in heftige Bestürzung versetzte.

Herr von Münchow und General Lepel betraten am Morgen sein Zimmer einen Moment, bevor Katte erschien, und bereiteten ihn so gut wie möglich auf diese furchtbare Szene vor. Er soll unendlich verzweifelt gewesen sein. Währenddessen erwies Schenck Katte denselben Dienst. Als sie die Festung betraten, sagte er zu ihm: „Bleiben Sie stark, mein lieber Katte, Sie werden eine schreckliche Prüfung ertragen; Sie sind in Küstrin und werden den Kronprinzen sehen." Er entgegnete ihm: „Sagen Sie besser, dass ich den größten Trost bekommen werde, den man mir gewähren kann." Mit diesen Worten bestieg er das Schafott. Da zwang man meinen Bruder, sich ans Fenster zu begeben. Er wollte sich hinausstürzen, doch man hielt ihn zurück. „Ich beschwöre Sie, im Namen Gottes", sagte er zu denen, die ihn umringten, „die Hinrichtung aufzuschieben, ich will dem König schreiben, dass ich bereit bin, auf alle meine Rechte auf die Krone zu verzichten, wenn er Katte begnadigt." Herr von Mün-

chow schloss ihm mit seinem Taschentuch den Mund. Er richtete den Blick auf Katte und sagte zu ihm: „Wie unglücklich bin ich, mein lieber Katte, ich bin schuld an Ihrem Tod, wäre ich doch um Gottes Willen an Ihrer Stelle!“ Er entgegnete: „Ach, Monseigneur, hätte ich tausend Leben, ich opferte Sie Ihnen.“ Zugleich kniete er nieder. Einer seiner Bediensteten wollte ihm die Augen verbinden, doch er wollte es nicht zulassen. Dann erhob er seine Seele zu Gott und rief: „Mein Gott, ich lege meine Seele in Deine Hände.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, fiel sein Kopf, von einem Hieb getrennt, zu seinen Füßen. Im Fallen streckte er seine Arme in Richtung auf das Fenster aus, an dem mein Bruder gewesen war. Er war nicht mehr dort; ein starker Schwächeanfall hatte die Herren gezwungen, ihn auf sein Bett zu legen. Dort lag er einige Stunden ohne Bewusstsein. Als er wieder zu sich gekommen war, war das Erste, was er erblickte, der blutige Leichnam des armen Katte, den man so hingelegt hatte, dass er ihn unvermeidlich sehen musste. Das rief einen zweiten Schwächeanfall hervor, von dem er sich nur erholte, um darauf heftiges Fieber zu bekommen. Entgegen den Befehlen des Königs ließ Herr von Münchow die Fenstervorhänge schließen und Ärzte holen, die ihn in großer Gefahr vorfanden. Er wollte nichts von dem nehmen, was sie ihm gaben. Er war völlig außer sich und derart aufgebracht, dass er sich getötet hätte, wenn er nicht daran gehindert worden wäre. Man glaubte, ihn mit Hilfe der Religion wieder zu sich zu bringen, und holte einen Geistlichen, um ihn zu trösten. Es war alles umsonst und seine heftigen Zuckungen beruhigten sich erst, als seine Kräfte erschöpft waren. Tränen folgten diesen schrecklichen Aufwallungen. Nur mit äußerster Mühe gelang es, ihn dazu zu überreden, die Medikamente zu nehmen. Man schaffte es nur dadurch, dass man ihm vor Augen hielt, dass er, wenn er darauf bestand, sterben zu wollen, auch noch den Tod der Königin und den meinen auslösen würde. Lange Zeit war er in tiefe Schwermut versunken und drei ganze Tage lang in Lebensgefahr. Der Leichnam Kattes blieb bis zum Sonnenuntergang auf dem Schafott liegen. Er wurde in einem Bollwerk der Festung begraben. Am Tag danach verlangte der Henker seine Entlohnung für diese Hinrichtung vom Marschall von Wartensleben, was ihn beinahe vor Kummer zu Tode brachte.

Drei oder vier Tage später erhielt Grumbkow, wie schon erwähnt, die Erlaubnis des Königs, nach Küstrin zu fahren. Er ging mit unterwürfiger, ehrfurchtsvoller Miene zu ihm hinein und sagte zu ihm: „Ich komme nur, um Ihre Königliche Hoheit um Verzeihung zu bitten für das schonungslose Verhalten, das ich Ihnen gegenüber bis heute an den Tag gelegt habe. Ich war dazu gezwungen, um den Befehlen des Königs zu gehorchen; ich habe sie sogar genauestens ausgeführt, um eher in der Lage zu sein, Monseigneur, Ihnen zu Diensten zu sein. Der Schmerz, den man Ihnen mit dem Tod Kattes zugefügt hat, tut Seckendorff und mir unendlich leid. Wir haben alle An-

strengungen unternommen, um ihn zu retten, doch vergebens. Wir werden sie verdoppeln, um Sie mit dem König zu versöhnen, aber Ihre Königliche Hoheit muss auch selbst daran mitwirken und mich mit einem Brief voller Ergebenheitsbekundungen betrauen, den ich dem König vorlegen und mit allen meinen Kräften unterstützen werde." Mein Bruder entschloss sich nur mit großer Mühe zu diesem Schritt, unternahm ihn aber immerhin.

Grumbkow zeichnete ein so ergreifendes Bild von seiner traurigen Situation, dass er das Herz des Königs rührte, der ihm Gnade gewährte. Er wurde am 12. November aus der Festung entlassen, durfte aber die Stadt nicht verlassen. Der König verlieh ihm den Titel eines Kriegsrates mit dem Befehl, regelmäßig an den Beratungen der Finanz- und Domänenkammer teilzunehmen. Er hatte dort seinen Platz hinter dem letzten der Kriegsräte. Er ordnete ihm drei Juristen zu: Die Herren von Vollen, Rowedel und Natzmer. Letzterer war der Sohn des Marschalls. Er hatte Verstand und war welterfahren, denn er war viel gereist, doch er war ein richtiger Lackaffe. Ich muss unbedingt hier eine Anekdote zu seinem Übermut einstreuen.

Als er in Wien im Vorzimmer des Kaisers war, gewahrte er auch den Herzog von Lothringen, den späteren Kaiser, in einer Ecke des Zimmers, wie er gähnte. Ohne die Unverschämtheit seines Tuns zu bedenken, läuft er zu ihm hin und steckt ihm den Finger in den Mund. Der Herzog war etwas erstaunt darüber, machte jedoch, weil er den sehr strengen Sinn Karls VI. für die Etikette kannte, kein Aufhebens davon und begnügte sich damit, ihm zu sagen, er habe sich wohl vergriffen.

Die beiden anderen Herren waren anständige Leute, doch ziemlich schwer von Begriff. Die Ausgaben für meinen Bruder waren sehr niedrig angesetzt. Man verbot ihm jegliche Zerstreuung, besonders das Lesen und auch, Französisch zu reden und zu schreiben. Der ganze Adel der Nachbarschaft legte zusammen, um zu seiner Tafel beizutragen, wie auch die Berliner Hugenotten, die ihm Wäsche und Erfrischungen schickten. Man hatte große Mühe, seine düstere Stimmung zu zerstreuen. Er wollte die braune Kleidung nicht ausziehen, die er in der Festung erhalten hatte, bis sie nur noch aus Fetzen bestand, weil es die Gleiche wie die von Katte war. Trotz aller strengen Verbote des Königs erging es ihm ganz gut, weil seine Umgebung so tat, als bemerke sie nicht, was er tat.

Die Freilassung meines Bruders dämpfte ein wenig meinen Schmerz und bereitete mir lebhafte Freude. Die Königin aber verstärkte ihn noch durch ihre Gegenwart. Sie erzählte mir von jedem Kummer, den sie in Wusterhausen hatte erdulden müssen, und von ihren Ängsten um meinen Bruder. Ich weinte und lachte abwechselnd je nach den Umständen, in denen sie sich befunden hatte. Sie setzte ihre Besuche während der Abwesenheit des Königs fort und hörte nicht auf, mich mit Zukunftssorgen zu behelligen. „Nächsten Monat reise ich nach Potsdam", sagte sie zu mir, „man hat mich

gewarnt, dass man Schreckliches gegen Sie vorhat: Man wird Ihnen die Sonsfeld wegnehmen, die Sie ganz in Ungnaden gefallen verlassen wird, und Ihnen an ihrer Stelle suspekte Leute geben; vielleicht wird man Sie sogar in eine Festung schicken. Bereiten Sie sich schon jetzt darauf vor und wappnen sich mit Standfestigkeit. Weigern Sie sich standhaft zu heiraten und überlassen Sie alles Weitere mir. Wenn Sie meinen Ratschlägen folgen, gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, Sie in England zu verheiraten.“ Ich versprach ihr alles, was sie wollte, um sie zu beruhigen, doch mein Entschluss, dem König zu gehorchen, stand fest. Der unterbrach unsere Treffen; er kam, um das Weihnachtsfest in Berlin zu verbringen, und blieb etwa zwei Wochen da. So endete dieses traurige, seiner verhängnisvollen Ereignisse wegen denkwürdige Jahr.

Das Jahr 1731, das ich nun beginne, war noch viel härter für mich; dennoch wurde in seinem Verlauf der Grundstein für das Glück meines Lebens gelegt. Der König kehrte am 11. Januar nach Potsdam zurück, wohin ihm die Königin am 28. folgte. Während der kurzen Zeit, die sie in Berlin blieb, versuchte Herr von Sastot, ihr Oberkammerherr und naher Verwandter Grumbkows, sie zu versöhnen. Grumbkow, der weit schlauer als er und ganz entschlossen war, sich seiner als Deppen zu bedienen, nutzte diese Gelegenheit, um an sein Ziel zu gelangen. Er beauftragte ihn, der Königin alle erdenklichen Avancen von seiner Seite zu machen und ihr zu versichern, wenn sie ihm vertrauen wolle, würde er es auf sich nehmen, meine Heirat mit dem Prinzen von Wales erfolgreich zum Abschluss zu bringen. Die Königin, die sich gern etwas vormachte, fiel vollkommen darauf herein und innerhalb von zwei Tagen waren sie die dicksten Freunde. Die Königin vertraute mir das sofort an. Grumbkow war auf einmal der größte Ehrenmann geworden und sie schob die ganze Vorgeschichte auf Seckendorff und das üble Verhalten des Chevalier Hotham. Ich war außerordentlich überrascht über diese Neuigkeit, die bei mir die Alarmglocken läuten ließ, konnte ich mir die Folgen doch gut ausmalen. Weil ich aber wusste, dass die Königin keinen Widerspruch duldete, verheimlichte ich ihr meine Gedanken.
Am Tag vor ihrer Abreise sagte sie, fest den Blick auf mich gerichtet, zu mir: „Ich will mich von Ihnen verabschieden, liebe Tochter. Ich hoffe, dass Grumbkow mir Wort hält und verhindert, dass man Sie während meines Aufenthalts in Potsdam behelligt; weil man aber die Zukunft nicht immer vorhersehen kann und Grumbkow aus politischen Gründen auf Seckendorff sehr stark Rücksicht nehmen muss, um ihn dann umso leichter täuschen zu können, verlange ich als Einziges, was mich während meiner Abwesenheit beruhigen kann, von Ihnen, dass Sie mir bei Ihrem ewigen Seelenheil schwören, niemand Anderen als den Prinzen von Wales zu heiraten. Sie sehen also, dass ich nichts verlange, was nicht recht und billig ist, und so zweifle ich auch nicht, dass Sie mir diese Freude machen.“ Dieser Vorschlag machte mich sprachlos;

ich glaubte, ihn umgehen zu können, indem ich ihr erklärte, wenn Grumbkow auf ihrer Seite sei, gebe es für mich nichts mehr zu befürchten, und ich sei überzeugt, dass er meine Heirat betreibe, da er es ja versprochen habe. Die Königin ließ sich von dieser Antwort überhaupt nicht ablenken und bestand auf dem Schwur. Glücklicherweise kam mir ein guter Einfall, dem ich folgte, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen. „Ich bin Kalvinistin", sagte ich zu ihr, „und Ihre Majestät weiß genau, dass die Prädestinationslehre einer der wichtigsten Glaubensartikel meiner Religion ist. Mein Los ist im Himmel geschrieben: Wenn die Vorsehung in ihren ewigen Ratschlüssen festgelegt hat, dass ich in England verheiratet werde, sind weder der König noch irgendeine andere menschliche Macht in der Lage, es zu verhindern; wenn sie dagegen einen anders lautenden Ratschluss gefällt hat, sind alle Mühen und Anstrengungen Ihrer Majestät in dieser Richtung vergeblich. Ich will also keinen unbesonnenen Schwur leisten, den ich vielleicht nicht halten könnte, und nicht sündigen, indem ich gegen die Prinzipien meines Gewissens und Glaubens verstoße. Alles was ich versprechen kann, ist, mich dem Willen des Königs nur in äußerster Not zu beugen." Die Königin konnte nichts darauf erwidern; ich sah, dass meine Antwort sie verärgert hatte, ließ mir aber nichts anmerken. Beim Abschied waren wir alle beide gerührt; mir zersprang das Herz und ich konnte mich nicht von ihr trennen, ich liebte sie bis zur Anbetung und sie hatte auch wirklich viele gute Eigenschaften. Wir kamen überein, der Rammen unwichtige Briefe zu übergeben und uns der Frau des Kammerdieners zur Übermittlung der Bedeutsamen zu bedienen.

Ich habe einen ganz wichtigen Punkt vergessen. Die Bülow hatte vor ihrer Abreise nach Litauen eine lange Unterredung mit Boshart, dem Kaplan der Königin, während der sie ihm den Charakter der Rammen und alle ihre Intrigen verraten hatte. Der Geistliche, der mit vielen Leuten umging, hatte schon einmal etwas davon gehört. Er beschloss, die Königin davon zu unterrichten, und hatte das Glück, sie derart eindeutig von den niederträchtigen Machenschaften dieser Frau zu überzeugen, dass sie ihm versprach, ihr nur noch das anzuvertrauen, was dem König zu Ohren kommen sollte. Sie erzählte uns sofort, was Boshart ihr gesagt hatte, und gestand uns dabei ein, dass sie wohl unser Misstrauen gegenüber dieser Kreatur bemerkt habe, sich jedoch nicht habe vorstellen können, dass sie zu einer solchen Niedertracht fähig sei. Wir rieten ihr, auf einen Schelm einen halben zu setzen, ein freundliches Gesicht ihr gegenüber aufzusetzen und ihr so lange wie möglich etwas weiszumachen.

Ich war sehr traurig nach der Abreise der Königin, eingeschlossen in mein Schlafzimmer, wo ich niemanden sah, fastete immer noch und war halb verhungert. Ich las, solange es hell war, und notierte mir Anmerkungen zu meinen Lektüren. Meine Gesundheit wurde immer schwächer: Mangels Nahrung und Körperbewegung magerte ich zum Skelett ab.

Grumbkow als falscher Freund und Heiratsvermittler

Eines Tages, als Frau von Sonsfeld und ich bei Tisch waren und uns traurig anschauten, weil wir außer einer Wassersuppe und einem Ragout aus alten Knochen voller Haare und Dreck nichts zu essen hatten, hörten wir es ziemlich heftig ans Fenster klopfen. Überrascht sprangen wir auf, um zu sehen, was es war. Wir fanden eine Krähe, die ein Stück Brot im Schnabel trug; sie legte es auf dem Sims des Fensterkreuzes hin, sobald sie uns sah, und flog davon. Als wir das sahen, stiegen uns die Tränen in die Augen. „Unser Los ist beklagenswert", sagte ich zu meiner Hofmeisterin, „wenn es schon nicht mit Vernunft begabte Wesen anrührt: Sie haben mehr Mitleid mit uns als die Menschen, die uns so grausam behandeln. Nehmen wir diesen Vogel als Vorzeichen, unsere Situation wird sich ändern. Ich lese gerade die Geschichte Roms und habe dort gefunden", fuhr ich im Scherz fort, „dass ihr Kommen Glück bringt." Im Übrigen hatte das, was ich gerade erzählt habe, eine ganz natürliche Ursache: Die Krähe war zahm und gehörte dem Markgrafen Albert; sie hatte sich vielleicht verirrt und suchte nach ihrem Nest. Meine Bediensteten freilich fanden diese Begebenheit so erstaunlich, dass sie binnen kurzer Zeit in der ganzen Stadt verbreitet wurde, was bei der Kolonie der Franzosen ein solches Mitleid mit meinen Leiden hervorrief, dass sie mir trotz des Risikos, sich den Unmut des Königs zuzuziehen, täglich etwas zu essen in Körben schickten, die sie vor meiner Garderobe abstellten und die von der Meermann geleert wurden. Dies und ihr Einsatz für meinen Bruder flößten mir große Hochachtung für diese Nation ein, der Hilfe und Schutz zu bieten, wann immer ich Gelegenheit dazu finde, ich mir zum Prinzip gemacht habe. So verlief der ganze Monat Februar. Die Königin bedrängte Grumbkow derart mit Bitten, dass er schließlich für mich die Erlaubnis erwirkte, dass ich meine Schwestern und die Damen der Herrscherin wiedersehen konnte. Zu dieser Zeit genoss ich vollkommene Ruhe, abgesehen von der Angst um meinen Bruder und hörte nichts mehr von den mir verhassten Heiraten. Meine kleine Gesellschaft war angenehm und gefällig; nach und nach gewöhnte ich mich an meine Zurückgezogenheit und wurde geradezu philosophisch.

Die Königin schrieb mir von Zeit zu Zeit über das, was sich ereignete. Sie stand weiterhin auf bestem Fuß mit Grumbkow. Sie teilte mir mit, dass er mit Zustimmung des Königs einen letzten Versuch in England unternehmen wollte und sie sich davon sehr viel versprach. Ich war nicht ihrer Ansicht. Ich konnte nicht begreifen, wie sie einem Mann trauen konnte, für den es eine Ehre war, alle Welt zu täuschen, und der sie bis dahin unaufhörlich verfolgt hatte. Ich ahnte voraus, dass diese große Freundschaft ein schlimmes Ende nehmen und sie die Geprellte sein würde. Mit meinen Ahnungen lag ich richtig. Ende März begann der König wieder, die Königin mit meiner Heirat zu plagen. Sie informierte mich sofort darüber und klagte, wie sehr sie unter seiner schlechten Laune zu leiden habe. Er beschimpfte sie in aller Öffentlichkeit bei Tisch und schien mehr denn je gegen meinen Bruder und mich aufgebracht, ohne

dass sie wusste warum. Grumbkow schob die Schuld auf Seckendorff und machte ihr weis, dass der Botschafter dem König von seinem guten Einvernehmen mit ihr berichtet und dadurch seinen Einfluss verringert habe.
Ich hatte seit neun Monaten nicht mehr an den Sakramenten teilgenommen, weil ich vom König nicht die Erlaubnis dazu erhalten hatte. Die Königin erlaubte mir, ihm zu schreiben, um ihn um diese Gnade zu bitten. Trotz ihrer Verbote bezeugte ich ihm meinen Schmerz, bei ihm in Ungnade gefallen zu sein. Mein Brief war höchst rührend und hätte ein Herz aus Stein erweichen können. Seine einzige Antwort war, dass er der Königin sagte, dass seine Kanaille von Tochter zum Abendmahl gehen könne. Er gab Eversmann die entsprechenden Befehle und nannte ihm den Geistlichen, der dieses Amt ausüben sollte. All das vollzog sich heimlich in meinem Zimmer; auch Eversmann war bei dieser frommen Zeremonie zugegen. Jedermann hielt das für ein gutes Vorzeichen der Aussöhnung, da der König ebenso mit meinem Bruder verfahren war, bevor er aus der Festung herauskam.
Mittlerweile hatte Grumbkow auf Befehl des Königs nach England geschrieben. Er hatte sich an Reichenbach gewandt, um ihn mit der Bitte um eine offizielle Erklärung zu meiner Heirat mit dem Prinzen von Wales zu beauftragen; doch er hatte dafür gesorgt, ihm für jenen geheime Instruktionen mitzugeben, um sie scheitern zu lassen.
Unterdessen nahm Eversmann seine Besuche wieder auf. Eines Tages richtete er mir Grüße von der Königin aus und sagte zu mir, als ich mich nach ihrer Gesundheit und der des Königs erkundigte: „Er ist in ganz übler Stimmung und die Königin ist traurig, ohne dass ich den Grund wüsste. Ich bin schrecklich überarbeitet. Der König hat mir befohlen, die Prunkgemächer aufzuräumen und neues Silberzeug hineinzubringen. Es wird über Ihnen sehr laut zugehen, Madame, denn es werden dort mehrere Feste vorbereitet. Die Hochzeit der Prinzessin Sophie mit dem Prinzen von Bayreuth soll bald gefeiert werden. Der König hat viele fremde Gäste eingeladen: den Herzog von Württemberg, den Herzog, die Herzogin und den Prinzen Karl von Bevern, den Prinzen von Hohenzollern und viele Andere. Wie ich Sie bemitleide“, fuhr er fort, „dass Sie bei diesen Vergnügungen nicht dabei sein werden; denn der König hat gesagt, er dulde nicht, dass Sie in seiner Gegenwart erscheinen.“ Ich erwiderte ihm: „Damit kann ich mich leicht abfinden; aber ich werde mich nie damit abfinden, in seiner Ungnade zu sein, und ich werde nicht ruhen, bis er mich wieder in Gnaden aufgenommen hat.“ Ich machte mir über diese Unterhaltung keine großen Gedanken, aber Frau von Sonsfeld schien mir darüber besorgt. „Es zieht ein neues Gewitter auf“, sagte sie zu mir, „Grumbkow hält die Königin bestimmt zum Narren und ich fürchte sehr, Madame, dass all diese Vorbereitungen für Sie bestimmt sind. In Gottes Namen, bleiben Sie fest und machen sich nicht unglücklich. Man hat den Prinzen von Bayreuth für Sie auserkoren; halten Sie Ihre Antwort schon im Voraus bereit, denn ich

fürchte, dass die Bombe platzt, wenn Sie es am wenigsten erwarten.“ Da ich ihr auf keinen Fall meine Absichten erzählen wollte, antwortete ich ihr nur vage darauf.
Die Antworten aus England waren eingetroffen; die Königin informierte mich umgehend davon. Reichenbach hatte Grumbkows Instruktionen sehr gut ausgeführt. Er sprach von Seiten des Königs derart hochmütig zu den englischen Ministern, dass diese, die ja schon höchst verärgert über den Affront gegenüber dem Chevalier Hotham waren, die Erklärung als eine weitere Beleidigung auffassten. Der König von England war außer sich darüber. Er hielt es jedoch für notwendig, seine Antwort vor dem Prinzen von Wales und dem Rest der Nation zu verheimlichen. Er antwortete dem König, er verzichte niemals auf die Heirat meines Bruders mit seiner Tochter und wenn diese Bedingung nicht nach seinem Geschmack sei, würde er den Prinzen von Wales noch vor Jahresende verheiraten. Der König, mein Vater, schrieb ihm postwendend, er sei entschlossen, mich in den nächsten beiden Monaten zu verheiraten, und er bereite alles dazu vor. Die Königin war über diesen Bruch verzweifelt, wie man sich wohl vorstellen kann, doch irgendeinen Hoffnungsfunken hatte sie noch, denn sie mahnte mich immer noch, hart zu bleiben und alle Partien zurückzuweisen, die man mir vorschlagen würde.
Sieben oder acht Tage später kam Eversmann zu mir. Er setzte eine heuchlerische Miene auf und wollte den dienstbaren Geist spielen. „Ich habe Sie geliebt“, sagte er zu mir, „seit Sie auf der Welt sind, ich habe Sie tausendmal auf meinen Armen getragen und Sie waren jedermanns Liebling. Trotz aller harten Worte, die ich Ihnen von Seiten des Königs gesagt habe, bin ich immer noch Ihr Freund; ich will Ihnen heute einen Beweis dafür geben und Sie von dem unterrichten, was vor sich geht: Ihre Heirat mit dem Prinzen von Wales hat sich völlig zerschlagen. Die Antwort, die man dem König gab, hat ihn in Wut versetzt; er lässt die Königin zittern und zagen; sie ist spindeldürr geworden. Er ist erneut zornig auf den Kronprinzen und sagt, man habe ihn und Katte nicht richtig verhört und es gebe etliche wichtige Umstände, die er nicht kenne und noch ergründen wolle. Ihre Heirat mit dem Herzog von Weißenfels ist beschlossene Sache. Ich sehe das größte Unglück voraus, wenn Sie sich weiterhin beharrlich weigern: Der König wird gegen die Königin, gegen den Kronprinzen und gegen Sie zu den schärfsten Maßnahmen greifen. Binnen kurzem werden Sie erfahren, ob ich lüge oder die Wahrheit sage. Es ist an Ihnen, darüber nachzudenken, was Sie zu tun gedenken.“ Meine Antwort war dieselbe wie immer; es war ein Refrain, den ich durch stetige Wiederholung auswendig gelernt hatte. Er zog sich also ziemlich unzufrieden zurück.
An demselben Nachmittag erhielt ich einen Brief der Königin, der mir das bestätigte, was Eversmann gerade gesagt hatte. Die Frau des Kammerdieners händigte ihn mir persönlich aus und zeigte mir noch einen ihres Ehemannes, der ihr schrieb:

> Es ist unmöglich, Ihnen die beklagenswerte Lage zu beschreiben, in der sich die Königin befindet: Beinahe hätte sich der König gestern zu schlimmen Ausfällen gegen sie hinreißen lassen, wollte er sie doch mit dem Stock schlagen. Er ist wütender denn je auf den Kronprinzen und die Prinzessin. Gott erbarme Dich unser in unserer tiefen Not!

Am nächsten Tag, dem 10. Mai, dem denkwürdigsten Tag meines Lebens, kam Eversmann erneut zu Besuch. Kaum war ich wach, erschien er schon vor meinem Bett. „In diesem Augenblick komme ich aus Potsdam zurück", sagte er zu mir, „wo ich gestern hinfahren musste, nachdem ich von Ihnen fortgegangen war. Ich konnte mir nicht vorstellen, welche dringende Angelegenheit mich so eilig dorthin rief. Ich fand den König und die Königin zusammen. Die Königin weinte heiße Tränen und der König schien sehr erzürnt. Sobald er mich erblickte, befahl er mir, so schnell wie möglich hierhin zurückzukehren, um die nötigen Einkäufe für Ihre Hochzeit zu machen. Die Königin wollte einen letzten Versuch machen, um den Schlag abzuwenden und ihn zu besänftigen, aber je dringender sie ihn anflehte, desto ärgerlicher wurde er. Er schwor bei allen Teufeln der Hölle, Frau von Sonsfeld unehrenhaft zu entlassen, und um an ihr ein Exempel zu statuieren, wolle er sie öffentlich an allen Straßenecken der Stadt auspeitschen lassen. ‚Denn sie allein', sagte er, ‚ist schuld an Ihrem Ungehorsam.' Und was Sie angehe, wenn Sie sich nicht unterwürfen, würde man Sie in eine Festung bringen; und ich darf Sie warnen, die Pferde dafür sind schon bestellt." Dann sagte er zu Frau von Sonsfeld gewandt: „Ich bedauere Sie von ganzem Herzen, zu einer solchen Schande verurteilt zu werden, doch es hängt von der Prinzessin ab, sie Ihnen zu ersparen. Ich gebe freilich zu, dass Sie ein schönes Schauspiel abgeben werden und das Ihren Rücken hinablaufende Blut dessen Weiße noch deutlicher herausstellen und einen reizenden Anblick bieten wird." Man hätte aus Stein sein müssen, um solche Worte kaltblütig mit anzuhören. Ich nahm mich dennoch zusammen und versuchte, die Unterhaltung zu beenden, ohne darauf einzugehen.
Diese schönen Neuigkeiten teilte ich den Damen der Königin mit. Sie fragten mich, welche Entscheidung ich unter so bedrückenden Umständen treffen wolle. „Die zu gehorchen", antwortete ich ihnen, „vorausgesetzt man schickt mir einen anderen als Eversmann, dem ich, das ist mein fester Entschluss, niemals meine Antwort geben werde. Nach der schrecklichen Tragödie Kattes und den vielen anderen Gewaltakten zweifle ich an keiner Drohung mehr. Die Bülow und Duhan waren genauso unschuldig wie Frau von Sonsfeld und dennoch hat man sie nicht verschont. Im Übrigen veranlassen mich der Gedanke an meine Mutter und meinen Bruder absolut zu der Entscheidung, all diese häuslichen Zwistigkeiten zu einem Ende zu bringen." Frau von Sonsfeld, die mich belauscht hatte, warf sich mir zu Füßen und rief: „In

Ein aufgezwungener Kompromisskandidat: der Erbprinz von Bayreuth

Gottes Namen, lassen Sie sich doch nicht einschüchtern! Ich kenne Ihr gutes Herz, Sie befürchten mein Unglück und stürzen mich dennoch hinein, wenn Sie sich für den Rest Ihrer Tage unglücklich machen wollen. Ich habe keine Angst, ich habe ein reines Gewissen und bin die glücklichste Frau auf der Welt, wenn ich Sie auf meine Kosten selig machen kann." Um sie zu beruhigen, tat ich so, als änderte ich meine Meinung. Um fünf Uhr abends brachte mir die Frau des Kammerdieners einen Brief; er war an demselben Morgen geschrieben. Das ist der Wortlaut:

> Alles ist verloren! Meine liebe Tochter, der König will Sie verheiraten, koste es, was es wolle. Ich habe mehrere schreckliche Angriffe in dieser Sache erleiden müssen, doch weder meine Bitten noch meine Tränen haben irgendetwas ausgerichtet. Eversmann hat den Befehl, die Einkäufe für Ihre Hochzeit zu tätigen. Sie müssen sich darauf gefasst machen, die Sonsfeld zu verlieren; er will sie in Schande entlassen, wenn Sie nicht gehorchen. Man wird Ihnen jemanden schicken, um Sie zu überreden. In Gottes Namen, gehen Sie auf nichts ein! Ich werde Sie zu unterstützen wissen. Das Gefängnis ist besser als eine schlechte Heirat. Adieu, liebe Tochter, ich setze voll und ganz auf Ihre Standfestigkeit.

Frau von Sonsfeld wiederholte erneut ihre dringenden Bitten und bestürmte mich, um mich dazu zu bringen, die Befehle der Königin zu befolgen. Um mich diesen Plagen zu entziehen, ging ich in mein Zimmer zurück, wo ich mich vor mein Spinett setzte und so tat, als würde ich komponieren. Kaum war ich einen Augenblick dort, als ich einen Bediensteten eintreten sah, der mir mit erschrockenem Gesicht sagte: „Mein Gott, Madame, es sind vier Herren da, die Sie im Auftrag des Königs sprechen wollen." „Wer sind sie?", sagte ich ganz hastig zu ihm. „Ich habe mich so erschrocken, dass ich nicht darauf Acht gegeben habe", antwortete er mir. Da rannte ich in den Raum, wo die Anderen waren. Sobald ich ihnen gesagt hatte, worum es ging, flüchteten alle. Die Hofmeisterin, die diesen unwillkommenen Besuch empfangen hatte, kam, gefolgt von diesen Herren, zurück. „Im Namen Gottes", sagte Sie mir im Vorbeigehen, „lassen Sie sich nicht einschüchtern." Ich ging in mein Schlafzimmer hinüber, das sie sofort betraten. Es waren die Herren von Borck, Grumbkow, sein Schwager Podewils und ein Vierter, den ich nicht kannte, der aber, wie ich später erfuhr, der Staatsminister Thulemeier war, der bis dahin die Interessen der Königin vertreten hatte. Sie hießen meine Hofmeisterin, sich zurückzuziehen und schlossen ganz sorgfältig die Tür. Ich will gestehen, dass ich trotz meiner ganzen Entschlossenheit eine furchtbare Aufregung verspürte, als ich den Moment der Lösung meines Schicksals kommen sah, und ohne den Stuhl, den ich mitten im Zimmer als Stütze fand, wäre ich zu Boden gefallen.

Grumbkow ergriff als erster das Wort und sagte zu mir: „Wir kommen auf Befehl des Königs. Er hat sich bis jetzt erweichen lassen, in der Hoffnung, Ihre Heirat mit dem Prinzen von Wales noch bewerkstelligen zu können. Ich war selbst mit den Verhandlungen beauftragt und habe mein Möglichstes getan, um den Londoner Hof dazu zu bringen, einer einfachen Heirat zuzustimmen. Aber anstatt auf die vorteilhaften Vorschläge des Königs, meines Herren, gebührend zu reagieren, hat er lediglich eine verächtliche Ablehnung erteilt, indem der König von England ihm erklärte, er werde seinen Sohn vor Jahresende verheiraten. Seine Majestät, über diese Vorgehensweise sehr pikiert, hat darauf mit der Versicherung an die Adresse des Königs, seines Schwagers, geantwortet, dass Ihre Hochzeit binnen drei Monaten vollzogen würde. Sie sehen wohl ein, Madame, dass er das keinesfalls dementiert sehen möchte, und obwohl er als Vater und Souverän sich derlei Diskussionen mit Ihnen ersparen könnte, will er sich dennoch so weit herablassen, Ihnen die Schande für Sie und für ihn vor Augen zu führen, noch weiterhin der Spielball Englands zu sein. Sie wissen genau, Madame, dass die Sturheit dieses Hofes für das ganze Unglück Ihres Hauses verantwortlich ist. Die Intrigen der Königin und ihr hartnäckiger Widerstand gegen den Willen des Königs haben ihn dermaßen gegen sie aufgebracht, dass man täglich auf einen totalen Bruch zwischen ihnen gefasst sein muss. Denken Sie, Madame, an das Unglück des Kronprinzen und so vieler anderer Leute, die der König seinen Zorn hat spüren lassen. Der arme Prinz führt ein elendes Leben in Küstrin. Der König ist immer noch so wütend auf ihn, dass er bedauert, Katte sterben lassen zu haben, weil er, so sagt er, aus ihm noch eindeutigere Aufschlüsse hätte herausholen können. Er verdächtigt den Kronprinzen immer noch der Majestätsbeleidigung und wird mit Begeisterung den Vorwand Ihrer Weigerung aufnehmen, um seinen Prozess neu aufzurollen. Aber ich komme auf den eigentlichen Punkt: Um alle Schwierigkeiten, die Sie ihm machen könnten, aus dem Weg zu räumen, haben wir den Befehl, Ihnen als Einzigen den Erbprinzen von Bayreuth vorzuschlagen. Gegen diese Partie können Sie nichts vorbringen. Der Prinz ist der Vermittler zwischen dem König und der Königin; sie ist es, die ihn dem König vorgeschlagen hat; sie kann mithin diese Wahl nur gutheißen. Er stammt aus dem Haus Brandenburg und wird nach dem Tod seines Vaters ein sehr schönes Land besitzen. Da Sie ihn überhaupt nicht kennen, Madame, können Sie auch keine Abneigung gegen ihn haben. Im Übrigen sagt alle Welt nur das Allerbeste über ihn. Zwar hat man Sie zum Denken an Größe erzogen und Sie haben sich vorgestellt, eine Krone zu tragen; das muss ein schmerzlicher Verlust für Sie sein, doch große Prinzessinnen sind dazu geboren, dem Wohl des Staates geopfert zu werden. Im Grunde bringt Größe kein verlässliches Glück; unterwerfen Sie sich also, Madame, den Ratschlüssen der Vorsehung und geben uns eine Antwort, welche geeignet ist, die Ruhe in ihrer Familie wiederherzustellen. Es bleiben noch zwei Punkte, die ich

Ihnen sagen muss, von denen einer hoffentlich überflüssig ist: Der König verspricht Ihnen für den Fall, dass Sie ihm gehorchen, Sie mit dem Doppelten seiner übrigen Kinder auszustatten, und gewährt unmittelbar nach Ihrer Hochzeit dem Kronprinzen vollständige Freiheit. Mit Rücksicht auf Sie will er die Vergangenheit völlig vergessen und ihn wie auch die Königin gut behandeln. Wenn aber wider sein Erwarten und entgegen all diesen Vernunftgründen, die ich für unwiderlegbar ansehe, Sie auf Ihrer Weigerung beharren, haben wir den Befehl des Königs hier, er zeigte ihn mir, Sie auf der Stelle nach Memel zu bringen - diese Festung ist in Litauen - und Frau von Sonsfeld und Ihre übrigen Bediensteten mit äußerster Strenge zu behandeln."
Während dieser Worte hatte ich Zeit, nachzudenken und mich von meinem ersten Schrecken zu erholen. „Was Sie mir da sagen, Monsieur", erwiderte ich ihm, „ist so einsichtig und vernünftig, dass es sehr schwierig wäre, Ihre Argumente zu widerlegen. Wenn der König mich kennen würde, ließe er mir vielleicht mehr Gerechtigkeit widerfahren. Ehrgeiz ist nicht meine Schwäche und ich verzichte ohne Mühe auf die von Ihnen erwähnte Größe. Die Königin hat geglaubt, mich mit einer Verheiratung in England glücklich zu machen, aber sie hat nie mein Herz danach befragt und ich habe es nie gewagt, ihr meine wahren Ansichten zu sagen. Ich weiß nicht, womit ich die Ungnade des Königs verdient habe; er hat sich immer nur an die Königin gewandt, wenn es darum ging, mich zu verheiraten, und hat mir nie seinen Willen hierzu gesagt. Zwar hat Eversmann sich eingemischt und mir oft Befehle von ihm ausgerichtet, denen ich aber so wenig Glauben geschenkt habe, dass ich es nicht für nötig gehalten habe, darauf zu antworten; und ich habe es nicht für angebracht gehalten, mich mit einem gemeinen Lakaien abzugeben, noch mich mit ihm auf eine Diskussion so bedeutender Angelegenheiten einzulassen. Sie versprechen mir von Seiten des Königs, dass er in Zukunft die Königin besser behandeln wird; er gewährt mir die vollständige Freiheit meines Bruders und macht mir Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden in der Familie: Diese drei Gründe sind mehr als ausreichend, um mich dazu zu bringen, mich dem Willen des Königs zu unterwerfen, und würden mich zu einem größeren Opfer veranlassen, wenn es sein Befehl verlangte. Danach bitte ich ihn als einzige Gunst darum, mir zu gestatten, die Einwilligung der Königin einzuholen."
„Ach, Madame", sagte Grumbkow zu mir, „da verlangen Sie Unmögliches von uns. Der König will eine positive Antwort ohne Bedingungen und hat uns befohlen, Sie nicht eher zu verlassen, bis Sie sie uns gegeben haben." „Können Sie immer noch zögern?", fuhr Marschall von Borck fort, „die Ruhe Seiner Majestät und Ihres gesamten Hauses hängt von Ihrer Entscheidung ab. Die Königin kann Ihren Schritt nur billigen, und wenn Sie anders handelt, wird jedermann ihr Vorgehen missbilligen. Es geht hier ums Ganze", fuhr er mit Tränen in den Augen fort, „in Gottes Namen,

Madame, zwingen Sie uns nicht zur traurigen Notwendigkeit zu gehorchen, indem wir Sie unglücklich machen."
Ich war schrecklich aufgeregt. Ich lief im Zimmer hin und her und zermarterte mir das Hirn nach einem Ausweg, um den König zufriedenzustellen, ohne es mir mit der Königin zu verderben. Die Herren waren bereit, mir Zeit zum Nachdenken zu lassen. Grumbkow, Borck und Podewils gingen nahe ans Fensterkreuz und flüsterten einander ins Ohr. Thulemeier nutzte den Moment, um sich mir zu nähern, und nannte mir seinen Namen, als er merkte, dass ich ihn nicht kannte. „Sie haben keine Zeit mehr abzulehnen", sagte er ganz leise zu mir; „unterschreiben Sie alles, was von Ihnen verlangt wird; Ihre Heirat wird nicht stattfinden, dafür bürge ich Ihnen mit meinem Kopf. Man muss den König, koste es, was es wolle, besänftigen und ich übernehme es, der Königin begreiflich zu machen, dass das das einzige Mittel ist, um dem englischen König eine positive Erklärung zu entlocken." Diese Worte gaben den Ausschlag: Ich näherte mich den Herren und sagte zu ihnen: „Na gut! Meine Entscheidung ist gefallen, ich stimme all Ihren Vorschlägen zu; ich opfere mich für meine Familie. Ich bin auf schlimmen Kummer gefasst, doch meine reinen Absichten werden ihn mich standhaft ertragen lassen. Was Sie angeht, meine Herren, ich zitiere Sie vor Gottes Gericht, wenn Sie nicht darauf hinwirken, dass der König seine mir von Ihnen übermittelten Versprechen zu Gunsten der Königin und meines Bruders hält."
Sie schworen die heiligsten Eide, sie in jedem Punkt erfüllen zu lassen; danach baten sie mich, meinen Entschluss dem König zu schreiben. Als Grumbkow merkte, dass ich tief bewegt war, diktierte er mir den Brief. Er übernahm auch noch den an die Königin. Endlich zogen sie sich zurück. Thulemeier sagte mir nochmals, nichts sei verloren. Ich antwortete ihm: „Mich kümmert England überhaupt nicht, die Königin allein ist es, die mir Sorgen macht." Er erwiderte: „Wir werden sie friedlich stimmen, das versichere ich Ihnen."
Sobald ich allein war, ließ ich mich in einen Sessel fallen und brach in Tränen aus. Frau von Sonsfeld fand mich in dieser Situation. Schluchzend erzählte ich ihr, was gerade vorgefallen war. Sie machte mir die schlimmsten Vorwürfe und war unvorstellbar verzweifelt. Alle waren betroffen und weinten. Ich verbarg meine Gedanken in meinem traurigen Herzen und bewegte mich den ganzen Tag nicht von der Stelle; alle bis auf Frau von Sonsfeld hießen mein Handeln gut, doch alle fürchteten den Groll der Königin auf mich. Am kommenden Morgen schrieb ich an sie. Ich habe die Kopie dieses Briefes aufbewahrt. Hier ist er:

Ein aufgezwungener Kompromisskandidat: der Erbprinz von Bayreuth

Madame!
Ihre Majestät wird schon über mein Unglück Bescheid wissen durch den Brief, den ich die Ehre hatte, Ihnen gestern dem Brief an den König beizulegen. Immer noch habe ich kaum die Kraft, diese Zeilen zu schreiben, denn mein Zustand ist bemitleidenswert. Es sind nicht die Drohungen, so heftig sie auch sein mochten, die meine Zustimmung zum Willen des Königs erpresst haben; ein Interesse, das mir teurer ist, hat mich zu diesem Opfer bewogen. Ich war bis jetzt schuldlos die Ursache allen Kummers, den Ihre Majestät erdulden musste. Mein allzu empfindsames Herz war tief betroffen von den rührenden Einzelheiten, die Sie mir neulich geschildert haben. Sie wollten für mich leiden; ist es nicht viel natürlicher, dass ich mich für Sie opfere und ein für alle Mal die unselige Spaltung in der Familie beende? Konnte ich auch nur einen Moment schwanken, zwischen dem Unglück oder der Begnadigung meines Bruders zu wählen? Welche schrecklichen Reden hat man nicht über ihn geführt? Ich erschaudere noch, wenn ich daran denke. Man hat von vornherein alles zurückgewiesen, was ich gegen den Vorschlag des Königs hätte vorbringen können. Ihre Majestät selbst hat ihm den Prinzen von Bayreuth als eine für mich passende Partie vorgeschlagen und war anscheinend damit zufrieden, dass ich ihn heirate; ich kann mir von daher nicht vorstellen, dass Sie meinen Entschluss missbilligen. In der Not schmeckt jedes Brot. Trotz aller Bitten habe ich es nicht geschafft, eine Zustimmung Ihrer Majestät einholen zu dürfen. Es galt eine Wahl zu treffen: entweder freiwillig zu gehorchen und damit wirkliche Vorteile für meinen Bruder zu erzielen oder mich Zwangsmaßnahmen auszusetzen, die mich am Ende jedoch zu demselben Schritt gezwungen hätten, den ich gerade getan habe. Ich werde die Ehre haben, Ihrer Majestät einen ausführlicheren Bericht zu geben, wenn ich mich Ihnen zu Füßen werfen darf. Ich verstehe gut, wie groß Ihr Schmerz sein muss, und das berührt mich auch am meisten. Ich flehe Sie untertänigst an, sich zu beruhigen, was mein Schicksal angeht, und sich auf die göttliche Vorsehung zu verlassen, die alles zu unserem Heil tut; und das umso mehr, als ich zum Werkzeug des Glücks meiner geliebten Mutter und meines Bruders werde. Was täte ich nicht alles, um ihnen meine Zuneigung zu beweisen! Ich wiederhole meine inständigen Bitten zum Wohl Ihrer Gesundheit, die Sie, ich beschwöre Sie, schonen und auf keinen Fall durch allzu heftigen Kummer aufs Spiel setzen wollen. Die Freude, bald meinen Bruder wiederzusehen wird Ihnen diesen Schicksalsschlag erträglicher machen. Ich hoffe, Sie werden mir den Fehler großmütig verzeihen, mich ohne Ihr Wissen verpflichtet zu haben, angesichts meiner zärtlichen Gefühle und meiner Hochachtung, mit der ich mein ganzes Leben usw. usw.

Noch am selben Abend brachte Eversmann folgenden eigenhändigen Brief des Königs:

> Ich bin sehr froh, liebe Wilhelmine, dass Sie sich dem Willen Ihres Vaters unterwerfen. Der gütige Gott wird Ihnen seinen Segen geben und ich werde Sie niemals im Stich lassen. Ich werde mich mein ganzes Leben lang um Sie sorgen und Ihnen immer und überall beweisen, dass ich
>
> Ihr treuer Vater bin.

Da Eversmann nach Potsdam fahren sollte, gab ich ihm meine Antwort mit. Es fällt mir schwer, den Zustand zu beschreiben, in dem ich mich befand. Meiner Eigenliebe schmeichelte das, was ich da tat; innerlich beglückwünschte ich mich dazu und empfand insgeheim Genugtuung darüber, Menschen, die mir so lieb waren, vor jeder Verfolgung in Sicherheit gebracht zu haben. Dann aber kam mir der Gedanke an mein Schicksal und versetzte mich in schlimme Sorgen. Ich kannte denjenigen, den ich heiraten sollte, überhaupt nicht. Man sagte ihm zwar Gutes nach, doch kann man sich über den Charakter eines Prinzen ein Urteil bilden, den man nur in der Öffentlichkeit sieht und hinter dessen zuvorkommenden Manieren sich etliche Laster und Fehler verbergen können? Ich stellte mir im Vorhinein die Wutanfälle und Verzweiflung der Königin vor und ich gebe zu, dass das allein mir mehr Sorgen machte als der Rest. Ich war derart in eine Mischung aus Freude und Furcht versunken, als Bocks Frau mir die Antwort der Königin auf meinen ersten Brief gab. Großer Gott, was für ein Brief! Er war so voller harter Ausdrücke, dass ich fast gestorben wäre. Ich kann ihn unmöglich vollständig wiedergeben, ich werde hier nur einen leichten Vorgeschmack geben. Meine Mutter ist mir trotz ihrer Grausamkeit immer noch zu lieb, um sie mit einem Schreiben zu kompromittieren, das ihr keine Ehre macht. Deswegen habe ich es auch nicht aufbewahren wollen. Hier nun einige Wendungen:

> Sie brechen mir das Herz und bereiten mir den schlimmsten Kummer, den ich je in meinem Leben erlitten habe. Ich hatte all meine Hoffnung in Sie gesetzt, doch ich kannte Sie schlecht. Geschickt haben Sie vor mir die Bosheit Ihrer Seele und die Gemeinheit Ihrer Ansichten zu verbergen verstanden. Ich bereue tausendmal meine Wohltaten für Sie, die Sorge, die ich für Ihre Erziehung getragen, und die Qualen, die ich für Sie erlitten habe. Ich sehe Sie nicht mehr als meine Tochter, sondern von jetzt an nur noch als meine grausame Feindin an, da Sie es sind, die mich meinen Gegnern opfert, die über mich triumphieren. Zählen Sie nicht mehr auf mich; ich schwöre Ihnen ewigen Hass und werde Ihnen niemals verzeihen.

Der letzte Punkt machte mich schaudern; ich kannte die Königin und ihre Rachsucht genau. Man glaubte, ich würde den Verstand verlieren, so heftig war meine erste Erregung. Bocks Frau sprach mir vernünftig zu; sie hielt mir vor Augen, dass dieser Brief in der ersten Wut geschrieben war. Sie las mir den Brief ihres Ehemanns vor, der mir versichern ließ, dass die gesamte Umgebung der Königin mit vereinten Kräften versucht habe, sie zu besänftigen. Ich solle mich ihr weiterhin unterwürfig zeigen; dann habe er überhaupt keine Zweifel, dass sie wieder zur Vernunft komme. So vergingen fünf oder sechs Tage, an denen ich nur niederschmetternde Briefe bekam.
Danach kam Eversmann aus Potsdam zurück. Er richtete mir einen äußerst huldvollen Gruß des Königs aus und sagte zu mir, da der König damit rechne, am 23. in Berlin zu sein, habe er es nicht für angebracht gehalten, mich nach Potsdam kommen zu lassen, zumal es besser sei, der Königin Zeit zu lassen, sich zu beruhigen. Er fügte hinzu, sie habe schreckliche Wut auf mich und ich solle mich für das erste Treffen, das nicht ohne große Zornausbrüche abgehen würde, mit Mut wappnen. Er besuchte mich drei Tage später erneut. „Der König lässt Ihnen ausrichten, Madame", sagte er zu mir, „dass er morgen zu früher Stunde hier sein wird, und er befiehlt Ihnen, sich mit Ihren Schwestern in seinen Gemächern einzufinden." Meine Sorge angesichts der Rückkehr der Königin ließ mich diesen Tag und diese Nacht in tiefster Traurigkeit verbringen.
Ich begab mich am Tag darauf zum König, der zwei Uhr nachmittags eintraf. Ich erwartete einen guten Empfang, doch zu meiner größten Überraschung sah ich ihn mit einem ebenso wütenden Gesicht eintreten wie das letzte Mal. Er fragte in zornigem Ton, ob ich ihm gehorchen wolle. Ich warf mich ihm zu Füßen und versicherte ihm, ich sei seinem Willen gefügig und flehe ihn an, mir seine väterliche Liebe zurückzugeben. Meine Antwort veränderte schlagartig seinen Gesichtsausdruck. Er hob mich auf, umarmte mich und sagte zu mir: „Ich bin zufrieden mit Ihnen, ich werde mein ganzes Leben für Sie Sorge tragen und Sie niemals im Stich lassen." Zu meiner Schwester Sophie gewandt, sagte er: „Beglückwünschen Sie Ihre Schwester; sie ist mit dem Erbprinzen von Bayreuth verlobt; das soll Sie nicht verdrießen, ich sorge dafür, dass Sie woanders unterkommen." Dann gab er mir ein Stück Stoff: „Da haben Sie etwas, um sich für die Feste herauszuputzen, die ich geben werde. Ich habe noch zu tun", fuhr er fort, „gehen Sie und warten Sie auf Ihre Mutter." Sie kam erst sieben Uhr abends an. Ich wollte sie im ersten Vorzimmer empfangen und fiel in Ohnmacht, als ich mich verneigte, um ihr die Hand zu küssen. Man brauchte lange, bis ich wieder zu mir kam. Später hat man mir erzählt, dass sie mein Zustand überhaupt nicht berührt hätte. Sobald ich zu mir gekommen war, warf ich mich ihr zu Füßen. Mir war das Herz zugeschnürt und die Stimme versagte mir vor Schluchzen, so dass ich kein Wort herauszubringen vermochte. Die Königin schaute mich währenddessen

mit strengem und verächtlichem Blick an und wiederholte noch einmal das, was sie mir geschrieben hatte. Die Szene hätte kein Ende genommen, wenn die Rammen sie nicht beiseite gezogen hätte. Sie machte ihr klar, wenn der König von ihrer Vorgehensweise erführe, würde er es ganz übel aufnehmen und sich an meinem Bruder und ihr rächen. Mein Schmerz sei so heftig, dass ich ihn vor dem Herrscher nicht unterdrücken könne, was ihr neuerliche sehr empfindliche Unannehmlichkeiten eintragen könne. Dieser dienstfertige Sermon tat seine Wirkung. Im Grunde ihres Herzens fürchtete die Königin den König ebenso sehr wie den Teufel. Sie ließ mich schließlich aufstehen und sagte mir spitz, sie verzeihe mir unter der Voraussetzung, dass ich mich zusammennähme. Währenddessen kam die Herzogin von Bevern herein. Sie schien von meinem Zustand gerührt; mein ganzes Gesicht war geschwollen und wund vom Weinen. Ganz leise sagte sie mir, welchen Anteil sie an meinem Schmerz nahm. Eine gewisse Sympathie ließ zwischen uns eine Freundschaft entstehen, die bis heute andauert.

Unterdessen hielt Herr Thulemeier sein mir gegebenes Wort, die Königin zu besänftigen. Er schrieb ihr heimlich am folgenden Tag, dass die Dinge noch keineswegs aussichtslos seien; meine Heirat sei nur eine Finte des Königs, um den englischen König zu veranlassen, endlich einen besseren Entschluss zu fassen. Er habe sich überall erkundigt, um Neues über den Prinzen von Bayreuth zu erfahren, und man habe ihm versichert, er sei noch in Paris. Dieser Brief beruhigte die Königin vollends. Ich habe schon gesagt, dass sie sich gern Illusionen hingab; in der Tat war sie an diesem Tag bester Laune. Ich musste ihr alles erzählen, was sich in ihrer Abwesenheit ereignet hatte. Sie begnügte sich damit, mir noch ein paar Vorwürfe wegen meiner geringen Standhaftigkeit zu machen, würzte sie aber mit mehr Sanftheit. Dafür jedoch brach ihr ganzer Zorn über Frau von Sonsfeld herein. Sie hatte sie schon tags zuvor ziemlich malträtiert und zeigte sich ihr gegenüber allen meinen Einwänden zum Trotz weiterhin hasserfüllt. Drei Tage gingen so ruhig dahin. Der König verlor kein Wort mehr über meine Heirat: Meine Zustimmung schien ihm jeden Gedanken daran vertrieben zu haben.

Auf Montag, den 28. Mai, war die große Truppenparade festgesetzt; sie sollte glanzvoll gestaltet werden. Der König hatte sämtliche Infanterie- und Kavallerieregimenter der Umgebung versammelt, was einschließlich der Berliner Garnison ein Korps von 20 000 Männern erbrachte. Der Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg traf gerade zur rechten Zeit ein, um die Parade zu sehen. Der König war kurz vor der unglücklichen Flucht meines Bruders bei ihm gewesen. Begeistert von dem Eifer des Herzogs, ihm den Aufenthalt in Stuttgart angenehm zu gestalten, hatte er ihn zu sich nach Berlin eingeladen. Weil das größte Vergnügen des Monarchen das Militär war, schloss er von sich auf Andere und glaubte, fremden Herrschern, die an seinen Hof

kamen, viel Freude zu machen, wenn er ihnen seine Truppen vorführte. Ich muss jedoch gestehen, dass er sich bei dieser Gelegenheit mit seinem Tafelaufwand selbst übertraf, denn es wurden 14 Gänge serviert, solange die auswärtigen Gäste in Berlin waren - was für den König keine geringe Überwindung bedeutete.
Der König bat die Königin, am Sonntag, den 27., bei der Parade zuzuschauen und mit meiner Schwester, der Herzogin und mir im Phaeton hinzufahren. Weil er früh aufstehen musste, legte er sich um sieben Uhr zu Bett und schärfte ihr ein, am Abend die Fürsten zu unterhalten und mit ihnen zu Abend zu speisen. Bis das Essen serviert wurde, spielten wir Pharao. Als wir den Raum durchquerten, um uns zu Tisch zu begeben, sahen wir eine Kutsche mit Postpferden ankommen, die über den Schlosshof gefahren war und an der großen Treppe hielt. Die Königin schien überrascht, waren es doch nur Herrscher, die dieses Vorrecht besaßen. Sofort erkundigte sie sich, wer das sei, und erfuhr einen Augenblick später, dass es der Erbprinz von Bayreuth war. Nicht einmal das Haupt der Medusa hat je ein solches Erschrecken hervorgerufen, wie diese Neuigkeit es bei der Königin bewirkte. Sie war sprachlos und wechselte so oft die Farbe, dass wir glaubten, sie würde ohnmächtig. Ihr Zustand tat mir im Herzen weh; ich war genauso regungslos wie sie und alle schienen fassungslos. Da ich mir freilich immer meine Gedanken machte, zog ich den Schluss, dass sich für den nächsten Tag eine unangenehme Szene abzeichnete, und bat die Königin, mich von der Pflicht zu befreien, zur Truppenparade zu gehen, da ich auf allerlei üble Scherze des Königs gefasst war, die ihr ebenso zusetzen würden wie mir, besonders wenn man sie in aller Öffentlichkeit über sich ergehen lassen musste. Sie hieß meine Argumente gut; nachdem sie jedoch das Für und Wider durchdiskutiert hatte, siegte ihre kriecherische Furcht vor ihrem Gatten und es wurde beschlossen, dass ich hinging. Ich konnte die ganze Nacht über nicht schlafen. Frau von Sonsfeld verbrachte sie an der Seite meines Bettes und versuchte, mich zu trösten und mir Hoffnungen auf die Zukunft zu machen. Ich erhob mich um vier Uhr morgens und setzte mir drei Hauben auf, um meine Verwirrung zu verbergen. In diesem Aufzug begab ich mich zur Königin, um sofort mit ihr loszufahren.
Die Truppen waren schon in Schlachtordnung aufgestellt, als wir ankamen. Der König ließ uns vor der Frontlinie vorbeifahren. Es war zugegeben ein Schauspiel, das sehr schön anzusehen war. Doch ich werde mich damit nicht aufhalten. Die Truppen haben gezeigt, dass sie ebenso gut wie schön anzusehen waren, und der König, mein Vater, hat sich ewigen Ruhm mit der Einführung einer wunderbaren Disziplin erworben und damit die Grundlage für die Größe seines Hauses gelegt. Der Markgraf von Schwedt war an der Spitze seines Regiments. Er schien vor Wut zu platzen und grüßte uns mit abgewandtem Blick. Oberst Wachholtz, den der König der Königin zur Begleitung gegeben hatte, platzierte uns neben der Kanonenbatterie, die sehr

weit von dieser kleinen Armee entfernt war. Dort näherte er sich der Königin und flüsterte ihr ins Ohr, der König habe ihm befohlen, ihr den Prinzen von Bayreuth vorzustellen. Einen Augenblick danach brachte er ihn zu ihr. Sie empfing ihn mit hochmütiger Miene und stellte ihm ein paar barsche Fragen, die mit einem Zeichen endeten, er möge sich zurückziehen. Die Hitze war extrem, ich hatte überhaupt nicht geschlafen, ich war voller Besorgnis und hatte nichts gegessen: All das bewirkte, dass mir schlecht wurde. Die Königin erlaubte mir, mich in die Karosse der Hofmeisterin zu begeben. Der König und die Fürsten speisten gemeinsam und wir verbrachten den Tag in unserer gewohnten Einsamkeit.

Am Morgen des 28. begaben sich alle Fürsten zur Königin; sie sprach praktisch gar nicht mit dem Prinzen von Bayreuth. Er ließ sich mir vorstellen; ich machte ihm nur eine Verbeugung, ohne auf seinen Gruß zu antworten. Er ist groß und wohlgestaltet. Er hat eine edle Miene; seine Züge sind weder schön noch regelmäßig, er besitzt aber einen offenen, zuvorkommenden und angenehmen Gesichtsausdruck an Stelle der Schönheit. Er schien ganz lebhaft, schlagfertig und überhaupt nicht verlegen.

So vergingen zwei Tage. Das Schweigen des Königs brachte uns ganz in Verwirrung und ließ die Hoffnungen der Königin wieder aufleben; aber am 31. wendete sich das Blatt: Der König rief sie und mich in sein Kabinett und sagte zu ihr: „Sie wissen, dass ich meine Tochter dem Prinzen von Bayreuth versprochen habe; die Verlobung habe ich für morgen angesetzt. Seien Sie gewiss, dass ich mich Ihnen unendlich verpflichtet fühle und Ihnen meine ganze Zuneigung schenke, wenn Sie mit ihm und Wilhelmine wohlwollend umgehen; rechnen Sie jedoch mit meiner absoluten Empörung, wenn Sie das Gegenteil tun. Der Teufel hole mich! Ich werde Ihren Scherereien ein Ende zu machen wissen und blutige Rache üben.“ Erschrocken versprach die Königin ihm alles, was er wollte, was ihr viele Liebkosungen eintrug. Er bat sie, mich aufs beste auszustaffieren und mir ihre Edelsteine zu leihen. Sie war furchtbar in Rage und warf mir von Zeit zu Zeit wütende Blicke zu. Der König ging hinaus und kam kurz darauf in ihr Gemach, in Begleitung des Prinzen, den er ihr als seinen Schwiegersohn vorstellte. In Gegenwart des Königs empfing sie ihn ganz gut, doch sobald er gegangen war, machte sie ihm andauernd spitze Bemerkungen. Nach dem Spiel begab man sich zu Tisch. Nach dem Abendessen wollte sie sich zurückziehen, aber der Prinz folgte ihr und sagte: „Ich flehe Sie an, Madame, schenken Sie mir einen Moment Gehör. Ich weiß bis ins Detail alles über Ihre Majestät und die Prinzessin: Ich weiß, dass sie dazu bestimmt war, eine Krone zu tragen und Ihre Majestät den brennenden Wunsch hatte, sie nach England zu verheiraten. Nur der Bruch der beiden Höfe verschafft mir die Ehre, dass der König mich zu seinem Schwiegersohn auserkoren hat. Ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt, um eine Prinzessin werben zu dürfen, für die ich alle Achtung und Gefühle hege, die sie verdient. Aber eben diese Gefühle

lassen sie mich allzu sehr wertschätzen, um sie ins Unglück zu stürzen durch eine Heirat, die vielleicht überhaupt nicht nach ihrem Geschmack ist. Ich flehe Sie also an, Madame, sich dazu aufrichtig zu äußern, und seien Sie gewiss, dass von Ihrer Antwort das ganze Glück oder Unglück meines Lebens abhängt, denn wenn sie nicht positiv für mich ausfällt, werde ich jegliche Verpflichtung mit dem König auflösen, wie unglücklich mich das auch immer machen würde." Die Königin war eine Weile sprachlos, antwortete ihm aber, weil sie an seiner Aufrichtigkeit zweifelte, sie habe an der Wahl des Königs nichts auszusetzen und gehorche wie auch ich seinen Befehlen. Frau von Kamecke musste sie unbedingt sagen, der Prinz habe sich da etwas ganz Schlaues ausgedacht, aber sie sei nicht darauf hereingefallen.

Am Sonntag, den 3. Juni, begab ich mich morgens im Nachtkleid zur Königin. Der König war dort. Er liebkoste mich sehr, gab mir den Verlobungsring, einen großen Brillantring, und gab mir nochmals sein Wort, sich ein Leben lang um mich zu kümmern, wenn ich guten Willen zeigte. Er schenkte mir sogar ein goldenes Service und fügte hinzu, dieses Geschenk sei nur eine Kleinigkeit, denn er beabsichtige, mir bedeutendere zu machen.

Um sieben Uhr abends begaben wir uns in die Prunkgemächer. Man hatte dort ein Zimmer für die Königin, ihren Hof und die Fürsten hergerichtet, wo wir Platz nahmen, um den König zu erwarten. Trotz aller Selbstbeherrschung, die sie sich auferlegte, war die Königin ganz offensichtlich aufgewühlt. Sie hatte den ganzen Tag kein Wort zu mir gesagt und drückte ihren Zorn nur mit Blicken aus. Der Markgraf Philipp, den der König gezwungen hatte, bei meiner Verlobungszeremonie anwesend zu sein, war vor Aufregung im Gesicht ganz blau angelaufen. Sein Sohn, der Markgraf von Schwedt, hatte sich rundheraus geweigert, sich dabei einzufinden, und verließ die Stadt, um den Kanonendonner nicht zu hören. Endlich erschien der König mit dem Prinzen. Er war genauso verwirrt wie die Königin, weswegen er vergaß, öffentlich im Saal, wo die Gesellschaft war, meine Verlobung zu verkünden.

Er trat an mich heran, hielt dem Prinzen die Hand und ließ uns die Ringe tauschen. Ich zitterte dabei. Ich wollte ihm die Hand küssen, er aber hob mich auf und hielt mich lange fest in seinen Armen. Tränen liefen ihm die Wangen hinab; ich weinte ebenfalls; unser Schweigen war beredter als alles, was wir einander hätten sagen können. Die Königin empfing mich höchst kühl, als ich mich vor ihr verneigte. Nachdem er die Glückwünsche aller anwesenden Fürsten empfangen hatte, befahl der König dem Prinzen, mir die Hand zu reichen und den Ball in dem hierfür vorgesehenen Saal zu eröffnen. Meine Heirat war so geheim gehalten worden, dass niemand etwas davon wusste. Es gab eine allgemeine Verblüffung und Trauer, als sie verkündet wurde. Ich hatte viele Freunde und alle Welt war mir gewogen. Der König weinte den ganzen Abend über; er umarmte Frau von Sonsfeld und sprach sehr zuvorkom-

mend zu ihr. Grumbkow und Seckendorff waren als einzige zufrieden: Ihnen war erneut ein Streich geglückt. Lord Chesterfield, der englische Botschafter in Holland, hatte einen Kurier seines Hofes abgeschickt, der am Morgen eingetroffen war. Der englische Resident, an den er adressiert war, musste seine Depeschen an das Ministerium schicken. Grumbkow übernahm es, sie dem König zu bringen, aber er übergab sie ihm erst, nachdem ich verlobt war. Es war eine offizielle Erklärung zu meiner Heirat, ohne die meines Bruders zu verlangen. Der König, der mich im Grunde seines Herzens nur widerwillig verheiratete, war von der Lektüre dieser Briefe betroffen. Er verbarg jedoch seinen Ärger vor Grumbkow und Seckendorff, da er einsah, dass die Dinge schon zu weit gediehen waren, um einen Rückzieher zu machen; dieser letzte Vorschlag war allzu spät gekommen und er konnte meine Verlobung nicht mehr rückgängig machen, ohne einen souveränen Herrscher des Reichs zu beleidigen, was meinen übrigen Schwestern hätte schaden können. Im Übrigen hat der König sich immer seine Vertragstreue zugutegehalten und hielt sein einmal gegebenes Wort.

Die Königin wurde am Tag darauf von dieser Katastrophe informiert. Obwohl man ihr die Weigerung des Königs mitgeteilt hatte, machte sie sich erneut Hoffnung, meine Heirat zu verhindern, und verbot mir, wenn ich mir nicht ihren Unwillen zuziehen wollte, mit dem Prinzen zu reden und ihm höflich zu begegnen. Ich gehorchte ihr aufs Wort in der Hoffnung, sie durch mein Eingehen auf ihre Wünsche zu besänftigen. Aber im Grunde meines Herzens sehnte ich mich nur danach, bald verheiratet zu sein. Die schlechte Behandlung durch die Königin und ihr Hass, der mir bei jeder Begegnung mit ihr entgegenschlug, brachten mich zur Verzweiflung. Frau von Kamecke ausgenommen, behandelte mich ihr ganzer Hof, der meine Geduld durch seine Verachtung und Unverschämtheit auf die Probe stellte, wie Abschaum: Das ist der Lauf der Welt. Die Gunst der Mächtigen ist allesentscheidend; solange man sie besitzt, ist man gefragt und wird angehimmelt, ist sie einem genommen, führt das zu Verachtung und Beleidigungen. Ich war das Idol von jedermann, solange ich mir Hoffnung auf eine glänzende Karriere machen konnte; man machte mir den Hof, um eines Tages an meinen Wohltaten teilzuhaben; man wandte mir den Rücken zu, sobald diese Hoffnungen zerstoben waren. Ich war nicht ganz bei Trost, über den Verlust derartiger Freunde bekümmert zu sein.

Man rühmte mir gegenüber unaufhörlich die Pracht des Bayreuther Hofs; man versicherte mir, er übertreffe den von Berlin bei weitem an Reichtum und sei der Mittelpunkt der Vergnügungen. Doch diejenigen, die mir das erzählten, waren zur Zeit des letzten, verstorbenen Markgrafen dort gewesen und wussten nichts von den seither eingetretenen Änderungen. Diese schönen Berichte machten mir höchste Lust darauf, bald dort zu sein. Ich empfand überhaupt keine Abneigung gegen den Prin-

zen, war allerdings ihm gegenüber gleichgültig. Ich kannte ihn nur vom Sehen und mein Herz war nicht leichtfertig genug, um sich grundlos an ihn zu binden. Doch es ist Zeit, seinetwegen eine kleine Abschweifung zu machen und den Leser über das zu informieren, was diesen Hof betrifft.

Markgraf Heinrich, ein Vorfahr meines Gatten, war nichtregierender Prinz des Hauses Bayreuth. Er hatte ganz jung geheiratet und viele Kinder. Seine sehr geringe jährliche Apanage reichte nicht zum Unterhalt einer so zahlreichen Familie und er befand sich oft in großer Notlage, hatte er doch manchmal nichts zu essen und war mangels Geld gezwungen, das Leben eines Bürgers zu führen. Er war Erbe des Landes Bayreuth, falls der damals regierende Markgraf Georg Wilhelm ohne männliche Nachkommen sterben sollte. Freilich schien von dieser Seite jegliche Hoffnung ziemlich vergeblich, da der Herrscher noch recht jung war und einen Sohn hatte. König Friedrich I., mein Vorfahr, der die traurige Lage kannte, in der jener sich befand, beschloss, daraus Profit zu schlagen. Er ließ ihm den Vorschlag machen, ihm seine Ansprüche auf das Fürstentum abzutreten gegen eine hohe Pension und ein Regiment, das er seinem zweiten Sohn geben würde. Nach etlichem Hin und Her wurde der Vertrag geschlossen und die beiden Söhne des armen Prinzen Heinrich begaben sich zum Studium nach Utrecht. Bei ihrer Rückkehr von der Universität fanden sie ihren Vater in äußerster Not und ihre ganze Familie in Verzweiflung, weil die Vertragsbedingungen überhaupt nicht erfüllt waren und die Pension um zwei Drittel gekürzt war. Mittlerweile war Prinz Heinrich verstorben und der Markgraf Georg Friedrich Karl entschloss sich nach etlichen fruchtlosen Gesuchen beim Ministerium endlich, sich in Weverling, einer kleinen Stadt auf dem Gebiet des Königs, niederzulassen. Dort brachte die Prinzessin von Holstein, seine Gattin, denjenigen zur Welt, der mein Gatte werden sollte und noch mehrere weitere Kinder, über die ich später reden werde. Kurz darauf starb auch König Friedrich I. Der Regierungsantritt des Königs, meines Vaters, änderte nichts am Schicksal der Prinzen. In ihrer Verzweiflung begannen sie, ihren Verzicht zu überprüfen: Nach Ansicht sämtlicher Juristen, die sie hierzu konsultierten, war er ungültig. Sie zogen sich also heimlich aus Weverling zurück und suchten alle deutschen Höfe auf, um sie auf ihre Seite zu ziehen. Gestützt auf Kaiser, Reich und ihre gerechte Sache, gelang es ihnen, den Vertrag für ungültig erklären zu lassen, und ihre Rechte wurden völlig wiederhergestellt. Da Markgraf Georg Wilhelm und sein Sohn verstorben waren, fiel das Markgrafentum an den Prinzen Georg Friedrich Karl. Er fand die Staatsgeschäfte in großer Unordnung vor, viele Schulden, wenig Geld und ein korruptes Ministerium. Das war der Grund, weshalb er seinen älteren Sohn nach Genf schickte, unter der Obhut eines Bürgerlichen, der zwar ein anständiger Mann, aber völlig außer Stande war, ihm eine für einen Erbprinzen angemessene Erziehung zu vermitteln. Sein Unterhalt war so sparsam bemessen, dass er

kaum für seine Ausgaben reichte. Als er sein Studium beendet hatte, schickte man ihn auf Reisen und gab ihm Herrn Voit als Hofmeister.[32] Als er nach Berlin kam, kehrte er von seinen Reisen zurück. Ich will niemandem schmeicheln; ich halte mich genau an die Wahrheit. Mein Porträt des Prinzen wird ehrlich und unvoreingenommen sein. Ich habe schon gesagt, dass er äußerst lebhaft ist; seine Heißblütigkeit lässt ihn zum Aufbrausen neigen, doch er weiß es so gut zu unterdrücken, dass man es gar nicht bemerkt und niemand jemals davon betroffen wurde. Er ist sehr fröhlich und angenehm in der Unterhaltung, obwohl er einige Mühe hat, sich verständlich zu machen, weil er nuschelt. Er hat eine leichte Auffassungsgabe und einen durchdringenden Verstand. Seine Herzensgüte verschafft ihm die Zuneigung aller, die ihn näher kennen. Er ist großmütig, hilfsbereit, mitfühlend, höflich, zuvorkommend, immer gut gelaunt, kurz, er besitzt alle Tugenden ohne jedes Laster. Die einzige Schwäche, die ich an ihm gefunden habe, ist ein wenig Leichtsinn. Ich muss das erwähnen, sonst würde man mich der Voreingenommenheit beschuldigen; mittlerweile hat er sich das stark abgewöhnt. Im Übrigen wird sein ganzes Volk, das ihn vergöttert, ohne Mühe alles, was ich hier geschrieben habe, unterschreiben.

Doch ich kehre zu meinen Angelegenheiten zurück. Ich habe schon gesagt, dass meine Schwester Charlotte mit dem Prinzen Karl von Bevern verlobt war. Sie liebte ich von der Familie am meisten: Ihre Schmeicheleien, ihre Heiterkeit, ihr Esprit hatten mich geblendet. Ihr Inneres kannte ich überhaupt nicht, sonst hätte ich meine Freundschaft besser verschenkt. Sie gehört zu den Charakteren, die sich um nichts kümmern als sich selbst; sie ist unzuverlässig, hat eine unendlich spitze Zunge, ist falsch, eifersüchtig, ein wenig kokett und sehr eigensüchtig, doch immer guter Laune, sehr sanft und gefällig. Ich hatte mein Möglichstes getan, um sie der Königin gegenüber in ein gutes Licht zu setzen. Als ihre Begleiterin auf den Reisen nach Wusterhausen und Potsdam hatte sie sich bei ihr sehr eingeschmeichelt. Fräulein von Montbail, die Tochter Frau von Roucoulles, war ihre Hofmeisterin. Dieses Fräulein hatte mich als Unglücksraben ausgemacht und war erbost, dass man für mich eine bessere Heirat bestimmte als für meine Schwester und ich mit größerer Auszeichnung behandelt wurde als sie. Dauernd brachte sie sie gegen mich auf. Über meine Heirat war sie hocherfreut in der Hoffnung, dass meine Schwester meinen Platz in England einnehmen könne. Die fürchtete, dass meine Gegenwart ihren Einfluss schmälerte, und erwies mir allerlei schlechte Dienste bei der Königin. Allerdings fand sie den Prinzen von Bayreuth ganz nach ihrem Geschmack: Er war besser aussehend, von besserer Gestalt und lebhafter als der von Bevern und erwies ihr große Aufmerksamkeiten, während der andere schüchtern und phlegmatisch war, was ihr nicht passte. Sie tat ihr Möglichstes, um ihn gegenüber der Königin in gutes Licht zu setzen, doch sie hatte keinen Erfolg.

Der Erbprinz zwischen König und Königin

Um die Fremden und vor allem die Herzogin von Bevern zu unterhalten, lud uns der König zu einer großen Jagd in den Park von Charlottenburg ein. Der Fürst von Anhalt wurde mit seinen beiden Söhnen Leopold und Moritz dazugebeten. Er war sehr pikiert darüber, dass der König dem Prinzen von Bayreuth dem von Schwedt den Vorzug gegeben hatte, da er sich immer eingebildet hatte, ich würde den Letzteren heiraten. Der Erbprinz war höchst geschickt und schoss so genau, dass er sein Ziel nie verfehlte. Diese Jagd wäre ihm beinahe zum Verhängnis geworden. Ein leichtsinniger Jäger, der seine Waffen lud, war so unvorsichtig, ihm eine gespannte Büchse zu reichen; sie ging in dem Augenblick los, als der Prinz sie nahm, und die Kugel streifte an der Schläfe des Königs vorbei. Der Fürst von Anhalt machte viel Aufhebens davon. Sein Sohn, Prinz Leopold, musste noch einen draufsetzen: Er sagte so laut, dass der Erbprinz es hören konnte, solch ein Schuss verdiene es, dass man denjenigen töte, der ihn abgefeuert habe. Der Prinz gab ihm eine schroffe Antwort und die Sache hätte weit reichende Folgen gehabt, wenn der Herzog von Bevern und Seckendorff nicht dazwischengegangen wären, um sie zu versöhnen. Der König missbilligte das Verhalten des Prinzen Leopold, aber er tat so, als hätte er gar nicht bemerkt, was vorgefallen war.

Als die Jagd zu Ende war, begaben wir uns alle nach Charlottenburg, wo wir ein paar Tage verbringen sollten. Die Königin fuhr fort, den Prinzen aufzuziehen. Damit wollte sie mich erniedrigen und sich über die Wahl, die der König getroffen hatte, lustig machen. Eines Tages sagte sie zu ihm, ich liebe es, meinen eigenen Beschäftigungen nachzugehen; ich sei als eine Prinzessin erzogen worden, die nach einer Krone trachte und auf allen Wissensgebieten bewandert sei (sie übertrieb stark). Sie fuhr fort: „Kennen Sie sich in der Geschichte aus, der Geografie, im Italienischen, im Englischen, in der Malerei, der Musik usw.?“ Der Prinz antwortete ihr mit Ja oder Nein, je nachdem, was der Fall war. Als er jedoch merkte, dass ihre Fragen kein Ende nahmen und sie ihn wie ein Kind abprüfte, fing er schließlich zu lachen an und sagte zu ihr: „Ich kenne auch noch meinen Katechismus und das Glaubensbekenntnis.“ Die Königin war von dieser Antwort ein wenig aus der Fassung gebracht und prüfte ihn seitdem nicht mehr ab.

Der König und alle fremden Fürsten, außer dem von Bayreuth, brachen kurz nach unserer Rückkehr nach Berlin auf. Der Kummer, der Zorn und die mühsame Selbstbeherrschung der Königin untergruben schließlich ihre Gesundheit. Sie bekam das Dreitagesfieber, das sie drei Wochen lang hatte. Während der Dauer ihrer Krankheit verließ ich sie keinen Augenblick und versuchte, mit meiner Aufmerksamkeit, sie zu bedienen und zu unterhalten, ihre Freundschaft zurückzugewinnen. Aber ich fand in ihr nicht mehr jene liebevolle Mutter, die mein Leid mit mir teilte und deren Trost ich war. Als sie mich um ihren Zustand besorgt sah, sagte sie zu mir: „Da steht Ihnen

gut, sich wegen meiner Gesundheit aufzuregen, wo Sie es doch sind, die mich zu Tode bringen." War ich traurig, warf sie mir ganz verärgert vor, launisch zu sein; setzte ich eine fröhliche Miene auf, war es meine bevorstehende Heirat, die dazu Anlass gab. Ich zog nur schmutzige Kleider an, aus Angst, dass sie sich einbildete, ich wolle dem Prinzen gefallen. Kurz, ich war die bemitleidenswerteste Frau auf der Welt und oft war ich ganz verwirrt. Mittags und abends speiste ich mit dem Prinzen und den Damen in ihrem Vorzimmer. Sie heftete fünfzig Spione an meine Fersen, um zu erfahren, ob ich mit ihm sprach; doch in dieser Hinsicht ließ ich mich nie erwischen, denn ich sagte kein Wort zu ihm und kehrte ihm bei Tisch immer den Rücken zu. Er hat mir später gesagt, er sei oft verzweifelt und drauf und dran gewesen abzureisen, wenn Herr von Voit ihn nicht daran gehindert hätte. Der arme Prinz war in einer ebenso schlimmen Lage wie ich. Jedermann machte es sich zur Pflicht, seinen Worten und seinen Taten eine böswillige Wendung zu geben. Man hatte nicht die geringste Achtung vor ihm und behandelte ihn wie einen elenden Lumpen, was ihn derart eingeschüchtert hatte, dass er andauernd zerstreut und schwermütig war.

Als die Königin sich erholt hatte, kehrte der König nach Berlin zurück. Er hielt sich hier einige Tage auf, bevor er nach Preußen fuhr. Er kündigte der Königin an, er wolle meine Hochzeit nach seiner Rückkehr in sechs Wochen veranstalten; er lasse ihr das für meine Ausstattung notwendige Geld geben und sie solle versuchen, den Prinzen während seiner Abwesenheit mit Bällen und Festlichkeiten zu unterhalten. Sie, die nur Zeit gewinnen wollte, machte ihm reichlich Schwierigkeiten, indem sie ihm erklärte, es sei unmöglich, mich in so kurzer Zeit auszustaffieren, da die Kaufleute nicht ausreichend ausgestattet seien, um das Notwendige zu liefern. Ihre Argumente gewannen zu meinem Unglück die Oberhand, denn der König war mir gegenüber sehr gut aufgelegt und hätte mir Zugeständnisse gemacht, die sich in Rauch auflösten, sobald meine Heirat verschoben war.

Nach der Abreise des Königs änderte die Königin ihr Verhalten: Sie stellte betont ihre Freundschaft gegenüber dem Prinzen heraus und ihre Zufriedenheit, ihn zum Schwiegersohn zu haben; vor mir aber tat sie sich keinen Zwang an und ich blieb zusammen mit Frau von Sonsfeld ihr Sündenbock. Ich verging vor Leid und mit meiner Gesundheit ging es aus Kummer bergab. Schließlich flößte ich denen Mitleid ein, von denen es am wenigsten zu erwarten war. Ich hätte wie Alzire in der Tragödie sagen können: „Meine Leiden, haben sie für den Hass geborene Herzen gerührt?"[33] Die Rammen, die mich oft verzweifelt sah und der ich mehrmals in heftigen Gefühlsausbrüchen gesagt hatte, dass die Königin mich zur Verzweiflung treibe und ich mich dem König bei seiner Rückkehr zu Füßen werfen wolle, um ihn anzuflehen, mich von meiner Pflicht zur Heirat zu entbinden, unterrichtete Grumbkow darüber und machte ihm Angst, ich könne tatsächlich solch einen Entschluss fassen. Der

wusste ganz genau, dass die Königin immer noch in England intrigierte, befürchtete neuerliche Vorschläge dieses Hofes und beschloss deshalb, sie hinters Licht zu führen und auf eine recht seltsame Weise ihrer üblen Laune mir gegenüber ein Ende zu machen. Er ließ ihr über Herrn von Sastot ausrichten, der König bereue meine Verlobung, er könne den Erbprinzen nicht leiden und habe vor, bei seiner Rückkehr meinen Heiratsvertrag zu annullieren und mich dem Herzog von Weißenfels zu geben. Vor allem forderte er sie zur Geheimhaltung auf, weil nur er die Pläne des Königs kenne. Diese falsche vertrauliche Mitteilung erzielte die Wirkung, die Grumbkow sich davon versprach: Sofort entschied sich die Königin dazu, ganz öffentlich den Erbprinzen zu unterstützen. Sie teilte mir ihre Befürchtungen mit und befahl mir, höflich zu ihm zu sein, und sagte, lieber stürbe sie, als zu erleben, wie ich Herzogin von Weißenfels würde. So war sie: Es reichte, dass der König etwas guthieß, damit sie etwas dagegen einzuwenden hatte. Mir war das alles schleierhaft; Grumbkow hat es mir später verraten.

Diese gute Zeitspanne war nicht von langer Dauer. Als der König kurz darauf aus Preußen zurückkam, bewies er durch seine Taten, dass man die Königin hereingelegt hatte. Tatsächlich gefielen ihm die höflichen, zurückhaltenden Umgangsformen des Prinzen nicht. Er wollte einen Schwiegersohn, der das Militär, Wein und Sparsamkeit liebte und das Auftreten eines Deutschen hätte. Um seinen Charakter zu ergründen und ihn zu formen, machte er ihn jeden Tag betrunken. Der Prinz vertrug den Wein so gut, dass er niemals sein Verhalten änderte und seine Vernunft behielt, während die Übrigen sie verloren. Das brachte den König in Rage. Er beklagte sich sogar über ihn bei Grumbkow und Seckendorff und sagte, er sei nur ein Lackaffe ohne Verstand, dessen Umgangsformen ihm verhasst seien. Weil er diese Reden häufig wiederholte, fürchteten sie, dass die Abneigung des Königs für ihre Interessen abträgliche Folgen haben könnte. Sie schlugen dem Erbprinzen, um dies zu verhindern, vor, sich ein preußisches Regiment von ihm geben zu lassen, und erklärten ihm, das sei der einzige Weg, sich bei ihm einzuschmeicheln und seine Heirat zum Abschluss zu bringen. Der Prinz war in großer Verlegenheit. Der Markgraf, sein Vater, war sehr bestimmt in seinen Wünschen. Er hatte niemals zulassen wollen, dass sein Sohn sich dem Militär anschließe und von zwei Reichsregimentern, die der Markgraf Georg Wilhelm aufgestellt hatte, eines seinem jüngeren Sohn, das andere dem General Philippi überlassen, um ihm die Möglichkeit dazu zu nehmen. Dennoch gab er nach reiflicher Überlegung dem Drängen Grumbkows nach. Der König war begeistert zu erfahren, dass der Prinz in seine Dienste treten wollte. Einige Tage später übertrug er ihm ein Dragonerregiment und schenkte ihm einen goldenen Degen, der so schwer war, dass man ihn kaum heben konnte.

Mich verdross das Ganze sehr. Im Militärdienst zu sein, war gleichbedeutend damit, als Sklave behandelt zu werden. Weder meine Brüder noch die Prinzen von Geblüt besaßen eine andere Auszeichnung als die, welche ihnen ihr militärischer Grad verlieh. Sie waren in ihre Garnison verbannt, aus der sie nur zu Paraden herauskamen und hatten als Umgang einzig brutale Offiziere ohne Verstand und Bildung, in deren Gesellschaft sie völlig stumpfsinnig wurden, weil sie keine andere Beschäftigung hatten, als die Truppen exerzieren zu lassen. Ich zweifelte nicht daran, dass es dem Prinzen genauso ergehen würde. Meine Vermutungen waren richtig. Bevor er nach Potsdam zurückkehrte, gab der König ihm zu verstehen, er möge ihm den Gefallen tun, sein Regiment zu übernehmen. Er musste gehorchen.
Am Tag vor seiner Abreise näherte er sich mir im Garten von Monbijou. Er wusste von meiner Missbilligung, denn Frau von Sonsfeld hatte Herrn Voit davon berichtet. Ich ging mit ihr spazieren, als er an mich herantrat und zu mir sagte: „Ich habe bis jetzt nicht die Gelegenheit finden können, mit Ihrer Königlichen Hoheit zu sprechen und Ihnen zu sagen, wie unglücklich ich darüber bin, aus all Ihren Handlungen Ihre Abneigung gegen mich zu verspüren. Ich weiß von den schlechten Eindrücken, die man Ihnen über mich vermittelt hat und die mich untröstlich machen. Bin ich schuld, Madame, an dem Kummer, den Sie erlitten haben? Ich hätte es nie gewagt, danach zu streben, Ihre Königliche Hoheit zu besitzen, wenn der König mir nicht als Erster den Vorschlag gemacht hätte. Konnte ich ihn ablehnen und mich damit zum unglücklichsten Mann auf der Welt machen und können Sie mich verurteilen, Madame, ihn angenommen zu haben? Ich breche nun auf, ohne zu wissen, wie lange ich abwesend sein werde. Ich flehe Sie also an, mir eine klare Antwort zu geben und mir zu sagen, ob Sie wirklich eine unüberwindliche Abneigung gegen mich verspüren. In diesem Fall werde ich mich für immer von Ihnen verabschieden und mein Verlöbnis auf ewig lösen, mich damit für mein ganzes Leben unglücklich machen und das Risiko eingehen, mir den Zorn meines Vaters und des Königs zuzuziehen. Wenn aber, Madame, ich mir schmeicheln darf, dass ich mich getäuscht habe und Sie mir ein wenig gewogen sind, hoffe ich, dass Sie mir gnädigst versprechen, mir Ihr auf Befehl des Königs gegebenes Wort zu halten, niemals einem Anderen als mir zu gehören.“ Während er zu mir sprach, hatte er Tränen in den Augen und schien sehr gerührt. Ich meinerseits war in höchster Verlegenheit. Ich war eine solche Sprache überhaupt nicht gewohnt und errötete bis zu den Fußspitzen. Da ich keinerlei Antwort gab, wiederholte er seine Bitten und sagte mir schließlich mit ganz trauriger Miene, er merke nur allzu sehr, dass mein Schweigen ihm nichts Gutes verheiße und er von daher die entsprechenden Schritte unternehme. Endlich brach ich mein Schweigen. „Mein Wort ist unverbrüchlich“, sagte ich zu ihm, „ich habe es Ihnen auf Befehl des Königs gegeben; aber Sie können darauf zählen, dass ich es genau einhalten werde.“ Die Kö-

nigin näherte sich und bereitete mir eine große Freude damit, dieser Unterhaltung ein Ende zu machen.
Frau von Kamecke hatte sich an diesem Nachmittag damit vergnügt, Devisen aus Zucker zu machen. Am Abend gab sie bei Tisch allen etwas davon. Der Prinz brach mir eine in der Hand und machte dasselbe mit meiner Schwester. Aber die Königin war deswegen auf mich böse und erhob sich unvermittelt von der Tafel. Sie verabschiedete sich hastig vom Prinzen und stieg mit meiner Schwester und mir in die Karosse. „Ich erkenne Sie seit Ihrer verfluchten Verlobung nicht wieder", sagte sie zu mir. „Sie haben weder Scham noch Anstand mehr. Ich wurde rot Ihretwegen, als Ihr Dummkopf von Prinz Ihnen eine Devise in der Hand gebrochen hat. Das sind unziemliche Vertraulichkeiten und er hätte besser über den Respekt Bescheid wissen sollen, den er Ihnen schuldet." Ich antwortete ihr, dass ich, da er mit meiner Schwester dasselbe getan habe, der Sache keine besondere Bedeutung beigemessen hätte, das aber nicht wieder vorkommen werde. Das besänftigte sie überhaupt nicht; sie ergriff die Gelegenheit, um am nächsten Tag Frau von Sonsfeld zu malträtieren. Frau von Kamecke, die dabei war, machte ihrem Gekeife ein Ende und setzte sich so für mich ein, dass sie schweigen musste, weil sie darauf keine Antwort fand.
Bis dahin hatte ich nur die Qualen des Fegefeuers verspürt; zwei Wochen danach erlitt ich die der Hölle, weil ich der Königin nach Wusterhausen folgen musste. An der Reise nahmen nur meine Schwester Charlotte, die beiden Hofmeisterinnen von Kamecke und Sonsfeld sowie die Montbail teil. Eine Beschreibung dieses denkwürdigen Aufenthalts ist hier wohl nicht fehl am Platz. Der König hatte mit viel Arbeitsaufwand und hohen Kosten einen Hügel aus trockenem Sand aufschütten lassen, der den Blick derart einschränkte, dass man das Zauberschloss erst vom Abhang des Hügels sehen konnte. Das sogenannte Palais bestand lediglich aus einem ganz kleinen Hauptgebäude, dessen Schönheit aus einem alten Turm mit einer Wendeltreppe bestand. Dieses Hauptgebäude war von einer Terrasse umgeben, um die herum man einen Graben ausgehoben hatte, dessen schwarzes, fauliges Wasser dem des Styx ähnelte und einen gräßlichen Gestank verbreitete, der einen ersticken konnte. Drei Brücken an jeder Seite des Hauses stellten die Verbindung zum Hof, zum Garten und zur Mühle her, die gegenüber war. Den Hof bildeten auf zwei Seiten Flügel, wo die Herren des Gefolges des Königs wohnten. Er war von einer Palisade umgrenzt, an deren Eingang zwei weiße Adler, zwei schwarze Adler und zwei Bären als Wache angebunden waren, nebenbei gesagt, äußerst bösartige Tiere, die jedermann angriffen. In der Mitte dieses Hofes erhob sich ein Brunnen, aus dem man mit viel Geschick eine Wasserpumpe für die Küche gefertigt hatte. Diese prächtige Gruppe war von Terrassen und nach außen hin von einem Eisengitter umgeben: Das war der angenehme Platz, den der König auserkoren hatte, um abends zu rauchen. Meine Schwes-

ter und ich mit unserem ganzen Gefolge hatten alles in allem nur zwei Zimmer oder, um es deutlich zu sagen, zwei Löcher. Bei jedem Wetter speisten wir unter einem Zelt, das unter einer großen Linde aufgespannt war, und wenn es stark regnete, hatten wir kniehohes Wasser, weil der Platz tief lag. Bei Tisch waren wir immer 24 Personen, von denen zwei Drittel fasten mussten, weil nur sechs äußerst sparsam bemessene Schüsseln aufgetragen wurden. Von neun Uhr morgens bis drei oder vier Uhr nach Mitternacht waren wir mit der Königin eingesperrt und wagten es nicht, an die frische Luft oder in den nahen Garten zu gehen, weil sie es nicht wollte. Sie spielte den ganzen Tag mit ihren drei Damen Tokadille, während der König außerhalb war. So blieb ich allein mit meiner Schwester, die mich von oben herab behandelte, und wurde vom Herumsitzen, und weil ich mir unangenehme Dinge anhören musste, ganz schwermütig. Der König stand immer um ein Uhr nachmittags vom Tisch auf. Dann legte er sich in einen auf der Terrasse stehenden Sessel und schlief bis halb drei in der größten Sonnenhitze, die wir mit ihm teilten, weil wir alle auf der Erde zu seinen Füßen lagen. Das war das angenehme Leben, das wir an diesem reizenden Ort führten.

Der Erbprinz traf einige Tage später dort ein. Er hatte mir mehrmals geschrieben; die Königin hatte mir immer meine Antworten diktiert. Ich hatte auch die Freude, einen Brief meines Bruders zu erhalten, den mir Major Sonsfeld über seine Schwester hatte aushändigen lassen. Er lobte sehr meine richtige Entscheidung, die häuslichen Zwistigkeiten durch meine Heirat zu beenden. Er schien besorgt über mein Schicksal und bat mich, ihm ein Bild von dem Prinzen zu geben und ihm zu schreiben, ob ich mit der Wahl des Königs zufrieden sei. Er versicherte mir, mit seiner Art zu leben ganz einverstanden zu sein, und sein einziger Kummer sei es, nicht bei mir zu sein. Man hatte ihm verheimlicht, was ich für ihn ausgestanden hatte, und er wusste auch nicht, dass er mir seine gute Behandlung und seine bevorstehende Begnadigung verdankte. Ich wollte es ihm nicht schreiben und antwortete ihm nur auf die Punkte, die er wissen wollte. Ich teilte ihm auch die Meinungsänderung der Königin mit und bat ihn, ihr zu schreiben und sie Vernunft mit Blick auf meine Heirat annehmen zu lassen. Er tat es, ohne aber etwas auszurichten. Sie war nur noch ärgerlicher, weil sie spürte, dass von der gesamten Familie nur noch sie allein meine Verhaltensweise missbilligte.

Unterdessen gewann der Erbprinz von Tag zu Tag mehr die Gunst meiner Schwester. Je stärker ihre Neigung für ihn wurde, desto mehr wuchs ihre Abneigung gegen mich. Sie ließ es mich grausam spüren, indem sie die Königin gegen mich aufhetzte. Eines Tages, als diese mich heftig malträtiert hatte und ich heiße Tränen vergoss, kam sie zu mir und sagte: „Was haben Sie, wer setzt Ihnen so zu?“ Ich antwortete: „Ich bin todunglücklich, dass die Königin mich nicht mehr leiden mag; wenn das so weiter

geht, sterbe ich noch vor Schmerz.“ Sie erwiderte: „Sie sind schön verrückt; wenn ich einen so liebenswerten Verehrer hätte wie Sie, dann würde ich mich keinen Deut um die Königin scheren. Ich, ich lache, wenn sie mit mir zankt, denn das ist mir egal.“ „Dann lieben Sie sie nicht“, entgegnete ich, „denn wenn man jemanden liebt, dann ist man seinetwegen empfindlich. Im Übrigen können Sie sich nicht beklagen: Prinz Karl ist verdienstvoll und hat gute Eigenschaften und wie auch immer Sie es drehen und wenden: Ihnen lacht das Glück, während ich von der ganzen Welt verlassen bin, sogar vom König, der mich seit einiger Zeit nicht mehr beachtet.“ Sie antwortete mit schlauer Miene: „Na gut, wenn Ihnen der Prinz Karl so zusagt, dann tauschen wir die Verehrer. Hier ist mein Verlobungsring, geben Sie mir den Ihren.“ Ich hielt ihre Worte für einen Scherz und sagte zu ihr, mein Herz sei vollkommen frei und ich wolle ihr gern beide überlassen. „Dann geben Sie mir also Ihren Ring“, fuhr sie fort und zog ihn mir vom Finger. „Nehmen Sie ihn“, sagte ich zu ihr, „er steht Ihnen zur Verfügung.“ Sie steckte ihn an und versteckte den, welchen sie von ihrem Verlobten bekommen hatte, in einem Eckschränkchen. Ich machte mir über das Ganze keinerlei Gedanken, aber Frau von Sonsfeld, die bemerkt hatte, dass der Ring fehlte und darauf geachtet hatte, dass meine Schwester ihn seit drei Tagen trug, machte mir klar, dass ich Ärger bekäme, wenn der König und der Prinz es bemerken würden. Ich forderte ihn von ihr zurück, sie aber wollte ihn nicht zurückgeben, wie sehr Frau von Sonsfeld und ich sie auch baten. Ich musste mich also an die Rammen wenden, die es der Königin sagte. Sie schimpfte meine Schwester heftig aus, die ihren Ring zurücknahm und mir den meinen gab. Sie verzieh mir das nicht. Ich wagte kaum noch, die Augen zu heben, denn sie sagte sofort zur Königin, ich tausche Blicke mit dem Prinzen aus.

Wir brachen von Wusterhausen auf und fuhren nach Machnow, einen genauso unangenehmen Ort wie der, den wir verlassen hatten. Dort spielten sich neue Szenen ab. Die Engländer begehrten seit langem gegen den König von England auf. Sie hatten immer den sehnlichsten Wunsch nach meiner Verheiratung im Königreich gehabt. Der Prinz von Wales begann, ein eigenes Lager zu bilden. Er konnte sich mit dem Scheitern seiner Heirat mit mir nicht abfinden. Von der gesamten Nation unterstützt machte er soviel Aufhebens darum, dass der König beschloss, um ihn zufriedenzustellen, dem König, meinem Vater, nochmals Angebote zu machen. Um jedoch keine Ablehnung zu riskieren, beauftragte er den hessischen Hof damit, die Absichten des Prinzen zu sondieren. Prinz Wilhelm schickte zu diesem Zweck Oberst Donep nach Berlin. Der kam zur selben Zeit wie wir in Machnow an. Ich weiß nicht, welche Vorschläge er dem König machte. Ich denke mir, dass die Heirat meines Bruders dabei nicht ausgespart wurde. Die erste Antwort des Königs war so zuvorkommend, dass Donep am Erfolg seiner Verhandlung keinen Zweifel hatte. Er war noch nie mit

Staatsangelegenheiten betraut gewesen und eng mit Grumbkow befreundet. Da er ihn für unverdächtig hielt, vertraute er ihm seinen Auftrag an. Als der den König unentschlossen sah, setzte er ihm stark zu und riet ihm zu mehreren Forderungen, die ich nicht kenne, von denen er aber im Voraus wusste, dass man sie nicht erfüllen würde. Zwei Wochen vergingen mit der Diskussion um diese Angelegenheit. Herr Donep wollte eine eindeutige Antwort. Der König war fürchterlicher Laune, weil er unentschlossen war.

Während dieser Zeit war ich sehr krank. Ich hatte einen Abszess am Hals, der mit Fieber einherging. Die Königin besaß die Unmenschlichkeit, mich zu zwingen auszugehen. Mir ging es drei Tage lang so schlecht, dass ich weder sprechen noch mich auf den Beinen halten konnte. Man kann sich vorstellen, dass ich eine traurige Figur abgab. Als der Abszess aufgegangen war, ging es mir besser. Trotz seiner üblen Laune beschenkte uns der König mit einem deutschen Theaterstück und einem Auftritt von Seiltänzern. Er ließ sie auf einem großen Platz nahe dem Haus auftreten. Er setzte sich mit der Königin an ein Fenster; meine Schwester, der Prinz und ich platzierten uns am anderen Fensterkreuz. Die Miene des Prinzen war sehr traurig und er erzählte mir ganz leise, ohne dass es meine Schwester bemerkte, von der Botschaft Herrn Doneps und den Befürchtungen, die er hatte. Diese Neuigkeit, von der ich nichts wusste, jagte mir einen gehörigen Schrecken ein. Ich bat ihn inständig, der Königin nichts davon zu erzählen, weil ich davon überzeugt war, dass ich noch mehr Kummer hätte, wenn sie es erführe. Meine Vorsichtsmaßnahmen halfen nichts: Herr Donep informierte Sie am folgenden Tag. Die traurige, nachdenkliche Miene des Prinzen erfüllte sie mit Hoffnung; um ihr Spiel zu verbergen, war sie überaus zuvorkommend zu ihm. Sobald ich in meinem Zimmer war, machte ich mir ernsthafte Gedanken über die Haltung, die ich für den Fall einnehmen würde, dass der König sich den Plänen Englands anschließen würde. Die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Prinzen, der mir mitgeteilt hatte, worum es ging, hatte mir hohe Wertschätzung für ihn eingeflößt. Ich fand weder an seinem Äußeren noch an seinem Charakter etwas auszusetzen. Den Prinzen von Wales kannte ich ganz und gar nicht; ich hatte niemals eine Neigung für ihn empfunden; mein Ehrgeiz war begrenzt. Schließlich hatte ich mich entschieden. Ich war es leid, Spielball Fortunas zu sein, und fest entschlossen, wenn man mir die Wahl ließe, mich an den zu halten, den der König für mich ausgesucht hatte; aber im gegenteiligen Fall wollte ich den Wechsel nicht mittragen, ohne ihm große Vorhaltungen zu machen.

Wir kehrten am frühen Morgen des folgenden Tages nach Wusterhausen zurück. Sobald wir angekommen waren, schloss die Königin sich allein mit mir ein. Nachdem sie mir mitgeteilt hatte, worüber Herr Donep sie informiert hatte, fuhr sie fort: „Heute ist Schluss mit Ihrer erbärmlichen Heirat und ich rechne damit, dass Ihr Dummkopf

von Prinz morgen abreist, denn ich habe keinen Zweifel, dass Sie, falls der König Ihnen die freie Wahl lässt, sich für meinen Neffen entscheiden. Ich will Ihre Meinung dazu unbedingt erfahren. Ich rede nicht grundlos, verstehen Sie mich? Im Übrigen haben Sie meiner Ansicht nach das Herz allzu sehr am rechten Fleck, um auch nur einen Moment zu schwanken." Ich war wie vor den Kopf geschlagen während dieser Worte und rief alle Heiligen des Paradieses zu Hilfe, um mir eine vieldeutige Antwort einzugeben, die mir aus der Verlegenheit helfen könnte. Ich weiß nicht, ob sie es waren oder mein guter Geist, der mich inspirierte. Schließlich fasste ich Mut und antwortete ihr: „Ich habe mich immer den Befehlen Ihrer Majestät unterworfen und habe ihnen nur dann nicht gehorcht, wenn mich eine höhere Macht dazu gezwungen hat. Ich habe nur so gehandelt, um den Frieden in der Familie wiederherzustellen, meinem Bruder die Freiheit zu verschaffen und Ihnen, Madame, tausend Ärgernisse zu ersparen, die Sie sonst immer noch erdulden würden. Zuneigung spielte bei dem Schritt, den ich getan habe, keine Rolle, der Prinz war mir unbekannt. Aber seitdem sich das anders verhält, er sich meine Achtung erworben hat und ich an ihm keinen Fehler gefunden habe, der ihm meine Abneigung einbringen könnte, fände ich es höchst verwerflich, wenn ich das ihm gegebene Wort zurücknehmen würde." Die Königin unterbrach mich: Wütend über das, was ich ihr da gesagt hatte, behandelte sie mich von oben herab. Trotz meines ganzen Schmerzes musste ich mich vor dem König zusammennehmen. Er beachtete mich seit seiner Rückkehr aus Preußen nicht mehr, was meine Niedergeschlagenheit noch verstärkte. An diesem Tag war er ganz übel gelaunt. Wie üblich kam am Abend der Prinz, um mit uns zu speisen. Weder die Königin noch meine Schwester waren im Raum, als er eintrat. Sein Gesichtsausdruck war ganz verändert: Er war so fröhlich, wie er traurig gewesen war. Er sagte ganz leise zu mir: „Der König hat alles abgelehnt; Donep ....." Ich ließ mir nichts anmerken, doch diese Neuigkeit erfreute mich sehr. Die Königin erfuhr sie einige Stunden später. Sie war außer sich darüber und ihr Ärger fiel auf mich zurück, die ihn ausbaden musste.

Meine Hochzeit war auf den 20. November festgesetzt und der König hatte, weil er sie Aufsehen erregend feiern wollte, mehrere Fürsten eingeladen: die ganze Familie von Bevern, die Herzogin von Meiningen, den Markgrafen, meinen Schwiegervater und den Markgrafen von Ansbach mit meiner Schwester. Die beiden Letzteren kamen als erste in Wusterhausen an. Der König ritt ihnen entgegen und geleitete meine Schwester zur Königin. Wir erkannten sie kaum wieder: Sie war sehr schön gewesen und war es jetzt nicht mehr; ihr Teint war verloren gegangen und ihre Manieren wirkten aufgesetzt. Sie hatte wieder meinen Platz in der Gunst des Königs eingenommen, doch die Königin hatte sie nie leiden können. Sie war sogar verärgert über die Liebkosungen und Aufmerksamkeiten, die ihr seitens des Königs zuteil wurden, da sie es

nicht ertragen konnte, dass er sie anderen als ihr zukommen ließ. Dennoch musste sie ihr ein freundliches Gesicht zeigen. Meine Begegnung mit ihr war aufrichtiger: Meine Schwester hatte mich immer geliebt und ich hatte ihr Gleiches mit Gleichem vergolten. Nach dem Abendessen geleitete der König sie in ihr Zimmer, das neben dem meinen unter dem Dach war. Ihre Leute waren noch nicht eingetroffen; der König zeigte mit dem Finger auf mich und sagte zu ihr: „Ihre Schwester kann Ihnen als Kammerfrau dienen, denn nur dazu taugt sie." Ich fiel aus allen Wolken, als ich diese Worte hörte. Der König zog sich einen Augenblick darauf zurück und ich tat es ihm gleich. Mir war das Herz so schwer, dass ich in der Nacht beinahe gestorben wäre. Welche Untat hatte ich begangen, um mir eine so schlimme Behandlung einzuhandeln in Gegenwart dessen, den ich heiraten sollte, und einer ganzen auswärtigen Hofgesellschaft? Sogar meine Schwester war gekränkt und tat, was sie konnte, um mich zu trösten. Um mich noch weiter zu demütigen, gab er ihr am folgenden Tage den Vortritt vor mir, den sie nicht zu beanspruchen hatte, weil ich die Ältere war. Die Königin war sehr verärgert darüber, doch ihre Vorhaltungen waren ohne jeden Erfolg. Ich reagierte nur deswegen sensibel darauf, weil es eine Folge dessen war, was der König am Vortag zu mir gesagt hatte. Er gab sich alle Mühe, mich zu demütigen, solange wir in diesem elenden Wusterhausen waren. Er wusste selbst nicht, was er wollte. Es gab Augenblicke, da bereute er heftig, mich verlobt und mit England gebrochen zu haben. In anderen Momenten war er mehr denn je gegen diesen Hof aufgebracht worden, aber letztere waren nicht von Dauer. Wie dem auch sei, seine ganze schlechte Laune fiel auf mich zurück.

Am 5. November kehrten wir endlich nach Berlin zurück. Die Herzogin von Sachsen-Meiningen, meine Großtante, die Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, kam zwei Tage nach uns an. Sie war Witwe ihres dritten Ehemannes, hatte in erster Ehe den Herzog von Kurland geheiratet und sich nach dessen Tod wieder verheiratet mit dem Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth. Sie hatte es geschafft, die Länder dieser beiden Fürsten völlig in den Ruin zu treiben. Sie soll während ihrer Jugend sehr gefallsüchtig gewesen sein und schien es mit ihrem aufgesetzten Gehabe immer noch zu sein. Sie hätte eine hervorragende Schauspielerin abgegeben, um Charakterrollen zu spielen. Ihr kupferrotes Gesicht und ihr monströser Taillenumfang, der ihr kaum noch zu gehen erlaubte, verliehen ihr das Aussehen eines weiblichen Bacchus. Sie gab sich alle Mühe, zwei fette, schlappe, runzlige Hängetitten zur Schau zu stellen, auf die sie andauernd mit ihren Händen schlug, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Obwohl sie die sechzig hinter sich hatte, war sie herausgeputzt wie eine junge Frau. Ihr Haar trug sie in dicken Locken voller rosenfarbenem Zierrat, die ihrem Gesicht eine helle Note verliehen, und sie war derart über und über mit bunten Edelsteinen bedeckt, dass man sie für einen Regenbogen hätte halten können. Auf Befehl

des Königs war die Königin dazu verpflichtet, ihr als erster einen Besuch abzustatten. „Lassen Sie sich benachrichtigen“, sagte Sie zu mir, „wenn ich zurück bin, und gehen Sie anschließend zur Herzogin.“ Ich gehorchte ihren Befehlen aufs Wort. Weil es schon spät war und es am Abend einen Empfang gab, dauerte mein Besuch nicht lange. Ich fand den Hofstaat, wie er gerade bei der Königin eintrat, die damit beschäftigt war, die Gesellschaft zu unterhalten. Sobald sie mich erblickte, fragte sie mich in zornigem Ton, warum ich so spät komme. Ich antwortete ihr: „Ich bin bei der Herzogin gewesen, wie es mir Ihre Majestät befohlen hat.“ Sie fuhr fort: „Wie, auf meinen Befehl? Ich habe Ihnen niemals aufgetragen, sich zu erniedrigen noch Ihren Rang und Ihre Stellung zu vergessen, aber Sie haben es sich seit einiger Zeit so angewöhnt, sich gehen zu lassen, dass mich auch das nicht wundert.“ Dieser harte Tadel in aller Öffentlichkeit verletzte mich zutiefst. Ich schlug die Augen nieder und so sehr ich mich anstrengte, Haltung zu waren, ich schaffte es nicht. Alle Welt gab der Königin Unrecht und bedauerte mich im Stillen. Frau von Grumbkow war, obwohl sie die Frau eines ganz böswilligen Mannes war, sehr verdienstvoll. Sie näherte sich mir, um mich zu fragen, was die Königin dazu brachte, mich mit solcher Härte zu behandeln. Ich zuckte die Schultern, ohne ihr zu antworten.

Der König, der Markgraf von Bayreuth und der Hof von Bevern trafen am folgenden Tag ein. Der Markgraf wurde mir bei der Königin vorgestellt, wo er mir endlose feierliche Erklärungen abgab, weil es nur noch sechs Tage bis zu meiner Hochzeit waren. Der König gab der Königin den strengen Befehl, dem Markgrafen und seinem Sohn ungehinderten Einlass bei mir zu gewähren. Sie hatten nicht viel davon, weil ich den ganzen Tag über bei der Königin war und sie nur am Abend einen Augenblick und das auch nur in Gegenwart vieler Leute sah.

Am 19. war ich überrascht, die Herrscherin mir gegenüber ganz verändert zu finden. Sie überhäufte mich mit Liebkosungen und versicherte mir, ich sei ihr das liebste ihrer Kinder. Ich verstand ihr Verhalten überhaupt nicht; doch am Abend ließ sie die Maske fallen und zog mich in ihrem Kabinett beiseite: „Morgen werden Sie geopfert werden“, sagte sie zu mir; „trotz all meiner Anstrengungen habe ich es nicht vermocht, Ihre Hochzeit hinauszuschieben. Ich erwarte einen Kurier aus England und ich bin schon im Vorhinein sicher, dass der König, mein Bruder, nicht mehr auf der Heirat Ihres Bruders bestehen wird, womit der König keine Schwierigkeiten mehr machen wird, Ihre Verlobung mit dem Erbprinzen aufzulösen. Da ich jedoch nicht weiß, wie lange der Kurier noch bis zu seiner Ankunft brauchen wird, und ich keinen Ausweg weiß, um zu verhindern, dass Ihre Hochzeit morgen stattfindet, ist mir eine Idee gekommen, die mir meinen Seelenfrieden zurückgeben kann, und Sie sind diejenige, von der ich ihre Ausführung erwarte. Versprechen Sie mir also, keinen vertrauten Umgang mit dem Prinzen zu haben und wie Bruder und Schwester mit ihm

zu leben, da das das einzige Mittel ist, Ihre Ehe aufzulösen, die nichtig ist, solange sie nicht vollzogen wird.“ In dem Augenblick, als ich ihr antworten wollte, tauchte der König auf und sie konnte den ganzen Abend nicht mit mir sprechen, so belagert war sie.

Am nächsten Morgen begab ich mich im Morgengewand in ihr Gemach. Sie nahm mich bei der Hand und geleitete mich zum König, um dort meinen Erbverzicht zu erklären, ein für das ganze Land geltendes Gewohnheitsrecht. Ich fand dort den Markgrafen und seinen Sohn vor, Grumbkow, Podewils, Thulemeier und Voit, den Bayreuther Minister. Man las mir die Eidesformel vor, die lautete, dass ich auf alle meine Ansprüche auf die Allodialgüter verzichte, solange meine Brüder und ihre männlichen Nachkommen lebten, dass ich aber im Fall ihres Todes wieder in alle meine Rechte als mutmaßliche Erbin eintrete. Nach diesem Eid verlangte man mir einen zweiten ab, der mich in höchstes Erstaunen versetzte, da ich darauf überhaupt nicht vorbereitet war: Er lautete auf endgültigen Verzicht auf das Erbe der Königin, sollte sie sterben, ohne ein Testament gemacht zu haben. Ich erstarrte. Als der König meine Verwirrung bemerkte, umarmte er mich und sagte mit Tränen in den Augen zu mir: „Meine liebe Tochter, Sie müssen sich dieser harten Bestimmung unterwerfen; Ihrer Ansbacher Schwester ist es ebenso ergangen. Im Grunde ist das nur eine Formalität, denn Ihre Mutter ist immer noch frei, ein Testament zu machen, wann immer sie es will.“ Ich küsste ihm die Hand und hielt ihm vor, er habe mir verbindlich versprochen, Sorge für mich zu tragen, und ich könne nicht glauben, dass er mich mit solcher Härte behandle. „Es ist nicht die Zeit, Schwierigkeiten zu machen“, antwortete er mir zornig, „unterzeichnen Sie freiwillig oder ich werde Sie mit Gewalt dazu zwingen lassen.“ Die letzten Worte sagte er ganz leise zu mir. Ich musste ihm also wohl oder übel gehorchen. Sobald diese verfluchte Zeremonie vorüber war, liebkoste er mich ausgiebig, lobte meinen Gehorsam und spendierte reichlich Versprechen die er nicht einzuhalten gedachte.

Danach begaben wir uns zu Tisch, wo er mich neben sich Platz nehmen ließ. Es waren nur der Prinz, meine Schwestern und Brüder und die Herzogin von Bevern da. Ich war traurig und gedankenversunken. Es ist normal, sich Gedanken zu machen, wenn man dabei ist, Bande zu schließen, die über das Glück oder Unglück unseres Lebens entscheiden.

Sobald wir gespeist hatten, trug der König der Königin auf, mich zu schmücken. Es war vier Uhr und ich sollte um sieben Uhr fertig sein. Die Königin wollte mich frisieren. Da sie als Kammerfrau nicht geschickt war, war sie dazu nicht in der Lage. Ihre Damen halfen ihr, doch sobald meine Haare auf einer Seite in Ordnung waren, brachte sie sie in Unordnung: Das war alles nur ein Trick, um Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, dass der Kurier ankäme. Sie wusste nicht, dass er schon in der Stadt

war und Grumbkow seine Depeschen hatte. Man kann sich gut vorstellen, dass er sie dem König erst gab, nachdem der Segen ausgesprochen war. All das bewirkte, dass ich herausgeputzt war wie eine Verrückte. Vom ganzen Hantieren mit meinen Haaren, war die Frisur verschwunden. Ich sah aus wie ein kleiner Junge, denn die Haare fielen mir alle ins Gesicht. Man setzte mir die Königskrone auf und 24 armdicke Lokken. So lautete der Befehl der Königin. Ich konnte meinen Kopf nicht halten, der zu schwach für ein so großes Gewicht war. Mein Kleid war aus einem sehr reich verzierten silbernen Stoff mit spanischer Stickerei aus Gold und meine Schleppe war zwölf Ellen lang. Ich wäre fast gestorben in diesem Aufzug. Zwei Damen der Königin und zwei von den meinen trugen die Schleppe, und zwar Fräulein von Sonsfeld und Fräulein von Grumbkow, die Nichte meines Widersachers. Ich war gezwungen, diese zu akzeptieren, weil der König es unbedingt so wollte. Frau von Sonsfeld wurde an diesem Tag zur Äbtissin von Wolmirstedt ernannt und der König selbst übergab ihr das Ordenszeichen dieses Kapitels. Wir begaben uns alle ins Prunkgemach. Ich will hier eine kurze Beschreibung geben.

Es setzt sich aus sechs großen Räumen zusammen, die in einem prächtig mit Gemälden und Verzierungen ausgestatteten Saal enden. Verlässt man diesen Saal, tritt man in zwei wohlgeschmückte Räume, die zu einer Galerie mit sehr schönen Bildern führen. Dies alles bildet eine Flucht. Diese neunzig Fuß lange Galerie bildet den Eingang zu einem zweiten Gemach, das sich aus vierzehn ebenso geräumigen und wohlverzierten Zimmern zusammensetzt, an deren Ende man einen sehr ausgedehnten Saal findet, der für die wichtigen Zeremonien bestimmt ist. Bei alldem, was ich gerade beschrieben habe, gibt es nichts Ausgefallenes; nun aber kommt das Wunderbare: Das erste Zimmer enthält einen silbernen Kronleuchter, der zehntausend Taler wert ist; zu diesem vollwichtigen Stück kommt alles an Ausstattung, was dazugehört. Das zweite Zimmer ist noch prächtiger. Die Wandspiegel sind aus massivem Silber und zwölf Fuß hoch. Zwölf Personen haben bequem an den Tafeln Platz unter diesen Spiegeln. Der Kronleuchter ist viel größer als der vorangehende. All das steigert sich bis zum letzten Saal, der die bedeutendsten Stücke enthält. Hier sind die Porträts des Königs und der Königin und die des Kaisers und der Kaiserin zu sehen, alles in Großformat und in Silberrahmen. Der Leuchter ist 50.000 Taler wert. Die Kugel ist so groß, dass ein achtjähriges Kind bequem hineinpassen würde. Die Wandleuchter sind sechs Fuß hoch, die Leuchtergestelle zwölf; der Balkon für die Musik ist auch aus diesem kostbaren Metall; mit einem Wort: Dieser Saal enthält für über zwei Millionen vollwichtiges Silberzeug. All das ist kunst- und geschmackvoll gearbeitet. Aber im Grunde ist es eine Pracht, die den Blick nicht erfreut und viel Unangenehmes bietet; denn anstatt Wachskerzen werden hier Fackeln angezündet, was einen erstickenden Qualm verursacht und Gesichter und Kleider schwärzt. Der

König, mein Vater, hatte all dieses Silberzeug nach seiner ersten Reise nach Dresden anfertigen lassen. Er hatte in dieser Stadt den Schatz des Königs von Polen gesehen; er wollte diesen Herrscher überbieten, und weil er ihn nicht an wertvollen und seltenen Steinen übertreffen konnte, verfiel er darauf, das anfertigen zu lassen, was ich soeben beschrieben habe, um etwas Neues zu besitzen, was noch kein Souverän in Europa gehabt hatte.
In diesem letzten Saal fand meine Hochzeitszeremonie statt. Dreimal wurden die Kanonen abgefeuert, als man uns den Segen gab. Alle Gesandten außer dem Englands waren dabei. Der Markgraf von Schwedt musste sich auf ausdrücklichen Befehl des Königs einfinden. Nach der Gratulationscour wies man mir einen Platz auf einem Sessel unter dem Baldachin neben der Königin zu. Der Erbprinz eröffnete den Ball mit meiner Ansbacher Schwester. Er dauerte nur eine Stunde. Danach begab man sich zur Tafel. Der König hatte Sitzkarten verlosen lassen, um Rangstreitigkeiten unter den auswärtigen Fürsten zu vermeiden. Ich wurde mit dem Prinzen ans oberste Ende platziert, beide auf einem Sessel. Der Markgraf, mein Schwiegervater, war neben mir. Der König, der keine Frau neben sich hatte, setzte sich an die Seite des Prinzen. Es gab 34 Fürsten an dieser Tafel. Der König amüsierte sich damit, den Prinzen betrunken zu machen, und veranlasste ihn, so viel zu trinken, bis er endlich einen Schwips hatte. Zwei Damen blieben die ganze Zeit hinter mir und die Herren vom Dienst, die man mir zugeteilt hatte, Oberst Wreech und Major Stechow, bedienten mich die ganze Zeit über wie auch Herr von Voit, der zu meinem Oberhofmeister ernannt worden war, und Herr Bindemann, den man mir als Kammerherrn gegeben hatte. Nach dem Abendessen gingen wir in den ersten Saal, wo alles für den Fackeltanz vorbereitet war. Dieser Tanz gehört zur alten deutschen Etikette und geht zeremoniell vonstatten. Die Hofmarschälle mit ihren Kommandostäben eröffnen den Reigen; ihnen folgen sämtliche Generalleutnants der Armee, die alle eine brennende Fackel tragen. Die Jungvermählten gehen gemessenen Schrittes zwei Runden. Die Braut führt alle Fürsten der Reihe nach. Wenn sie ihre Runde beendet hat, nimmt der Bräutigam ihre Stelle ein und macht dieselbe Runde mit den Prinzessinnen, alles zum Klang von Pauken und Trompeten. Nach dem Ende des Tanzes geleitete man mich in das erste Gemach, wo man ein Bett und ein mit Perlen besticktes Möbelstück aus rotem Samt aufgestellt hatte. Der Etikette gemäß musste die Königin mich auskleiden, doch sie befand mich dieser Ehre nicht für würdig und reichte mir nur das Hemd. Meine Schwestern und die Prinzessinnen erwiesen mir diesen Dienst. Als ich im Nachtgewand war, verabschiedeten sich alle von mir und zogen sich zurück außer meiner Ansbacher Schwester und der Herzogin von Bevern. Dann brachte man mich in mein eigentliches Gemach und befahl mir, ganz laut das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser aufzusagen. Die Königin war wütend und malträtierte jedermann.

Sie hatte erfahren, dass der Kurier eingetroffen war, was sie in Verzweiflung stürzte; bevor sie ging, sagte sie mir noch tausend böse Worte.
Es ist schon wahr, dass meine Heirat die seltsamste Sache der Welt war. Der König, mein Vater, hatte sie widerwillig betrieben und bereute es tagtäglich; er hätte sie annullieren können und vollzog sie gegen seinen Wunsch. Von den Ansichten der Königin brauche ich nicht zu reden: Aus dem, was ich dazu geschrieben habe, wird zur Genüge erkennbar, wie sehr sie dagegen war. Der Markgraf von Bayreuth war ebenso unzufrieden damit wie diese beiden. Er hatte nur in der Hoffnung auf große Vorteile zugestimmt, um die er sich durch den Geiz des Königs gebracht sah. Er war auf das Glück seines Sohnes eifersüchtig und sein misstrauischer Sinn flößte ihm panische Angst ein, worüber ich in der Folge noch zu reden habe. Ich fand mich also gegen den Willen der drei hauptsächlichen Personen verheiratet, die über mein Schicksal und das des Prinzen entscheiden konnten - aber dennoch mit ihrer Zustimmung. Wenn ich manchmal darüber nachdenke, komme ich nicht umhin, an ein vorherbestimmtes Schicksal zu glauben, und meine Philosophie weicht gelegentlich den Gedanken, welche die Erfahrung mir hierzu eingibt. Doch Schluss mit dem Nachdenken! Diese Memoiren kämen zu keinem Ende, wenn ich all die Gedanken niederschreiben würde, die ich mir in den verschiedenen Situationen gemacht habe, in denen ich mich befand.
Am Morgen des nächsten Tages besuchte mich der König, gefolgt von den Prinzen und Generälen und schenkte mir ein silbernes Service. Den Regeln entsprechend hätte mir die Königin dieselbe Ehre erweisen müssen, aber sie ließ es bleiben. Trotz meines ganzen Kummers vergaß ich meinen Bruder nicht. Ich schickte Herrn von Voit zu Grumbkow, um ihn aufzufordern, sein Wort zu halten. Er ließ mir versichern, er werde mit dem König darüber reden, aber ich müsse mich einige Tage gedulden, da man die rechte Gelegenheit beim Schopf ergreifen müsse, um Erfolg zu haben.
Am 23. war im Prunkgemach Ball. Bevor man hinging, wurden Lose gezogen. Ich zog die Nummer 1. Zusammen mit dem Prinzen zählte man siebenhundert Paare, alles Adlige. Es gab vier Quadrillen. Ich führte die erste an, Markgräfin Philipp die zweite, Markgräfin Albert die dritte und ihre Tochter die vierte. Meine wurde in der Bildergalerie getanzt. Die Königin und alle Fürsten gehörten dazu.
Ich liebte es zu tanzen und nutzte die Gelegenheit. Grumbkow kam und unterbrach mich mitten in einem Menuett. „Mein Gott, Madame“, sagte er zu mir, „Sie sind, wie es scheint, von der Tarantel gestochen; sehen Sie denn nicht diese Fremden, die gerade angekommen sind?“ Ich hörte sofort auf, schaute überall hin und erblickte in der Tat einen grau gekleideten jungen Mann, der mir unbekannt war. „Nun umarmen Sie doch endlich den Kronprinzen“, sagte er zu mir, „da steht er vor Ihnen.“ Vor Freude geriet mein ganzes Blut in Wallung. „Oh Gott, mein Bruder“, rief ich, „doch

ich finde ihn nicht, wo ist er? Zeigen Sie ihn mir in Gottes Namen!“ Grumbkow führte mich zu ihm. Als ich mich ihm näherte, erkannte ich ihn, wenn auch mit Mühe. Er hatte unglaublich zugenommen, sein Hals war ganz kurz geworden, auch sein Gesicht war stark verändert und nicht mehr so schön wie vorher. Ich fiel ihm um den Hals; ich war so ergriffen, dass ich nur unzusammenhängende Worte herausbrachte, ich weinte, ich lachte wie von Sinnen. In meinem ganzen Leben habe ich nie eine so lebhafte Freude empfunden. Nach der ersten Aufregung warf ich mich dem König zu Füßen, der in Gegenwart meines Bruders ganz laut zu mir sagte: „Sind Sie nun zufrieden mit mir? Sie sehen, ich habe Wort gehalten.“ Ich nahm meinen Bruder bei der Hand und flehte den König an, ihm seine Freundschaft wiederzugeben. Die Szene war so rührend, dass allen, die da versammelt waren, die Tränen in die Augen stiegen. Dann näherte ich mich der Königin. Sie war gezwungen, mich zu umarmen, weil der König ihr gegenüberstand, aber ich merkte, dass ihre Freude nur gespielt war. Ich wandte mich wieder meinem Bruder zu, liebkoste ihn tausendmal und sagte die zärtlichsten Dinge zu ihm. Bei all dem blieb er kalt wie Eis und antwortete nur einsilbig. Ich stellte ihm den Prinzen vor, zu dem er kein Wort sagte. Ich war bestürzt über dieses Verhalten, schob jedoch die Ursache auf den König, der uns beobachtete und damit meinen Bruder einschüchterte. Auch sein Auftreten erstaunte mich: Er hatte einen stolzen Gesichtsausdruck und schaute alle von oben herab an. Endlich begaben wir uns zu Tisch. Der König war nicht dabei und speiste mit seinem Sohn unter vier Augen. Die Königin schien darüber besorgt und schickte jemanden, um zu erkunden, was vor sich ging. Man berichtete ihr, er sei bester Laune und unterhalte sich sehr freundschaftlich mit meinem Bruder. Ich glaubte, das mache ihr Freude, doch sie konnte trotz aller Anstrengung ihre heimliche Verstimmung nicht verbergen. In der Tat liebte sie ihre Kinder nur, insoweit sie ihren Ambitionen dienten. Dass mein Bruder mir seine Versöhnung mit dem König verdankte, machte ihr mehr Verdruss als Freude, weil sie nicht ihr Urheber war. Beim Verlassen der Tafel sagte mir Grumbkow, dass der Kronprinz immer noch seine eigenen Angelegenheiten verderbe. Er fuhr fort: „Der Empfang, den er Ihnen bereitet hat, hat dem König missfallen; er sagt, wenn dies aus Zwang um seinetwillen geschehe, müsse ihn das empören, weil er ihm damit ein Misstrauen bezeuge, das für die Zukunft nichts Gutes verspreche; wenn aber im Gegenteil seine abweisende Haltung aus Gleichgültigkeit und Undankbarkeit Ihrer Königlichen Hoheit gegenüber herrühre, könne er das nur als Zeichen eines schlechten Charakters ansehen. Dagegen aber ist der König mit Ihnen, Madame, sehr zufrieden; Sie haben sich sehr aufrichtig verhalten; machen Sie immer so weiter und veranlassen Sie in Gottes Namen den Kronprinzen dazu, dass er aufrichtig und geradeheraus handelt.“ Ich dankte ihm für seinen Rat, den ich gut fand. Der Ball fing wieder an. Ich näherte mich meinem Bruder und wiederholte ihm, was

Grumbkow soeben zu mir gesagt hatte. Ich machte ihm sogar ein paar kleine Vorwürfe wegen seines veränderten Verhaltens. Er antwortete mir, er sei immer noch derselbe und habe seine Gründe, so zu handeln.
Auf Befehl des Königs besuchte er mich am nächsten Morgen. Der Prinz war so höflich sich zurückzuziehen und ließ mich mit ihm und Frau von Sonsfeld allein. Er erzählte mir all sein Unglück, wie ich es beschrieben habe, ich teilte ihm das meine mit. Als ich geendet hatte, schien er ziemlich außer Fassung zu sein. Er sprach mir den schuldigen Dank aus und bedachte mich mit ein paar Zärtlichkeiten, die erkennbar nicht von Herzen kamen. Er fing ein beliebiges Gesprächsthema an, um diese Unterhaltung abzubrechen, und ging unter dem Vorwand, mein Gemach anschauen zu wollen, in das nächste Zimmer, wo sich der Prinz befand. Einige Zeit lang musterte er ihn von Kopf bis Fuß und zog sich zurück, nachdem er ihm ein paar ziemlich kühle Höflichkeiten gesagt hatte.
Ich gestehe, dass sein Vorgehen mich verwirrte. Meine Hofmeisterin zuckte mit den Schultern und kam aus dem Staunen nicht heraus. Ich erkannte diesen lieben Bruder nicht mehr, der mich so viele Tränen gekostet und für den ich mich aufgeopfert hatte. Der Prinz bemerkte meine Verwirrung und sagte zu mir, er sehe wohl, dass ich nicht glücklich sei; und er sei überrascht, wie wenig freundschaftlich der Kronprinz mir gegenüber sei, und er sei besonders traurig darüber, erkennen zu müssen, dass er nicht das Glück habe, ihm zu gefallen. Ich versuchte, ihm diese Gedanken auszutreiben und setzte mein Verhalten gegenüber meinem Bruder fort.
Ich werde nun eine kleine Unterbrechung machen. Diese Memoiren sind voller tragischer Ereignisse, die am Ende langweilen könnten; so ist es angebracht, manchmal ein paar eher heitere Details einzustreuen, selbst wenn sie nicht mich betreffen. Die Königin hatte ein Fräulein von Pannewitz als ihr erstes Ehrenfräulein an ihrem Hof. Diese Dame war schön wie ein Engel und besaß genauso viel Tugend wie Schönheit. Der König, dessen Herz bis dahin keine Schwäche gekannt hatte, konnte ihren Reizen nicht widerstehen; er begann ihr zu dieser Zeit den Hof zu machen. Er war überhaupt nicht galant, und da er seine Schwäche kannte, sah er voraus, dass es ihm niemals gelingen würde, Lackaffenmanieren nachzuahmen noch den Ton eines Verliebten zu treffen: Er blieb also seiner Natur treu und wollte das Pferd vom Schwanz her aufziehen. Er schilderte der Pannewitz seine Liebe in höchst anstößiger Manier und fragte sie, ob sie seine Mätresse werden wolle. Die Schöne ließ ihn, ganz empört über diesen Vorschlag, abblitzen. Der König ließ sich nicht abschrecken und machte ihr ein Jahr lang weiter den Hof. Das Ende dieser Geschichte war ziemlich kurios. Die Pannewitz, die der Königin nach Braunschweig gefolgt war, wo die Hochzeit meines Bruders stattfinden sollte, begegnete dem König auf einer kleinen verborgenen Treppe, die zum Gemach der Herrscherin führte. Er hinderte sie daran zu fliehen,

wollte sie umarmen und fasste sie an die Brust. Wütend verpasste ihm das Fräulein einen Faustschlag mitten ins Gesicht, mit derartigem Erfolg, dass ihm sofort Blut aus Nase und Mund floss. Er erboste sich gar nicht darüber und begnügte sich damit, sie von da an verteufeltes Weibsbild zu nennen.
Ich komme auf mein Thema zurück. Es schien, als wären alle Teufel der Hölle auf mich losgelassen. Auch noch der Markgraf von Ansbach wollte sich zu meinen Quälgeistern gesellen. Er war ein ganz schlecht erzogener junger Prinz. Er lebte mit meiner Schwester wie Hund und Katze und malträtierte sie unaufhörlich. Gelegentlich gab sie ihm Anlass dazu. Sein Hof setzte sich nur aus boshaften und intriganten Leuten zusammen, die ihn gegen den Bayreuther Hof aufhetzten. Die beiden Länder sind benachbart, und obwohl es ihr Interesse ist, freundschaftlich und einig zu handeln, sind sie aufeinander eifersüchtig und von daher uneinig. Der Markgraf von Ansbach und sein Hof konnten meine Heirat mit dem Erbprinzen nicht schlucken. Man berichtete ihm tausend falsche Dinge über den Letzteren. Völlig gegen uns aufgebracht, erwies er uns schlechte Dienste bei der Königin und legte all unser Reden und Handeln negativ aus. Unterstützt wurde er darin von meiner Schwester Charlotte, die nach Kräften Öl ins Feuer goss. Ich wusste über all das Bescheid, weil mich meine jüngere Schwester davon informiert hatte, tat aber so, als wüsste ich es nicht. Mir zu Ehren und Ruhm gab es noch mehrere Bälle. In der übrigen Zeit waren wir bei der Königin zum Spiel. Die Prinzen mussten den Abend beim König verbringen und an dem Tabakskollegium teilnehmen, von dem sie erst zur Stunde des Abendessens zurückkehrten.
Dem Markgrafen von Ansbach fiel es ein, über den Erbprinzen herzuziehen; er zog ihn mit einem sehr sensiblen Thema auf: Ich hatte schon gesagt, dass dessen Mutter eine Prinzessin von Holstein war. Sie hatte sich so schlecht aufgeführt und sich derart viel Ungehöriges erlaubt, dass der Prinz, ihr Ehegatte, der damals noch Apanage erhielt, sich gezwungen sah, sie in einer Festung einzusperren, die dem Markgrafen von Ansbach gehörte. Sie war der Gegenstand der pikanten Sticheleien des Prinzen gegenüber meinem Ehemann, der seine Verärgerung erkennen ließ und sehr vernünftig darauf antwortete: „Ich respektiere zu sehr die Gegenwart des Königs, um sofort und gebührend auf solche Reden zu reagieren, aber ich werde mich zu revanchieren wissen, wenn es Zeit ist.“ Mein Bruder und die Prinzen waren dabei und taten ihr Möglichstes, um sie zu versöhnen. Aber sie konnten beim Erbprinzen nur erreichen, dass er bis zum übernächsten Tag nicht noch weitergehen würde. Ich stellte an diesem Abend am Gesicht des Prinzen eine Veränderung fest, aber wie sehr ich auch in ihn drang, er wollte mir den Grund dafür nicht sagen. Ich erfuhr ihn am folgenden Tag vom Markgrafen, meinem Schwiegervater, der vom Herzog von Bevern darüber informiert worden war. Wir sprachen beide mit dem Prinzen. Ich

machte ihm klar, dass diese Auseinandersetzung nur ärgerliche Konsequenzen haben konnte; in erster Linie bedeutete das, früheres Unheil zu wiederholen, das für meinen Vater und für ihn sehr unangenehm wäre. Sein Widersacher sei sein Schwager, ein Prinz ohne Erben, dessen Land nach seinem Tod ihm zufallen würde, was im Fall, dass ihm etwas zustoßen würde, zu vielen falschen Vermutungen zu Lasten des Ansehens des Prinzen führen würde. Sein Zorn hinderte ihn daran, auf unsere Vernunftgründe zu hören. Der Herzog von Bevern, der dazukam, las ihm derart die Leviten, dass er ihm sein Wort gab, ruhig zu bleiben, vorausgesetzt der Markgraf von Ansbach entschuldige sich bei ihm. Alle rieten mir, mit Letzterem zu sprechen und zu versuchen, sie zu versöhnen. Der ganze Tag verlief also friedlich. Gemeinsam mit dem Herzog und der Herzogin traf ich meine Vorkehrungen. Ich war sehr traurig und besorgt und befürchtete, dass die Sache schlecht ausging. Meine Schwester, die davon wusste und uns beobachtete, warf sich mir plötzlich an den Hals und sagte: „Ich bin verzweifelt über das, was sich gestern abgespielt hat; mein Gatte ist im Unrecht; ich bitte Sie um Verzeihung für seine Ausfälligkeit, ich werde ihn gehörig ausschelten." Ich antwortete ihr: „Ich bin gar nicht begeistert, dass Sie unser Gespräch mitgehört haben. Seien Sie gewiss, dass die Auseinandersetzung unserer Gatten in keiner Weise meine Gefühle für Sie beeinträchtigen wird. Ich bitte Sie nur um einen Gefallen: Mischen Sie sich in das Ganze hier nicht ein, Sie würden sich nur Ärger einhandeln und die Gemüter nur noch mehr erhitzen." Nach etlichen Vorhaltungen versprach sie es mir. Der Markgraf von Ansbach saß bei Tisch immer neben mir. Am Abend, als wir uns von der Tafel erhoben hatten und die Königin hinausgegangen war, trat ich ganz höflich auf ihn zu und machte mich daran, mit ihm über die betreffende Sache zu reden. Meine Schwester ließ mich nicht dazu kommen und fing gleich mit einer Schimpfkanonade an. Er geriet in Zorn und gab ihr mit lauter Stimme ein paar passende Antworten. Der Erbprinz, der einige davon mitbekam, dachte, sie seien an ihn gerichtet; er kam seinerseits näher und forderte Genugtuung für sein Verhalten. „Kommen Sie, kommen Sie", sagte er zu ihm, „wir wollen unseren Streit ausfechten: Taten, nicht Worte sind angesagt." Der arme Markgraf war ganz erschreckt. „Los doch", fuhr der Prinz fort, „kommen Sie und schlagen sich oder ich werfe Sie in den Kamin, wo Sie nach Herzenslust braten können." Diese Drohung machte seinem Gegner derartige Angst, dass er bitterlich zu weinen begann, was tragikomische Effekte hatte. Mein Bruder und alle Anwesenden brachen in großes Gelächter aus. Der Markgraf rettete sich schreckerfüllt ins Audienzzimmer der Königin, die gravitätisch daherging, ohne dergleichen zu tun. Er versteckte sich dort hinter einem Vorhang. Die Herzogin, die ihm gefolgt war, war gern bereit, ihn wie eine Amme zu trösten, und versicherte ihm, der Erbprinz würde ihn nicht töten. Aber das alles beruhigte das arme Kind überhaupt nicht, das erst dann den Mut hatte, aus sei-

nem Versteck herauszukommen, als sein Gegner weg war. Den nahmen mein Bruder, der Markgraf, mein Schwiegervater, und Prinz Karl mit. Ich fand sie noch miteinander vor, als ich zu mir zurückkehrte. Die Szene, die sich da ereignet hatte, gab uns Stoff zu Scherzen, bei denen der Markgraf von Ansbach nicht geschont wurde. Der Herzog von Bevern begleitete ihn auf sein Zimmer zurück, wo er seinen Zorn in Erbrechen und Durchfall ausspie, der ihn fast ins Jenseits befördert hätte. Diese starke Entleerung hatte seine Galle vertrieben und wieder in einen ausgeglicheneren Zustand versetzt, so dass er sich ernsthafte Gedanken über die Gefahr machen konnte, in die er sich begeben hatte. Die Angst, geröstet zu werden, veranlasste ihn zu dem Entschluss, auf den Erbprinzen zuzugehen; der Herzog von Bevern erhielt den Auftrag dazu. Der Erbprinz nahm die Entschuldigungen des Markgrafen an: Es wurde Frieden geschlossen und seit diesem Zeitpunkt hatten sie keine persönliche Auseinandersetzung mehr.

Einige Tage darauf vertraute der König meinem Bruder ein Infanterieregiment an und gab ihm seine Uniform und seinen Degen zurück. Als sein Wohnort wurde Ruppin bestimmt, wo sein Regiment lag. Seine Einkünfte wurden erhöht, und wenn sie auch immer noch bescheiden waren, so konnte er doch als reicher Bürger auftreten. Er musste zu seiner Garnison aufbrechen. Obwohl er mir gegenüber ganz verändert war, tat mir diese Trennung unendlich weh. Ich rechnete nicht damit, ihn vor meiner Abreise noch wiederzusehen, was mich heftig traf. Er schien gerührt und der Abschied war viel herzlicher als unser erstes Treffen. Seine Gegenwart hatte mich all meinen Kummer vergessen lassen, umso stärker fühlte ich ihn nach seiner Abreise. Von Seiten der Königin war es immer dieselbe Leier: In der Öffentlichkeit nahm sie sich zusammen, aber unter vier Augen behandelte sie mich umso schlimmer.

Der König beachtete mich seit meiner Hochzeit nicht mehr und all die großen Vorteile, die er mir versprochen hatte, lösten sich in Luft auf. Es gab nur zwei Möglichkeiten, sich bei ihm einzuschmeicheln; die eine war, ihm lange Kerls zu liefern, die andere, ihn mit seiner Runde von Günstlingen zum Essen einzuladen und ihn tüchtig bechern zu lassen. Der erste der beiden Wege war mir versperrt, weil lange Kerls nicht wie Pilze aus dem Boden schießen, sie waren im Gegenteil so selten, dass man kaum drei passende in einem Land finden konnte. Man musste sich also für den zweiten Weg entscheiden. Ich lud den Herrscher zum Essen ein. Alle Fürsten waren dabei. Die Tafel war für vierzig Leute gedeckt und es wurden die erlesensten Delikatessen aufgetragen. Beim Wein begrüßte der Erbprinz die Gäste. Er war unter den Männern der einzige, der bei Sinnen blieb. Der König und der Rest der Eingeladenen waren sturzbetrunken. Niemals habe ich ihn so fröhlich gesehen; er herzte den Prinzen und mich über und über. Meine Einladung gefiel ihm so gut, dass er den Abend über bleiben wollte. Er ließ Musik und mehrere Damen aus der Stadt kommen. Er er-

öffnete den Ball mit mir und tanzte mit allen Damen, was er noch nie getan hatte. Das Fest dauerte bis drei Uhr nach Mitternacht.
Der König brach am 17. Dezember nach Nauen auf, wo er eine großartige Wildschweinjagd hatte vorbereiten lassen. Alle Prinzen, die fremden wie auch die Prinzen von Geblüt, folgten ihm. Die kleine Reise dauerte nur vier Tage und bereitete mir erneut Kummer.
Der Markgraf von Ansbach hatte seinen Ärger auf den Prinzen nach ihrer letzten Auseinandersetzung nur verborgen; er suchte fieberhaft eine Gelegenheit, um sich zu rächen. Man muss jedem die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Markgraf hat Herz und Verstand, wird aber leicht zornig. Die Leute um ihn herum sind wahre Satansbraten; sie haben ihn zum Laster verleitet und versuchen auch noch, seine guten Eigenschaften zu ersticken. Er war erst siebzehn Jahre, war ohne Erfahrung und schlecht beraten. Ich habe schon gesagt, dass er für die Königin spionierte, um sich bei ihr einzuschmeicheln. Natürlich fragte sie ihn bei seiner Rückkehr aus Nauen nach Neuigkeiten. Er antwortete ihr, die ihm bekannten seien sehr schlecht; sie habe allen Grund, mit meiner Heirat unzufrieden zu sein; ich würde die unglücklichste Frau auf der Welt, da ich ein wahres Ungeheuer zum Ehemann habe, der sich den furchtbarsten Ausschweifungen hingegeben habe, seine Nächte damit verbringe, sich mit Bediensteten und Schlampen aus den Kneipen zu betrinken. Er geselle sich von Gleich zu Gleich zu diesem Abschaum und es habe der Skandalchronik nach eine Schlägerei gegeben, wo er Prügel bezogen habe. Weit davon entfernt, sie betrübt zu machen, erfreute diese vertrauliche Mitteilung die Königin. Sie beschloss, auf meine Kosten ihren Vorteil daraus zu ziehen. Sobald sich alle bei ihr versammelt hatten, ließ sie uns im Kreis Platz nehmen und brachte geschickt die Rede auf Nauen. Ohne Namen zu nennen, fiel sie über den Prinzen schonungslos her und machte sich mit beißendem Spott über ihn lustig. Ich merkte sofort, dass er es war, den sie meinte, verstand jedoch nichts von ihren Reden. Sie sprach von Kampf, von Wunden, Dingen, von denen ich nichts wusste, und warf meiner Schwester Charlotte schalkhafte Blicke zu, die ihr mit Zeichen antwortete, wobei sie mich anschaute. Der Markgraf von Bayreuth blickte ernst drein und war schlecht gelaunt, die ganze Gesellschaft senkte den Blick. Das Spiel machte dieser Unterhaltung ein Ende. Meine Ansbacher Schwester, die große Freundschaft für mich empfand, gab mir die Lösung des Rätsels, als sie meine Beunruhigung sah. Ich war erst fünf Wochen verheiratet. Ich hatte den Charakter des Prinzen beobachtet und hatte an ihm eine gute Gesinnung und zu viel Anstand festgestellt, als dass er die ihm unterstellten Scheußlichkeiten begehen könnte. Der Herzog von Bevern versicherte mir sogar, dass kein wahres Wort daran war, dass der Prinz ihn nicht einen Augenblick verlassen habe und sie Tür an Tür geschlafen hätten. Wir schlossen beide daraus, dass dieses

schöne Märchen eine Erfindung des Markgrafen von Ansbach war. Der Herzog übernahm es, den König aufzuklären, dem man ebenfalls diesen schönen Bericht abgeliefert hatte, und bat mich inständig, mich über die Spötteleien der Königin hinwegzusetzen, weil sie mich im Grunde nicht unglücklich machen könne. Der Markgraf von Ansbach oder, besser gesagt, sein Hofstaat hatte dieselbe Neuigkeit dem König und dem Markgrafen von Bayreuth ausgerichtet. Ohne irgendetwas nachzuprüfen, geriet er in fürchterliche Wut auf seinen Sohn. Er brachte mich am Abend in mein Zimmer zurück, wo er ihn sehr hart anging. Der Prinz hatte keine Mühe, sich zu rechtfertigen; er hätte es zum Eklat gegen den Erfinder des Schurkenstücks kommen lassen, wenn wir ihn nicht daran gehindert hätten.

Die Geschichte kannte am nächsten Tag die ganze Stadt. Sie trug den Markgrafen von Ansbach große Schande ein und machte ihn verhasst. Der König war höchst erzürnt darüber, ließ sich aber nichts anmerken, aus Furcht, die Gemüter zu erhitzen. Die Königin war ganz kleinlaut und ärgerte sich sehr, einem Schwager nichts anhaben zu können, den sie von Herzen hasste.

Einige Tage später fragte sie mich mit listiger Miene, ob ich mich danach erkundigt hätte, was in meinem Ehevertrag für mich festgesetzt war. „Ich bin neugierig zu erfahren“, sagte sie zu mir, „welches die großen Vorteile sind, die der König Ihnen gewährt hat und wie viel Sie an Einkünften haben werden. Ich weiß nicht, woher Herr Dickens (der englische Gesandte) es weiß; aber ich weiß genau, dass er gesagt hat, dass eine Kammerfrau des Prinzen von Wales ein höheres Gehalt bezieht, als Sie an jährlichem Einkommen hätten. Ich rate Ihnen, schon im Voraus Maßnahmen zu treffen, denn wenn Sie später bettelarm sind, ist es nicht meine Schuld, erwarten Sie jedenfalls nichts mehr von mir. Ich habe Ihre Heirat nicht betrieben; es ist am König, zu dem Sie so viel Vertrauen haben, sich um Sie zu kümmern.“

Diese Art zu reden verhieß mir nichts Gutes. Ich befragte noch am selben Abend Herrn von Voit dazu. Wie erstaunt war ich, als ich folgende Einzelheiten erfuhr: Alles in allem hatte der König dem Markgrafen ein zinsloses Darlehen von 260.000 Talern gegeben. Davon waren jährlich vom Jahr 1733 an 25.000 Taler zurückzuzahlen. Meine Mitgift war, wie üblich, 40.000 Taler. Als Entschädigung für meinen Verzicht auf das Erbe der Königin gab er mir 60.000 Taler. Das waren dieselben Abmachungen, die mit meiner Schwester getroffen worden waren. Seitens des Markgrafen waren die jährlichen Einkünfte des Prinzen und die meinen einschließlich unseres Hofstaats auf 14.000 Taler festgesetzt worden, wovon zweitausend mir zukamen. Zieht man von dieser Summe noch die Neujahrs- und außerordentlichen Geschenke ab, blieben mir 800 Taler für meinen Unterhalt. Zu den Vorteilen zählte der König das Regiment, das er dem Prinzen gegeben, und das Silberservice, das er mir geschenkt hatte. Mein Erstaunen lässt sich gut vorstellen. Herr von Voit sagte zu mir, der König habe alles

geregelt; mit meinem Einverständnis, habe er angenommen, sonst hätte er mich früher benachrichtigt und es sei nichts mehr zu ändern, da alle Übereinkünfte getroffen und unterschrieben seien.
Nachdem ich eine Zeit lang über meine neue Lage nachgedacht hatte, entschloss ich mich, mich an Grumbkow zu wenden. Ich ließ ihn am Morgen des nächsten Tages holen. Herr von Voit erklärte ihm in wenigen Worten, worum es sich handelte. Grumbkow schwor mir, in dieser ganzen Angelegenheit nicht zu Rate gezogen worden zu sein. „Ich bin erstaunt", fuhr er fort, „darüber nicht informiert worden zu sein; dieses Übel ist nicht wiedergutzumachen. Es gilt, nach anderen Mitteln zu forschen und zu versuchen, aus dem König eine Pension herauszuquetschen. Bevor man jedoch mit ihm darüber spricht, gilt es unbedingt, die Abreise des Markgrafen, Ihres Schwiegervaters, abzuwarten. Ich kenne unseren Herrn: Er ist teuflisch stur, wenn es ums Geben geht. Wenn ich jetzt mit ihm darüber spreche, wird er mit dem Fürsten einen Streit vom Zaum brechen, um Ihre Einkünfte erhöhen zu lassen, was zu Zwistigkeiten führen würde, die unweigerlich auf Ihre Kosten gingen. Wenn er dagegen fort ist, ist Seine Majestät verpflichtet, das Ihnen angetane Unrecht wiedergutzumachen. Ich verspreche Ihnen meine Hilfe, Madame, und ich werde Sie wissen lassen, wann es Zeit ist, dass Sie selbst mit ihm reden." Ich dankte ihm vielmals und versprach ihm, seine Ratschläge zu befolgen.
Die Königin hatte sich auf meine Kosten amüsiert: Sie war von der ganzen Angelegenheit unterrichtet und hatte nur deswegen gewünscht, dass ich mich informierte, um mich zu demütigen. Sie unterhielt dauernd Spione rund um meine Gemächer. Auf der Stelle bekam sie von Grumbkows Besuch Wind und erriet sofort den Grund. Sie wollte sicher gehen und mir die Würmer aus der Nase ziehen. Nachdem sie eine Weile ganz freundlich mit mir geredet hatte, kam sie auf meine Abreise zu sprechen. „Ich bin ganz verzweifelt, Sie zu verlieren", sagte sie zu mir, „ich habe mein Möglichstes getan, um den Augenblick unserer Trennung hinauszuschieben. Was mich am meisten bekümmert, ist, Sie so schlecht versorgt zu sehen; ich weiß das alles ganz genau. Der König hat Sie grausam im Stich gelassen: Ich habe es vorausgesehen, nur Sie haben es mir nicht glauben wollen. Ich finde es allerdings gut, dass Sie mit Grumbkow gesprochen haben; ich bin davon überzeugt, dass er Ihnen helfen wird; was hat er Ihnen geraten?" Ich gestehe meine Dummheit ein: Ich erzählte ihr die gesamte Unterredung mit ihm und beschwor sie, es für sich zu behalten. „Ich verspreche es Ihnen", fuhr sie fort, „ich weiß nur zu gut, dass das, was Sie mir da gesagt haben, zu wichtig ist, um darüber zu reden." Zu meiner gerechten Strafe war sie am Nachmittag mit dem König allein. Da ihr nicht einfiel, worüber sie sich mit ihm unterhalten sollte, ließ sie ihn hinter das Geheimnis kommen und verriet ihm, was ich ihr anvertraut hatte. Der König tat so, als bedauere er mich und sei von meiner Lage

betroffen, doch in Wirklichkeit war er heftig verärgert, dass ich mich an sie und Grumbkow gewandt hatte. Er war argwöhnisch und bildete sich ein, ich intrigierte, und wollte mich dafür bestrafen. Kaum hatte er die Königin verlassen, ließ er sich meinen Heiratsvertrag geben und strich viertausend Taler von der für den Prinzen und mich bestimmten Summe.
Im Vollgefühl ihres erfolgreichen guten Dienstes, den sie mir da geleistet hatte, ließ die Königin mich schleunigst rufen und sagte zu mir, als ich eintrat: „Sie brauchen Grumbkow nicht mehr in Ihre Angelegenheiten hineinzuziehen. Ich habe mit dem König gesprochen", fuhr sie fort und umarmte mich dabei, „ich habe ihm von unserer Unterhaltung heute Morgen erzählt: Er schien gerührt und hat mir versprochen, Ihnen Ihre Wünsche zu erfüllen." Fast wäre ich wie Lots Frau zur Salzsäule erstarrt.[34]
Meine erste Aufregung entlud sich in Klagen und respektvollen Vorwürfen über ihre Indiskretion. Sie wurde wütend und brachte mich mit harten Worten zum Schweigen. Ich verfluchte tausendmal meine Unklugheit; ich erhielt den verdienten Lohn und durfte mich nicht beklagen. Grumbkow ließ mir über Herrn von Voit die heftigsten Vorwürfe zukommen. Er beklagte sich bitter darüber, dass ich ihn dem Zorn des Königs ausgesetzt hatte, und ließ mir versichern, er würde sich nie wieder in meine Angelegenheiten einmischen. Diese Geschichte setzte mir stark zu und rief heftigen Kummer in mir hervor.
Unterdessen waren der Markgraf, mein Schwiegervater, und die Höfe von Ansbach, Meiningen und Bevern abgereist. Dem Letzteren trauerte ich sehr nach, besonders der Herzogin, die ich in mein Herz geschlossen hatte. Ihr hatte ich mein Leid anvertraut und sie hatte mir viele gute Dienste geleistet.
Der König kehrte nach Potsdam zurück, wohin ihm die Königin und ich folgen mussten, weil ich von dort nach Bayreuth aufbrechen sollte. Meine Ungeduld, mich dort zu befinden, ließ mich die Stunden und Minuten zählen: Berlin war mir ebenso verhasst geworden, wie es mir einst lieb gewesen war. Ich stellte mir vor, an meinem neuen Wohnort ein angenehmes, ruhiges Leben abseits der Reichtümer zu führen und ein glücklicheres Jahr als das gerade abgelaufene zu beginnen.

Mit dem Jahr 1732 begann ein neuer Lebensabschnitt für mich. Schon seit einiger Zeit war mir ganz unwohl; ich hatte den Grund dafür meiner andauernden Anspannung zugeschrieben, der ich durch so viele Widrigkeiten unterschiedlicher Natur ausgesetzt war. Ich wollte meine Andacht verrichten; in der Kirche befiel mich eine Ohnmacht, die mehrere Stunden anhielt. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im Bett, umringt von der Königin und einer Menge Leute, die herbeigelaufen waren, um mir beizustehen. Nach Ansicht des Arztes war ich schwanger. Man machte etliche Scherze darüber; ich aber schenkte all dem, was man zu mir sagte, keinerlei Auf-

merksamkeit: Ich litt allzu sehr. Den ganzen Tag über hatte ich mehrere Ohnmachtsanfälle, was mich daran hinderte aufzustehen. Die Königin ließ mir am nächsten Tag ausrichten, dass sie am Abend zur Feier des Dreikönigsfestes zu mir kommen wollte. Es wurde ein trauriges kleines Fest: Alle, die da waren, schienen betroffen, mich zu verlieren; alle hatten sie Tränen in den Augen. Ich nahm zärtlich Abschied von der Markgräfin Philipp. Meine Heirat hatte an unserer Freundschaft nichts geändert und ich war bei der Trennung von meinen Freundinnen gerührt.

Am nächsten Tag, dem 7. Januar, begaben wir uns nach Potsdam. Der König empfing mich mit offenen Armen. Die Hoffnung, bald Großvater zu werden, bereitete ihm unvorstellbare Freude; er überschüttete mich mit Liebkosungen und Aufmerksamkeiten. Ich nutzte diese günstige Gelegenheit, um ihn um eine Gunst zu bitten. Frau von Sonsfeld hatte drei Nichten; sie waren Töchter des Generals Marwitz. Da ihre Schwester verstorben war, hatte sie sie aufziehen lassen. Diese drei Töchter, die Älteste war vierzehn, waren Erbinnen eines sehr bedeutenden Vermögens. Die Tante hatte den Wunsch, diese Älteste mit nach Bayreuth zu nehmen, um ihre Erziehung zu vollenden. Sie wagte es jedoch nicht, diesen Wunsch ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs in die Tat umzusetzen, da er einen Befehl erlassen hatte, wonach es allen vermögenden Töchtern verboten war, sein Land bei Strafe des Einzugs ihres gesamten Vermögens zu verlassen. Der König gewährte mir diese Gunst unter der Bedingung, dass ich mich ihm gegenüber bei meinem Ehrenwort verpflichtete, sie nicht außerhalb seiner Staaten zu verheiraten, was ich zusagte.[*35]

Nachdem der Tag meiner Abreise auf den 11. Januar festgesetzt war, beschloss ich, einen letzten Versuch zu unternehmen, sein Herz zu erweichen. Ich fand einen Weg, mit ihm allein zu sprechen und ihm mein Herz auszuschütten. Ich verteidigte mein Verhalten, ohne die Königin zu kompromittieren. Ich schilderte ihm in den rührendsten Farben den Schmerz, den mir seine Ungnade verursacht hatte. Ich fügte ein ehrliches Bild meiner aktuellen Lage hinzu und flehte ihn bei allem an, was ihm heilig war, mich nicht im Stich zu lassen und mir seine Hilfe und seinen Schutz zu gewähren. Meine Worte machten Eindruck auf ihn: Er brach in Tränen aus und konnte mir vor Schluchzen nicht antworten. Seine Umarmungen machten mir seine Gedanken klar. Schließlich nahm er sich zusammen und sagte zu mir: „Ich bin zutiefst unglücklich, Sie verkannt zu haben. Man hatte mir ein so schreckliches Bild von Ihnen gezeichnet, dass ich Sie ebenso gehasst habe, wie ich Sie nun liebe. Wenn ich mich an Sie gewandt hätte, wäre mir wie Ihnen mancher Kummer erspart geblieben;

[*] Da dieser Punkt in der Folge von Bedeutung für diese Memoiren sein wird, bitte ich den Leser, ihm seine Aufmerksamkeit zu schenken.

aber man hat mich daran gehindert, mit Ihnen zu sprechen, und mir vor Augen gehalten, Sie seien schlimmer als der Teufel und würden mich zu Ausfällen treiben, die ich lieber vermeiden wollte. Ihre Mutter ist mit ihren Intrigen zum Teil schuld am Unglück der Familie. Man hat mich von allen Seiten getäuscht und hinters Licht geführt, doch mir sind die Hände gebunden, und obwohl ich tief im Herzen verletzt bin, muss ich diese Ungerechtigkeiten ungestraft lassen." Ich ergriff für die Königin Partei und machte ihm klar, dass ihre Absichten lauter waren und allein ihre Liebe zu meinem Bruder und zu mir sie dazu gebracht hatten, so zu handeln, wie sie es getan hatte, so dass er ihr nicht böse sein konnte. „Gehen wir da nicht ins Detail", antwortete er, „was geschehen ist, ist geschehen, ich will es lieber vergessen. Was Sie angeht, meine liebe Tochter, seien Sie gewiss, dass Sie mir die liebste der Familie sind und ich Ihnen meine Ihnen gegebenen Versprechen, Ihnen mehr als meinen anderen Kindern zukommen zu lassen, getreu einhalten werde. Vertrauen Sie mir weiterhin und zählen immer auf meine Hilfe und meinen Schutz. Ich bin allzu traurig, um von Ihnen Abschied zu nehmen; umarmen Sie Ihren Gatten von meiner Seite, ich bin so gerührt, dass ich ihn nicht treffen kann." In Tränen aufgelöst zog er sich zurück. Ich zog mich meinerseits schluchzend zurück und begab mich zur Königin. Meine Trennung von ihr war überhaupt nicht so anrührend wie die vom König; trotz aller meiner Ehrerbietung und Liebesbezeugungen blieb sie eiskalt und unbewegt, ohne die geringste freundschaftliche Geste. Der Herzog von Holstein geleitete mich zur Karosse, in die ich mit dem Prinzen und Frau von Sonsfeld einstieg.

Ich kam glücklich noch am selben Abend in Kloster Zinna, unserer ersten Station, an. Der zweite Tag meiner Reise verlief nicht so glücklich wie der erste. Meine Karosse kippte zu meiner Seite hin um: Zwei Paar geladener Pistolen und zwei Eisentruhen, die man aus einem mir unerfindlichen Grund hier hineingepackt hatte, fielen mir auf den Leib, ohne mir das Geringste anzutun. Frau von Sonsfeld hielt mich für tot. Vor Schreck war sie derart blind, dass sie unaufhörlich schrie wie eine Verrückte: „Mein Gott, Herr Jesus Christus, erbarme Dich unser." Ich dachte, sie sei verletzt, was mich in größere Aufregung versetzte als der Sturz, und fragte sie danach. „Nein, mein Gott, nein, Madame", sagte sie zu mir, „ich habe nur Angst um Sie." Der Erbprinz war eher tot als lebendig durch die Tür abgesprungen; er hatte nicht den Mut, mich zu fragen, ob ich mir etwas getan hätte. Die Szene kam mir lustig vor: Ich war bepackt wie ein Maulesel mit dem ganzen Gepäck, das im Wagen war, von dem man mich nur mit Mühe befreien konnte. Der Markgraf trug mich über ein schneebedecktes Feld. Es fror gottserbärmlich; meine Schuhe froren fest; ich wäre Gefahr gelaufen, das Schicksal von Lots Frau zu erleiden und zur Eissäule zu erstarren, wenn mein Gefolge nicht gekommen wäre und mich da herausgeholt hätte. Meine Damen weinten und jammerten, weil sie fest annahmen, dass ich eine Fehlgeburt haben

würde. Man benetzte mich mit allen möglichen Essenzen und wollte mich ekelhafte Medizin schlucken lassen, die ich heftig ablehnte. Schließlich stellte man die Karosse wieder auf und ich setzte meine Reise fort.
Herr von Börstell, Geheimer Rat des Königs, begleitete mich und sollte in Bayreuth das Amt eines Gesandten bekleiden. Sobald wir in Torgau angekommen waren, wandte er sich an meine Hofmeisterin und beauftragte sie damit, mir klarzumachen, dass es die Vorsicht gebot, unterwegs einige Tage Halt zu machen, um schlimmen Folgen, die aus meinem Sturz erwachsen könnten, zu begegnen, auch wenn ich nichts davon verspürte. Frau von Sonsfeld und Herr von Voit waren derselben Ansicht. Sie machten dem Prinzen derart Angst, dass ich am nächsten Tag gerade noch bis nach Leipzig fahren durfte. Ich wollte mich dort amüsieren; denn es war gerade Messe, eine der berühmtesten in Deutschland. Während dieser Zeit waren viele Fremde in der Stadt, wohin sich auch der Dresdener Hof regelmäßig begab.

Am Tag darauf trafen wir ein. Der Form halber legte ich mich zu Bett. Sofort erkundigte ich mich danach, ob viele Leute da waren. Wie groß war meine Betroffenheit! Die Messe war vorbei und der Hof wie auch die Fremden waren tags zuvor abgereist. Anstatt mich zu amüsieren, langweilte ich mich während der zwei Tage, die ich mich da aufhalten musste, ganz furchtbar. Erschöpft von Ansprachen und Zeremoniell brach ich endlich auf, um meine Reise fortzusetzen. Sie verlief recht glücklich, einmal abgesehen von dem Schrecken, den mir Felsen und Abgründe bereiteten. Die Wege waren abscheulich. Obwohl es schrecklich kalt war, wollte ich lieber laufen als durchgerüttelt werden.
Endlich kam ich in Hof an, der ersten Stadt des Territoriums von Bayreuth. Man empfing mich mit allem Zeremoniell und Kanonendonner. Die Bürgerschaft säumte in Waffen die Straßen bis zum Schloss. Der Marschall von Reitzenstein mit einigen Herren des Hofes und dem gesamten reichsunmittelbaren Adel des Vogtlandes erwartete mich am Fuß des Treppenaufgangs, falls man eine Art Holzstiege so nennen kann, und geleitete mich in mein Gemach. Herr von Reitzenstein begrüßte mich im Auftrag des Markgrafen anlässlich meiner Ankunft in seinem Land. Danach ließ ich eine lange Rede des Adels über mich ergehen. Herr von Voit hatte mich dringend gebeten, diesen Leuten freundlich zu begegnen.
Bekanntlich hat das Haus Österreich dem Adel zu Lasten der Fürsten gewisse Privilegien gewährt; diese Privilegien sind völlig ungerechtfertigt und zielen nur darauf ab, die Souveräne des Reichs herabzusetzen. Sie haben diese Privilegien nie anerkennen wollen. Jeder reichsunmittelbare Adlige beansprucht, in seinem Gebiet ebenso souverän zu sein wie der Fürst, dessen Vasall er ist, was ewige Prozesse und Streitigkeiten hervorruft. Der Adel des Vogtlands hatte sich mit den übrigen Kreisen

überworfen und daraufhin vom Rest abgespalten. Diese Gelegenheit hatte der Markgraf genutzt, um ihn bis auf ein paar Privilegien seinen übrigen Vasallen gleichzustellen. Damit nicht genug, hatte er kurz vor meiner Heirat versucht, ihnen auch noch die verbliebenen Vorrechte wegzunehmen. Da diese Herren nicht gewillt waren, das zu dulden, hatten sie dagegen rebelliert und einen Aufruhr angezettelt, der verhängnisvoll hätte werden können, wenn man sie nicht besänftigt hätte. Noch bei meinem Eintreffen waren die Gemüter erhitzt. Herr von Voit, der aus einem sehr bekannten reichsunmittelbaren Haus, allerdings aus einem anderen Kreis stammte und im Markgrafentum keine Ländereien besaß, machte dem Fürsten klar, dass man versuchen musste, diese Leute mit Sanftmut und im Guten zu gewinnen, um die Ruhe wiederherzustellen. Sie stammten alle aus bedeutenden Häusern und einige waren sehr reich.

Man wird gewiss annehmen, dass ihre Manieren dem entsprachen - weit gefehlt! Ich traf etwa dreißig von ihnen an, von denen die meisten Reitzenstein hießen. Alle hatten Kinderschreckvisagen. Ihre Gesichter waren halb verdeckt von einer Art mottenzerfressener Perücken, in denen sich Läuse ebenso altehrwürdiger Herkunft wie die ihre seit undenklichen Zeiten eingenistet hatten. Ihre sonderbaren Gestalten waren mit Kleidungsstücken ausstaffiert, die den Läusen an ehrwürdigem Alter in nichts nachstanden: Es waren Erbstücke ihrer Ahnen, von den Vätern auf die Söhne übertragen. Zumeist waren sie nicht nach ihrem Maß angefertigt. Das Gold daran war derart abgenutzt, dass es nicht zu erkennen war; dennoch waren es ihre Festkleider und sie hielten sich in diesen uralten Lumpen für mindestens so respekteinflößend wie den Kaiser in den Kleidern Karls des Großen. Ihr ungehobeltes Benehmen passte perfekt zu ihrem Aufzug: Man hätte sie für Bauernlümmel halten können. Dass die meisten von ihnen die Krätze hatten, setzte ihrem Charme die Krone auf. Ich hatte meine liebe Not, angesichts dieser Gestalten nicht in Lachen auszubrechen.

Das war noch nicht alles. Einen Augenblick später stellte man mir Wesen einer anderen Spezies vor: Das waren die Geistlichen, deren Begrüßungsrede es ebenfalls noch anzuhören galt. Sie hatten Halskrausen, die wie kleine Körbe aussahen, so groß waren sie. Der, welcher mich begrüßte, näselte und sprach so langsam, dass ich fast die Geduld verloren hätte.

Endlich konnte ich diese Arche Noah loswerden und begab mich zu Tisch, wozu die Bedeutendsten aus dem Adel eingeladen waren. Ich begann diverse Gesprächsgegenstände, um diese Automaten zum Reden zu bringen, ohne aus ihnen mehr als ja oder nein herauszuholen. Als ich nichts mehr zu sagen wusste, verfiel ich darauf, die Hauswirtschaft anzusprechen. Allein schon bei diesem Wort entfaltete sich ihr Geist. Im Handumdrehen war ich bis ins Kleinste über ihren Haushalt und alles, was dazu

gehörte, informiert. Es erhob sich sogar ein geistreiches und für sie belangreiches Streitgespräch. Die einen behaupteten, dass das Vieh des platten Landes schöner und ertragreicher als das des Gebirges sei, einige Schöngeister der Truppe behaupteten das Gegenteil. Ich sagte kein Wort zu alldem und war gerade dabei, vor Langeweile einzuschlafen, als man mich von Seiten Herrn von Voits darauf aufmerksam machte, dass es Zeit war, einen großen Humpen auf das Wohl des Markgrafen zu trinken. Man brachte mir einen von solch reichlichem Umfang, dass ich meinen Kopf hätte hineinstecken können; dazu war er derart schwer, dass nicht viel gefehlt hätte, dass ich ihn fallen ließ. Der Hofmarschall trank zur Antwort auf mein Wohl, auf das des Königs, der Königin und anschließend noch auf alle meine Brüder und Schwestern. Ich war ganz zerschlagen von den Verbeugungen und mir nichts dir nichts war ich inmitten einer Gesellschaft von 34 Trunkenbolden, die betrunken waren bis zum geht nicht mehr. Müde wie ein Hund und dieser hässlichen Visagen bis zur Übelkeit überdrüssig, erhob ich mich endlich, höchst wenig erbaut über diese erste Begegnung.

Zu allem Überfluss kündigte man mir an, ich müsse am folgenden Tag nochmals in Hof Station machen, da es sich nicht gehöre, am Sonntag zu reisen. Man bedachte mich mit einer Predigt, die sehr gut zu der Gesellschaft des Vortages passte. Der Pfarrer gab uns einen detailgetreuen historisch-kritischen Abriss der Skandalgeschichte sämtlicher Ehen von Beginn der Schöpfung an, von Adam und Eva bis hin zu Noah. Er legte Wert auf detaillierte Faktenschilderung, was bei den Männern Lachsalven hervorrief und uns die Schamesröte ins Gesicht trieb. Das Essen war dem vorherigen ähnlich. Am Nachmittag gab es ein weiteres Fest für mich: Es handelte sich darum, den weiblichen Teil des Hofes zu empfangen, den ich überhaupt noch nicht gesehen hatte. Es waren die keuschen Gemahlinnen der Herren des Adels. Sie standen ihren lieben Gatten in nichts nach. Man stelle sich Ungeheuer mit Lockenwülsten oder, besser noch, mit Schwalbennestern vor, deren künstliche Haare voller Dreck und Unrat waren. Ihre Kleidung war ebenso uralt wie die ihrer Gatten; fünfzig Bandschleifen in allen Farben unterstrichen ihren Glanz. Das alles war begleitet von ungeschickten, häufig wiederholten Verbeugungen. Noch nie hatte ich etwas derart Komisches gesehen. Ein paar von diesen Vogelscheuchen waren am Hof gewesen; sie spielten die Rolle adliger Lackaffen in Paris: Sie mimten die Vornehmen und Graziösen, welche die anderen nachzuäffen suchten. Hinzu kommt noch ihre Art, uns zu beäugen; man kann sich nichts Lächerlicheres und Lachhafteres vorstellen.
Am nächsten Tag setzte ich meine Reise nach Gefrees fort, wo mich der Markgraf erwartete. Er empfing mich in einem erbärmlichen Wirtshaus. Um mich über diese elende Herberge hinwegzutrösten, versicherte er mir, auch der Kaiser Joseph habe da eine Nacht verbracht. Er überhäufte den Prinzen und mich mit Höflichkeits- und

Freundschaftsbezeugungen. Der einzige Gesprächsstoff waren der Telemach und die Römische Geschichte von Amelot de la Houssaye, die einzigen Bücher, die er gelesen hatte; und so wusste er sie auch auswendig wie die Priester ihr Brevier.[36] Der gute Fürst war kein großer Redner; seine Art zu reden war mit alten Predigten vergleichbar, die man sich zum Einschlafen vorlesen lässt. Meine Schwangerschaft wurde mir nun beschwerlich: Ich wurde ohnmächtig und wäre der Länge nach hingefallen, wenn der Prinz mich nicht gestützt hätte. Ich hatte einen furchtbaren Schwächeanfall, von dem ich mich erst Stunden später erholte. Obwohl ich immer noch sehr unpässlich war, brach ich am nächsten Tag nach Bayreuth auf, das nur drei Meilen entfernt war.

Am 22. Januar um sechs Uhr abends kam ich schließlich in Bayreuth an. Man wird vielleicht neugierig auf meinen Einzug sein. Hier ist er: In Büchsenweite von der Stadt entfernt hielt im Auftrag des Markgrafen Herr von Dobeneck, der Oberamtmann von Bayreuth, eine Rede auf mich. Er war von großer Gestalt, gleich dick von oben bis unten. Er legte Wert darauf, reines Hochdeutsch zu sprechen, und beherrschte die Vortragskunst deutscher Schauspieler, war aber ansonsten gutherzig und ein Ehrenmann.

Kurz darauf zogen wir unter dreifachem Kanonendonner in die Stadt ein. Die Karosse mit den Herren machte den Anfang; dann folgte die meine, bespannt mit sechs Postkutschengäulen; danach kamen meine Damen; hinterher die Kammerherren und sechs oder sieben Gepäckkarren beschlossen den Zug. Ich war ein wenig pikiert über diesen Empfang, ließ mir aber nichts anmerken. Der Markgraf und die beiden Prinzessinnen, seine Töchter, empfingen mich zusammen mit dem Hofstaat am Fuß der Treppe. Er geleitete mich unverzüglich in mein Gemach. Es war derart schön, dass ich mich einen Augenblick damit aufhalten muss. Ich wurde durch einen langen Gang hineingeführt, der mit Spinnweben tapeziert und derart dreckig war, dass einem schlecht wurde. Ich trat in ein großes Zimmer ein, dessen Decke, obwohl sie uralt war, seinen bedeutendsten Schmuck darstellte. Es gab da eine Hochschafttapete, die, glaube ich, zu ihrer Zeit ganz schön gewesen sein musste, die nun aber so alt und verblichen war, dass man nur mit Hilfe eines Mikroskops erraten konnte, was sie darstellte. Die Gestalten waren in Lebensgröße gemalt und die Gesichter so durchlöchert und durchsiebt, dass sie wie Gespenster ausschauten. Das anschließende Kabinett war mit schmutzfarbenem Brokatell ausstaffiert; daneben gab es ein weiteres, dessen Ausstattung mit grünem löchrigem Damast einen erstaunlichen Eindruck machte; ich sagte löchrig, da er in Fetzen hing und das Gewebe überall durchschien. Ich betrat mein Schlafzimmer, das ein ganzes Sortiment von grünem Damast mit abgeschabten Goldadlern bot. Mein Bett war so schön und neu, dass es nach vierzehn

Tagen keine Vorhänge mehr hatte, weil sie, kaum dass man sie berührte, zerrissen. Diese Pracht, die ich nicht gewohnt war, versetzte mich in höchstes Erstaunen. Der Markgraf ließ mir einen Sessel geben; wir ließen uns nieder, um eine nette Unterhaltung zu beginnen, wobei der Telemach und Amelot nicht vergessen wurden. Man stellte mir dann die Herren des Hofes und die Fremden vor: hier nun ihr Porträt, beginnend mit dem Markgrafen.

Der Fürst war damals 43 Jahre alt und eher schön als hässlich. Sein falscher Gesichtsausdruck war keineswegs einnehmend: Man kann ihn zu jenen rechnen, die nichts Gutes versprechen. Er war extrem dürr und krummbeinig. Er besaß weder Lebensart noch Anmut, obwohl er sich bemühte, sie auszustrahlen. In seinem kränklichen Körper wohnte ein beschränkter Verstand; er war sich seiner Schwäche so wenig bewusst, dass er sich für geistvoll hielt. Er war sehr höflich, ohne jene Ungezwungenheit in den Umgangsformen zu besitzen, die der Höflichkeit erst ihre Würze verleiht. Vor lauter Selbstgefälligkeit sprach er nur von seiner Gerechtigkeit und seiner großen Regierungskunst. Er wollte für standhaft gelten und war sogar stolz darauf, aber stattdessen war er ängstlich und schwach. Er war falsch, eifersüchtig und misstrauisch; die letzte Schwäche war in gewisser Weise verzeihlich, hatte er sie doch erst angenommen, nachdem er von Leuten hereingelegt worden war, in die er sein Vertrauen gesetzt hatte. Er hatte keinerlei Neigung für die Staatsgeschäfte. Die Lektüre des Telemach und Amelots hatten ihm den Kopf verdreht: Er bezog aus ihnen die moralischen Grundsätze, die seinem Charakter und seinen Leidenschaften entsprachen. Sein Auftreten war eine Mischung aus Hochmut und Niedrigkeit; einmal spielte er den Kaiser und führte lächerliche Etiketten ein, die ihm nicht zustanden, und andererseits ließ er sich bis zur Würdelosigkeit herab. Er war weder geizig noch großzügig und gab niemals etwas, ohne daran erinnert zu werden. Sein größter Fehler war seine Liebe zum Wein: Er trank von morgens bis abends, was stark dazu beitrug, seinen Verstand zu schwächen. Ich glaube, er hatte im Grunde kein schlechtes Herz. Seine Volkstümlichkeit hatte ihm die Zuneigung seiner Untertanen verschafft. Trotz seiner geringen Geistesgaben war er sehr begabt, andere zu durchschauen, und kannte die Mitglieder seines Ministeriums und seines Hofes von Grund auf. Der Fürst war stolz darauf, Physiognom zu sein und mit Hilfe dieser Kunst, den Charakter der Menschen seiner Umgebung zu ergründen. Etliche Spitzbuben, die ihm als Spione dienten, ließen ihn auf Grund fälschlicher Berichte Ungerechtigkeiten begehen: Oftmals habe ich solche Verleumdungen am eigenen Leibe gespürt.
Die Prinzessin Charlotte, seine älteste Tochter, hätte als wirkliche Schönheit gelten können; aber sie war nur ein schönes Standbild, war sie doch vollkommen einfältig und manchmal wirr im Kopf.

Die zweite, namens Wilhelmine, war groß und wohlgestaltet, aber überhaupt nicht hübsch; das machte sie auf Seiten des Verstandes wieder wett. Sie war der Liebling ihres Vaters, den sie bis zu meiner Ankunft völlig beherrscht hatte. Sie war von höchst intrigantem Charakter; zu diesem Fehler kamen noch hinzu: unerträglicher Hochmut, grenzenlose Falschheit und viel Koketterie. Seit ihrer Heirat hat sie sich völlig gewandelt und ich darf sagen, dass sie derzeit ebenso viele gute Eigenschaften besitzt wie damals schlechte.
Frau von Gravenreuther, ihre Hofmeisterin, war eine brave Frau vom Land, die nur zu ihrer Gesellschaft da war.
Herr Baron Stein ist Erster Minister und stammt aus sehr bedeutendem, vornehmem Haus; er hat Umgangsformen und ist weltgewandt; er ist durchaus ein Ehrenmann, fällt jedoch nicht durch Verstand auf. Er zählt zu den Leuten, die zu allem ja sagen und deren Denken nicht über den Tag hinausreicht.
Herr von Voit, mein Oberhofmeister, aus ebenso vornehmem Haus wie Letzterer, war Zweiter Minister. Er ist ein fähiger, weitgereister, welterfahrener Mann. Im geselligen Umgang ist er angenehm und überdies anständig. Sein Hochmut und sein entschiedener Ton machten ihn verhasst. Sein Machtwille ließ ihn grobe Fehler begehen. Seine gering ausgeprägte Standhaftigkeit und panischen Ängste trugen ihm den Spitznamen Vater der Probleme ein. In der Tat schöpfte er bei allem und jedem Verdacht und war andauernd wegen nichts und wieder nichts in Sorge.
Herr von Fischer, auch er Minister, hatte sich als ursprünglich Nichtadliger nach und nach emporgearbeitet, bis er in diese Stellung gelangt war. Er hatte den Verdienst von Leuten seines Schlages, die üblicherweise Karriere machen und ihre niedere Herkunft vergessen. Sein zänkischer, intriganter, ehrgeiziger Charakter taugte nichts. Damals besaß er das Vertrauen des Markgrafen. Aus Ärger darüber, dass er mit meiner Heirat nichts zu tun und Herr von Voit daran mitgewirkt hatte, dessen eingeschworener Feind er war, ließ er am Prinzen und an mir seine ganze Wut aus und hat uns schlimmen Kummer bereitet.
Herr von Corff, der Oberstallmeister, konnte mit Recht den Titel des größten Tölpels seiner Zeit für sich beanspruchen. Er war nicht recht bei Trost und bildete sich ein, geistvoll zu sein; er war, was man gemeinhin ein Mistvieh nennt, denn er war ein Intrigant und Zuträger.
Der Oberjägermeister von Gleichen ist ein guter, ehrenwerter Mann, der sich nur um sein Metier kümmert; sein barbarischer Gesichtsausdruck ist von seinem Schicksal geprägt: Die Hörner Aktäons passten zu seinem Metier; er trägt sie geduldig, denn er hat der Trennung von seiner Frau, die sie ihm aufgesetzt hatte, zugestimmt, damit sie ihren Liebhaber heiraten konnte.[37] Ich habe die Dame sehr häufig in Begleitung ihrer beiden Ehemänner gesehen; der eine lebt noch, der zweite, Herr von Berghofer, ist verstorben.

Wilhelmine und der Schwiegervater: keine Liebe auf den ersten Blick

Oberst von Reitzenstein ist ein ganz übler Mensch, voller Laster, ohne eine Beimischung von Tugenden; er ist nicht mehr im Dienst.
Herr von Wittinghof war der Abklatsch von ihm. Den Rest übergehe ich mit Schweigen, habe ich jene doch nur erwähnt, weil sie Bezug zu diesen Memoiren haben.
Ich war sehr wenig erbaut von diesem Hof und noch weniger von dem schlechten Essen, das uns an jenem Abend aufgetischt wurde: Es gab gottserbärmliches Ragout, zubereitet mit Weinessig, dicken Weintrauben und Zwiebeln. Am Ende des Essens war mir schlecht und ich musste mich zurückziehen. Man hatte nicht die geringste Aufmerksamkeit für mich, meine Gemächer waren nicht geheizt, die Fenster in Stükken, was eine unerträgliche Kälte verursachte. Die ganze Nacht war ich todkrank und verbrachte sie leidend und mit traurigen Gedanken über meine Lage. Ich befand mich in einer anderen Welt bei Leuten, die eher Dörflern als Höflingen ähnelten. Überall herrschte Ärmlichkeit; nach den Reichtümern, von denen man mir vorgeschwärmt hatte, konnte ich suchen, wie ich wollte, ich erblickte nicht den geringsten Anflug. Der Prinz gab sich Mühe, mich zu trösten; ich liebte ihn leidenschaftlich; Übereinstimmung in Gemüt und Charakter eint die Herzen: Die gab es bei uns und das war das Einzige, was meine Qualen erleichterte.
Am folgenden Tage gab ich einen Empfang. Ich fand die Damen genauso unangenehm wie die Herren. Die Baronin von Stein wollte meiner Hofmeisterin nicht den Vortritt lassen. Ich bat den Markgrafen, das in Ordnung zu bringen; er versprach es mir, tat jedoch nichts.
Tags darauf war Festessen. Zu der Zeit gab es viele davon, dieses eine will ich schildern. Drei verschiedene Male ertönte Pauken- und Trompetenlärm, und zwar elf Uhr, halb zwölf und schließlich zwölf Uhr. Bei diesem letzten Signal begab sich der Prinz, gefolgt vom ganzen Hofstaat, zu seinem Vater, den er zu mir geleitete. Alle waren in blitzsauberem Galagewand. Herr von Reitzenstein verkündete uns, dass serviert war. Er ging mit seinem Marschallstab voran. Der Markgraf reichte mir die Hand und führte mich in einen großen Saal, der mit demselben schmutzfarbenem Brokatell ausgestattet war wie mein Kabinett. Die Tafel mit zwanzig Gedecken war auf einer Estrade unter dem Baldachin aufgebaut; die Wache umringte sie. Mich platzierte man am oberen Ende. Nur Herr von Börstell und die Minister waren dazu geladen; der Rest des Hofes blieb hinter uns stehen, bis der erste Gang vorbei war. Einzig meine Hofmeisterin speiste mit uns. Mehr als dreißig Mal wurde beim Lärm von Pauken, Trompeten und Kanonen aufs Wohl getrunken. Diese unerträgliche Zeremonie dauerte drei Stunden, die mir wie Jahrhunderte vorkamen, weil ich vor Schwäche nicht mehr konnte. Andauernd hatte ich Ohnmachtsanfälle und konnte weder essen noch trinken, was auch immer es war.
Der Markgraf beschenkte mich mit noch weiteren Festen, die ich wegen meiner Un-

pässlichkeit nicht genießen konnte. Ich war nicht einmal mehr in der Lage, zu Tisch zu gehen. Meine Hofmeisterin leistete mir Gesellschaft und aß nur heimlich, um mir die Qual zu ersparen, die mir das Essen machte. Dafür wurde ich den ganzen Nachmittag über vom Markgrafen in Beschlag genommen, der mich furchtbar belästigte und störte. Man machte ihm schließlich klar, dass ich derart dahinsiechte, dass zu befürchten war, dass ich eine Fehlgeburt hätte, weil er mich durch seine Besuche daran hinderte, es mir bequem zu machen. Ich war sehr zufrieden mit ihm und erwartete, ein friedliches Leben führen zu können: Ich hatte meine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Meine Leidenskarriere war noch nicht an ihr Ende gelangt.
Prinzessin Wilhelmine und Herr von Fischer, die mein zunehmender Einfluss auf den Markgrafen zur Verzweiflung brachte, störten unsere schöne Eintracht. Ich war dumm genug, zu einem ersten Zwist Anlass zu geben. Ich schone kein bisschen meine Eigenliebe und gestehe ehrlich meine Fehler ein: Herr von Voit hatte durch die Fürsprache des Königs den Posten eines Oberhofmeisters bei mir erhalten. Eifersüchtig und misstrauisch, wie er war, hatte sich der Markgraf darüber geärgert, dass er sich dem Prinzen und mir verbunden fühlte, und eine heftige Abneigung gegen ihn gefasst, die er freilich so gut verborgen hatte, dass außer Herrn Fischer niemand sie bemerkt hatte. Als eingeschworener Feind Voits und sein Rivale um die Gunst des Fürsten ergriff dieser die Gelegenheit, um ihn noch mehr gegen Voit aufzubringen. Er führte ihm vor Augen, dass Herr von Voit als reichsunmittelbarer Adliger bestimmt den Erbprinzen zu Gunsten von Seinesgleichen beeinflussen würde. Das könne zu ärgerlichen Konsequenzen führen: Der stark unzufriedene Adel des Vogtlandes könnte sich zusammenschließen, um ihn zu zwingen, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Ganz offensichtlich unterstütze der König den Letzteren stark. Die Interessen dieses Herrschers seien so eng mit denen des Kaisers verbunden, dass dieser ohne jeden Zweifel im Einvernehmen mit dem König agiere, um den Markgrafen dazu zu zwingen, nach dem Vorbild des Königs Vittorio Amadeo von Sardinien abzudanken. Dieser aufgeblasene Unsinn des Herrn Fischer traf ins Schwarze. Der Markgraf prüfte überhaupt nicht die geringe Stichhaltigkeit seiner Argumentation: Es fällt nicht in die Zuständigkeit des Kaisers, einen souveränen Fürsten zum Abdanken zu zwingen noch ihm gegenüber die Reichsacht zu erklären ohne Zustimmung aller deutscher Reichsfürsten. Derselbe Herr Fischer hatte auch meinen Einzug in Bayreuth veranstaltet und dem Fürsten geraten, uns zu demütigen und uns zu erniedrigen. Meine grenzenlose Aufmerksamkeit für ihn machten ihn noch unschlüssig. Im Übrigen hatte er Herrn von Voit noch nie beim Prinzen oder bei mir angetroffen, wenn er unverhofft hereingekommen war, und vielleicht hätte sich sein Argwohn zerstreut, wenn die Begebenheit, die ich nun berichten will, seine Ängste nicht wieder geweckt hätte.

Wilhelmine und der Schwiegervater: keine Liebe auf den ersten Blick

Eines Tages kam Herr von Voit, um mich zu bitten, den Markgrafen daran zu erinnern, dass er trotz aller seiner Bemühungen um den Erfolg meiner Heirat dafür noch nicht die geringste Belohnung erhalten habe und dass der Fürst ihm noch nicht einmal einen Pfennig zusätzlich für das Amt gegeben habe, das er bei mir ausübe, obwohl es ihn zu unvermeidbaren Ausgaben verpflichte, denen er nicht genügen könne. Er bitte mich also, darauf hinzuwirken, dass der Markgraf ihm die Landeshauptmannschaft von Hof übertrage, die er ihm schon mehrfach versprochen habe. Ich fand seinen Wunsch derart gerechtfertigt, dass ich ihm ohne Schwierigkeiten meine Fürsprache gewährte. Ich wollte nur eine passende Gelegenheit abwarten.
Der Markgraf hat mir mehrfach sein Interesse bekundet, das silberne Tafelgeschirr anzuschauen, das der König mir geschenkt hatte. Ich sagte scherzend zu ihm, dass ich ihn bewirten wolle, um es ihm in seinem ganzen Glanz zu zeigen. Einige Tage darauf lud mich der Fürst seinerseits ein. Vor dem Abendessen war Ball. Der Markgraf schien bester Laune; ihr folgte schlechte Laune, als wir uns zu Tisch begaben. Später sagte man mir, er sei blass geworden, als er ein Auge auf mein Tafelgeschirr warf, das sehr schön und viel prächtiger war als das seine. Er wusste sich so gut zu beherrschen, dass er sich sofort wieder fasste. Er sagte tausend zuvorkommende Dinge zu mir und versicherte mir, ich sei ihm lieber als seine eigenen Kinder. Ich ergriff die Gelegenheit, um ihm den Brief von Herrn Voit zu reichen und bat ihn darum, mir diese erste Gunst zu gewähren, um die ich ihn bat. Er ergriff aufbrausend den Brief und sagte zu mir: „Ich bitte Sie, Madame, mich in Zukunft mit Ihren Fürsprachen zu verschonen; wenn ich Leuten einen Gefallen tun will, dann denke ich von allein daran und brauche niemanden, um mich daran erinnern zu lassen.“ Mein Erstaunen hinderte mich an einer Antwort. Einen Augenblick später erhob er sich. Ich war wütend auf ihn. Ich gestehe meine Schwäche ein. Ich war erzogen worden in Vorstellungen von Größe, dazu bestimmt, auf den bedeutendsten Thronen Europas zu sitzen. Ich war von den Meinungen voreingenommen, die man mir in Berlin eingeflüstert hatte, wo man vom König immer nur als dem ersten und mächtigsten Monarchen dieser weiten Hemisphäre spricht. Man behandelt dort die Reichsfürsten und sogar die Kurfürsten als seine Vasallen, die er auslöschen kann, wenn es ihm beliebt. Auf Grund dieser falschen Vorurteile glaubte ich, es sei für den Markgrafen eine Ehre, mich zur Schwiegertochter zu haben, und konnte die geringe Achtung, die er mir bei dieser Gelegenheit erwies, nicht verkraften. Eine zuvorkommend ausgesprochene Weigerung hätte mich gar nicht schockiert; seine wütende Miene, seine Gestik und seine schroffe Art zu antworten aber verletzten mich heftig. Ich beklagte mich bitter bei Börstell darüber. Der – man hatte ihn noch nie in Staatsangelegenheiten eingesetzt – hatte dieselben Vorurteile wie ich. Er war heftig und aufbrausend; anstatt mich zu beruhigen, stachelte er mich vollends auf. Meine Hofmeisterin, die dabei war,

fürchtete um meine Gesundheit, als sie mich derart in Aufregung sah. Die Ausfälle Börstells hatten sie in Erregung versetzt; voller Übereifer trat sie an den Markgrafen heran und machte ihm leise Vorwürfe wegen seiner geringen Achtung mir gegenüber. Er gab ihr eine barsche Erwiderung, sie antwortete darauf: Kurzum, sie hatten eine heftige Auseinandersetzung, die dem Ball ein Ende setzte.
Sobald wir uns zurückgezogen hatten, kam der Prinz, der schon von dem ganzen Auftritt informiert war, mit Börstell und Voit zu mir. Er war jung und aufbrausend; es gab einen Höllenlärm. Alle redeten wir auf einmal; Frau von Sonsfeld weinte wortlos; schließlich endete das ganze Theater, ohne dass wir uns auf irgendetwas einigen konnten.
Am folgenden Tag erhielt der Marschall von Reitzenstein den Auftrag, Herrn von Voit den Kopf zu waschen. Er händigte ihm eine schriftliche Strafpredigt seitens des Markgrafen aus, weil er sich an mich gewandt habe, um eine Gunst zu erhalten. Der Fürst tat ihm sogar den Schimpf an, seinen Orden wieder zurückfordern zu lassen, unter dem Vorwand, dass er ja den Johanniterorden habe und nicht zwei auf einmal tragen könne. Der Marschall war ein sehr ehrenwerter und wohlgesinnter Mann. Er bat Herrn Voit, mich zu warnen, dass der Fürst einen furchtbaren Zorn auf mich und vor allem auf Frau von Sonsfeld habe; er plane, dem König zu schreiben, um sich über ihr Verhalten zu beklagen und ihn zu bitten, sie nach Berlin zurückzuholen. Voit erzählte mir das alles im Beisein von Börstell. Der wollte auf der Stelle einen Kurier zum König schicken, um ihn über dieses ganze Ränkeschmieden zu informieren. Ich war seiner Ansicht, obwohl sie völlig unsinnig war. Zum Glück besaß meine Hofmeisterin mehr Kaltblütigkeit: Sie riet ihm, in Gegenwart der Leute, die ihm als Spione des Markgrafen bekannt waren, den wilden Mann zu spielen und sie glauben zu machen, er hätte diese Eilnachricht nach Berlin geschickt, wenn ich ihn nicht daran gehindert hätte. Der Trick funktionierte; die zur Täuschung vorgesehenen Reden Börstells wurden ihm hinterbracht. Er bekam es mit der Angst zu tun; mein vorgeblicher Großmut entzückte ihn derart, dass er mir tags darauf einen ganz höflichen Brief schrieb. Ich antwortete ihm gleichermaßen und es gab, zumindest scheinbar, eine Versöhnung; denn im Grunde mochte er mich gar nicht, nach dem dieses letzte Ereignis all seinen Argwohn geweckt hatte.

Kurze Zeit später erhielt ich Briefe meines Bruders, in denen er mir sein Leid klagte: „Bis jetzt", schrieb er mir, „war mein Los recht angenehm: Ich lebte ruhig in meiner Garnison; mit meiner Flöte, meinen Büchern und einigen Leuten, die mir zugetan waren, verbrachte ich ein ganz friedliches Leben. Man will mich zwingen, es aufzugeben, um mich mit der Prinzessin von Bevern zu verheiraten, die ich überhaupt nicht kenne. Man hat mir ein Jawort aufgezwungen, das mir äußerst schwer gefallen

ist. Muss man sich andauernd tyrannisieren lassen, ohne Hoffnung auf Besserung? Wenn wenigstens meine liebe Schwester hier wäre, würde ich alles geduldig ertragen."

Ich war sehr betroffen von der Niedergeschlagenheit meines Bruders. Ich liebte ihn von Herzen. Dieser Beweis der Reue und des Vertrauens bereitete mir eine tief empfundene Freude. Die Königin gab mir mit einer späteren Post die Verlobung des Kronprinzen bekannt. Folgendes schrieb sie mir über meine künftige Schwägerin: „Die Prinzessin ist schön, aber strohdumm; sie hat nicht die geringste Bildung. Ich weiß nicht, wie mein Sohn mit dieser Ziege zurechtkommen soll."
Neben dem Kummer, den mir diese Nachricht aus meinem Mitgefühl für das Schicksal meines Bruders heraus bereitete, trug sie mir noch weiteren Kummer ein: Bis dahin hatte sich die Prinzessin Wilhelmine Hoffnungen gemacht, ihn zu heiraten. In der Annahme, ich könne ihr dabei helfen, hatte sie mir alle erdenklichen Avancen gemacht. Ich hatte ihre Liebenswürdigkeit für bare Münze genommen, da ich von ihrer Absicht nichts ahnte. Ich hätte es mir sehr gewünscht, wenn eine meiner Schwägerinnen meinem Bruder gefallen hätte. Man wird aus dem Porträt, was ich von ihnen entworfen habe, leicht ersehen, dass sie überhaupt nicht sein Fall waren. Wie dem auch sei, jedenfalls war sie höchst verärgert über mich, weil sie sich einbildete, ich sei gegen sie gewesen und habe der Königin keinen besonders vorteilhaften Bericht über sie abgegeben. Ihre Eifersucht, gepaart mit ihrer Enttäuschung, brachte sie dazu, sich zu rächen. Dazu bot sich ihr kurz darauf eine Gelegenheit, wie ich nun erzählen will.

Zu jener Zeit erhielt ich einen weiteren Brief meines Bruders. Er schrieb mir, er habe mir viele Dinge zu sagen, die er der Feder nicht anzuvertrauen wage, und deshalb den Prinzen Alexander, einen apanagierten Fürsten aus Württemberg, dazu überredet, in Bayreuth vorbeizukommen, um mich über alles zu informieren, was sich tat. Ich ließ den Markgrafen über diesen Besuch benachrichtigen. Der schätzte weder Gesellschaft noch Fremde, weil er ihnen nichts zu sagen wusste und ihn das in Verlegenheit brachte. Er spielte den Kranken, um den Herzog nicht empfangen zu müssen, und ließ mich bitten, in seiner Abwesenheit die Honneurs zu machen. Der Herzog kam spät abends an. Nach den ersten Begrüßungsworten richtete er mir die Aufträge meines Bruders aus und sagte zu mir, er sei über die Heirat todunglücklich. Die Prinzessin sei so schlecht erzogen, dass sie auf alles, was man ihr sagte, nur mit Ja oder Nein antwortete. Etliche Leute meinten, sie bleibe absichtlich stumm, weil sie einen Sprachfehler habe, der sie daran hindere, sich verständlich auszudrücken. Er versicherte mir, Seckendorff und Grumbkow seien beim König noch immer allmächtig

und die Königin, obwohl sie sich in der Öffentlichkeit beherrsche, tief bekümmert. Unsere Unterhaltung zog sich hin; sie war zu interessant, um sie rasch zu beenden. Anschließend wurden ihm die beiden Prinzessinnen vorgestellt; er grüßte sie, ohne weiter mit ihnen zu sprechen. Ich verbrachte meine Zeit mit ihm so angenehm, dass ich ihn beschwor, noch den nächsten Tag zu bleiben. Die Prinzessin Wilhelmine spielte verrückt, weil ich sie dem Herzog nicht sofort vorgestellt und mich mit ihm so lange unterhalten hatte. Zuerst putzte sie meine Hofmeisterin herunter, danach war ich dran. Frau von Sonsfeld, die sich nicht viel gefallen ließ und mit Recht davon ausging, sie müsse sich von ihr nicht beschimpfen lassen, sagte ihr offen die Meinung. Ich behielt eine Zeit lang meine Selbstbeherrschung, bis ich sie am Ende verlor, ihr mit ein paar spitzen Bemerkungen antwortete und sie dann stehen ließ.
Sobald der Herzog aufgebrochen war, schickte sie eine Italienerin, ihre Kammerfrau, schleunigst zum Markgrafen mit der Bitte, ihr Audienz zu gewähren. Diese Kreatur war böse wie der Teufel; der Skandalchronik nach war sie seine Mätresse; ich glaube jedoch, dass man ihr da Unrecht tat. Sie hatte ein langes Zwiegespräch mit ihm, um ihn auf das vorzubereiten, was die Prinzessin ihm zu sagen hatte. An diesem Tag speiste er allein mit seiner Tochter. Ich war höchst überrascht, sie am Nachmittag mit roten, verheulten Augen anzutreffen. Ich fragte sie, ob sie Kummer habe, da sie aussehe, als ob sie geweint habe. Sie antwortete mir ironisch, sie sei erkältet und sie wäre schön verrückt, wenn sie niedergeschlagen wäre, da ihr Vater ihr gegenüber so gütig und freundlich sei, wie sie es sich nur wünschen könne. Ich hatte zuviel Erfahrung, um darauf hereinzufallen. Ich merkte sofort, dass eine Intrige gegen mich im Gang war. Einige Leute, die mir wohlgesinnt waren, bestärkten mich in diesem Gedanken und informierten mich darüber, dass sie aller Welt Horrorgeschichten über mich erzählte. Sie hatte in der Tat den Markgrafen derart aufgebracht, dass er mir von da an oftmals übel mitspielte. Insbesondere beklagte sie sich darüber, dass ich sie wie eine Bedienstete behandele, was vollkommen falsch war. Nicht damit zufrieden, Zwietracht zwischen ihrem Vater und mir zu stiften, wollte sie mich auch noch mit dem Prinzen entzweien. Sie belagerte ihn unaufhörlich, ging mit auf die Jagd und ging den ganzen Tag mit ihm spazieren, so dass ich ihn kaum noch zu sehen bekam.
Weil das Wetter schlecht und ich sehr unpässlich war, konnte ich nicht ausgehen. Ich tat so, als ob ich den Nachmittag über schliefe, um mich meiner Damen zu entledigen und ungestört zu weinen. Die Zuneigung des Prinzen allein vermochte meine Qualen erträglicher zu machen und ich sah mich durch die Machenschaften meiner Schwägerin kurz davor, sie zu verlieren. So arm war ich, dass ich nichts besaß, um mir ein Kleid machen zu lassen. Zwei Quartalszahlungen, die man mir in Berlin gegeben hatte, waren schon im Voraus für unabdingbare Geschenke ausgegeben, die ich hier machen musste. Weder der König noch die Königin hatten mir auch nur einen

Pfennig geben wollen. Niemand wollte mir etwas leihen, was mich in große Geldverlegenheit brachte. Ich war wie ein Lamm unter Wölfen, an einem Hof oder, besser gesagt, in einem Dorf unter bösartigen, gefährlichen Grobianen, ohne die geringste Zerstreuung. Krank und das Herz voller Kummer, wie ich war, versuchte Frau von Sonsfeld, mich zu trösten, aber im Grunde war sie genauso traurig wie ich. Ich bewahrte jedoch Haltung und bemühte mich, den Markgrafen wiederzugewinnen.

Doch ich will Schluss machen mit meinem Lamentieren, um von einer weiteren komischen Szene zu berichten. Das Georgifest stand vor der Tür. Markgraf Christian Ernst hatte an diesem Tag den Orden des Roten Adlers gestiftet; seit jener Zeit beging man ihn immer aufwändig und feierlich. Der Markgraf ernannte nur die zu Rittern, die aus sehr bedeutendem Hause waren. Der Orden war so elitär, dass mehrere Fürsten ihn trugen. Obwohl ich ganz schwächlich und niedergeschlagen war, folgte ich dem Hof zum Brandenburger, einem ganz in der Nähe der Stadt gelegenen Lustschlösschen. Was die Lage angeht, hatte ich noch nie etwas Schöneres gesehen. Das Gebäude selbst ist voller Nachteile und ziemlich unbequem. Der Garten ist hübsch, aber nicht groß; an ihn grenzt ein See, in dessen Mitte eine Insel liegt, wo man einen Hafen angelegt hat. Da gibt es eine kleine Flotte zu sehen, die sich aus Jachten und Galeeren zusammensetzt, was einen reizenden Blick bietet. Vom Hafen und den Schiffen aus wurde eine dreifache Kanonensalve abgegeben und dreimal ließen sich Paukenschläge vernehmen. Beim letzten Paukenschlag begaben wir uns auf den feierlichen Marsch zum Markgrafen, der Prinz mit den Herren und ich mit den Damen. Er stand in prächtiger Kleidung an einer Tafel, auf die er sich mit einer Hand stützte, um die Wiener Etikette nachzuahmen. Er versuchte sogar, den Kaiser nachzuäffen, und trug eine gravitätische und sozusagen majestätische Miene zur Schau, um Respekt einzuflößen. Bei mir hatte er da keinen Erfolg. Ich fand das so lächerlich, dass ich große Mühe hatte, ernst zu bleiben. Der Prinz und ich waren als Erste zur Audienz zugelassen, dann folgten die Prinzessinnen und schließlich die ganze Gesellschaft bunt durcheinander. Als er sattsam begrüßt worden war, verlieh er den Orden an zwei Herren, an die er eine ziemlich schlechte und auch noch schlecht vorgetragene Ansprache richtete. Es folgte eine weitere Kanonensalve; danach begab man sich zu Tisch. Ich vermochte nur einen Augenblick zu bleiben, weil ich den Essensgeruch nicht vertragen konnte. Jedes Zuprosten wurde mit drei Kanonenschüssen begrüßt. Es wurde reichlich getrunken, alle außer dem Prinzen waren sturzbetrunken. Obwohl wir Mitte April hatten, war eine unerträgliche Kälte. Ein glücklicher Umstand zwang uns, in die Stadt zurückzukehren und ersparte uns zwei weitere langweilige Feste von der Sorte, wie ich sie gerade beschrieben habe: Ein Feuer brach in den Zimmern der Damen aus, die über mir einquartiert waren; mein Gemach war derart in

Mitleidenschaft gezogen, dass ich nicht darin bleiben konnte. Ich war hocherfreut, mich wieder in Bayreuth einzufinden, weil die Kälte mir sehr zusetzte.
Einige Zeit darauf befand ich mich in der Mitte meiner Schwangerschaft. Frau von Sonsfeld ließ es dem Markgrafen durch Herrn von Reitzenstein ausrichten. Der bat ihn um die Order, für mich in den Kirchen Fürbitten an Gott zu richten, wie das überall Brauch ist. Der Fürst lachte laut auf und antwortete ihm, das sei eine Erfindung meiner Hofmeisterin, denn er wisse genau, dass ich nicht schwanger sei. Da ich sehr schlank und meine Schwangerschaft kaum sichtbar war, hatte ihn die Prinzessin Wilhelmine glauben lassen, es sei nichts daran. Man hatte alle Mühen der Welt, ihn davon zu überzeugen. Herr von Börstell musste es ihm beibringen, um es zu schaffen, dass ich in die Fürbitte aufgenommen wurde. Diese Neuigkeit rief eine unvorstellbare Freude im Land hervor. Die übergroße allgemeine Zufriedenheit darüber verletzte den Markgrafen zutiefst; trotz all seiner Verstellungskunst war erkennbar, wie sehr er sich darüber ärgerte. Die Einflüsterungen seiner Tochter und Herrn Fischers verstärkten seine schlechte Laune noch: Sie bliesen ihm ins Ohr, sein Sohn sei beliebter als er und alle Welt wende sich dieser aufgehenden Sonne zu. Der Fürst ließ sogar seine Selbstbeherrschung fallen und sagte lauthals, er wünsche, dass ich eine Tochter zur Welt bringe, weil er, wenn ich einen Sohn hätte, gemäß meinem Heiratsvertrag gezwungen wäre, mir meine Einkünfte zu erhöhen. Wutentbrannt zog er eines Tages den Prinzen in meinem ersten Kabinett beiseite. Nachdem er ihm des langen und breiten Vorwürfe wegen seiner angeblichen Beziehungen zum reichsunmittelbaren Adel gemacht hatte, verlangte er ein ehrliches Eingeständnis seiner Intrigen. Der Prinz konnte seine Unschuld beteuern, wie er wollte, und ihm vor Augen führen, dass dieses Hirngespinst nur eine Erfindung böswilliger Leute war, die sie entzweien wollten, er vermochte nicht, ihn von seinem Irrtum zu befreien, und brachte ihn nur noch mehr auf. Voller Wut packte er seinen Sohn am Kragen und hatte schon den Stock erhoben, um ihn zu schlagen, wenn ich nicht aufgetaucht wäre. Der Prinz hatte sich des Stocks bemächtigt und versuchte sich loszumachen, um zu flüchten. Man stelle sich meinen Schrecken vor! Meine Gegenwart veranlasste ihn loszulassen und brachte ihn durcheinander; er sagte mir guten Abend und zog sich zurück.
Der Prinz war außer sich. Ich hatte größte Mühe, ihn zu beruhigen. Da er ein gutes Herz hat, konnte ich ihn mit Ermahnungen besänftigen und ihm sein Einverständnis abringen, sich seinem Vater zu unterwerfen. Am folgenden Tag versöhnte man sich. Ich ergriff dabei die Gelegenheit zu einer Aussprache mit dem Markgrafen. Ich sprach so eindringlich zu ihm und überzeugte ihn derart von der Unbegründetheit seines Argwohns, dass er mir versprach, mich zukünftig über all das Schlechte, was man über den Prinzen und mich sprach, zu informieren. Diese Versöhnung schlug bei

meiner Schwägerin wie der Blitz ein; sie fürchtete, ihr zum Opfer zu fallen; sie täuschte sich: Ich war zu großmütig, um mich zu rächen.
Einige Zeit darauf ließ man mich zur Ader, was mein inneres Gleichgewicht derart durcheinanderbrachte, dass es mir tagelang ganz schlecht ging. Meine Schwägerin wich kaum von meiner Seite und war voller Aufmerksamkeit für mich. Ich ahnte, dass sie eine bestimmte Absicht damit verfolgte, konnte sie jedoch nicht erraten. Sie verriet sie mir selbst an einem Tag, als sie mit mir allein war. Sie sagte zu mir: „Ich bilde mir ein, Madame, dass Sie mir gewogen sind, was mich dazu veranlasst, vertraulich mit Ihnen zu sprechen. Trotz aller Zuneigung, die mein Vater für mich empfindet, vernachlässigt er vollkommen die Sorge um meine Verheiratung. Ich riskiere es zu versauern, wenn man ihn nicht dazu bringt, sich darum zu kümmern. Ich kenne meinen Cousin, den Erbprinzen von Ostfriesland; wir mochten uns seit unserer frühesten Kindheit und unsere Zuneigung ist mit dem Alter noch gewachsen. Seine Mutter, meine Tante, wünscht unsere Heirat von Herzen; sie hat mehrfach meinen Vater gebeten, mich nach Ostfriesland zu schicken, und ihm versichert, mich wie ihre eigene Tochter zu behandeln und mich mit ihrem Sohn zu verheiraten, wenn er mir noch zusage. Ich flehe also Ihre Königliche Hoheit in Gottes Namen an, meinen Vater zu überreden, meinen Wünschen nachzugeben und mir zu erlauben, nach Aurich zu reisen; ich brenne schon darauf, dort zu sein.“[38]
Ich war einigermaßen verlegen und wusste ihr nicht zu antworten, weil ich befürchtete, dass diese Vertraulichkeit nur ein Trick war, um meine Gedanken zu ergründen. „Es tut mir leid“, entgegnete ich ihr, „Ihnen bei dem Dienst, den Sie von mir verlangen, nicht helfen zu können. Ich habe mir gelobt, mich nie in Heiratsangelegenheiten einzumischen, und kann nicht darin einwilligen, den Markgrafen dazu zu bringen, Sie wegzulassen. Im Übrigen, liebe Schwester, ist der Schritt, den Sie planen, sehr heikel und verdient reifliches Abwägen, bevor Sie mit dem Fürsten darüber sprechen. Sie können nicht von hier fortgehen, ohne eine formelle Verlobung in der Hand zu haben. Es ist lange her, dass Sie den Prinzen von Ostfriesland gesehen haben: Sind Sie sicher, dass Sie ihn so wiederfinden, wie Sie ihn verlassen haben, und sich an Ihrer wechselseitigen Zuneigung nicht etwas geändert hat? In diesem Fall wären Sie sehr unglücklich, denn Sie wären, nachdem Sie den ersten Schritt gemacht haben, gezwungen, ihn zu heiraten oder Schande über Ihr Haus zu bringen. Überstürzen Sie also nichts und tun nichts, ohne das Für und Wider gut überdacht zu haben.“ Sie brach in heiße Tränen aus und sagte, ich hätte von jeher einen Hass auf sie und wolle ihr noch nicht einmal dabei helfen, sie glücklich zu machen; sie besitze nicht den Mut, selbst mit ihrem Vater darüber zu sprechen und beschwöre mich, sie nicht im Stich zu lassen und mit ihm in ihrem Auftrag zu reden. Schließlich gab ich ihrem Drängen nach und erfüllte meine Mission.

Der Markgraf war höchst erstaunt, als er von den Absichten seiner Tochter erfuhr. Er ließ sie auf der Stelle holen, weil er nicht glauben konnte, dass sie ernst gemeint waren. Sie bestätigte alles, was ich vorgebracht hatte, und bat ihn flehentlich, ihren Wünschen nachzugeben. Der Fürst machte ihr dieselben Einwände wie ich, aber sie bedrängte ihn immer wieder, bis er ihr sein Einverständnis gab. Ich war bei dieser Unterredung nicht dabei. Der Markgraf schrieb noch am selben Tag der Prinzessin, seiner Schwester, und teilte ihr mit, er würde ihr seine Tochter schicken, wenn sie ihm ausreichende Sicherheiten für ihre Heirat böte. Ich verlasse diesen Gegenstand bis zur Antwort, die erst einige Zeit später eintraf.
Der Kaiser und die Kaiserin begaben sich etwa um diese Zeit nach Karlsbad, um die dortigen Bäder und Mineralwässer zu nutzen. Der Herrscher hatte nur drei Prinzessinnen, da der Erzherzog 1716 verstorben war. Man war der Hoffnung, dass diese für die Förderung der Fruchtbarkeit hochberühmten Bäder der Kaiserin einen Erzherzog eintragen würden und sich so die Wünsche ganz Deutschlands erfüllen würden. Mehrere politische Schlauköpfe, von denen unser Hof wimmelte, rieten dem Markgrafen, dorthin zu reisen, um dem Kaiser seine Aufwartung zu machen. Der Prinz bat, ihn begleiten zu dürfen, was er ihm auch eher widerwillig zugestand. Sie reisten gemeinsam mit einem ziemlich mickrigen Gefolge ab. Obwohl Karlsbad nur zwölf Meilen von Bayreuth entfernt liegt, schaffte es der Markgraf, vier Tage dafür zu brauchen. Er hielt jede Viertelmeile an, um zu essen und zu trinken. Die Reise verschaffte ihm mitnichten die Genugtuung, die er sich davon versprochen hatte. Der Kaiser und die Kaiserin behandelten den Erbprinzen mit großer Auszeichnung und unterhielten sich mit dem Markgrafen nur über mich, was ihn maßlos ärgerte. Er malträtierte die ganze Zeit über den armen Prinzen, der im Haus eingesperrt war, ohne es zu wagen, Geselligkeit zu suchen.
Nach ihrer Rückkehr reisten wir in die Eremitage, ein einzigartiges Lustschloss. Die Beschreibung verschiebe ich an eine andere Stelle. Die Prinzessin von Öttingen, die Gattin des Grafen von Hohenlohe-Weihersheim, kam mich dort besuchen. Diese Prinzessin, eine Cousine des Kaisers mütterlicherseits, war grundhässlich, aber ganz vernünftig. Der Markgraf, der sie seit etlichen Jahren kannte, mochte sie und vertraute ihr sehr. Schon seit langem war die Prinzessin Charlotte in düstere Melancholie verfallen. Ihr Vater, auf Betreiben der Prinzessin Wilhelmine, konnte sie nicht leiden und malträtierte sie. Ihre Schwester verhielt sich ihr gegenüber ganz übel und machte sich eine Freude daraus, sie durch den Kakao zu ziehen, weil sie auf ihre Schönheit eifersüchtig war. Trotz aller Mühe, die ich mir gab, um sie mit ihrem Vater gutzustellen, hatte ich dabei keinen Erfolg. Sie schüttete der Prinzessin von Weihersheim ihr Herz aus, die dem Markgrafen vorschlug, sie mit zu sich zu nehmen, um zu versuchen, ihre Schwermut zu vertreiben. Sie reisten also gemeinsam ab.

Wilhelmine ist schwanger und krank

Um diese Zeit trafen die Antworten aus Ostfriesland ein. Die Prinzessin gab alle Sicherheiten, die man für die Heirat ihrer Nichte mit ihrem Sohn verlangt hatte. Deren Abreise sollte in drei Wochen stattfinden. Obwohl ich mit dem Prinzen nie darüber gesprochen hatte, war er jedenfalls heilfroh, sie los zu sein. Ihr zügelloses Benehmen, darüber hinaus ihre Intrigen und ihre offen geäußerten üblen Nachreden über mich, die er sich hatte anhören müssen, hatten ihn ihrer vollkommen überdrüssig werden lassen. Die Veränderung, die sie an ihm feststellte, war auch ein Grund für ihren Entschluss, nach Aurich zu gehen, hatte sie sich doch immer eingebildet, ihren Bruder zu dominieren und mich so von ihr abhängig zu machen. Als sie ihre Hoffnungen enttäuscht sah, zog sie es vor, sich zurückzuziehen und eine bescheidene Partie zu machen, als verärgert und untätig im Schoße der Familie zu bleiben, wo sie mit der Zeit ein besseres Unterkommen gefunden hätte. Der Markgraf ließ uns in der Eremitage zurück und begab sich nach Himmelkron, um sich von ihr zu verabschieden. Sie nutzte den Schmerz ihres Vaters über diese Trennung, um uns schlechte Dienste zu erweisen, was ihr auch hervorragend gelang. Sie wurde allein von ihm und den Streithammeln am Hof vermisst. Ich verbrachte diese wenigen Tage ganz friedlich in der Eremitage. Der Markgraf störte unsere kleinen Vergnügungen durch seine Rückkehr; ich darf sie als kleine Vergnügungen bezeichnen, denn sie waren recht bescheiden.
Herr von Börstell hatte seine Abschiedsaudienz und kehrte höchst unzufrieden mit dem Fürsten nach Berlin zurück. Trotz aller meiner Verbote informierte er den König über unsere traurige Situation. Der von Natur aus gutherzige Herrscher war von seinem Bericht und meinem erbärmlichen Gesundheitszustand berührt. Folgendes schrieb er mir dazu mit eigener Hand; ich schreibe es Wort für Wort ab:

> „Ich bin sehr betrübt, meine liebe Tochter, dass man Ihnen solchen Kummer bereitet. Auch wenn Sie es mir nicht schreiben, so weiß ich doch ganz genau, dass das die Ursache Ihres Krankseins ist. Sie müssen hierher zu Ihrem Vater und Ihrer Mutter kommen, die Sie lieben. Ich lasse Ihnen eine gute Wohnung vorbereiten, damit Sie hier niederkommen können. Zählen Sie darauf, dass ich Ihnen meine Zuneigung beweisen und mich mein ganzes Leben lang um Sie kümmern werde."

Ich bekam noch weitere, ebenso dringliche Briefe wie diesen. Ich war todkrank; meine häufigen Schwächeanfälle hatten Erstickungsanfällen Platz gemacht: Ich lief ganz blau an, meine Augen traten mir aus den Augenhöhlen und der Atem stockte mir so schlimm, dass ich dauernd dem Ersticken nahe war, denn mein gesamtes Blut stieg mir in die Brust. Man hatte die Ärzte der Stadt zu einer Konsultation versammelt.

Alle Welt riet zu einem Aderlass, aber diese Herren wollten es nicht. Noch nie, sagten sie, sei eine schwangere Frau zweimal zur Ader gelassen worden und schon gar nicht am Fuß. Sie fügten hinzu, dass derlei Missbräuche, die in Frankreich eingerissen seien, diametral den Regeln ihrer Kunst widersprachen. Was auch immer ich ihnen zu sagen vermochte, sie wollten sich nicht blamieren, aus Furcht, eine Fakultätsbeleidigung zu begehen. Trotz meines schlechten Gesundheitszustands hielt ich mich für kräftig genug, die Reise nach Berlin durchzustehen. Ich lebte in grässlicher Knechtschaft. Ich wagte weder auszugehen noch das Geringste ohne Erlaubnis zu tun. Wenn ich zweimal in Folge mit jemandem sprach, dann stürzte ich ihn ins Unglück. Wenn der Prinz ausritt, hieß es, er reite die Pferde zuschanden. Ging er auf die Jagd, beschuldigte man ihn, das Wild zu vernichten. Blieb er auf dem Zimmer, spann er dort Intrigen. Wie auch immer er sich verhielt, alles war kriminell und das Gezänk und die Beschimpfungen nahmen kein Ende. Wir beschlossen also, nach Berlin zu fahren, um uns dieser Tyrannei zu entziehen. Ich bat den König, deswegen an den Markgrafen zu schreiben: Er tat es in sehr zuvorkommenden Worten. Der Markgraf war begeistert, diesen Vorwand zu haben, um uns loszuwerden. Weder der Prinz noch ich waren in der Lage, die Reise zu bezahlen, es galt also, mit seinem Vater darüber zu sprechen. Er machte überhaupt keine Anstalten, Schwierigkeiten zu machen, und schickte mir am nächsten Tag tausend Gulden. Der Betrag war derart bescheiden, dass er kaum für die Hälfte des Weges reichte; für den Rest musste die Börse meiner Damen und armen Bediensteten herhalten. Wir hatten Ende Juni, meine Niederkunft sollte im August sein.

Die Leute murrten stark gegen diese Reise auf und schoben die Ursache auf das üble Verhalten des Markgrafen. Diese Klagen wurden ihm zugetragen: Eifersüchtig auf sein Ansehen bedacht, wollte er sich gegenüber diesen Anschuldigungen rechtfertigen. Er wählte Herrn Dobeneck als den Eloquentesten seines Hofes aus, um mich dazu zu überreden, in Bayreuth zu bleiben. Seine theatralische Redekunst beeindruckte mich kein bisschen. Ich antwortete ihm sehr zuvorkommend, ohne ihm nachzugeben, und redete mich mit meinem Streben heraus, meine Familie wiederzusehen, und mit meinem Wort, das ich dem König gegeben hatte, binnen weniger Tage in Berlin zu sein.

Ich brach am nächsten Tag auf und kam abends in Himmelkron an. Dort empfing uns der Markgraf höchst freundlich. Ich traf auch Herrn von Bobenhausen, den Gesandten von Kassel, den ich nicht kannte. Meine Magerkeit und Schwäche stachen ihm ins Auge. Noch am selben Abend riet er dem Fürsten, auf den er einigen Einfluss hatte, nicht zuzulassen, dass ich weiterreiste. Der erste Leibarzt des Markgrafen von Ansbach, den man wegen meines Zustands konsultiert hatte, schloss sich seiner Meinung an und sagte rundheraus, dass man, wenn ich abreiste, meinen Sarg hinter-

hertragen müsse, da ich keine zwei Poststationen durchhielte, ohne mein Leben zu riskieren. Dasselbe sagte er zum Erbprinzen, der wie sein Vater nichts mehr von meiner Reise wissen wollte. Ich sah mich also gezwungen, mich ihren guten Gründen und dringenden Bitten zu fügen. Zu allem Unglück mussten wir in Himmelkron bleiben.

Dieses Lustschlösschen war früher ein Nonnenkloster. Da die Äbtissin Protestantin geworden war, hatte man es ebenso wie ihre Nönnchen säkularisiert. Nach ihrem Tod war es wieder an das markgräfliche Haus gefallen. Seine Lage ist recht schön und das Schloss gut bewohnbar. Als einzigen Spazierweg gibt es hier eine Allee, die an Schönheit und Länge der von Utrecht gleichkommt. Der Markgraf hatte hier eine Falknerei eingerichtet; den Falkenflug konnte man von den Fenstern des Schlosses aus beobachten. Wir führten hier ein ganz trauriges Leben: Der Fürst betrank sich tagtäglich mit seinem Hof. Man sah nichts als Saufbrüder, die auch noch den letzten Rest ihres geringen Verstandes verloren hatten. Wir waren von Spionen umgeben; tagsüber dröhnten uns zwei elende Trompeten, von verdammten Jagdhörnern begleitet, die Ohren voll. Dieser Höllenlärm hinderte mich am Lesen, meinem einzigen Vergnügen. Als Vorleserin hatte ich die kleine Marwitz, die Nichte meiner Hofmeisterin. Das erst vierzehn Jahre alte Kind war von der Gräfin von Finck aufgezogen worden. Sie besaß weder Bildung noch Gesinnung und Manieren. Ihre Tante gab sich große Mühe, um sie zu bessern. Ihre große Zerstreutheit raubte ihr die Früchte, die sie sich davon versprach. Das Mädchen hatte gute Anlagen mit Blick auf Verstand und Gedächtnis. Sie schloss sich mir eng an, was mir den Wunsch eingab, sie zu bilden. Ich diskutierte jeden Tag mit ihr über unsere Lektüre und versuchte, ihr Moral einzuflößen und Urteilsvermögen beizubringen. Ich werde in der weiteren Folge dieser Memoiren, an denen sie großen Anteil hat, noch ausreichend Gelegenheit haben, von ihr zu reden.

Endlich brachen wir von Himmelkron auf. Der Markgraf reiste mit dem Prinzen nach Selb, einer kleinen Stadt an der böhmischen Grenze, um an einer großen Jagd teilzunehmen, die man für sie vorbereitet hatte, und ich kehrte zur Eremitage zurück.

Dort kam ich ganz krank an; zu meinen übrigen Leiden hatte sich auch noch Schlaflosigkeit hinzugesellt: Ich konnte nicht mehr liegen ohne Atembeschwerden. Man ließ den Arzt kommen, welcher, unter den Ahnungslosen, der mit der wenigsten Ahnung war: Er gab mir die dreifache Dosis einer an sich schon starken Medizin. Als sie zu wirken begann, wäre ich beinahe gestorben. Ich fiel von einer Ohnmacht in die andere, was eine Fehlgeburt befürchten ließ. Meine gute Konstitution und die Pflege, die man mir zukommen ließ, riefen mich wieder ins Leben zurück. Eine Depesche des Königs trug zu meiner Heilung bei durch die große Freude, die sie mir machte. Er schrieb mir, er rechne damit, mich in drei Tagen in der Eremitage zu treffen.

Er kam aus Prag; er hatte sich mit dem Kaiser in einer kleinen Stadt in der Nähe von Prag namens Altrop getroffen. Man hatte dort einen Saal gebaut, der zur Erleichterung des Zeremoniells zwei Eingänge hatte. Der Kaiser, die Kaiserin und der König sollten gleichzeitig ankommen und jeweils durch die Eingänge, die an ihrer Seite waren, eintreten und bei Tisch an ihrem Platz bleiben.[39] Trotz aller Vorhaltungen an die Adresse des Königs begab er sich als Erster auf den ihm zugewiesenen Platz und überraschte den Kaiser sehr damit, dass er ihm entgegenging, um ihn zu empfangen. Er richtete sogar einige für ein gekröntes Haupt wenig passende Grußworte an ihn. Ich habe später Grumbkow oftmals von dieser Unterredung erzählen hören. Es habe, sagte er, in seinem Inneren gekocht, mitansehen zu müssen, wie sehr sein Herr sich erniedrigte.

Ich schickte dem Markgrafen per Kurier den Brief des Königs. Er sandte mir seinerseits einen Kurier, um mich darum zu bitten, mich um alles beim Empfang des Königs zu kümmern, und teilte mir mit, er bliebe in Selb, was auf dem Wege sei, um dort den Herrscher zu empfangen und zur Eremitage zu begleiten. Er informierte mich auch darüber, dass Prinz Albrecht, sein Bruder, der Generalleutnant im Dienst des Kaisers war, und der Herzog von Gotha sich bei ihm befanden. Wir waren schon recht beengt in der Eremitage, wenn der Markgraf da war; man kann sich vorstellen, wie sehr man sich einengen musste, um den König und sein Gefolge dort unterzubringen. Ich überließ Monplaisir, einen angrenzenden Meierhof, dem Markgrafen, seinem Bruder und dem Herzog von Gotha, womit er sehr zufrieden war.[40] Ich hatte mit Mühe und Not meine Vorbereitungen abgeschlossen, als ein weiteres Ereignis eintrat, das schuld an dem ganzen Kummer war, den ich später erlitt.
Herr von Bindemann, der als einziger des gesamten Hofes bei mir geblieben war, erhielt in der Nacht einen Brief des Oberhofmarschalls von Ansbach, der ihm ankündigte, dass der Markgraf und seine Gattin mit einem Gefolge von mehr als hundert Leuten am folgenden Abend in der Eremitage einzutreffen gedachten. Der arme Bindemann, ansonsten ein ganz ehrenwerter Mann, hatte das Pulver nicht erfunden. Er wollte mich nicht wecken lassen. Weil es unmöglich war, all diese Leute unterzubringen, ließ er ihm antworten, dem Markgrafen sei es eine Freude, denjenigen von Ansbach zu empfangen, aber er sei in großer Verlegenheit, weil er keinen Platz habe, da man kaum genug für den König gefunden habe. Als ich wach wurde, erfuhr ich diese Nachricht. Ich informierte auf der Stelle den Markgrafen von diesem Missgeschick. Ich machte ihm klar, dass der Hof von Ansbach höchst pikiert wäre, wenn man keinen Weg fände, ihn in der Eremitage unterzubringen; ich sei entschlossen, zu kampieren und ihm meine Zimmer abzutreten, damit der Hof Platz in Monplaisir finde. Der Markgraf antwortete mir sofort, er dulde es keinesfalls, dass ich mein Ge-

Markgraf Georg Friedrich Karl von Brandenburg-Bayreuth,
Porträt, Pesne-Werkstatt, um 1730

Friedrich der Große als Kronprinz,
Porträtgemälde, Antoine Pesne, um 1733

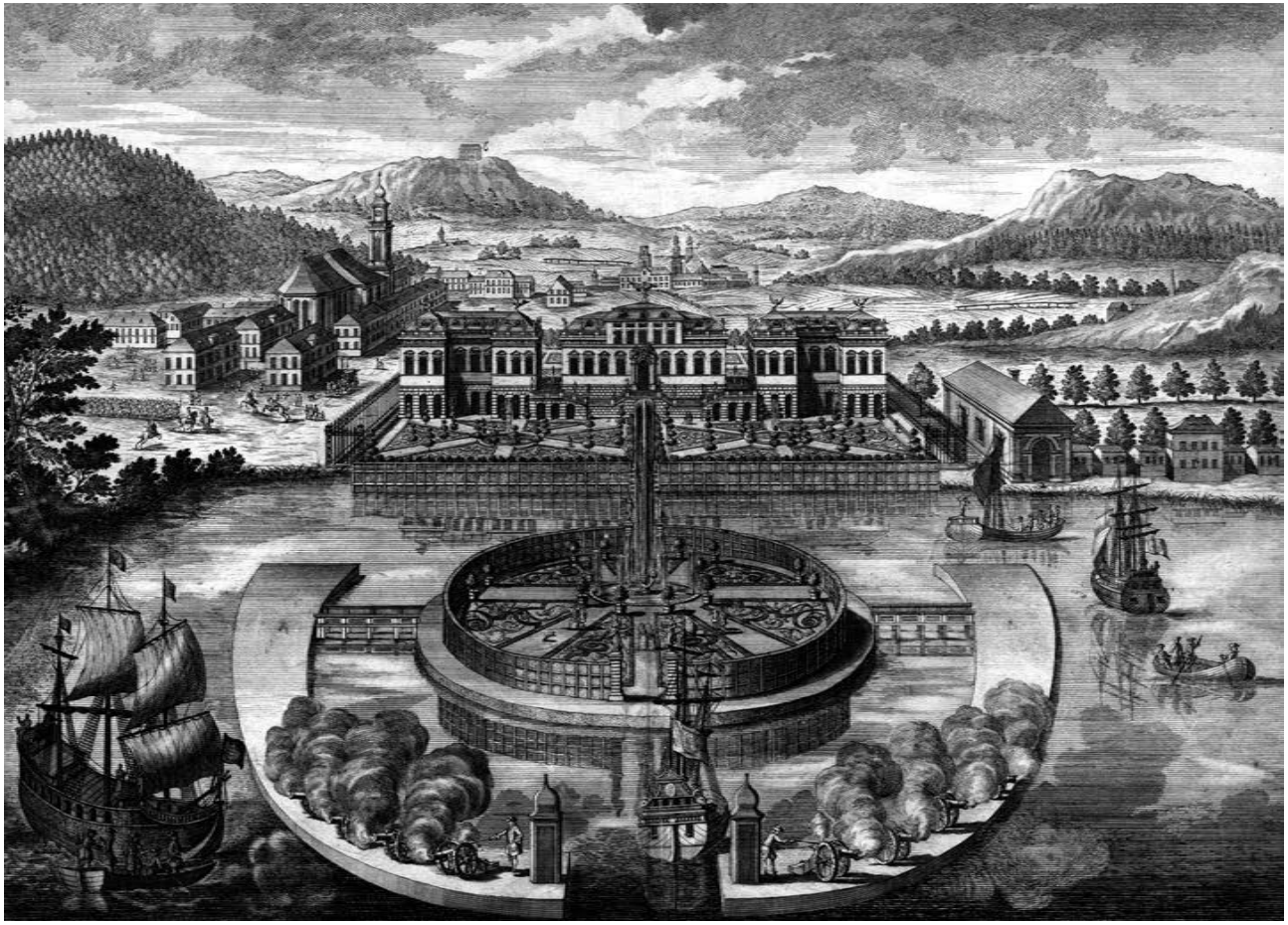
Friedrich der Große,
Kupferstich nach Antoine Pesne

Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth
Staatsporträt von Johann Georg Reis,
Bayreuther Hofmaler, um 1755

Markgräfin Wilhelmine von Brandenburg-Bayreuth
geb. Königl. Prinzessin von Preußen, Schwester Friedrichs des Großen
Staatsporträt von Johann Georg Reis,
Bayreuther Hofmaler, um 1755

Kupferstich, Bildnis des Daniel de Superville,
Christian Friedrich Fritzsch, 1744

Abriss der Kartographie des Fürstentums
Kulmbach-Bayreuth



St. Georgen
am See
Stich von
Johann Adam
Delsenbach
(1687–1765)

mach verlasse, und bitte mich, ihm eine Zelle einzurichten; er sei sich darüber im Klaren, dass er, falls man den Markgrafen verletze, von seiner Seite wie von Seiten des Königs Ärger bekomme.
Ich wartete auf meine Schwester bis acht Uhr abends. Ihre Verspätung beunruhigte mich; ich schickte Leute in alle Richtungen aus, um sie zu suchen. Herr von Bindemann, der meine Besorgnis bemerkte, sagte mit Siegesmiene zu mir: „Seien Sie unbesorgt, Madame, die Markgräfin wird nicht kommen, sie hat bestimmt kehrtgemacht." „Wie kommt es", antwortete ich ihm, „dass Sie von ihr Nachricht haben?" „Na ja, Madame, wir sind nicht ganz so dumm, wie man meint, ich habe die Verlegenheit vorausgesehen, in die sie Sie stürzen würden." Darauf erzählte er mir von der Antwort, die er gegeben hatte. Er war ganz stolz auf diese glänzende Tat. Mir waren die Folgen sofort klar und ich zweifelte nicht einen Augenblick, dass dies einen furchtbaren Streit zwischen den beiden Häusern verursachen und mich vielleicht aller Vorteile berauben würde, die mir der Besuch des Königs bringen konnte.
Unterdessen traf Herr von Seckendorff, der Oberhofmarschall von Ansbach, ein. Ich habe ihn schon an anderem Ort erwähnt. Er war der würdige Cousin des Gesandten in Berlin. Im Auftrag seines Herrn und seiner Herrin überschüttete er mich mit Beschimpfungen und sagte, noch nie habe es das gegeben, dass einem Fürsten und nahem Verwandten derart unhöflich der Empfang verweigert worden sei. Dem Markgrafen, der um die geringe Wertschätzung und Freundschaft wisse, die man ihm entgegenbringe, wäre es nicht eingefallen, uns zu besuchen, wenn es der König ihm nicht befohlen hätte. Er mache sich unverzüglich auf den Weg, um sich bei ihm über unser Vorgehen zu beschweren, und versichere mir, nie mehr in seinem Leben seinen Fuß auf Bayreuther Territorium zu setzen. Ich entschuldigte mich für den von Bindemann begangenen Schnitzer und konnte ihn schließlich davon überzeugen, dass die Dummheit dieses Mannes den ganzen Wirrwarr verursacht hatte. Dennoch wollte er abreisen. Ich versuchte dennoch, ihn aufzuhalten, um in der Zeit den Postmeister zu benachrichtigen, ihm keine Pferde zu geben.
Noch am selben Abend teilte ich dem Markgrafen mit, was gerade geschehen war, und sandte eine Eilmeldung an Herrn Gleichen, den Oberforstmeister, mit dem Befehl zu kommen. Ich übergab ihm Briefe an meine Schwester und ihren Gatten. Ich entschuldigte mich bei ihnen für das Missverständnis Bindemanns und lud sie ein, zur Eremitage zurückzukehren. Ich verbrachte eine ganz schlechte Nacht. Ich hatte keine Stütze außer dem König; ich fürchtete seinen Zorn, weil ich nicht daran zweifelte, dass die Ansbacher ihn gegen mich aufhetzen würden. Ich hatte Angst, von ihm malträtiert zu werden, was mich angesichts der Folgen in Bayreuth tausendmal empfindlicher getroffen hätte als in Berlin. Der Markgraf und meine Schwester ant-

worteten sehr zuvorkommend auf die Briefe, die ich ihnen geschrieben hatte. Sie waren sogar angetan von meiner Handlungsweise, wollten aber dennoch nicht kommen, da konnte Herr von Gleichen sie noch so sehr dazu drängen.
Der König empfing mich sehr huldvoll. Er war gerührt, weil er mich kaum wiedererkannte, so mager und niedergeschlagen war ich. Ich wollte ihn zu seinem Gemach begleiten, er aber ließ es nicht zu und führte mich zu dem meinen, wo wir allein blieben. Die Freude, die ich empfand, und meine Liebkosungen gefielen ihm, weil er erkannte, dass sie von Herzen kamen. Ich erzählte ihm wahrheitsgetreu von dem Theater mit dem Markgrafen von Ansbach, zeigte ihm die Briefe, die Gleichen mir ausgehändigt hatte, und bat ihn, uns zu versöhnen. „Es ist ärgerlich", sagte er zu mir, „dass Bindemann diese Provokation begangen hat, besonders aber, dass Sie es mit Leuten ohne Verstand zu tun haben. Mein Schwiegersohn hält sich für Ludwig XIV. Seiner Ansicht nach hätten Sie die Post nehmen und ihn um Verzeihung bitten sollen; er und sein ganzer Hof sind verrückt. Mit Ihrem Verhalten bin ich allerdings zufrieden. Ich werde mit Seckendorff reden und ihnen ausrichten lassen zu kommen. Wenn sie mir absagen, soll sie der Teufel holen." Mit diesen Worten ging er hinaus und befahl ihm, ihnen zu diesem Zweck einen Eilboten zu schicken.
Grumbkow und der Botschafter Seckendorff gehörten zum Gefolge des Königs. Ich begrüßte sie mit ausgesuchter Höflichkeit. Sie richteten mir von Seiten der Kaiserin große Komplimente aus und sagten zu mir, sie habe mich gegenüber dem König in den höchsten Tönen gelobt. Der hatte unsere Unterhaltung mitangehört und kam näher. „Ja, meine liebe Tochter", sagte er, „Sie sind der Herrscherin für ihre hohe Meinung, die Sie von Ihnen hat, Dank schuldig; schreiben Sie ihr, um ihr dafür zu danken."
Wir begaben uns zu Tisch. Der König gab mir die Hand und setzte sich auf den erstbesten Platz. Er war bester Laune; ich störte sie etwas. Ich war äußerst schwach und hatte mir große Mühe gegeben, mich zusammenzunehmen. Mir wurde schlecht und ich musste mich zurückziehen. Der König folgte mir; man hatte große Schwierigkeiten, ihn zu beruhigen. Am nächsten Tag stand ich früh morgens auf, um mit ihm spazieren zu gehen. Er fand den Ort reizend und ganz besonders meine kleine Eremitage, die ich als Rauchzimmer hatte herrichten lassen. „Sie erweisen mir", sagte er, „alle erdenklichen Aufmerksamkeiten; mir kommt es vor, als wäre ich bei mir daheim; meine Zimmer sind angeordnet wie in Potsdam; ich habe meine Schemel, meine Tische und meine Kübel vorgefunden, um mich zu waschen; ich weiß nicht, wie Sie das alles in so kurzer Zeit haben schaffen können."
Der Zwang, den ich mir mit einem so langen Spaziergang antat, wurde mir zum Verhängnis. Beim Mittagessen hatte ich derart heftige Erstickungsanfälle, dass man schon dachte, ich würde sterben. Da ich am Ende des Monats entbinden sollte und es der 7. war, glaubte der König, die Zeit meiner Niederkunft sei gekommen. Er ließ

so schnell wie möglich seinen ersten Leibarzt Stahl holen, der gerade erst aus Berlin eingetroffen war, und die Hebamme, die mir beistehen sollte.
Der Mann war ein äußerst fähiger Chemiker, dem man etliche interessante Entdekkungen verdankt, aber er war kein großer Mediziner. Sein System war seltsam: Er behauptete, wenn die Seele durch einen allzu großen Zufluss von Materie bedrängt würde, befreie sie sich davon, indem sie Krankheiten des Körpers hervorrufe, die ihr von Nutzen seien. Epidemische und gefährliche Leiden entstünden nur aus der Schwäche der Seele, die nicht die Kraft habe, diese Materie abzustoßen; die Schwäche störe die Seele in ihrem Wirken, was oftmals den Tod herbeiführe. In Folge dieser Überlegung wandte er immer nur zwei Arten von Heilmitteln an, die er unterschiedslos bei allen möglichen Arten von Leiden gebrauchte: Beruhigende Pulver und Pillen. Er fand, dass es mir sehr schlecht ging, und gab mir sofort eine Dosis seiner Wunderpillen.
Der König und Frau von Sonsfeld blieben den ganzen Nachmittag bei mir. Er befragte mich intensiv nach meiner augenblicklichen Lage. Ich erzählte ihm mein ganzes Leid, bat ihn jedoch, den Markgrafen freundlich zu empfangen, weil er ihn nur noch mehr verstimmen würde, wenn er anders handelte. „Ich sehe wohl, dass Sie nicht in der Lage waren, nach Berlin zu kommen, aber Sie müssen unbedingt nach Ihrer Niederkunft hingehen. Um alle Schwierigkeiten auszuräumen, wird mein Schwiegersohn als Erster abreisen; Sie werden ihm folgen, wenn Sie sich wieder erholt haben. Ich werde die Kosten für Sie und Ihr Gefolge tragen und meine Geschäfte so einzurichten versuchen, dass ich Sie bevorzugt behandeln kann. Sie werden Ihr Kind mitnehmen; ich kann es nicht dulden, dass man Sie schlecht behandelt. Ihr Schwiegervater und mein Ansbacher Schwiegersohn sind zwei Verrückte, die man in eine Anstalt stecken müsste. Mit Rücksicht auf Sie werde ich dem Ersten gegenüber höflich sein, aber was den Zweiten und Ihre Schwester angeht, so werde ich sie zur Vernunft bringen und ihnen gehörig den Kopf waschen.“ Ich beschwor ihn, von diesem Vorhaben Abstand zu nehmen, und machte ihm klar, dass er damit meine Schwester noch unglücklicher machte, als sie schon war; er könne beide zur Vernunft bringen, wenn er sie mit Sanftmut behandle; ich bäte ihn inständig, sie gut zu behandeln, aus Furcht, sie könnten mich beschuldigen, ihn angestiftet zu haben, um mich für den letzten Streich zu rächen, den sie mir gespielt hatten. Er stimmte meinen Überlegungen zu und gewährte mir auch noch diese Gnade. Kurz darauf trafen sie ein. Der König empfing sie sehr kühl. Da es schon spät war, begaben wir uns zu Tisch, wo er sich zwischen meine Schwester und mich setzte. Nach dem Abendessen zogen sich alle zurück.
Am nächsten Morgen besuchte der König meine Schwester. Ich weiß nicht, ob er unzufrieden damit war, wie sie ihn empfing, oder ob ein anderer Grund ihn in schlechte

Laune ihr und ihrem Gatten gegenüber versetzte, jedenfalls aber schalt er sie den ganzen Tag über aus, der mit Levitenlesen dahinging. Am Abend war Tabakskollegium, an dem auch wir teilnahmen. Er unterhielt sich ausgiebig mit dem Markgrafen, meinem Schwiegervater, über den Zustand seines Landes. Der Fürst, der in diesem Punkt ein völliger Ignorant war, wusste auf seine Fragen nicht zu antworten. Das ärgerte den König und veranlasste ihn dazu, ihm seinen geringen Eifer für die Staatsgeschäfte vorzuwerfen, aus dem die hier herrschende furchtbare Unordnung herrühre. „Man betrügt Sie von allen Seiten her", sagte er zu ihm, „und man profitiert von Ihrer Nachlässigkeit. Sie beklagen sich über Ihre Schulden und Sie tun nichts, um sie zu begleichen. Ich habe Ihnen über die Mitgift meiner Tochter hinaus eine Summe von 260.000 Talern geliehen: Anstatt Ihre Gläubiger zu befriedigen, lassen Sie diese Summe in Ihren Tresoren verrotten und verlieren die Zinsen, die sie Ihnen einbringen sollten, ebenso wie Ihren Kredit. Es ist Zeit, dass Sie das alles in Ordnung bringen. All Ihre Bemühungen werden umsonst sein, wenn Sie Ihren Sohn daran nicht teilhaben lassen: Er ist es, der Ihnen dabei helfen muss, die Last der Herrschaft zu tragen, und an Ihnen ist es, ihn in die Staatsgeschäfte einzuweisen. Wenn Ihre Leute zwei Aufpasser haben, werden sie es nicht mehr riskieren, Sie zu hintergehen wie bisher, umso weniger, wenn sie sehen, dass zwischen Ihnen gutes Einvernehmen herrscht. Im Übrigen kenne ich meinen Schwiegersohn zu gut, um glauben zu können, dass er jemals das Vertrauen, das Sie in ihn setzen, missbrauchen würde. Schicken Sie ihn jeden Tag auf die Ämter, er wird Ihnen Bericht darüber abgeben, was sich dort tut; seine Gegenwart wird die Anwesenden zu größerem Arbeitseifer anhalten und dazu bringen, ihre Ausfertigungen schneller zu erledigen."

Diese Worte bekümmerten mich sehr. Mir waren die Folgen sofort klar. Der Markgraf war sprachlos und gab eine zweideutige Antwort. Der König entgegnete, er würde sich nicht in seine Angelegenheiten einmischen, wenn nicht seine Achtung für ihn und das Interesse seiner Kinder es erforderten. „Wollen Sie, mein lieber Markgraf", fuhr er fort, „dass ich Ihnen jemanden schicke, der Ihre Finanzen wieder auf die Beine stellt und Ihnen aus der Verlegenheit hilft, in der Sie sich befinden und aus der Sie nie wieder herauskommen, wenn Sie keine fremde Hilfe nehmen; denn Ihre Leute unterstützen einander wie die Glieder einer Kette: Wer einen von ihnen angreift, greift alle an und nur ein Dritter kann ihre Machenschaften ergründen. Ich war in derselben Situation wie Sie, als ich an die Herrschaft gelangte, und habe es mit dem Rat, den ich Ihnen gebe, gut angetroffen."

Obwohl der Markgraf über die ersten Argumentationen des Königs sehr pikiert war, fand er die letzte so zutreffend, dass er dieses Angebot mit Freude annahm. Der Herrscher nahm ihm das Versprechen ab, uns nach meiner Niederkunft nach Berlin zu schicken, und machte ihm klar, dass es ihn nichts koste und ihm große Ausgaben er-

spare. Mein Schwiegervater willigte darin sehr gern ein und sie trennten sich, wie es schien, in höchster wechselseitiger Zufriedenheit. Ich nahm am Abend zärtlich von meinem lieben Vater Abschied, nicht ohne reichlich Tränen zu vergießen. Er reiste am nächsten Tag, dem 9. August, ab.

Der Hof von Ansbach blieb noch einige Tage nach seiner Abreise. Die Grumbkow war der Grund für diese Aufenthaltsverlängerung. Der Markgraf, mein Schwager, hatte sich in sie verliebt. Die schlechte Ehe, die er mit meiner Schwester führte, hatte ihn unzivilisiert werden lassen. Sie war so eifersüchtig, dass er nicht wagte, mit einer Dame zu sprechen. Die Grumbkow hatte keine Ursache, auf ihre Eroberung stolz zu sein. Jede Andere wäre ziemlich pikiert gewesen, wie ihr der Markgraf den Hof machte: Das war ganz ungehörig und auf eine Art, wie man es einer Hure gegenüber tun würde. Das Mädchen hatte es faustdick hinter den Ohren: Sie hatte die Lästerzunge ihres Onkels geerbt; ihr Spott war ätzend; zu diesem Fehler gesellten sich noch Koketterie, Hochmut und hemmungsloses Lügen. Ich hatte keinerlei Vertrauen zu ihr, weil ich ihren schlechten Charakter kannte. Meine Schwester war tiefunglücklich über diese sich entwickelnde Liebe. Ich tat, was ich konnte, um die Grumbkow zur Räson zu bringen, doch vergeblich. Sie wusste, dass ich sie wegen ihres Onkels schonen musste, und machte sich meinetwegen keine großen Gedanken. Durch seine Abreise befreite mich der Ansbacher Hof von der Sorge.

Der Markgraf, der sich die ganze Zeit über verstellt hatte, versprühte dann sein ganzes Gift gegen seinen Sohn und gegen mich. Er schickte Herrn von Voit zu mir, dem er auftrug, mir auszurichten, er sei keineswegs schon tot und hoffe, noch lange Jahre zu leben, um mich zu ärgern; er versicherte mir, dass er Zeit seines Lebens der Herr im Hause sein wolle und es auf keinen Fall dulde, dass ich mich als Regentin aufspiele, wie ich es jüngst getan habe, indem ich ihm die Gemächer weggenommen habe, die man für ihn in Monplaisir vorbereitet hatte, um dort den Markgrafen von Ansbach unterzubringen. Ich sei es gewesen, die den König zu den unangenehmen Worten angestiftet habe, die er über sich habe ergehen lassen müssen. Frau von Sonsfeld, die er als seine schlimmste Feindin ansehe, sei Ursache allen Übels. Er sei ihrer unaufhörlichen Intrigen überdrüssig und sei fest entschlossen, sie in die Festung Plassenburg zu schicken, um sie davon zu überzeugen, dass es nicht von Vorteil sei, sich mit ihm anzulegen, und ihr größeren Respekt vor ihrem Herrn beizubringen, als sie ihn bislang gezeigt habe.

Ich gestehe, dass ich über diese Grußworte furchtbar empört war. Ich ließ meinem Zorn auf den Markgrafen, den meine Zunge nicht verschonte, etwas heftig freien Lauf. Voit und meine Hofmeisterin ließen meine erste Wut verrauchen. Sie scherte sich kein bisschen um seine Drohungen; sie lachte nur darüber und riet mir, ihm ganz höflich zu schreiben und mit Nachsicht auf dieses seltsame Vorgehen zu reagieren.

Mir kam der Gedanke, den Markgrafen Albrecht mit diesem Brief zu betrauen und ihn zu bitten, eine Versöhnung herbeizuführen.
Ich hatte Zeit gehabt, ihn kennenzulernen. Er war Feldmarschallleutnant im Dienst des Kaisers und hatte sich bei allen Aktionen, an denen er beteiligt war, ausgezeichnet. Der Markgraf war hässlich, ohne deswegen aufzufallen; er hatte geschliffene Umgangsformen und er war unterhaltsam in der Konversation. Über all diese Vorzüge hinaus besaß er einen guten Charakter und reichlich guten Menschenverstand. Er war seinem Neffen und mir sehr freundlich gesonnen und leistete mir treu Gesellschaft. Ich hatte ihm schon mehrfach von meinen Nöten erzählt. Er kannte seinen Bruder von Grund auf und gab mir gelegentlich Ratschläge. Er verurteilte ihn bei dieser Gelegenheit stark, besonders nachdem ich ihm die Briefe gezeigt hatte, die er mir aus Selb geschrieben hatte und in denen er mir auftrug, ich solle mich in seiner Abwesenheit um alles kümmern und ihm eine Zelle herrichten. „Geben Sie mir diese Briefe, Madame“, sagte er zu mir, „man muss ihn durch seine eigene Schrift überführen. Ich verspreche Ihnen, dass ich ihm geradeheraus die Wahrheit sagen werde. Das Ganze ist nichts als eine üble Schikane; er kann keine zwei Tage ruhig leben, ohne jemanden zu schikanieren. So war er schon seit frühester Jugend, sein melancholisches Temperament ist daran schuld.“ In der Tat hielt er ihm sein Unrecht so deutlich vor Augen, dass er nichts zu erwidern fand und höchst beschämt war, derart überführt worden zu sein. Er versicherte mir vielmals seine Zuneigung, begleitet von Judasküssen, denn er brütete schon darüber, mir einen weiteren Streich zu spielen.
Da die Zeit meiner Niederkunft nahte, bat man ihn, nach Bayreuth zurückzukehren. Ich fand mein Schlafzimmer ganz angemessen eingerichtet vor, was ich mit einiger Mühe erreicht hatte, und eines meiner mit Holz getäfelten Kabinette, das ich mit Porzellan ausstattete, gestaltete mein Gemach freundlicher.
Der Markgraf und sein Bruder verabschiedeten sich am nächsten Tag von mir, weil sie nach Himmelkron wollten. Der Markgraf sagte zu mir, er gedenke, mich erst nach meiner Niederkunft wiederzusehen. Ich antwortete ihm, ich sei sehr betroffen, dass er mich so rasch verlasse; ich wüsste nicht, welchen Ratschluss die göttliche Vorsehung über mein Schicksal verhängt habe; vielleicht nähme ich auf ewig Abschied von ihm; ich bäte ihn, gewiss zu sein, dass ich niemals die Absicht gehabt hätte, ihn zu verletzen, sondern stets Wege gesucht hätte, ihm gefällig zu sein und in gutem Einvernehmen mit ihm zu leben; ich hoffte, Gott lasse mich am Leben, um ihm in Zukunft die Lauterkeit meiner Absichten zu beweisen. Anschließend erinnerte ich ihn daran, dass man jemanden nach Berlin schicken musste, um dem König die Nachricht von meiner Entbindung bekanntzugeben; ich glaubte, dass Herr von Voit, der schon bekannt sei, der geeignete für diesen Auftrag sei; und da Himmelkron auf dem Wege liege, könne er ihm gleichzeitig mein Schicksal verkünden. Der Markgraf er-

rötete und war eine Zeit lang in Gedanken versunken. „Es ist recht“, sagte er zu mir, „dass er nach Berlin geht, aber er kann sich die Mühe sparen, in Himmelkron vorbeizukommen. Ich habe angeordnet, dass in bestimmtem Abstand auf dem Weg Kanonen aufgestellt werden, so bin ich schneller informiert über Neuigkeiten von Ihrer Königlichen Hoheit als durch einen Kurier. Wenn Ihrer Hoheit Herr von Voit nicht recht ist, haben Sie die Güte, mir den zu nennen, den ich schicken soll. Es hieße, meine Pflicht verletzen und das, was ich Ihnen schulde, wenn ich anders handelte. Wenn man in gutem Einvernehmen leben will, muss man das Zeremoniell außen vor lassen; ich hasse es auf den Tod und bin Ihrer Königlichen Hoheit zu größtem Dank verpflichtet, wenn Sie mir diese Botschaft ersparen. Ich werde Voit befehlen, nach Berlin zu fahren. Ich wünsche mir von ganzem Herzen, bei meiner Rückkehr einen Enkel vorzufinden, der seiner Mutter ähnelt.“ Er umarmte mich und ging hinaus. Fürst Albrecht war bei diesem Gespräch dabei. Ich fragte ihn, aus welchem Grund der Markgraf so verfahre und was er mir zu tun riet. „Es gibt keinen außer seiner Laune“, antwortete er mir, „man muss Nachsicht mit ihm haben, und wenn er nicht will, dass Ihre Königliche Hoheit ihm einen Kurier schickt, muss man sich seinem Willen fügen.“

Am 23. abends erkrankte ich; am 30. ging es mir sehr schlecht und am 31. war ich in großer Gefahr. Dennoch wurde ich um sieben Uhr abends von einer Tochter entbunden, als man um mein Leben und das meines Kindes bangte. Später erzählte man mir, dass der Erbprinz in einem bejammernswerten Zustand war. Außerordentlich war seine Freude nach meiner Entbindung. Er erkundigte sich noch nicht einmal nach dem Kind: All seine Gedanken waren ausschließlich auf mich gerichtet. Ich konnte ihm meine Dankbarkeit nicht zeigen, denn ich fiel von einer Ohnmacht in die andere.[41]

Unmittelbar darauf reiste Herr von Voit nach Berlin ab. Sobald er außerhalb der Stadt war, gab es eine dreifache Kanonensalve. Die ganze Schar der Geistlichen kam, um an meinem Bett zu beten. Ich vernahm nichts davon, weil ich immer noch ohnmächtig war. Obwohl der Markgraf von der Gefahr informiert war, in der ich mich befand, hatte er sich nicht dazu herabgelassen, sich nach mir zu erkundigen. Ein wenig Schlaf gegen Morgen ließ mich wieder etwas zu Kräften kommen.

Der Erbprinz erhielt am Mittag eine Nachricht von seinem Onkel, der ihm mitteilte, dass widriger Wind geherrscht hatte und die Kanonen schlecht aufgestellt waren, so dass der Markgraf nichts von meiner Entbindung erfahren hatte. Er habe ihm als Erster die Nachricht gebracht; er wisse nicht, welche Laus seinem Bruder über die Leber gelaufen sei, er sei übelster Laune; er tue sein Möglichstes, ihn dazu zu überreden, in die Stadt zurückzukehren, könne aber nichts Definitives dazu sagen. Dennoch kam er am Abend um sechs Uhr an. Er ließ zunächst Herrn von Reitzenstein holen, bei

dem er sich bitter über seinen Sohn und mich beklagte und sagte, wir behandelten ihn wie einen alten Lumpen; wir hätten noch nicht einmal so viel Achtung vor ihm, ihm von meiner Entbindung Mitteilung zu machen. Er sei der Letzte seines ganzen Hofes gewesen, der davon erfahren habe. Diese geringe Wertschätzung habe seine Geduld erschöpft. Er wolle nunmehr durch kraftvolle Maßnahmen zeigen, dass er der Herr sei, denn er sei fest entschlossen, seinen Sohn in die Plassenburg zu schicken. „Ich befehle Ihnen", fuhr er fort, „sie beide von diesem Entschluss in Kenntnis zu setzen." Eher tot als lebendig angesichts dieses Wutausbruchs, antwortete ihm Reitzenstein, er bitte ihn inständig, einen Anderen mit dieser Mission zu betrauen; er sei nicht hartherzig genug, um mir eine solche Nachricht zu bringen, da ich mich noch in einem so gefährlichen Gesundheitszustand befinde, wo die kleinste Aufregung mich das Leben kosten könne. Ihm sei unbegreiflich, womit der Prinz einen solchen Zorn verdient habe, und er beschwöre ihn, gut abzuwägen, was er zu tun gedenke, bevor er es zu einem solche Eklat kommen lasse. Fürst Albrecht, der schon etwas ahnte, trat unterdessen ein, ergriff offen für uns Partei und sagte zu ihm: „Mein Gott, lieber Bruder, ich war bei Ihrer Unterhaltung mit Ihrer Königlichen Hoheit vor Ihrer Abreise anwesend und bei Ihrem absoluten Verbot, Sie zu benachrichtigen, wenn sie niedergekommen sei. Sie war deswegen beunruhigt und ich selbst habe ihr geraten, sich Ihrem Willen zu fügen." Der Markgraf war überrascht, denn er hatte nicht bemerkt, dass sein Bruder Zeuge unserer Unterredung gewesen war. Er war ganz aus der Fassung, und weil er nichts zu sagen wusste, schob er es auf sein Gedächtnis, gegen das er loswetterte, weil es sich, sagte er, von Tag zu Tag verschlechtere. Er ließ den Prinzen holen, dem er einen guten Empfang bereiten wollte, aber seine Verlegenheit ließ erkennen, dass er es nicht ehrlich meinte. Sie begaben sich alle zu mir. Jeder bemerkte den Zwang, den er sich antat, um zuvorkommend mit mir zu reden. Er erzählte mir in langem Kauderwelsch etwas von der Landessitte, die es verlange, dass das Kind am dritten Tag nach seiner Geburt getauft werde; diese Zeremonie müsse mit allem Pomp und aller Würde am nächsten Morgen vollzogen werden, „denn", so sagte er, „die kleine Prinzessin hat einen König zum Großvater und muss aus diesem Grund mehr Vorrechte besitzen, als wenn sie es nicht wäre." Ich antwortete ihm, er sei Herr darüber anzuordnen, was er für richtig halte, ich beschwöre ihn jedoch zu erlauben, dass man mich in Ruhe ließe, da ich zu schwach sei, viele Leute zu sehen und ihre Komplimente entgegenzunehmen. Er bat mich, Paten und Patinnen zu wählen. Ich wehrte mich lange, aber als ich merkte, dass er sich darauf versteifte, nannte ich ihn, den König, die Königin, die Kaiserin, die Königin von Dänemark, seine Schwester, die Markgräfinwitwe von Kulmbach, seine Mutter, meinen Bruder, meine Ansbacher Schwester und Fürst Albrecht. Er war mit dieser Gevatternschaft sehr zufrieden und zog sich einen Augenblick danach zurück.

Am folgenden Tag gab es Pauken- und Trompetensignal. Der Markgraf begab sich in Begleitung seines gesamten Hofes zu mir. Prinzessin Charlotte, die seit einigen Tagen zurück war, trug meine Tochter zur Taufe. Sie empfing das Sakrament in meinem Audienzzimmer unter dem Baldachin. Es gab Kanonenschüsse, als der Pfarrer den Segen gab, Galatafel zu Mittag und abends Ball.
Prinz Wilhelm, mein Schwager, der von seinen Frankreich- und Hollandreisen zurückgekehrt war, traf zwei Wochen später ein. Der Erbprinz, der ihn sehr mochte, hatte sich sehr gefreut, ihn wiederzusehen, wie überhaupt sein gutes Herz ihn bewog, dieselben Gefühle für seine ganze Familie zu empfinden. Er brachte ihn gleich zu mir. Der Prinz war mit seinen zwanzig Jahren so groß wie ein Kind von vierzehn. Sein Gesicht war schön, aber ohne Reiz. Trotz seiner geringen Größe war er wohlgestaltet. Seine Manieren waren ebenso kindlich wie seine Gestalt. Sein Verstand war sehr beschränkt oder besser gesagt: Er hatte gar keinen. Er hatte in Utrecht studiert, ohne etwas zu lernen, denn sein zerstreuter und flatterhafter Geist konnte sich höchstens darauf konzentrieren, Fliegen zu verscheuchen. Er war eher vom Charakter her als aus Prinzip gutherzig. Der Prinz und ich taten unser Möglichstes, um ihn anständig zu erziehen, solange er in Bayreuth war, aber es war vergebliche Liebesmühe. Er war Oberst in der kaiserlichen Infanterie, sollte zu seinem Regiment nach Italien gehen und sich mit seinem Onkel eine gewisse Zeit in Wien aufhalten.
Herr von Voit kam auch aus Berlin zurück. Er übergab mir sehr huldvolle Briefe des Königs und der Königin und versicherte mir, der König habe mit den wärmsten Worten vom Erbprinzen und von mir gesprochen und es habe in Berlin allgemeine Freude über meine Entbindung geherrscht.
Ich fing gerade an, ein wenig Ruhe zu genießen, als sie durch einen Brief des Königs gestört wurde, der dem Erbprinzen befahl, sich unverzüglich nach Berlin zu begeben, um von dort aus zu seinem Regiment zu stoßen. Er sicherte ihm seine Freundschaft zu und versprach, ihm glänzende Beweise dafür zu geben. Das traf mich wie der Blitz. Ich liebte den Prinzen leidenschaftlich, unsere Verbindung war äußerst glücklich. Eine lange Trennung ließ mich befürchten, alles aufs Spiel zu setzen. Ich hatte Angst, dass er, jung wie er war, herunterkommen und verlottern könnte, weil mir von vornherein klar war, dass preußische Offiziere, von ihrem Berufshandwerk abgesehen, ein flegelhaftes, lockeres Leben führen. Ich hatte schon mitangesehen, wie etliche liebenswerte Prinzen nach ihrem Eintritt in den Dienst des Königs ihren Verstand und ihre Manieren verloren hatten und zu wahren Rohlingen geworden waren. Er war selbst ungehalten darüber. Alles was wir tun konnten, war, die Reise so lange wie möglich hinauszuschieben. Dennoch musste er am 3. Oktober aufbrechen. Weil der Markgraf ihm kein Geld geben wollte, musste er welches leihen. Mein Gesundheitszustand, der sich zu erholen begann, wurde erneut beeinträchtigt durch die Sor-

gen, die mir seine Abwesenheit einbrachte. Die gesamte Familie außer dem Markgrafen versammelte sich jeden Abend bei mir, wo wir versuchten, gemeinsam die Zeit totzuschlagen.

Endlich konnte ich das erste Mal ausgehen und bereitete mich auf meine Reise nach Berlin vor, als ich einen Brief des Königs erhielt, der mich in neue Verlegenheit stürzte: Er befahl mir, nach Ansbach zu fahren. „Nichts wünsche ich mir so sehr", schrieb er mir, „wie gutes Einvernehmen zwischen Ihren beiden Häusern; das liegt in Ihrem politischen und insgesamt in Ihrem Interesse. Ich weiß Bescheid, dass mein Schwiegersohn und meine Tochter sehr beleidigt sind, wenn Sie sie nicht besuchen. Es gilt, durch Ihre Anwesenheit jegliche Animosität zu vermeiden und im Keim zu ersticken. Sie können anschließend die Liebenswürdigkeit, die Ihr Vater Ihnen beweisen wird, genießen." Ich schickte dem Markgrafen diesen Brief. Er ließ mir über Herrn von Voit mitteilen, dass der Rat, den der König mir gab, genau richtig war und er stark dafür war, dass ich ihn befolgte.
Das war alles ganz gut und schön, doch ich hatte keinen Pfennig Geld. Ich hatte meine Börse zugunsten des Prinzen geleert und niemand wollte mir einen Kredit geben. Ich beschloss also, über diesen Punkt und etliche andere mit dem Markgrafen zu reden. „Ich habe", sagte ich zu ihm, „von Herrn von Voit erfahren, dass Ihre Hoheit meine Reise nach Ansbach gutheißt. Es tut mir äußerst leid, dass ich Ihnen bei dieser Gelegenheit zur Last falle, doch Ihre Hoheit weiß, dass es mir unmöglich ist, außergewöhnlichen Ausgaben nachzukommen. Mein geringes Einkommen reicht kaum zu meinem Unterhalt, was es mir unmöglich macht, diese Reise und die nach Berlin auf meine Kosten zu unternehmen. Im Übrigen glaube ich nicht, dass ich es riskieren könnte, meine Tochter dorthin mitzunehmen, da die Jahreszeit zu weit fortgeschritten ist. Ich kann sie auch nicht den Händen ihrer Kammerfrauen überlassen. Ich hätte es sehr gern, wenn ich ihr eine Hofmeisterin geben könnte, die sich mit der Zeit um ihre Erziehung kümmern würde." Er sagte zu mir: „Ich werde das alles bedenken und Herrn von Voit mit meiner Antwort betrauen." Sie war seiner würdig: Er ließ mir ausrichten, er bedauere es unendlich, mir die beiden in Frage stehenden Punkte nicht gewähren zu können. In meinem Heiratsvertrag sei nichts zu Kosten von Reisen, die zu unternehmen ich Lust hätte, festgelegt, noch zum Unterhalt von Töchtern, die ich zur Welt brächte. Da er verpflichtet sei, seinen jüngeren Sohn auszustatten, seien seine Finanzen derart zerrüttet, dass er sich außer Stande sehe, mir beizustehen.
Ich erhielt mehrfach Nachrichten des Prinzen, der die Wohltaten, die ihm der König erwies, in höchsten Tönen lobte. Er schrieb mir, dass dieser wie auch die Königin lebhafte Ungeduld bekundeten, mich wiederzusehen, und der König beabsichtige, sich ganz besonders zu unseren Gunsten einzusetzen. Er gehe unverzüglich zu seinem

Regiment und komme in Ruppin vorbei, um meinen Bruder zu besuchen. Diese Briefe weckten in mir einige Hoffnung, dass der König mir die Reise bezahlen würde. Ich wandte mich an ihn und bat ihn inständig, mir Geld zu schicken und mir zu schreiben, was ich mit meiner Tochter machen solle. Um keine Zeit zu verlieren, ließ mir Herr von Voit 2.000 Taler zukommen, die er unter seinem Namen lieh.
Unterdessen erkrankte der Markgraf. Obwohl man sich sehr bemühte, die Gefahr, in der er sich befand, zu verheimlichen, wusste alle Welt davon, was meine Abreise um einige Tage hinauszögerte. Er schlug es mir ab, ihn zu besuchen, und wollte niemanden sehen. Seine Zurückgezogenheit ließ uns ein wenig aufatmen, denn der gute Fürst hatte die unglückliche Angewohnheit, diejenigen, die ihm zuhören mussten, mit seinen ewigen Moralpredigten und andauernden Wiederholungen zum Einschlafen zu bringen. Eine andere, ebenso nervtötende Person wie er, entschädigte uns für seine Abwesenheit. Das war der jüngste seiner Brüder, den ich zukünftig den Prinzen von Neustadt nennen werde, weil er dort residierte.
Er war Oberst eines Regiments in dänischen Diensten und kam frisch aus Kopenhagen in der Absicht zu heiraten, wie wir später erfuhren. Er gab dem Markgrafen sein Eintreffen in Neustadt bekannt und schrieb ihm, er komme in einigen Tagen nach Bayreuth. Der Prinz war das schwarze Schaf seiner Familie. Der Markgraf konnte ihn nicht leiden und war überhaupt nicht erpicht darauf, ihn wiederzusehen, besonders nicht angesichts seiner Erkrankung. Er antwortete ihm, er solle lieber kommen, wenn ich aus Ansbach zurück sei und es ihm wieder besser gehe. Der Prinz erhielt diesen Brief in der Nähe von Bayreuth. Die Wege waren so schlecht, dass er nicht kehrtmachen konnte. Er fühlte sich in seiner Erhabenheit durch diesen Brief seines Bruders verletzt; um sich an ihm zu rächen, stieg er im Posthaus ab, wo er die Nacht verbrachte, ohne dem Markgrafen noch einem Anderen aus der Familie sein Eintreffen ankündigen zu lassen. Der Fürst ließ ihn mehrfach bitten, die für ihn im Schloss hergerichteten Gemächer zu beziehen. Er weigerte sich standhaft und sagte, sein Bruder habe ihm einen Schimpf angetan, auf den er mit der Weigerung, ihn zu besuchen, reagiere. Nach langem Hin und Her schickte man den Prinzen Wilhelm zu ihm, der am Ende diese liebenswürdige Gestalt zum Markgrafen und von dort zu mir brachte. Ich beginne sein Porträt mit der guten Seite. Er war eher groß als klein und recht wohl gestaltet; die Anzahl seiner Hirngespinste beanspruchte jede Menge Platz; der stand ihm in seiner Birne, die von beachtlicher Größe war, ausreichend zur Verfügung. Zwei kleine blassblaue Schweinsaugen füllten die Leere dieses Kopfes mehr schlecht als recht aus. Sein viereckiger Mund war ein Schlund, dessen aufgeworfene Lippen das Zahnfleisch und zwei Reihen schwarzer abstoßender Zähne zum Vorschein brachten. Dieses Maul stand immer weit offen. Sein Dreifachkinn unterstrich diese Reize. Ein Pflaster zierte die unterste Abteilung dieses

Kinns; es diente der Flankierung, um eine Fistel zu verbergen; da es jedoch häufig herunterfiel, hatte man das Vergnügen, sie nach Herzenslust zu betrachten und daraus einen Strom von Materie heraustreten zu sehen, die für das Wohl der Gesellschaft von großem Nutzen war, konnte man sich doch durch ihren Anblick Weinstein und andere Brechmittel sparen. Deswegen, hieß es, verwendeten Ärzte und Apotheke all ihre Kunst darauf, ihn zu heilen, weil ihre Magen leerenden Medikamente keinen Absatz mehr zu finden vermochten. Zu all diesen Schönheiten gesellte sich goldenes, wirres Haar, das hervorragend zu einem Gewand passte, das ohne Geschmack, aber so voller Gold und Silber war, dass er es kaum tragen konnte. Sein Geist besaß ebensolche Vorzüge wie sein Körper: Sein Hirn hatte gelegentlich Aussetzer. Während dieser Geistesabwesenheit war er ein Wüterich und wollte alle umbringen. Seine Gegenwart versammelte die ganze Familie.

Schließlich reiste ich am 21. Oktober nach Ansbach ab. Ich sollte in Erlangen Station machen, um die Stadt zu besuchen und bei der verwitweten Markgräfin, der Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm, speisen. Sie hatte viel Aufsehen in der Gesellschaft erregt durch ihre Schönheit und ihren schlechten Lebenswandel. Sie war eine wahre Messalina, die mehrere ihrer Kinder durch Abtreibung umgebracht hatte, um ihre schöne Figur zu erhalten. Ich war nicht besonders darauf aus, sie zu besuchen, und bat den Markgrafen, mir zu erlauben, die Nacht in Baiersdorf zu verbringen, weil ich keinesfalls in einem Hause übernachten wollte, in dem die gräßlichste Sittenlosigkeit herrschte.[42]

Ich kam auf furchtbaren Wegen abends in dieser kleinen Stadt ganz in der Nähe von Erlangen an. Ich traf dort auf Herrn von Fischer, Herrn von Egloffstein, das Oberhaupt des reichsunmittelbaren Adels dieses Kreises, Herrn von Wildenstein, Mitglied desselben Kreises, und Herrn von Bassewitz, den Regimentskommandeur des Kreises. Diese Herren begrüßten mich bei meiner Ankunft. Herr von Fischer sagte zu mir, der Markgraf habe ihm befohlen, mich mit denselben Ehren zu empfangen, die ihm üblicherweise zuteil wurden; er habe die Markgräfin darauf verwiesen, mich zu behandeln, wie es einer Königstochter gebühre, und mir den Vorrang zu lassen. Da er in diesem Punkt von ihr kein Einverständnis erhalten konnte, habe er angeordnet, mich an einer Tafel in dem für mich bestimmten Gemach zu bedienen. Er rate mir, sie gar nicht zu treffen noch ihr mein Kommen ankündigen zu lassen. Kaum hatte er diese Rede beendet, als man mich benachrichtigte, dass der Oberhofmeister der Fürstin mich sprechen wollte. Ich ließ ihn eintreten. Er hielt mir eine gut halbstündige herausgestammelte Ansprache und sagte mir am Ende, seine Herrin wolle mit der Kutsche kommen, um mich zum Abendessen zu bitten. So gut ich konnte, wehrte ich mich gegen den Besuch und das Abendessen und brachte als Entschuldigung die Reisestrapazen vor. Als er merkte, dass da nichts zu machen war, lud er mich für den

nächsten Tag zum Mittagessen ein. Herr von Fischer ergriff das Wort und sagte zu ihm: „Ihre Königliche Hoheit wird zur Markgräfin gehen, wenn sie bereit ist, ihr die gebotene Ehre zu erweisen, andernfalls wird sie sie nicht mit ihrer Gegenwart beehren." Der erwiderte ganz aus der Fassung gebracht, seine Herrin wisse nur zu genau, was man der Tochter eines großen Königs schulde, um es daran fehlen zu lassen, und würde mir alle in ihrer Macht stehenden Ehren erweisen. Ich schickte sofort einen der Herren meines Gefolges, um auf ihre Grüße zu antworten; danach begab ich mich zu Tisch. Während des Abendessens stimmte Herr von Fischer nicht enden wollende Lobreden auf meinen Schwager an und würdigte den Prinzen, meinen Gemahl, nicht eines Wortes. Ich war so pikiert darüber, dass ich aufstand und der Gesellschaft guten Abend sagte.

Am nächsten Tag reiste ich um zehn Uhr ab. Ich wurde von vier Kompanien Kavallerie eskortiert, teils aus Baiersdorf, teils aus Erlangen. Ein großer Zug von Herren, Fremde wie solche in Landesdiensten, begleitete mich. Mit diesem ganzen Gefolge zog ich in die Stadt ein. Die Bürger und die Miliz standen in Reih und Glied unter Waffen und säumten die Straßen. Der Menschenauflauf, der herbeieilte, um mich zu sehen, war außerordentlich. Endlich erreichte ich das Schloss. Ich traf die Markgräfin am Fuß der Treppe mit ihrem gesamten Hof. Nach dem ersten beiderseitigen Austausch von Höflichkeiten ging ich in mein Gemach, wohin sie mir folgte. Sie verdient es wohl, dass ich ein Wort über sie verliere.
Sie war eine geborene Prinzessin von Sachsen-Weißenfels und Schwester des Herzogs Johann Adolf. Dem Vernehmen nach war sie schön wie ein Engel gewesen; damals war sie so verändert, dass man ihr Gesicht genau anschauen musste, um die schäbigen Reste ihrer Reize zu entdecken. Sie war groß und schien eine schöne Figur gehabt zu haben. Ihr Gesicht war ganz lang, genau wie ihre Nase, was sie sehr entstellte. Es hatte gefroren, was ihr die ziemlich unansehnliche Farbe einer Runkelrübe verlieh. Ihre gebieterischen Augen waren groß, wohlgeformt und braun, doch so niedergeschlagen, dass ihre Lebhaftigkeit darunter gelitten hatte. Mangels natürlicher Augenbrauen trug sie künstliche; die waren ganz buschig und schwarz wie Tinte. Ihr Mund war zwar groß, aber wohlgeschnitten und voller Reize; ihre Zähne waren weiß wie Elfenbein und ebenmäßig. Ihr Teint, obwohl gleichmäßig, war gelblich, bleiern und welk. Ihre Haltung war gut, aber ein wenig geziert: Sie war die Laïs ihrer Epoche. Sie gefiel allein durch ihre Gestalt, denn Verstand hatte sie keinen Funken.
Wir nahmen gemeinsam Platz. Die Unterhaltung verlief ziemlich nichtssagend; anstelle des Hochmuts, den sie mir gegenüber zwei Tage zuvor gezeigt hatte, erniedrigte sie sich etliche Male, indem sie mir andauernd die Hand küsste, ob ich wollte oder nicht. Sehr erfreut über die Höflichkeiten, die ich ihr erwies, sagte sie zu mir, sie

sei ganz entzückt, das Glück zu haben, mich kennenzulernen. Sie habe rechte Furcht vor mir gehabt, weil man ihr gesagt habe, ich sei stolz und anmaßend und würde sie von oben herab behandeln. Sie stellte mir ihre sogenannte Hofmeisterin vor - sie hatte immer nur eine geliehene - und ihre zwei Ehrenfräulein. Die waren Zwillinge, sehr klein und so füllig, dass sie kaum laufen konnten. Diese beiden Fleischpakete wollten sich bücken, um mir die Hand zu küssen, verloren das Gleichgewicht und fielen zu Boden, was mich und die gesamte Gesellschaft den Ernst verlieren ließ. So etwas Hässliches wie den Hof dieser Markgräfin kann man sich unmöglich vorstellen: Ich glaube, sämtliche Ungeheuer des Landes und der Umgebung hatten sich in ihren Diensten zusammengefunden. Vielleicht geschah das ja auch mit Bedacht, um angesichts dieser Hässlichkeiten ihre eigenen verblichenen Reize herauszustellen. Endlich wurde serviert. Die Markgräfin war während des ganzen Mahls sehr verlegen. Herr von Egloffstein, der damalige Favorit unter ihren Liebhabern, hatte ihr eine solche Predigt gehalten, dass sie ohne seine Erlaubnis weder zu essen noch zu reden wagte. Ich stattete ihr nach dem Essen einen Besuch ab. Ich traf in ihrem Gemach auf die Damen der Stadt, die mir vorgestellt wurden. Nach dem Kaffee wollte ich mich von ihr verabschieden, aber sie wollte mich um jeden Preis bis zum Fuß der Treppe begleiten und sagte, Herr von Egloffstein habe das so angeordnet und sie folge in allem seinem Willen. Ich mochte mich noch so sehr dieser übertriebenen Höflichkeit widersetzen, es galt, sie zu ertragen.

Weil es spät war und die Wege abscheulich waren, sah ich mich gezwungen, die Nacht über in Karlsburg zu bleiben, wo ich mehrere Offiziere des Hauses des Ansbacher Markgrafen und einige Herren dieses Hofes traf, die man dahin geschickt hatte, um die Honneurs zu machen.

Am Abend des folgenden Tages kam ich schließlich in dieser Stadt an, wo ich von meinem Schwager und meiner Schwester mit offenen Armen empfangen wurde. Ich hatte allen Grund, mit den Aufmerksamkeiten und der Freundlichkeit, mit denen sie mich bedachten, zufrieden zu sein. Während meines gesamten dortigen Aufenthalts gab es Festtafel. Vergeblich bat ich meine Schwester, dieses störende Zeremoniell aufzuheben und mit mir in guter Freundschaft zusammen zu sein; sie antwortete mir, sie könne daran nichts ändern. Alle Welt würde sie tadeln, wenn sie anders handelten, weil es ein an allen Höfen eingeführter Brauch sei. Sie war seit drei Monaten schwanger, was im ganzen Land allgemeine Freude hervorrief. Deswegen erging es ihr nicht besser. Ich habe schon an anderer Stelle gesagt, dass sie sehr schlecht erzogen war. Man hätte diese Nachlässigkeit teilweise wieder wettmachen können, wenn man ihr eine Frau von Geist zur Hofmeisterin gegeben hätte, denn sie war erst vierzehn Jahre, als sie heiratete. Aber man hatte alles verpfuscht, indem man ihr eine Frau vom Lande gab, vor der sie überhaupt keine Achtung hatte.

Wilhelmines erfolgloser Besuch bei der Coburger Erbtante

Der Markgraf war schließlich ihrer Launen überdrüssig geworden; zwei unwürdige Günstlinge, der eine war der Großmarschall von Seckendorff und der andere ein gewisser Herr von Schenck, hatten ihn völlig in der Hand und ihn in ein Leben voller Ausschweifungen gestürzt. Seit kurzem hatte er sich eine Geliebte von niederer Herkunft genommen, die ihren Körper zu Geld gemacht und sich jedem Dahergelaufenen prostituiert hatte. Er liebte sie leidenschaftlich. Seine Liebe war beständig: Er hat die Hure auch jetzt noch; sie hat ihm drei Kinder geschenkt, deren Vater er der Skandalchronik nach nicht ist. Er hat seinen vermeintlichen Sohn zum Baron gemacht und ihm den Namen Falk gegeben, weil er selbst das Metier eines Falkners betreibt und bis hin zu den niedrigsten Tätigkeiten verrichtet. Zu dieser Zeit lag er mit meiner Schwester aufs Heftigste in Streit. Sie war empört darüber, dass er ihr eine elende Dienerin vorzog, die das Schloss sauber machte, und hatte ihm bittere Vorwürfe gemacht, was das Übel nur noch verschärft hatte. Ich tat mein Möglichstes, um sie zu versöhnen, und wenn ich damit auch keinen völligen Erfolg hatte, erreichte ich wenigstens, dass man einen Eklat vermied. Weil ich mich dauernd aufmerksam darum bemühte, allen gegenüber zuvorkommend zu sein, machte ich mir viele Freunde. Selbst der Markgraf knüpfte mit mir eine Freundschaft, die meiner Schwester oft von Nutzen war. Weil er nach Pommersfelden musste, um dort den Fürstbischof von Bamberg zu treffen, brachen wir gemeinsam am 28. Oktober auf, denn die Strecke war dieselbe bis Baiersdorf, wo sich der Markgraf von mir verabschiedete.
Dort fand ich die Antwort des Königs auf meinen letzten Brief vor. Sie war eigenhändig geschrieben und lautete wortwörtlich wie folgt:

> „Meine liebe Tochter, ich habe Ihren Brief erhalten und bin empört zu erfahren, dass man Ihnen weiterhin Kummer bereitet und Geld für Ihre Reise verweigert. Ich habe einen sehr harten Brief an Ihren alten Narren von Schwiegervater geschrieben, damit er Ihre Reisen bezahlt. Flora Sonsfeld soll bei der kleinen Friederike bleiben, das erspart Ihnen die Kosten für eine Hofmeisterin. Ich erwarte Sie ungeduldig und bin usw.“

Dieser Brief des Königs gab mir schlimme Gedanken ein: Ich erkannte sofort, dass der König mich hereingelegt hatte und ich mich zwischen zwei Stühlen befand. Die harten Worte, die er dem Markgrafen geschrieben hatte, lagen mir schwer im Magen. Ich konnte ihn einzig mit Sanftheit und im Guten zurückgewinnen. Der Prinz sicherte mir weiterhin den guten Willen des Königs zu. Er schrieb mir, mein Bruder setze sich sehr zu meinen Gunsten ein und seine frühere Zuneigung scheine wieder aufzuflammen. Die Königin scheine uns sehr gewogen und verspreche alle Annehmlichkeiten, die in ihrer Macht stünden; sie äußere sogar große Freude und Un-

geduld, mich wiederzusehen. Mein Bruder schrieb mir in etwa dasselbe, doch die Königin widersprach ihm vollkommen: „Was haben Sie denn hier verloren“, schrieb sie mir, „kann es denn möglich sein, dass Sie immer noch den Versprechungen des Königs trauen, nachdem er Sie so grausam im Stich gelassen hat? Bleiben Sie daheim und sparen sich das dauernde Lamentieren, sie hätten sich auf all das, was Ihnen passiert, einstellen müssen.“ Die Briefe Grumbkows an seine Nichte waren voller unangenehmer Vorhersagen. All das erfüllte mich mit schlimmen Sorgen. Dennoch musste ich die Reise nach Berlin machen, weil ich nach dem, was der König dem Markgrafen gerade geschrieben hatte, auf den größten Ärger gefasst sein musste.
Ich reiste am 29. von Baiersdorf ab und begab mich am selben Abend nach Bayreuth. Der Markgraf empfing mich scheinbar freundlich. Er fragte mich sogleich, ob ich den Tag meiner Abreise nach Berlin schon festgelegt hätte. Ich antwortete ihm, dass ich, da ich vom König noch keine Antwort erhalten hätte, kein Geld für die Reise hätte. Er sagte mir mit ironischer Miene: „Ich sehe schon, das wird sich in die Länge ziehen und um Sie fahren zu lassen, würde ich gern 10.000 Gulden opfern.“ Ich dankte ihm für seinen guten Willen und versicherte ihm, wenn er mir 2.000 Taler geben wollte, wäre ich ihm sehr dankbar. Danach erzählte er mir, es hätten sich zwei Partien für die Prinzessin Charlotte vorgestellt, der Herzog von Weißenfels und der Prinz von Usingen. Seine Tochter habe sich für den zweiten der beiden Prinzen ausgesprochen und er wolle meine Meinung dazu erfahren. Ich tat alles, um ihn dazu zu überreden, aber er lehnte trotz allem Zureden beide Bewerber ab, weil er, so sagte er, seine ältere Tochter nicht vor der Jüngeren verheiraten wolle. Die war sehr unzufrieden in Ostfriesland. Sie hatte sich dort alles mit ihrem Hochmut und schlechtem Verhalten gegenüber ihrem Onkel und ihrer Tante verdorben. Sie wollte mit aller Gewalt nach Bayreuth zurückkehren und bat ihren Vater inständig, sie zurückzuholen. Der Markgraf war überhaupt nicht ihrer Meinung, weil er die Konsequenzen sehr gut begriff. Er war entschlossen, falls sich die Heirat zerschlagen sollte, sie eine Tour nach Dänemark vor ihrer Rückkehr nach Bayreuth unternehmen zu lassen, um das Aufsehen zu verhindern, das dieser Bruch machen würde. Statt 2.000 Taler, um die ich ihn gebeten hatte, schickte er mir am nächsten Tag 1.000 Gulden, die noch nicht einmal reichten, um die Postpferde zu bezahlen. Zu allem Unglück musste ich auch noch in Coburg meine Tante, die Herzogin von Meiningen, besuchen, die mir im vorangegangenen Sommer einen Besuch abgestattet hatte. Es war eine strategische Reise: Sie hatte mir einige Hoffnungen darauf gemacht, mich zur Erbin der immensen Güter zu machen, die sie besaß und über die sie die absolute Verfügungsgewalt hatte. Diese bösartige Fürstin hätte damit all das Übel wiedergutgemacht, das sie dem Land und Haus Kulmbach angetan hatte, das sie vollkommen heruntergewirtschaftet und in den traurigen Zustand versetzt hatte, in dem ich es vorgefunden hatte.

Wieder in Berlin

Da Coburg nur acht Meilen von Bayreuth entfernt ist, begab ich mich in einem Tag dorthin und traf am Abend des 3. November dort ein. Ich fand meine gute Tante aufgeputzt wie immer, mit Blumen und Flitterkram. Unsere Unterhaltung kosteten ihre welken, angejahrten Titten teuer: Sie beklopfte sie doppelt zu meiner Ehre und meinem Ruhm und nannte mich tausendmal ihre Teuerste. Ihr Gemach und dasjenige, das man für mich vorbereitet hatte, waren von größter Pracht, sowohl was Möbel als auch, was Silberzeug angeht. Überall war das Brandenburger Wappen zu sehen, was mich zu traurigem Nachdenken anregte. Ich verbrachte den nächsten Tag damit, mit ihr zu plaudern und zu sticken, denn es gibt in Coburg keinen Hofadel außer dem ihren, der äußerst bescheiden ist. Ich konnte von ihr keine für mich positive Entscheidung bekommen; sie wiederholte ihre Versprechungen, wollte aber kein Testament zu meinen Gunsten machen. Man warnte mich sogar insgeheim, sie habe mich wie etliche Andere hinters Licht geführt, die sie geködert hatte, um sie zu Geschenken zu verleiten.

Ich verwünschte die zählebige Alte und kehrte am 5. nach Bayreuth zurück. Dem Markgrafen ging es erneut nicht gut. Seine Gesundheit war seit einiger Zeit so gestört durch das Trinken, das seine Lungen und Nerven angriff, dass die Medizinerfakultät nichts Gutes prognostizierte. Er war sehr angetan, dass ich Fräulein von Sonsfeld ausgewählt hatte, um bei meiner Tochter zu bleiben. Ich hatte einige Mühe, sie dazu zu überreden, den Posten anzunehmen. Der Markgraf, der sie sehr schätzte, schloss sich meinen Bitten an, was sie schließlich dazu bewog, unseren Wünschen nachzukommen. Da es nichts mehr gab, was mich in Bayreuth hätte halten können, brach ich am 12. auf. Mein Abschied vom Markgrafen war nicht übermäßig herzlich: Wir waren beide entzückt darüber, uns zu trennen. Ich ließ Herrn von Voit bei ihm zurück, um keinen Argwohn aufkommen zu lassen. Herr von Seckendorff, den er mir als Hofkavalier mitgegeben hatte, begleitete mich. Er war geistvoll, bereist und ein ganz angenehmer Gesellschafter.
Jahreszeit und Wege waren teuflisch. Dennoch kam ich, da ich mich nachts nur zwei oder drei Stunden ausruhte, am 16. in Berlin an. Zur Strafe für meine Sünden hatte der König tags zuvor die Stadt verlassen, um nach Potsdam zu fahren, und die Königin hatte an diesem Tag ihre Andacht verrichtet. Obwohl sie durch einen Kurier, den ich vorausgeschickt hatte, von meiner Ankunft unterrichtet war, tat sie so, als wüsste sie es nicht. Ich stieg im Dunkeln aus der Karosse aus; meine Beine waren mir so schwer, dass ich der Länge nach hinfiel. Herr von Brand, der Oberhofmeister der Königin, war zufällig auf meinem Weg und hatte die Güte, mir beim Gehen zu helfen. Niemand kam mir entgegen außer meinen Schwestern, die mich an der Tür zum Audienzzimmer empfingen. Von weitem sah ich die Königin in ihrem Schlaf-

zimmer, die schwankte, ob sie mir entgegenkommen sollte. Schließlich rang sie sich dazu durch und präsentierte mir, nachdem sie mich umarmt hatte, den Prinzen, den sie versteckt hatte. Ich freute mich so, ihn wiederzusehen, dass ich darüber vergaß, wie schlecht man mich empfangen hatte. Ich hatte jedoch keine Zeit, mit ihm zu sprechen: Sie nahm mich bei der Hand und führte mich in ihr Kabinett, wo sie sich in einen Sessel setzte, ohne mir zu gebieten, Platz zu nehmen. Dann schaute sie mich mit strenger Miene an und sagte zu mir: „Was wollen Sie hier?“ Bei diesem Beginn stockte mir das Blut. Ich antwortete: „Ich bin auf Befehl des Königs gekommen, vor allem aber, um mich zu Füßen einer Mutter zu werfen, die ich anbete und deren Abwesenheit mir unerträglich war.“ Sie fuhr fort: „Sagen Sie lieber, dass Sie herkommen, um mir den Dolch ins Herz zu stoßen und die ganze Menschheit sich von der Dummheit überzeugen zu lassen, einen Bettler geheiratet zu haben. Nach diesem Schritt wären Sie besser in Bayreuth geblieben, um dort Ihre Schande verborgen zu halten, ohne sie auch noch hier öffentlich zu machen. Der König wird Ihnen keinerlei Vorzug gewähren und bereut schon die Versprechungen, die er Ihnen gemacht hat. Ich sehe es kommen, dass Sie uns mit Ihrem Kummer in den Ohren liegen, was mir sehr auf die Nerven gehen wird, und uns allen zur Last fallen werden.“

Diese Worte trafen mich ins Herz. Ich brach in Tränen aus. Ich fürchtete die Königin mehr als den Tod. Ich hatte da nichts verloren, aber ich musste bleiben. Ich warf mich ihr zu Füßen und sagte ihr die liebevollsten Worte. Sie ließ mich eine gute halbe Stunde in dieser Lage. Sei es, dass meine Tränen sie gerührt hatten oder dass sie trotz allem ein wenig die Form wahren wollte: Endlich durfte ich mich erheben. „Ich will gern“, sagte sie mir mit verächtlicher Miene, „Mitleid mit Ihnen haben und das Vergangene vergessen, unter der Bedingung, dass Sie in Zukunft Ihr Verhalten ändern.“ Man wird später sehen, was sie darunter verstand. Mit diesen letzten Worten ging sie hinaus.

Unterdessen trat Fräulein von Pannewitz ein. Sie war eng befreundet mit mir gewesen. Ich lief zu ihr, um sie zu umarmen und ihr von meinem Unglück zu erzählen. Sie antwortete mir kein Wort und schaute mich nur von oben herab an. Die anderen Damen mit Ausnahme von Frau von Kamecke verhielten sich genauso. Die sagte mir ganz leise, ich solle mich zusammennehmen, sie wolle ihr Möglichstes tun, um mir gute Dienste zu leisten, und in wenigen Tagen sei alles wieder anders. Der Prinz, der meine Verstörtheit bemerkte, schaute mich traurig an, weil er den plötzlichen Wandel der Königin überhaupt nicht verstand. Das Essen passte zu diesem Beginn. Meine Schwester Charlotte fiel auch noch über mich her und verschonte mich nicht mit ihrem ätzenden Spott. Bei jedem bösartigen Pfeil, den sie auf mich abschoss, warf die Königin ihr zustimmende Blicke zu. Ich bewahrte angesichts dieser Beleidigungen Schweigen, selbst wenn ich vor Wut platzte. Meine Schwestern Sophie und Ulrike

sagten mir ganz leise im Vorbeigehen, dass sie mich immer noch mochten; sie hätten mir Manches mitzuteilen, trauten sich aber nicht, mit mir zu reden, weil die Königin es ihnen verboten hatte. Trotz aller Anstrengungen, die ich an diesem Tage ausgehalten hatte, hielt sie mich bis eine halbe Stunde nach Mitternacht fest.
Sobald ich mich zurückgezogen hatte, fingen wir das Lamentieren an: Ich erzählte dem Prinzen und Frau von Sonsfeld, welchen Empfang mir die Königin bereitet hatte. Sie sagte zu mir, der Empfang, den sie erhalten habe, könne es mit dem meinen aufnehmen. Der Prinz machte mir noch Hoffnung, dass sich mein Los mit der Ankunft des Königs ändern würde. Mein Gott! Wie wenig er ihn kannte! Ich schrieb ihm am nächsten Tag, um ihn von meiner Ankunft in Kenntnis zu setzen. Es war mir immerhin ein Trost, einen Brief von meinem Bruder zu erhalten, den Herr von Knobelsdorff, sein Page, mir übergab. Er versicherte mir, mich am übernächsten Tag besuchen zu wollen. Ich liebte ihn immer noch ganz innig und seine Freundschaft war meine einzige Hoffnung. Meine Schwester Charlotte besuchte mich ebenfalls oder vielmehr den Prinzen, denn sie scherzte nur mit ihm, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Die Königin machte mir gegenüber ein etwas freundlicheres Gesicht als am Tag zuvor. Sie lebte damals ganz zurückgezogen und sah noch nicht einmal die Prinzessinnen von Geblüt. Am Nachmittag ließ sie sich vorlesen und am Abend spielte sie. Ich hatte diesen Tag viel Gesellschaft, die mich eher der Form wegen als aus anderen Gründen besuchte, denn ich musste mir etliche unangenehme Reden anhören.
Am folgenden Abend traf der König ein. Er empfing mich sehr kühl und sagte: „Aha, da sind Sie ja! Es freut mich, Sie zu sehen." Er leuchtete mich mit einer Lampe an und fuhr fort: „Sie sind ziemlich verändert. Was macht die kleine Friederike?" Nachdem ich ihm geantwortet hatte, sprach er weiter: „Wie ich Sie beklage, Sie haben noch nicht einmal etwas zu essen und ohne mich müssten Sie betteln gehen. Auch ich bin ein armer Mann, ich bin nicht in der Lage, Ihnen viel zu geben. Ich will tun, was ich kann. Ich gebe Ihnen immer mal zehn oder zwölf Gulden, je nachdem, wie es meine Finanzen gestatten. Wenigstens wird es Ihr Elend etwas erleichtern. Und Sie, Madame", sagte er zur Königin gewandt, „werden ihr gelegentlich ein Kleid schenken, denn das arme Kind hat kein Hemd auf dem Leib." Ich wäre fast aus der Haut gefahren, als ich mich so barmherzig behandelt sah, und verfluchte meine dumme Leichtgläubigkeit, die mich in dieses Labyrinth hineingezogen hatte. Diese glänzenden Überlegungen wiederholten sich am nächsten Tag vor voller Tafel. Der Prinz errötete bis zu den Fußspitzen. Er antwortete dem König, ein Prinz, der ein Land wie das Seine besitze, könne nicht als bettelarm gelten. Sein Vater sei die alleinige Ursache für die traurige Situation, in der er sich befinde, weil er ihm nichts gebe und darin dem Beispiel vieler anderer folge. Der König errötete seinerseits, weil er sich dieser Schwäche schuldig fühlte, und wechselte das Thema.

Am nächsten Tag hatte ich das Vergnügen, meinen Bruder zu sehen. Er war derart entzückt, mich bei der Königin zu finden, dass er sich kaum die Zeit nahm, um zwei Worte mit ihr zu wechseln, bevor er kam, um mich zu umarmen. Man kann sich unschwer vorstellen, dass unser Wiedersehen höchst liebevoll war. Wir hatten uns soviel zu sagen, dass wir nicht wussten, wo wir anfangen sollten. Ich erzählte ihm all mein Unglück. Er schien über den Empfang, den man mir bereitet hatte, überrascht, und sagte zu mir, dass irgendein Geheimnis, hinter das er noch nicht gekommen sei, diesen plötzlichen Wandel hervorgebracht haben müsse. Er wolle versuchen, Aufklärung darüber zu erlangen, und bei Grumbkow und Seckendorff ein gutes Wort für mich einlegen, denn beide seien vollkommen auf seiner Seite; und was die Königin betreffe, so übernehme er es, sie zur Vernunft zu bringen, da er großen Einfluss auf sie habe.

Während dieser ganzen Unterhaltung ging sie mit meiner Schwester spazieren und schien unruhig. Wir näherten uns ihnen. Bei Tisch lenkte die Königin das Gespräch auf die künftige Kronprinzessin. „Ihr Bruder", sagte sie zu mir und schaute ihn dabei an, „ist mit Recht todunglücklich darüber, sie zu heiraten. Sie ist ein wahres Rindvieh, sie antwortet auf alles, was man zu ihr sagt, mit Ja oder Nein, was mit einem dämlichen Lachen einhergeht, so dass einem schlecht wird." „Oh", sagte meine Schwester Charlotte, „Ihre Majestät kennt noch nicht alle ihre Qualitäten: Eines Morgens war ich bei ihrer Toilette; ich glaubte, ersticken zu müssen, sie stank wie ein Bock. Ich glaube, sie hat mindestens zehn oder zwölf Fisteln, denn das ist nicht normal. Ich habe auch noch festgestellt, dass sie verwachsen ist. Ihr Rock ist auf einer Seite ausgestopft und sie hat eine Hüfte höher als die andere." Ich war höchst erstaunt über diese Äußerungen, die im Beisein der Bediensteten und vor allem in dem meines Bruder gemacht wurden. Ich merkte, dass er erblasste und dass sie ihm peinlich waren. Sofort nach dem Abendessen zog er sich zurück. Ich tat es ihm gleich. Einen Augenblick danach suchte er mich auf. Ich fragte ihn, ob er mit dem König zufrieden sei. Er antwortete, seine Situation ändere sich ständig: Einmal stehe er in Gunst, einmal sei er in Ungnade; sein größtes Glück bestehe darin, fern zu sein; bei seinem Regiment habe er ein angenehmes, ruhiges Leben; dort verbringe er seine Zeit hauptsächlich damit, sich weiterzubilden und zu musizieren. Er habe ein Haus bauen und einen reizenden Garten anlegen lassen, wo er lesen und spazieren gehen könne. Ich bat ihn, mir zu sagen, ob das Bild, das die Königin und meine Schwester von der Prinzessin von Braunschweig gemacht hätten, der Wirklichkeit entspreche. „Wir sind allein", entgegnete er, „und ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen; ich werde aufrichtig zu Ihnen sein. Die Königin mit ihren teuflischen Intrigen ist die alleinige Quelle unseres Elends. Kaum waren Sie abgereist, da hat sie wieder zu England Kontakt aufgenommen. Sie hat Sie durch meine Schwester Charlotte ersetzen und sie den Prinzen von Wales hei-

raten lassen wollen. Sie können sich vorstellen, dass sie alle Anstrengungen unternommen hat, um ihren Plan zum Erfolg zu bringen und mich mit der Prinzessin Amalie zu verheiraten. Kaum war die Intrige gesponnen, war auch schon der König darüber informiert: Die Rammen, die mehr denn je bei ihr in Gunst steht, hatte ihn benachrichtigt. Der König war ins Mark getroffen von diesen erneuten Machenschaften, die manchen Zwist zwischen der Königin und ihm hervorriefen. Schließlich hat sich Seckendorff eingemischt und dem König geraten, diesen ganzen Winkelzügen durch meine Heirat mit der Prinzessin von Braunschweig ein Ende zu machen. Die Königin ist immer noch untröstlich über diesen Schlag. In ihrer Verzweiflung spuckt sie Gift und Galle gegen die arme Prinzessin. Sie hat von mir verlangt, dass ich diese Partie kategorisch ablehne, und mir gesagt, sie schere sich kein bisschen darum, ob die Uneinigkeit zwischen dem König und mir wieder auflebe; ich solle nur fortbleiben und sie wisse schon mich zu unterstützen. Ich wollte ihrem Rat auf keinen Fall folgen und habe ihr rundheraus erklärt, ich wolle bei meinem Vater nicht in Ungnade fallen, der mich in der Vergangenheit schon genug habe leiden lassen. Was die Prinzessin angeht, so ist sie mir nicht so verhasst, wie ich nach außen vorgebe. Ich betone, sie nicht leiden zu können, um meinem Gehorsam gegenüber dem König mehr Geltung zu verleihen. Sie ist hübsch, ihr Teint lilienweiß und rosa, ihre Züge sind fein geschnitten, insgesamt hat sie das Gesicht einer schönen Frau. Sie ist ganz ungebildet und kleidet sich sehr schlecht; aber ich hoffe, wenn sie hier ist, werden Sie so gut sein, sie zu formen. Ich lege sie Ihnen ans Herz, liebe Schwester, und hoffe, Sie nehmen sie unter Ihren Schutz.“ Natürlich entsprach meine Antwort seinen Wünschen.
Der König kündigte uns an, er habe eine Truppe deutscher Schauspieler holen lassen. Am Abend sahen wir uns das herrliche Spektakel an: Man konnte dabei im Stehen einschlafen. Er fand so großen Geschmack daran, dass er die Truppe engagierte. Man wurde exkommuniziert, wenn man nicht hinging. Das Spektakel dauerte vier Stunden. Man traute sich nicht, sich zu rühren noch zu reden, ohne sich Rüffel zuzuziehen. Es war grimmig kalt, was meiner Gesundheit sehr abträglich war.

Mein Bruder sagte mir, er habe bei Seckendorff und Grumbkow ein gutes Wort für mich eingelegt. Der Erste habe ihn um eine Geheimaudienz bei mir gebeten und er rate mir sehr, ihn zu treffen. „Er ist ein guter Mann“, fügte er lachend hinzu, „denn er schickt mir oft Bares, das ich in Mengen brauche. Ich habe mir gedacht, dass er Ihnen auch welches besorgen könnte. Gestern sind meine Silberschiffe angekommen und ich werde meine Ladung mit Ihnen teilen.“ In der Tat brachte er mir am nächsten Tag tausend Taler und versicherte, er würde mir noch mehr besorgen. Ich wehrte mich stark, sie anzunehmen, weil ich ihm nicht zur Last fallen wollte. Er schüttelte

den Kopf und antwortete: „Greifen Sie nur ruhig zu, denn die Kaiserin lässt mir so viel Geld zukommen, wie ich will, und ich versichere Ihnen, ich werfe sofort den Teufel aus meinem Haus, wenn er sich da einnisten will.“ Ich entgegnete: „Die Frau Kaiserin ist wohl eine bessere Teufelsaustreiberin als die übrigen Priester?“ „Ja“, sagte er, „und ich verspreche Ihnen, sie wird Ihren Teufel ebenso vertreiben wie den meinen.“

Obwohl ich von Spionen der Königin umzingelt war, die sie auf der Stelle über alles Kommen und Gehen bei mir informierten, fand der Prinz dennoch einen Weg, Sekkendorff heimlich in mein Gemach zu schleusen. Ich schilderte ihm ausführlich meine aktuelle Situation, sowohl mit Blick auf Berlin wie auch auf Bayreuth. Der Botschafter wurde vom Fürsten, meinem Schwiegervater, der großes Vertrauen zu ihm hatte, sehr geschätzt. Er antwortete mir sogleich, dass er meine Lage für hoffnungslos verfahren halte. „Ich kenne den Markgrafen von Grund auf“, sagte er zu mir, „er ist ein falscher, verschlagener, argwöhnischer Herrscher. Sein bescheidener Verstand ist unaufhörlich von tausend Ängsten geplagt. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, dass man ihn zum Abdanken zwingen will. Wie viel Zeit wird es kosten, damit er sich diesen Gedanken aus dem Kopf schlägt? Ich vermute, selbst wenn das gelingt, wird es Ihnen nichts nützen, denn er wird immer wieder etwas Neues finden, um seine Phantasie daran abzuarbeiten und Sie rasend zu machen. Von dieser Seite also ist nichts zu erhoffen. Dasselbe gilt für den König. Der ist in sein Geld verliebt; einzig die schönen Augen seiner Geldkassette fesseln ihn. Sie kennen ihn, Madame, und dürften wissen, dass er nicht leicht zu lenken ist. Grumbkow und ich können Schlechtes tun, soviel wir wollen; um hingegen Gutes zu tun, haben wir keinerlei Kredit. Zwar hat der Herrscher zwischendurch Anwandlungen von Großmut, wenn man ihn bei seiner ersten Regung packt, ist aber diese erste Regung vorüber, dann ist gar nichts mehr bei ihm zu holen. Er bereut gerade alle Versprechen, die er Ihrer Königlichen Hoheit in der Eremitage gemacht hat und wird Streit mit Ihnen suchen, um sie zurücknehmen zu können. Sie sehen also, Madame, dass Sie sich mit Geduld wappnen müssen, denn der Tod des Markgrafen ist das einzige Heilmittel gegen Ihre Leiden: Sein Gesundheitszustand war immer schon sehr schwach und er wird sich mit dem Trinken unweigerlich selbst umbringen. Indessen haben Sie noch eine Hilfsquelle. Die Kaiserin trägt mir auf, Sie ihrer hohen Wertschätzung und ihrer Zuneigung zu versichern, die sie für Ihre Königliche Hoheit gefasst hat angesichts des vorteilhaften Bildes, das man ihr von Ihnen gegeben hat. Sie wird sich bemühen, Sie bei jeder Gelegenheit von ihrer Hochachtung zu überzeugen. Sie ist sehr betroffen, von der Abneigung zu hören, die der Kronprinz gegen die Prinzessin von Braunschweig, ihre Nichte, zu empfinden scheint. Sie wünscht sehnlich ein gutes Einvernehmen zwischen den beiden künftigen

Ehegatten, weil sie sich erhofft, durch diese Verbindung die Bande der Freundschaft zwischen den Häusern Österreich und Preußen noch enger zu knüpfen. Ihre Königliche Hoheit kann hierzu besser als jeder Andere beitragen durch Ihren Einfluss auf den Sinn des Prinzen, Ihres Bruders. Sie empfiehlt Ihnen diese ihr so teure Nichte an und versichert Ihnen, dass sie Ihnen ihre Dankbarkeit unter Beweis stellen und sich bemühen wird, Ihnen bei jeder sich bietenden Gelegenheit gefällig zu sein." Ich antwortete ihm: „Ich bin sehr dankbar für die Güte, die mir die Kaiserin bezeugt; ich wäre ihren Wünschen zuvorgekommen, wenn sie sie nicht selbst geäußert hätte. Da mein Bruder verlobt ist und es allem Anschein nach kein Hindernis gibt, das seiner Heirat entgegenstünde, würde ich mich meiner Überzeugung nach pflichtwidrig verhalten, wenn ich nicht mit allem, was in meiner Macht steht, darauf hinarbeite, zwischen ihm und seiner künftigen Gemahlin gutes Einvernehmen zu nähren. Dieser Titel allein genügt schon, um mich ihr gegenüber zu allen Aufmerksamkeiten und zu jeder Achtung zu verpflichten, die eine Frau erwarten kann, die einem Bruder so eng verbunden ist, der mir teuer ist und den ich so herzlich liebe. Ich würde mir wünschen, Monsieur, Sie könnten mir ebenso positive Entschlüsse wie diese zu meinen speziellen Kümmernissen melden, denen ich wohl bald erliegen werde." Ich brach die Unterredung ab, von der ich sehr wenig erbaut war.

Einige Tage später kehrte mein Bruder zu seinem Regiment zurück, was mich endgültig niedergeschlagen machte. Der König beschäftigte sich mit dem Schauspiel und etlichen Gastmählern, die man ihm gab. Grumbkow, Seckendorff und mehrere Generäle bewirteten ihn tagtäglich reihum: Dabei wurde bis zum Umfallen getrunken. Der arme Erbprinz war bei allen diesen Festen dabei. Der König zwang ihn gegen seinen Willen zu trinken. Er malträtierte uns beide und sprach uns nur an, um uns hart anzugehen. Die Königin dagegen behandelte den Prinzen gut und mich ganz schlecht. Meine Schwester, die sie völlig beherrschte, war eifersüchtig auf die Freundschaft, die mir mein Bruder bezeugt hatte, brachte sie auf und kehrte alles, was ich tat und sagte, ins Negative. Sie konnte ihre Neigung zum Prinzen nicht verbergen; alle bemerkten sie; sie brachte ihm die Zuneigung der Königin ein und sang unaufhörlich Loblieder auf ihn. Er scherzte mit ihr und tat so, als ob er ihre Neigung zu ihm überhaupt nicht bemerkte.

Die Strapazen und der Ärger zerstörten langsam meine Gesundheit. Ich machte mir große Sorgen um die des Prinzen: Er kam eines Tages von einem dieser berühmten Gelage beim General Glasenapp zurück, bleicher als der Tod und derart aufgeregt, dass er zitterte wie Espenlaub. Ich war ganz erschreckt, ihn in diesem Zustand zu sehen und mein Schrecken verstärkte sich noch durch eine Ohnmacht, in die er kurz darauf fiel. Obwohl selbst halb tot, stand ich ihm sofort bei und brachte ihn wieder zu sich. Da erzählte er mir, was sich zwischen dem König und ihm abgespielt hatte.

Der hatte gegen seine Gewohnheit ihn bei Tisch nicht an seiner Seite platziert. Auf seinen Befehl musste sich Seckendorff zwischen sie beide setzen. Der König sagte, an Seckendorff gewandt, so laut, dass es der Prinz hören konnte: „Ich kann meinen Schwiegersohn nicht leiden; er ist ein Dummkopf; ich tue, was ich kann, um ihn Mores zu lehren, aber es ist vergebliche Liebesmühe. Er hat noch nicht einmal so viel Hirn, einen großen Humpen zu leeren, und hat an nichts Spaß.“ Der Prinz hielt gerade einen in der Hand, den man ihm gebracht hatte, um auf das Wohl des Königs zu trinken. Empört über das, was er da vernommen hatte, sagte er ganz laut zu Sekkendorff: „Wenn der König nicht mein Schwiegervater wäre, würde ich ihm schon zeigen, dass der Dummkopf, den er meint, ihm einen anderen Ton beibringen könnte und keiner ist, der sich beschimpfen lässt.“ Gleichzeitig leerte er in einem Schluck diesen fürchterlichen Humpen, der fast so schlimm wie Gift auf ihn wirkte. Der König lief vor Wut rot an; immerhin beherrschte er sich so weit, um nichts zu entgegnen. Er stand wenig später vom Tisch auf und kehrte allein in seiner Sänfte zurück, ohne den Prinzen darin Platz nehmen zu lassen, der gezwungen war, zu Fuß zum Schloss zurückzukehren, da er keinen Wagen hatte. Er war derart wütend, dass ich glaubte, er würde einen Schlaganfall bekommen.
Da er nicht imstande war, ins Theater zu gehen, und ich weitere Katastrophen befürchtete, ließ ich ihn und mich bei der Königin unter dem Vorwand entschuldigen, er sei unpässlich. Sie ließ mir antworten, der Prinz könne tun, was ihm beliebe; sie würde uns auf keinen Fall beim König entschuldigen und bestehe darauf, dass ich ausginge. Er wollte nicht allein bleiben; also gingen wir beide zu diesem blöden Schauspiel. Ich setze eine Kappe auf, um meinen Zustand zu verbergen, und weinte ständig. Der Prinz war so durcheinander, dass es alle bemerkten.
Wir zogen uns sofort nach dem Abendessen zurück. Er war die ganze Nacht durch sehr krank und wollte mit aller Gewalt nach Bayreuth zurückkehren. Ich war seiner Ansicht, aber Seckendorff und Grumbkow brachten ihn mit der Zusicherung davon ab, sie würden sich beim König sehr für ihn einsetzen und versuchen, ihn zu einer Änderung seines Verhaltens zu bringen. Solange er in Berlin war, schmollten sie miteinander. Er kehrte schließlich nach Potsdam zurück, wohin wir ihm im Jahr 1733 folgten.

Die Gesundheit des Prinzen war stark angegriffen. Er nahm zusehends ab und wurde von einem Husten geplagt, der ihm weder bei Tag noch in der Nacht Ruhe gönnte. Die Berliner Ärzte befürchteten schon, er bekomme die Schwindsucht, was mich in schlimme Sorgen versetzte. Der Aufenthalt in Potsdam steigerte sie nur noch. Die Schlaflosigkeit und die dauernde Erschöpfung verschlimmerten sein Leiden. Das triste Leben, das wir da führten, schlug sich ebenso auf den Geist nieder, wie es dem

Körper schadete. Mittags wurde gespeist. Die Mahlzeit war schlecht und so winzig, dass man nicht satt werden konnte. Ein Narr, der dem König gegenüber saß, erzählte ihm die Zeitungsmeldungen, die er mit ebenso langweiligen wie lächerlichen politischen Kommentaren versah. Nach dem Essen schlief der Herrscher in einem Sessel neben dem Kamin. Wir waren alle um ihn herum, um ihm beim Schnarchen zuzuschauen. Sein Mittagsschlaf dauerte bis drei Uhr; anschließend ritt er zu Pferd aus. Ich war gezwungen, den ganzen Nachmittag bei der Königin zu bleiben und ihr vorzulesen, was ich nicht ertragen konnte. Spitze Bemerkungen und Tadel nahmen kein Ende. Mit der Zeit hätte ich mich eigentlich daran gewöhnen müssen, aber meine angeborene Empfindlichkeit ließ sie mich lebhaft spüren. Den Prinzen bekam ich fast überhaupt nicht zu sehen; der geringste Blick, den ich ihm zuwarf, war ein Vergehen, das ich mit beißendem Spott zu büßen hatte. Der König kam um sechs Uhr zurück und machte sich ans Malen, besser gesagt, ans Schmieren; danach rauchte er. Die Königin spielte währenddessen Tokadille. Das Abendessen wurde um acht Uhr bei ihr eingenommen. Es wurde immer bis Mitternacht getafelt. Die Konversation war den Sermonen gewisser Prediger ähnlich, die gegen Schlaflosigkeit helfen. Die Montbail führte das große Wort und ging uns mit ihren alten Geschichten und Legenden des Hannoveraner Hofes, die wir schon auswendig wussten, auf die Nerven. Alle verschiedenen Situationen meines Lebens erschienen mir nichts im Vergleich zu jener: Nichts war mir so teuer wie der Prinz; ich musste zusehen, wie es ihm täglich schlechter ging, ohne ihn pflegen noch ihm helfen zu können. Ich wurde von allen Seiten übel behandelt; ich besaß keinen Pfennig und litt ohne Unterlass. Der einzig erfreuliche Gedanke, der mir noch blieb, war der an einen baldigen Tod - immer die letzte Zuflucht der Unglücklichen. Dauernd hatte ich Ekel vor dem Essen. Zwei volle Jahre lang habe ich mich nur von einem Stück Brot und purem Wasser ernährt, ohne etwas außerhalb der Mahlzeiten zu mir zu nehmen, weil mein Magen noch nicht einmal Bouillon vertragen konnte.

Der König war damals sehr niedergeschlagen von der Nachricht des Ablebens des Königs von Polen. Der hatte in Warschau den Geist aufgegeben, wohin er sich begeben hatte, um am Landtag teilzunehmen. Grumbkow hatte ihn auf der Straße nach Fraustadt getroffen, wo er ihn seitens des preußischen Königs gegrüßt hatte. Sie veranstalteten ein großes Besäufnis mit ungarischem Wein miteinander, was das Ende des Herrschers beschleunigte. Der Abschied von dem Minister, den er sehr mochte, war äußerst herzlich. „Adieu, mein lieber Grumbkow“, sagte er zu ihm, „ich werde Sie nicht wiedersehen.“ Einige Tage vor dem Eintreffen des Kuriers sagte Grumbkow zum König in meinem Beisein und dem von mehr als vierzig Zeugen: „Ach, Sire, es tut mir unendlich Leid, der arme Patron ist tot. Ich war in dieser Nacht wach, plötzlich ging der Vorhang meines Bettes auf, ich sah ihn, er hatte ein Totenkleid an, er

schaute mich starr an; ich wollte aufstehen, weil ich ganz außer mir war, aber das Phantom war verschwunden.“ Zufällig verschied der König von Polen in derselben Nacht. Ich denke, dass Grumbkow von den letzten Worten des Herrschers zu ihm beeindruckt war und deshalb den Traum für die Wirklichkeit gehalten hatte. Wie dem auch sei, diese Vision machte ihn eine Zeit lang melancholisch und nur mit Hilfe des ungarischen Weins gewann er seine natürliche Fröhlichkeit zurück.
Unterdessen wurde der Erbprinz zusehends schwächer, konnte seiner Krankheit keinen Widerstand mehr leisten und das Bett nicht mehr verlassen. Ich ließ den Generalstabsarzt des Königs holen, der Fieber feststellte. Er übernahm es, ihn beim König zu entschuldigen, demgegenüber er die Gefahr, in der er sich befand, derart übertrieb, dass der Herrscher ganz erschrocken war. Diese Darstellung rief in ihm eine solche Sorge hervor, dass er uns besuchte. Er schien überrascht, dass der Prinz in so kurzer Zeit so verändert war. Aus Angst vor seinem nahen Tod schickte er auf der Stelle einen Eilboten nach Berlin, um die berühmtesten Ärzte holen zu lassen. Am folgenden Tag sah ich die gesamte Fakultät im Prozessionszug in mein Zimmer eintreten. Der Prinz konnte sich das Lachen nicht verbeißen, als er die gelehrten Herrschaften erblickte, und fragte mich, ob ich ihn zum Mediziner machen oder ihn in die andere Welt befördern wolle. Nachdem die vornehme Fakultät alle Umstände seines Leidens untersucht hatte, schloss sie, dass man vermittels Ruhe und starker Diät die Schwindsucht verhindern könne.
Ich war mit Frau von Sonsfeld allein in Potsdam, weil ich auf Grund des Befehls des Königs den Rest meines Gefolges in Berlin lassen musste. Ich ließ den Prinzen weder bei Tag noch bei Nacht allein und ging nur eine Viertelstunde weg, um der Königin und dem König meine Aufwartung zu machen. Der herzte mich tausendfach, lobte meine beständige Anwesenheit bei meinem Gatten und sagte, alle Frauen müssten meinem Beispiel folgen. „Ich weiß sehr wohl“, sagte er mir eines Nachmittags, als ich ihm meine Aufwartung machte, „den Grund für die Krankheit Ihres Ehemanns. Er hat sich über ein paar Äußerungen geärgert, die ich über ihn gemacht habe, als ich bei Glasenapp zu Abend gegessen habe, und er hat sich stark über einige meiner Offiziere aufgeregt, die sich auf meine Anordnung ziemlich über ihn lustig gemacht haben. Das war nicht recht von mir, doch alles, was ich tat, habe ich nur in guter Absicht und aus Freundschaft für Sie und für ihn getan. Ich wollte ihn aufgeweckt machen; ein junger Mann muss lebhaft und übermütig sein und sich nicht andauernd wie Cato verhalten. Meine Offiziere sind alle geeignet, um ihm das beizubringen.“

Die schlechte Laune der Königin hielt immer noch an; sie suchte bei allem, was ich tat, Streit. Kam ich morgens zu ihr, sagte sie zu mir: „Mein Gott, Madame, wie sind Sie denn zugerichtet! Sie sind frisiert wie eine Verrückte und dann immer dieser vor-

gestreckte Hals. Ich habe Ihnen schon hundertmal gesagt, dass ich Ihr hässliches Aussehen nicht ausstehen kann, Sie lassen mich noch die Geduld verlieren." Es war täglich dieselbe Leier. Sie wollte, dass ich nach Berliner Mode gekleidet war; man trug dort die Haare ganz glatt ohne die geringste Welle. Meine waren nach französischer Mode hergerichtet, weil der Erbprinz das so wollte, und im Übrigen trug man sie überall so außer in Berlin. Ich war so abgemagert, dass ich mich in meinem Reifrock kaum auf den Beinen halten konnte, und da mein Bauch dauernd angeschwollen war, litt ich stark, wenn ich mich aufrichten wollte. Aber all das waren nichts als weithergeholte Entschuldigungen, die nicht akzeptiert wurden.

Die Nachrichten, die ich zu dieser Zeit aus Bayreuth erhielt, waren recht zufriedenstellend: Fräulein von Sonsfeld schrieb mir, dass der Gesundheitszustand des Markgrafen sich zusehends verschlechtere. Er hatte in Neustadt seinen Tunichtgut von Bruder besucht, dessen Porträt ich weiter oben entworfen habe. Der hatte gerade eine Prinzessin von Anhalt-Schaumburg geheiratet. Der Markgraf gab während seines Aufenthalts in Neustadt enorme Summen aus; er verbrachte ganze Tage damit, zu trinken und sich zu vergnügen. In seinem Suff war er eine Treppe hinuntergefallen und furchtbar gestürzt. Halbtot trug man ihn in sein Gemach. Ich weiß nicht, ob er innere Verletzungen hatte, weil die Ärzte, die er um sich hatte, solche Ignoranten waren, dass auf ihren Bericht kein Verlass war. Sei es durch den Sturz oder das Trinken, aus dem einen oder dem anderen Grund verlor er durch Hämorrhoiden so furchtbar viel Blut, dass man darauf gefasst war, er würde den Geist aufgeben. Es wurde sogar ein Geistlicher geholt, aber seine Konstitution rettete ihn für dieses Mal noch und er erholte sich wieder, wenn auch ganz langsam.

Seitdem schrie alles nach unserer Rückkehr. Der Markgraf selbst wünschte es und schrieb mir, ich solle ihm mitteilen, was er tun solle, um uns zur Rückkehr nach Bayreuth zu bewegen. Ich zeigte seinen Brief mehreren Leuten, bei denen ich sicher war, dass sie es dem König weitersagen würden, und erzählte ihnen in allen Einzelheiten, was ich gerade berichtet habe. Natürlich wurde der König darüber informiert. Er wollte uns nicht verlieren und trotzdem wollte er uns gegenüber nicht recht verfahren. Indessen beschloss er zu versuchen, uns zurückzugewinnen, um uns jeden Gedanken an Abreise zu nehmen. Er erwies mir tausend Liebkosungen und äußerte sich mir gegenüber lobend über den Erbprinzen, aber all das berührte mich nicht mehr, ich war zu oft getäuscht worden, um noch länger auf ihn hereinzufallen. Dem König ging es gar nicht gut; sein Gesicht war ganz verändert und sein Körper jede Nacht angeschwollen. Eines Nachmittags, als er schlief und wir alle um ihn herum saßen, hatte er einen Erstickungsanfall. Weil er immer äußerst stark schnarchte, merkten wir zunächst nichts davon. Ich bemerkte als erste, dass er ganz blau angelaufen und ihm das Gesicht angeschwollen war. Ich fing an zu schreien und sagte es der

Königin. Sie stieß ihn mehrfach stark an, um ihn zu wecken, doch vergeblich. Ich lief, um Leute herbeizuholen; man schnitt ihm die Krawatte ab und wir schütteten ihm alle Wasser ins Gesicht, wodurch er nach und nach zu sich kam. Er war ganz erschrocken über dieses Ereignis, aber sämtliche Ärzte, die er um sich hatte, taten es, um ihm zu gefallen, als eine Kleinigkeit ab, obwohl es im Grunde sehr gefährlich war und alle einander ins Ohr flüsterten, es sei eine ins Körperinnere zurückgezogene Gicht, die ihm übel mitspielen konnte.

Die schöne Jahreszeit, die einen erfreut und die Natur wieder erwachen lässt, war für uns nur eine weitere Bußübung: Wir mussten jeden Abend in den Garten des Königs gehen. Er hatte ihm, ich weiß nicht weshalb, den Namen Marli gegeben. Es war ein sehr schöner Obstgarten, wo der König sich ein Vergnügen daraus gemacht hatte, die besten Obstsorten zu versammeln, die es in Europa gab. Aber er bot nicht die kleinste Annehmlichkeit zum Spazierengehen, weil es überhaupt keinen Schatten gab. Wir gingen drei Uhr nachmittags dahin, um uns in der größten Sonnenhitze zu rösten. Dort wurde um acht Uhr sehr bescheiden, und ohne einen vollen Magen zu riskieren, zu Abend gegessen, und um neun Uhr zog man sich zurück. Der König stand jeden Tag um vier Uhr morgens auf, um beim Exerzieren seines Regiments dabei zu sein. Exerziert wurde unter meinen Fenstern, und weil ich im Erdgeschoss wohnte, bekam ich die ganze Nacht kein Auge zu, denn es wurde abteilungs- und zugweise geschossen. Als ein Soldat zu schnell laden wollte und keine Zeit mehr hatte, seinen Ladestock aus seinem Gewehr zu ziehen, ging der Schuss in mein Schlafzimmer und holte den Spiegel von meinem Toilettentisch herunter, der durch einen beispiellosen Zufall heil blieb.

Geduldig hielt ich all diese Strapazen aus; die Rückkehr des Erbprinzen bereitete mir zuviel Freude, um an etwas Anderes zu denken. Er kam am 21. März in Begleitung meines Bruders an. Glücklicherweise sah er viel besser aus als bei der Abreise, aber er hustete immer noch, wenngleich viel weniger. Der König empfing ihn sehr gut und sehr zufrieden mit dem Bericht über sein Regiment. Die Markgräfin Albertine, ihre Tochter und der Prinz von Bernburg trafen am selben Abend ein. Die Hochzeit des Letzteren waren für den nächsten Tag angesetzt. Die Prinzessin Albertine war vollkommen glücklich und lachte immer nur, wenn man sie auf ihren Zukünftigen ansprach. Sie hatte zwei Damen, die ihr Echo bildeten; der Prinz gab mit einem Lachausbruch das Startsignal, ihre beiden Damen antworteten darauf und wir fanden das so komisch, dass wir auch darüber lachten, so dass es ein einziges Gelächter gab. Der König, dem es Spaß machte, die Verlobte zu quälen, erzählte ihr etliche Zoten, auf die sie nur mit Lachen antwortete und sich und uns allen grobe Scherze einhandelte. Ich gab mir größte Mühe, ihr beizubringen, ernst zu werden, aber es war vergebliche Liebesmühe und ihre Freude, bald einen liebenswerten Ehemann zu bekommen, war

zu heftig, als dass sie sie für sich behalten konnte. Der Erbprinz und Prinz Karl von Braunschweig, den der König ebenfalls zur Hochzeit eingeladen hatte, statteten am nächsten Tag dem Verlobten einen Besuch ab, mehr um sich zu amüsieren als aus Höflichkeit. Er allein wusste nicht, dass er am Abend heiraten sollte: Seine Zerstreutheit und sein kurzes Gedächtnis hatten es ihn vergessen lassen. Er fluchte wie ein Fuhrknecht, dass er weder Gewand noch Schlafrock habe und man die Hochzeit auf den folgenden Tag verschieben müsse. Das amüsierte den König köstlich. Der Erbprinz musste ihm seinen Schlafrock leihen. Er war ihm deswegen so dankbar, dass er ihn nach allem um Rat fragte, was er zu tun hatte. Gott allein weiß, in welch mildtätige Hände er gefallen war und welche Ratschläge er ihm gab. Ich jedenfalls weiß, dass ich noch nie etwas Lustigeres gesehen habe als diese Hochzeit. Drei Tage hintereinander war Ball, wo wir unserer Freude freien Lauf ließen. Doch diese Freude schwand ganz schnell, denn der Erbprinz musste zu seinem Regiment zurückkehren. Er reiste am 26. Mai ab, ebenso wie mein Bruder und die anderen Fürsten.

Der König war vom Erbprinzen sehr angetan gewesen. Er sagte zu mir, er habe ihn stark zu seinem Vorteil verändert gefunden. „Er wird mein Lieblingsschwiegersohn werden“, fügte er hinzu und wandte sich dann an die Königin: „Ich liebe meine Kinder zu sehr“, sagte er zu ihr, „ja, mich soll der Teufel holen, wenn ich meinem Schwiegersohn nicht das ganze Geld schenke, das ich ihm geliehen habe, vorausgesetzt, er verhält sich weiterhin so wie jetzt.“ Ich näherte mich ihm, küsste ihm die Hand und dankte ihm mit den liebevollsten Worten, und als er mir noch einmal das wiederholte, was er gerade zur Königin gesagt hatte, antwortete ich ihm, ich würde es sehr bedauern, wenn er sich womöglich vorstelle, dass unser Verhalten von eigensüchtigen Absichten geleitet sei. Es sei wahr, dass wir auf seine Hilfe angewiesen seien, aber wir wollten ihm auf keinen Fall zur Last fallen, und wenn ich wüsste, dass ihn das soeben gegebene Versprechen auch nur im Geringsten in Schwierigkeiten bringe, dann wäre ich die Erste, die diese Gunst ablehne. Tränen traten ihm in die Augen, er sah mich liebevoll an und sagte: „Nein, meine liebe Tochter, ich werde mich nie dazu entschließen können, Sie von hier fortgehen zu lassen, und ich werde für Sie Sorge tragen, solange ich lebe.“ Die letzten Worte rührten mich, beunruhigten mich jedoch zugleich sehr: Zu gut kannte ich die Unbeständigkeit des Königs, um diesen schönen Worten zu trauen. Dennoch war ich für sie empfänglich. Ich liebte ihn zärtlich und ohne die Eifersucht der Königin auf mich hätte ich sein Herz wiedergewinnen können. Aber es war unmöglich, mit dem Einen auf gutem Fuß zu stehen, ohne sich mit dem Anderen zu überwerfen. Sie ließ mich den Augenblick der Sanftmut, den ich da gerade genossen hatte, teuer zu stehen kommen und suchte von morgens bis abends Streit mit mir.

Ich habe eine Intrige gegen den Erbprinzen und mich nie ergründen können; ich weiß heute noch nicht, wer ihr Drahtzieher war, aber ich weiß wohl, dass man damals alles Mögliche daransetzte, um Zwietracht zwischen uns zu säen. Man erzählte mir die schlimmsten Dinge über ihn, während man ihm Gleiches über mich erzählte. Doch das machte keinerlei Eindruck auf uns und wir informierten uns wechselseitig über diese schönen Machenschaften.

Eines Tages sagte der König zu mir: „Ich habe einen Plan gemacht, wie Sie sich hier einrichten können. Ich werde Ihrem Gatten eine Pension geben, damit er ein Haus führen kann, ohne in finanzielle Bedrängnis zu kommen. Er wird in Pasewalk bleiben und Sie werden ihn von Zeit zu Zeit besuchen; denn wenn Sie andauernd bei ihm wären, würde er den Dienst vernachlässigen." Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr dieser schöne Plan nach meinem Geschmack war. Freilich wollte ich das dem König nicht offen ins Gesicht sagen und entgegnete einfach, ich würde den Erbprinzen immer dazu ermuntern, seine Pflicht zu tun. Der König merkte wohl, dass seine Vorstellungen mir nicht gefielen und wechselte das Thema. Da er mit der Königin am 8. Juni nach Braunschweig abreisen sollte, um an der Hochzeit meines Bruders teilzunehmen, die dort gefeiert werden sollte, fragte ich ihn um die Erlaubnis, den Erbprinzen bei seinem Regiment zu treffen. Er erlaubte es mir zuerst, aber nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, sagte er zu mir: „Es lohnt sich nicht, dahin zu reisen, ich bin in acht Tagen zurück und lasse ihn dann herkommen."

Diese Antwort schlug mir schwer auf den Magen; vor Berlin war mir himmelangst. Ich war dort auf neue Unannehmlichkeiten gefasst und die Königin hatte dafür gesorgt, indem sie meinen Schwestern verboten hatte, mich aufzusuchen, und ihren Damen dasselbe hatte auftragen lassen. Das alles brachte mein Blut derart in Wallung, dass es mir am Abend schlecht ging und ich mich zurückziehen musste. Ich legte mich sofort zu Bett, wo ich vor Schwäche und Erschöpfung einschlief. Ich hatte ungefähr drei Stunden geruht, als ich in meinem Ankleidezimmer furchtbaren Lärm hörte. Ich fuhr aus dem Schlaf hoch, öffnete meinen Vorhang und rief nach meiner guten, treuen Meermann, die mich durch alle Kümmernisse hindurch begleitete und niemals von meiner Seite wich. Doch ich konnte mir die Lunge aus dem Hals schreien, wie ich wollte, es kam niemand und der Lärm nahm zu. Wie aber erschrak ich, als ich schließlich die Tür aufgehen sah und im Licht der Lampe, die in meinem Schlafzimmer brannte, ein Dutzend große Grenadiere mit ihren schwarzen Schnurrbärten erblickte und ihre Waffen blitzen sah! Diesmal hielt ich mich für verloren und dachte, man käme mich verhaften. Ich überlegte schon, um herauszufinden, welches Verbrechen ich begangen hatte, ohne mir jedoch einer Schuld bewusst zu sein. Meine Kammerfrau befreite mich schließlich von meiner Furcht. Sie trat in mein Schlafzimmer und sagte mir, sie habe nicht früher kommen können, weil sie sich mit die-

sen Leuten auseinandergesetzt habe, um sie am Zutritt zu hindern. Es sei Feuer im Schloss und das sei die Ursache für diesen Lärm. Ich frage sie, wo es brenne. Sie wich eine Zeit lang aus und sagte am Ende, in dem Schlafzimmer meiner Schwestern und deren Diener hätten niemanden hineinlassen wollen und gesagt, das Feuer sei bei mir. Meine Hofmeisterin war beim ersten Lärm herbeigeeilt; sie hielt die Offiziere lange genug auf, um mir die Zeit zu geben aufzustehen. Sie untersuchten mein ganzes Schlafzimmer, wo alles in bester Ordnung war und wo sie nicht das geringste Anzeichen von Feuer fanden. Sie wechselten danach in das meiner Schwestern, die Tür an Tür mit mir wohnten. Sie fanden es in Flammen, ihre Betten waren schon halb verbrannt und die Holzvertäfelung des Zimmers stand schon ganz in Flammen. Mit vereinten Kräften löschten sie es und erstatteten dem König Bericht. Der war sehr streng in solchen Dingen und die Diener wurden, ob unschuldig oder schuldig, ohne Nachsicht entlassen.

Das hätte mir noch gefehlt, wenn der Zwischenfall bei mir passiert wäre. Beim ersten Alarm hatte man schon die Güte gehabt, dem König zu sagen, dass es in meinem Schlafzimmer sei: Er hatte viel Aufhebens davon gemacht; sobald er erfuhr, dass es in dem meiner Schwestern war, beruhigte er sich. Die kamen ganz aufgelöst zu mir und riefen nach barmherzigem Beistand, weil sie nicht wussten, wo sie schlafen sollten. Ich bot meiner Schwester Charlotte mein Bett an, die beiden anderen machten es sich in dem des Erbprinzen bequem und die Montbail musste sich mit einem Ruhebett zufrieden geben, was sie knurren ließ - nicht zwischen ihren Zähnen, denn die hatte sie schon vor geraumer Zeit verloren und es war ihr nur einer verblieben, auf dem sie Spinett spielte. Ich dachte schon, dass dieses letzte Relikt ihres Gebisses uns um die Ohren fliegen würde, denn sie konnte sich nicht damit abfinden, kein Federbett zu haben, um darin ihr klappriges Körpergerippe zu wiegen. Meine Schwester schlief sofort ein, aber da sie es nicht gewöhnt war, zu zweit zu schlafen, stieß sie mich im Schlaf, um sich Platz zu verschaffen, wodurch ich aus dem Halbschlaf gerissen hochfuhr. Ich zahlte es ihr heim; wir fingen an zu lachen und kaum hatten wir die Augen geschlossen, ging der Kampf von neuem los. Meine beiden jüngeren Schwestern führten ihrerseits denselben häuslichen Zirkus auf. Als wir schließlich sahen, dass wir keine Ruhe finden konnten, riefen wir unsere Leute und ließen uns das Frühstück bringen. Die Montbail wollte zu seinem Dekor beitragen: Sie erschien uns wie die aufgehende Sonne, war ihr Nachtkleid doch so gelb wie ihr Gesicht. Sie sang uns ihr Klagelied über die Unbequemlichkeit, die sie die ganze Nacht erduldet habe, da sie so schlecht gelegen habe, und beschwerte sich, dass ihr sämtliche Rippen weh täten. Ich empfand Schadenfreude über diese kleine Qual, die sie da erlitten hatte. Sie versorgte mich jeden Tag mit einem Dutzend davon, indem sie die Königin und meine Schwester Charlotte gegen mich aufhetzte. Diese erlangte mit großer

Mühe beim König die Begnadigung ihrer Diener. Er sagte zu mir, es sei sehr gut von mir gewesen, die ganze Nacht solche Unbequemlichkeit auf mich zu nehmen, um es meinen Schwestern bequem zu machen. Wir erzählten ihm unsere nächtlichen Abenteuer, die ihn herzlich lachen ließen. Er sollte am nächsten Tag mit der Königin abreisen. Sie war in düsterer Melancholie. Ihr Gesicht war so verändert, dass es weh tat, sie anzuschauen. Aber ihre schlechte Laune hinderte einen daran, Mitleid mit ihr zu haben, denn sie wurde fast ebenso böse wie der König und niemand konnte es bei ihr aushalten, nicht einmal meine Schwester. Mein Bruder traf am Abend ein. Mit mir war er sehr gut gelaunt, aber sobald ihn einer anschaute, verzog er das Gesicht und tat so, als sei er traurig. Wir trennten uns am nächsten Tag alle voneinander und ich fuhr mit meinen Schwestern nach Berlin.

Der König hatte uns den Befehl gegeben, jeden Abend ins deutsche Theater zu gehen, worüber wir richtiggehend wütend waren. Die Prinzessinnen von Geblüt, die mir immer noch freundschaftlich verbunden waren, kamen mit, um mir einen Gefallen zu tun, und ich unterhielt mich mit ihnen, ohne auf das Spektakel zu achten, das die erbärmlichste Sache der Welt war. Die Markgräfin Philipp lud mich mehrmals zum Abendessen ein. Bei ihr amüsierte ich mich hervorragend: Wir hatten da eine kleine Gesellschaft geistreicher Leute, die unsere Abendessen sehr unterhaltsam werden ließ. Soweit es mir möglich war, vermied ich es, mit denen zu verkehren, von denen ich wusste, dass sie mir Ärger bereiten konnten; das verschaffte mir eine recht friedliche Zeit in Berlin.

Sastot, der Oberkammerherr der Königin, kam zu mir zum Abendessen. Obwohl ein enger Vertrauter Grumbkows, war er ein rechter Ehrenmann und mir sehr verbunden. Er war kein großer Geist, hatte aber viel gesunden Menschenverstand. Ich teilte ihm meinen ganzen Kummer und meinen Entschluss mit, koste es, was es wolle, nach der Parade des Regiments des Erbprinzen nach Bayreuth zurückzukehren. Daraufhin erzählte er mir, Grumbkow habe ihm aufgetragen, mir auszurichten, er habe vor einiger Zeit einen Brief des Erbprinzen erhalten, der ihm dieselben Absichten bekundet habe wie ich und sich anscheinend seines preußischen Regiments entledigen wolle. Er, Grumbkow, habe es dem König vertraulich mitgeteilt und ihm vor Augen geführt, wie unzufrieden wir mit seinem Verhalten uns gegenüber seien. Der König sei ziemlich überrascht gewesen und habe ihm nach einigem Nachdenken gesagt: „Ich kann mich nicht dazu entschließen, meine Tochter und meinen Schwiegersohn abreisen zu lassen; ich gebe ihm nach der Parade 20.000 Taler Pension, vorausgesetzt, er bleibt bei seinem Regiment; und was meine Tochter betrifft, sie wird bei ihrer Mutter bleiben und kann ihn von Zeit zu Zeit besuchen.“ Grumbkow, der von unseren Absichten keinerlei Ahnung hatte, habe darauf nichts entgegnen wollen, bitte mich aber, ihn wissen zu lassen, was er tun solle. Ich beauftragte Sastot mit einem sehr zu-

vorkommenden Gruß an den Minister und ließ ihm die inständige Bitte ausrichten, daraufhin zu wirken, dass wir abreisen könnten. Meine Gesundheit sei dahin, ich sei am Boden vor Strapazen und Kummer und wolle nicht getrennt vom Erbprinzen leben. Weder ihm noch mir passe es, uns in einer Garnison zu vergraben; mit dem Markgrafen gehe es zusehends bergab und unsere Anwesenheit in Bayreuth sei notwendig.

Sastot überbrachte mir am folgenden Tag seine Antwort. Er ließ mir versichern, dass er alle Anstrengungen unternehme, um uns abreisen zu lassen, aber es sei erforderlich, dass der Markgraf hierzu etwas unternehme, und man müsse zunächst einmal den König von der Krankheit des Fürsten unterrichten. Er ließ mir ebenfalls ausrichten, dass die Stände des Landes Kleve vor einiger Zeit Abgeordnete zum König gesandt hätten mit der Bitte, mich zur Statthalterin ihrer Provinz zu ernennen. Sie hätten angeboten, für mich aufzukommen, ohne dass es den König einen Pfennig gekostet hätte. Der aber habe sie mit einem geharnischten Rüffel heimgeschickt und ihnen unter Strafe verboten, jemals wiederzukommen, um ihm derlei Vorschläge zu machen. Ich war sehr erbost über den Ärger, den sich die guten Leute aus Liebe zu mir zugezogen hatten. Ich hatte nicht die geringste Ahnung von ihrer Bitte, sonst hätte ich es verhindert, weil vorauszusehen war, dass der König sie ablehnen würde. Ich war begierig darauf, Nachrichten aus Braunschweig zu erhalten und Genaueres von dem zu erfahren, was dort geschah. Mein Bruder war so aufmerksam, mich darüber informieren zu lassen. Er schickte mir Herrn von Keyserlingk, seinen damaligen Günstling. Der sagte mir, mein Bruder sei recht zufrieden mit seinem Los; er habe auf seiner Hochzeit, die am 12. Juni gefeiert worden sei, seine Rolle gut gespielt, habe eine furchtbare Laune vorgegaukelt und seine Diener in Gegenwart des Königs heruntergeputzt. Der König habe ihn deswegen mehrfach gescholten und scheine sehr nachdenklich. Die Königin sei vom Braunschweiger Hof begeistert; aber sie könne die Kronprinzessin nicht ausstehen und habe die beiden Herzoginnen behandelt wie den letzten Dreck. Die regierende Herzogin habe sich darüber beim König beschweren wollen und man habe sie nur mit Mühe davon abhalten können. Ich erhielt am Abend auch noch einen eigenhändigen äußerst zuvorkommenden Brief des Königs. Er befahl mir, mich mit meinen Schwestern am folgenden Tag nach Potsdam zu begeben, und versicherte mir, ich würde bald den Erbprinzen dort wiedersehen. Der letzte Punkt erweckte in mir beispiellose Freude und ich brach fröhlich nach Potsdam auf. Der König traf dort vor der Königin ein. Er war ausnehmend gütig zu mir. Er sagte, er sei von seiner Schwiegertochter entzückt; ich müsse mich mit ihr anfreunden; sie sei ein gutes Kind, müsse aber noch erzogen werden. „Sie werden ziemlich schlecht untergebracht sein“, fuhr er fort, „ich kann Ihnen nur zwei Zimmer geben; Sie werden sich da einrichten müssen mit Ihrem Markgrafen, Ihrer Schwester und Ihrem

ganzen Gefolge.“ Die Königin, die daraufhin eintraf, unterbrach die Unterhaltung. Sie empfing mich recht gut, umarmte meine Schwester und sagte zu ihr: „Ich beglückwünsche Sie, mein liebes Lottchen, Sie werden sehr glücklich sein; Sie bekommen einen prächtigen Hof und alle Freuden, die Sie sich nur wünschen können.“ Sie erzählte mir anschließend, mein Bruder könne die Kronprinzessin nicht ausstehen und diese Ehe sei überhaupt nicht vollzogen worden. Sie sei dämlicher denn je, trotz der Mühe, die sich Frau Katsch, ihre Oberhofmeisterin, gebe, um ihr Manieren beizubringen. „Sie wird Ihnen auf den ersten Blick gefallen“, sagte sie zu mir, „denn sie hat ein reizendes Gesicht; aber man kann sie nicht ertragen, wenn man sie länger als einen Augenblick sieht.“ Dann brach sie in Lachen über die nette Order aus, die uns der König zu unserer Unterbringung gegeben hatte, und fragte uns, wie wir das bewerkstelligen wollten. Meine Schwester antwortete ihr, der König könne Order geben, wie er wolle, doch wir könnten uns unmöglich gemeinsam einrichten. In der Tat denke ich, dass noch nie jemand auf so einen Gedanken verfallen ist. Die beiden für uns bestimmten Zimmer hatten keinen separaten Eingang und eines war nur ein kleines Kabinett. Meine Schwester und ich trafen unsere kleinen Vorkehrungen. Ich überließ ihr und ihrer Kammerfrau das Kabinett und mit Hilfe von Wandschirmen machte ich aus meinem Zimmer ein ganzes Gemach. Wir waren dort zu zehn Personen, den Erbprinzen und unsere Diener mitgerechnet. Meine Hofmeisterin, die seit einiger Zeit ziemlich unpässlich war, erkrankte plötzlich an einer Halsentzündung, die mit starkem Fieber einherging. Ich war über ihr Leiden sehr besorgt, zumal ich niemanden um mich hatte.

Ich erwartete den Erbprinzen für den übernächsten Tag und die Kronprinzessin, der Herzog und die Herzogin von Braunschweig und der Herzog und die Herzogin von Bevern mit ihrem Sohn sollten am 22. Juni eintreffen. Die Königin hatte mir ein schlimmes Bild von der Herzogin von Bevern gemacht. Sie war die Mutter der Kaiserin und beanspruchte in dieser Eigenschaft Ehrerweisungen und Auszeichnungen, die zu verlangen sie kein Recht hatte. Sie war unerträglich hochmütig und hatte den Vorrang vor der Kronprinzessin beanspruchen wollen. Die Königin sagte zu mir, wenn ich mich nicht schon im Vorhinein darauf einrichtete, hätte ich viele Scherereien mit ihr.[43]

Ich war in großer Verlegenheit. Der König lebte wie ein Landjunker und duldete bei sich nicht den kleinsten Anflug von Zeremoniell. Er behandelte meine Schwestern als Töchter des Hauses und wollte, dass sie die Honneurs machten, weil er Rangstreitigkeiten nicht leiden konnte. Sie ließen allen ausländischen Prinzessinnen, die nach Berlin kamen, den Vorrang. Ich wusste, dass das eine schwierig zu berührende Saite war, die mir großen Ärger eintragen konnte, aber ich wusste auch, wenn ich einmal meine Vorrechte als Königstochter verlöre, könnte ich sie niemals wiederge-

winnen. Nach reiflichem Nachdenken entschloss ich mich, das Risiko einzugehen und den König darauf anzusprechen. Die Königin versprach mir, mich darin mit allen ihren Kräften zu unterstützen.
Sie mit meinen Brüdern und Schwestern wünschten ihm immer einen guten Abend und blieben bei ihm, bis er eingeschlafen war. Seit ich verheiratet war, hatte ich mich dieser Etikette entledigt. Da aber der König abends gewöhnlich gut gelaunt war, nahm ich mir vor, diesen Moment zu nutzen, um mit ihm zu reden. Sobald er mich sah, sagte er zu mir: „Ach, Sie kommen mich auch besuchen?“ Ich sagte zu ihm, ich hätte gerade einen Brief des Erbprinzen bekommen, der ihm seine Hochachtung versichere und mich damit beauftragt habe, mich über seine Befehle zu informieren, um zu erfahren, ob er sich nach Potsdam oder nach Berlin begeben solle. Er sagte zu mir: „Ich fahre morgen nach Berlin, schreiben Sie ihm, er solle sich da einfinden. Morgen Abend werde ich ihn zu Ihnen bringen. Ich bin sehr zufrieden mit ihm“, fügte er hinzu, „er hat sein Regiment in die allerbeste Ordnung gebracht und ich weiß, dass er sich weder nachts noch am Tage Ruhe gönnt, um ihm gute Disziplin beizubringen.“ Dieser Auftakt machte mir ein wenig Mut. Ich lenkte das Gespräch unmerklich auf die Fürsten von Braunschweig und fragte den König schließlich, wie ich mich zu ihnen verhalten solle, da ich ohne seine Befehle nichts unternehmen wolle, aber wisse, dass die Herzogin von Braunschweig mir den Rang streitig machen würde. Der König antwortete mir: „Das wäre ganz lächerlich; das wird sie bestimmt nicht tun.“ „Keineswegs“, sagte die Königin, „das hat sie bei der Kronprinzessin getan und ich habe ihr in dieser Sache ganz schön die Leviten gelesen.“ Der König sagte zu ihr: „Sie ist eine alte Verrückte, aber man muss dennoch Nachsicht mit ihr üben, sie ist ja doch die Mutter der Kaiserin“; und zu mir gewandt fuhr er fort: „Sie werden Sie auf keinen Fall besuchen, bevor sie nicht zu Ihnen gekommen ist, und Sie werden ihr überall vorangehen, aber ich werde jeden Tag die Plätze verlosen lassen, damit sie nicht ganz verschnupft ist.“ Ich war sehr erfreut, mich so glücklich aus der Affäre gezogen zu haben, und zog mich zurück.
Endlich, am folgenden Tage, hatte ich die Freude, den Erbprinzen zu empfangen, was all meinen Kummer verschwinden ließ. Er erzählte mir, dass sein Onkel, der Prinz von Kulmbach, in einigen Tagen ankomme. Der König hatte ihn nach Berlin eingeladen und ich freute mich sehr, ihn wiederzusehen, in der Hoffnung, er könnte uns durch seinen Einfluss auf meinen Bruder aus unserem Sklavendasein heraushelfen.
Unterdessen traf der gesamte Braunschweiger Hof am nächsten Tag, dem 24. Juni, ein. Der König, in Begleitung meines Bruders, des Erbprinzen und eines großen Gefolges von Generälen und Offizieren ritt der Kronprinzessin entgegen. Die Königin, meine Schwestern und ich empfingen sie auf dem Perron. Ich werde von ihr hier ein Porträt entwerfen, wie sie damals war, denn sie hat sich seither sehr verändert.

Die Kronprinzessin ist groß; sie hat gar keine schlanke Taille; sie streckt den Körper hervor, was äußerst unvorteilhaft wirkt. Sie ist von einem blendenden Weiß und dieses Weiß wird noch von den lebhaftesten Farben unterstrichen; ihre Augen sind blassblau und versprechen nicht gerade viel Geist. Ihr Mund ist klein; all ihre Züge sind hübsch, ohne schön zu sein und ihr Gesicht ist insgesamt so reizend und so kindlich, dass man annehmen könnte, dieser Kopf gehöre einem Kind von zwölf Jahren. Ihre Haare sind blond und von Natur aus lockig; doch all diese Schönheiten werden von ihren Zähnen entstellt, die schwarz und unregelmäßig gewachsen sind. Sie hat weder Umgangsformen noch das kleinste bisschen Benehmen, große Schwierigkeiten, zu sprechen und sich verständlich zu machen, und man war gezwungen zu raten, was sie sagen wollte, was sehr lästig war.

Der König geleitete sie, nachdem sie uns alle gegrüßt hatte, in das Gemach der Königin, und als er sah, dass sie ganz aufgeregt und ungepudert war, sagte er zu meinem Bruder, er solle sie zu ihr geleiten. Ich folgte ihm dorthin. Mein Bruder stellte mich ihr vor und sagte: „Das ist meine Schwester, die ich vergöttere und der ich alles Erdenkliche schulde. Sie hatte die Güte, mir zu versprechen, sich um Sie zu kümmern und Ihnen mit ihren guten Ratschlägen beizustehen. Ich will, dass Sie sie mehr achten als den König und die Königin und nicht das Geringste, ohne ihre Ansicht gehört zu haben, unternehmen. Haben Sie mich verstanden?“ Ich umarmte die Kronprinzessin und sicherte ihr auf alle mögliche Weise meine Verbundenheit zu, aber sie blieb wie eine Statue, ohne ein Wort zu uns zu sagen. Ihre Leute waren noch nicht eingetroffen, ich selbst legte ihr Puder auf und brachte ihre Kleidung ein wenig in Ordnung, ohne dass sie mir dafür dankte oder überhaupt auf all meine Nettigkeiten reagierte. Mein Bruder wurde am Ende ungeduldig und sagte ganz laut: „Verdammtes Rindvieh, bedanken Sie sich doch bei meiner Schwester.“ Sie machte schließlich einen Knicks nach dem Vorbild der Agnès in der Ecole des femmes. Wenig erbaut von ihrem Verstand, geleitete ich sie zur Königin zurück.[44]

Dort fand ich die beiden Herzoginnen vor. Die aus Braunschweig mochte fünfzig Jahre alt sein, aber sie hatte sich so gut gehalten, dass sie erst vierzig zu sein schien. Sie ist sehr geistvoll und weltgewandt, aber in ihrem ganzen Auftreten herrscht ein gewisser Anflug von Koketterie, der verrät, dass sie nicht gerade eine Lukrezia gewesen war; ihr damaliger Liebhaber war Herr von Stöcken. Es ist schwer nachzuvollziehen, wie eine so geistvolle Fürstin ihre Neigungen so falsch an den Mann bringen konnte, denn ich habe noch nie jemanden gesehen, der missmutiger und unerträglicher war als dieser Herr. Der Herzog, ihr Gatte, war es nicht minder. Die Freuden Kytheras waren ihm teuer zu stehen gekommen: Der Fürst hatte keine Nase mehr. Mein Bruder pflegte im Scherz zu sagen, er habe sie in einer Schlacht gegen die Franzosen verloren.[45] Der Fürst besaß neben anderen großen Qualitäten die, ein her-

vorragender Ehemann zu sein. Er wusste, wie sich die Herzogin, seine Gattin, aufführte, aber er duldete es nachsichtig und war ihr gegenüber in jeder erdenklichen Form aufmerksam und liebevoll. Sie soll ihn so beherrscht haben, dass er jedes Mal, wenn er mit ihr geschlafen hatte, ihr höchst bedeutende Geschenke machen musste. Ihre Tochter, die Herzogin von Bevern, und ich waren hocherfreut, uns wiederzusehen. Ich war mit ihr und ihrem Gatten eng befreundet, wie man im Folgenden sehen wird. Wir zogen die Platzlose und begaben uns an eine Tafel mit vierzig Gedecken. Der König beglückte uns mit Janitscharenmusik, die von mehr als fünfzig Negern ausgeführt wurde. Ihre Instrumente bestanden aus langen Trompeten, kleinen Pauken und Metallscheiben, die sie aufeinander schlugen. All das machte einen Höllenlärm. Nachdem die Tafel aufgehoben war, nahmen wir bei der Königin den Kaffee ein und anschließend führte uns der König ins Glashaus. Die Kronprinzessin wich mir nicht von der Seite, aber es war mir immer noch nicht gelungen, sie zum Reden zu bringen. Der König gab uns allen Geschenke. Wir kehrten zur Königin zurück, wo am Abend gespielt wurde.

Am folgenden Tag, dem 25. Juni, gingen wir alle um sechs Uhr morgens zur Parade des Königlichen Regiments. Mittags kehrten wir in die Stadt zurück, wo man sich sofort zu Tisch begab. Der König brach mit dem Erbprinzen und meinem Bruder nach dem Essen nach Berlin auf und wir weiblichen Herrschaften begaben uns nach Charlottenburg. Die Königin bestieg eine Karosse zusammen mit den beiden Herzoginnen und dem alten Herzog von Braunschweig; die Kronprinzessin, meine Schwester und ich fanden in der zweiten Karosse Platz. Es war extrem heiß und Staub belästigte uns stark. Der Kronprinzessin war es schlecht und sie musste sich den ganzen Weg lang ununterbrochen übergeben. Das erfreute alle Welt außer der Königin sehr, denn man hoffte, diese Übelkeit habe einen guten Grund.

Um acht Uhr abends trafen wir endlich in Charlottenburg ein, wo ich entzückt war, meine Damen vorzufinden. Die Kronprinzessin legte sich schlafen und wir begaben uns zu Tisch. Herr von Eversmann, der mit der Unterbringung betraut war, hatte die Güte, sie so einzurichten, dass ich gezwungen war, den Schlosshof zu Fuß zu überqueren, um zur Königin zu gelangen. Ich war über diesen Affront sehr pikiert, denn alle Damen der Herzoginnen waren in den ersten Gemächern untergebracht und mir hatte man das einfachste von allen gegeben. Die Königin hatte nach ihrer Rückkehr aus Braunschweig mir gegenüber eine erträglichere Laune gezeigt, aber ihre üble Art des Umgangs fing aufs Neue an: Sie machte während des ganzen Abendessens tausend spitze Bemerkungen zu mir und schaute mich von oben herab an.

Am Tag darauf stattete mir die Herzogin von Braunschweig ihren ersten Besuch ab und entschuldigte sich vielmals bei mir, es nicht früher getan zu haben. Alle zusammen gingen wir zur Königin. Sie sagte zu uns, sie wolle an diesem Tag nur einmal

essen; wir sollten uns früh zurückziehen, um am folgenden Tag für den Einzug der Kronprinzessin bereit zu sein. Sie ließ Violinspieler für uns holen und den ganzen Nachmittag über bis zehn Uhr abends wurde getanzt. Ich hoffte – allerdings vergeblich – der Erbprinz würde uns mit seinem Kommen überraschen, doch der König wollte ihm die Erlaubnis nicht geben. Er war in Berlin geblieben, um sich dort zu langweilen, und obwohl er gewöhnlich zu Abend speiste, besaß der König nicht einmal die Aufmerksamkeit, ihm das Geringste zubereiten zu lassen, und sogar Butter und Käse waren ihm verweigert worden. Unser Ball war demnach nicht besonders lebendig. Ich schaute nur zu, weil ich wegen meiner extremen Schwäche nicht tanzen konnte. Die Königin entließ alle Herrschaften um neun Uhr und ging in ihr Schlafzimmer. Sie fragte meine Schwester und mich, ob wir zu Abend speisen wollten. Ich antwortete ihr, ich hätte keinen Hunger und ginge gern schlafen, wenn sie es mir erlaube. Sie schaute mich schief an, ohne ein Wort zu sagen. Wir hatten Order, um drei Uhr morgens fertig zu sein, um der großen Parade beizuwohnen. Wir sollten bestens herausgeputzt sein und es war nicht mehr viel Zeit zum Schlafen. Ich bat Frau von Kamecke, dafür zu sorgen, dass ich mich verabschieden durfte, weil ich völlig erschöpft war; sie riet mir jedoch zu bleiben, weil die Königin zu Abend speisen wolle. Ich blieb also und wir begaben uns zu viert an den Tisch. Die Königin zog nur über das ganze Haus Braunschweig und über mich her; sie ließ keine Beschimpfung gegen die Kronprinzessin und gegen ihre Mutter aus; meine Schwester spielte Echo und verschonte noch nicht einmal den Fürsten Karl. Dieses herrliche Mahl dauerte bis Mitternacht; sein Ende setzte dem Ganzen die Krone auf: „Was sind wir alle leichtsinnig“, rief die Königin auf einmal, wobei sie ihre Blicke auf mich richtete, „wir reden hier allzu offen vor verdächtigen Leuten und schon morgen wird die ganze Clique über unsere Unterhaltung Bescheid wissen. Ich kenne die Spione um mich herum, die mit meinen Feinden befreundet sind, aber ich werde sie zur Räson bringen. Guten Abend, Madame“, fuhr sie an mich gewandt fort, „seien Sie auf jeden Fall um drei Uhr fertig, ich habe keine Lust, auf Sie zu warten.“ Ich zog mich wortlos zurück.

Ich war empört über all das, was ich mir hatte anhören müssen und verstand nur zu gut, dass mit diesen verdächtigen Leuten und diesen Spionen niemand anderes als meine Wenigkeit gemeint war.
Ich zog mich auf mein Schlafzimmer zurück, wo ich meine gute Hofmeisterin, die sich langsam erholte, mit ihrer Nichte, der Marwitz, antraf. Ich informierte sie über den angenehmen Abend, den ich gerade verbracht hatte. Ich weinte heiße Tränen. Ich wollte die Kranke spielen und in meinem Schlafzimmer bleiben; aber sie schafften es, mich zu beruhigen und daran zu hindern. Es war so spät, dass mir nur noch

die Zeit blieb, mich anzukleiden, und ich kam voll herausgeputzt vor drei Uhr am Gemach der Königin an. Natürlich hatte ich da freien Zutritt; er wurde mir diesmal jedoch verweigert. Die Rammen mit ihrer süffisanten Art hielt mich an der Zimmertür auf. „Ach, mein Gott, Madame", sagte sie zu mir, „Sie sind es? Wie, schon ganz fertig? Die Königin ist gerade erst aufgewacht und hat mir aufgetragen, niemanden hereinzulassen; ich werde Sie benachrichtigen, wenn es Zeit ist zu kommen." Während des Wartens spazierte ich mit meinen Damen auf dem Korridor. Einen Augenblick später trafen die beiden Herzoginnen ein. Die von Bevern schaute mich liebevoll an und sagte: „Sie haben Kummer, bestimmt haben Sie geweint." Ich sagte zu ihr: „Das ist wahr und ich hoffe, dass man bald zufrieden sein wird und der Tod mich von meinen Leiden erlöst, denn ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten und fühle, dass meine Kräfte täglich schwinden. Sie haben Einfluss auf Seckendorff und auch den König; holen Sie mich, um Gottes Willen, hier heraus und sorgen dafür, dass man mich in Frieden in Bayreuth sterben lässt!" Die gute Herzogin antwortete mir: „Ich werde mein Möglichstes tun, um Ihrem Wunsch zu genügen. Auch wenn Sie sich mit mir nicht ausgesprochen haben, weiß ich doch alles, was gestern Abend passiert ist, und ich will Ihnen gern meinen Informanten nennen: Es ist Prinzessin Charlotte." Ich war höchst überrascht von dem, was sie mir sagte. „Sie sind erstaunt", fuhr sie fort, „ich aber bin es nicht. Ich bekomme eine Schwiegertochter, die uns zu schaffen machen wird; mein Sohn kennt sie so gut wie ich, aber er wird sie zurechtzubiegen wissen." Die Königin unterbrach uns; begleitet von meiner Schwester und der Kronprinzessin, denen sie nicht wie mir die Tür hatte verweigern können, trat sie ins Zimmer. Nachdem sie die Herzoginnen gegrüßt hatte, sagte sie zu mir und schaute mich dabei von oben herab an: „Sie haben lange geschlafen, Madame, ich denke, Sie könnten sehr wohl ebenfalls wach sein, wenn ich es bin." Ich sagte zu ihr: „Ich bin seit drei Stunden hier, die Rammen weiß das, sie hat mich nicht eintreten lassen." Sie sagte: „Das hat sie ganz richtig gemacht, bei den beiden Herzoginnen ist eher Ihr Platz als bei mir." Gleichzeitig setzte sie sich mit der Kronprinzessin in eine Art kleiner Droschke. Ich bestieg die Prachtkarosse mit meiner Schwester, die beiden Herzoginnen eine andere und die Herren des Hofes ritten zu Pferd.

Wir waren bis zur Ankunft am Treffpunkt eine gute Stunde unterwegs. Es war extrem heiß. Man hatte ein Dutzend Zelte aus einfacher Leinwand aufgespannt, die jeweils fünf Personen aufnehmen konnten. Diese Zelte waren für die Königin, die Prinzessinnen und sämtliche Damen der Stadt und des Hofes bestimmt. Mehr als achtzig Karossen voller Damen folgten uns. Alle Kutschen waren prächtig und die gesamte Gesellschaft war vereint, um an diesem Tag zu glänzen. In dieser Ordnung kamen wir an den Truppen vorbei, 20.000 Männern an der Zahl, die in Schlachtordnung aufgestellt waren. Der König stand am Eingang des für die Königin vorbereiteten Zeltes.

Man stopfte uns alle hinein, so dass immer vier von uns standen, während die Anderen auf dem Boden lagen oder saßen. Die Sonne strahlte glühend durch die dünne Leinwand und wir kamen unter unseren schweren Kleidern fast um. Hinzu kam, dass es nicht die geringste Erfrischung gab. Ich legte mich in der hintersten Ecke des Zeltes auf den Boden. Die Anderen waren alle vor mir und schützten mich ein wenig vor der Sonne. In dieser Position blieb ich von fünf Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags, als wir alle wieder in die Karosse stiegen. Wir fuhren Schrittgeschwindigkeit, so dass wir erst um fünf Uhr abends am Schloss ausstiegen, ohne einen Tropfen Wasser bekommen zu haben.
Sofort begaben wir uns mit allen Prinzen zu Tisch. Der König traf am Ende des Mahls ein. Er war bester Laune und ein wenig blau, da er alle Generäle und Obersten der Armee bewirtet hatte. Um neun Uhr erhoben wir uns von der Tafel, und nachdem wir den Kaffee eingenommen hatten, stiegen wir wieder in derselben Ordnung wie bei der Ankunft in die Karosse und geleiteten die Prinzessin zu ihrem Palais. Dort blieben wir bis elf Uhr; danach zogen sich alle zurück.
Wir hatten alle Befehl von der Königin, um acht Uhr morgens angekleidet zu sein, bevor wir mit dem König zur Weihe der Peterskirche gingen. Ich konnte nicht dabei sein, weil ich die ganze Nacht über todkrank war und es mir am Morgen noch so schlecht ging, dass ich mich nicht rühren könnte. Ich ließ mich bei der Königin entschuldigen. Sie schickte die Rammen zu mir, um mir auszurichten, ich müsse ausgehen, koste es, was es wolle; ich bilde mir immer Krankheiten ein und sie akzeptiere keinerlei Entschuldigungen. Ich sagte zu der Frau, sie könne der Königin versichern, ich sei wirklich krank und außer Stande, das Bett zu verlassen. Ich ließe mich beim König entschuldigen und sei davon überzeugt, dass er nichts Schlechtes daran finde, wenn ich im Bett bliebe. Ich schickte dennoch die Grumbkow zur Königin. Das Fräulein war mutig und nicht auf den Mund gefallen. Die Königin schätzte sie um ihres Onkels willen. Ich gab ihr die Lektion auf. Sobald die Königin sie sah, sagte sie: „Guten Tag Grumbkow, na, meine Tochter hat wohl ihre Launen? Sie will nicht ausgehen und Anstalten machen, in ihrem Zimmer zu bleiben und es sich wohl sein zu lassen, während ich, die ich älter bin als sie, Strapazen leiden muss.“ „Madame“ - das sind die Worte der Grumbkow -, „Ihre Majestät tut ihr Unrecht; Ihre Königliche Hoheit ist schon seit langem unpässlich; ihre Gesundheit ist ganz durcheinander; sie ist nicht im Stande, Strapazen auszuhalten; diese Nacht ging es ihr sehr schlecht und ich weiß nicht, ob sie in der Lage sein wird, Ihrer Majestät morgen ihre Aufwartung zu machen.“ Die Königin sagte: „Morgen, morgen, ich glaube, Sie träumen. In dieser Welt muss man sich zusammennehmen: Sie muss ausgehen und richten Sie ihr von mir aus, dass ich es ihr befehle.“ Da sagte die Grumbkow: „Glauben Sie mir, Madame, das werde ich bestimmt nicht tun. Die Frau Markgräfin wird gut daran tun, so schnell wie

möglich nach Bayreuth zurückzukehren, wo sie es sich nach Lust und Laune bequem machen kann und nicht so behandelt wird wie hier.“ Die Königin war durch diese kühne Antwort, auf die sie nicht antwortete, ein wenig aus der Fassung gebracht.
Ich hatte mich beim König entschuldigen lassen. Sofort hatte er sich nach mir erkundigt und mir ausrichten lassen, ich solle meine Gesundheit schonen und zusehen, dass ich bei der Hochzeit meiner Schwester nicht krank sei. Bei Tisch erkundigte er sich nochmals beim Erbprinzen nach mir. Alle Leute sagten zu ihm, ich sehe ganz elend aus. Die Herzogin betonte das sehr stark und sagte ihm, wenn ich nicht eine Kur mache, liefe ich Gefahr, bald eine Reise in die andere Welt anzutreten. Er schien gerührt; die Königin aber platzte vor Wut, mit ansehen zu müssen, dass alle ihr Unrecht gaben. Am nächsten Tag ging ich aus. Die Königin sagte nichts zu mir, schmollte jedoch. Am Abend war deutsches Theater.
Der Prinz von Kulmbach, der mich sofort bei meiner Ankunft in Berlin besucht hatte, war höchst ungehalten über den Empfang, den ihm der König bereitet hatte. Ich hatte getan, was ich konnte, um ihn zu besänftigen. Der König hatte ihn nach Berlin eingeladen und er hatte erwartet, dort gut empfangen zu werden. Ich hatte ihm versprochen, alle Anstrengungen zu unternehmen, um ihm mehr Annehmlichkeiten zu verschaffen, hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Mittags und abends wurden weiterhin die Plätze verlost. Alle Prinzen und Prinzessinnen, sowohl die von Geblüt als auch die Auswärtigen, begaben sich morgens zur Königin und speisten mittags mit dem König, ohne eingeladen zu werden. Am nächsten Tag fand sich der Prinz von Kulmbach wie die anderen ein. Herr von Schlippenbach, der das Amt des Oberhofmarschalls ausübte, kam auf ihn zu und sagte ihm ganz betreten, es tue ihm sehr leid, aber er sei gezwungen, ihn darüber zu informieren, dass der König ihm verboten habe, ihn zu Tisch einzuladen, und er ihm deswegen kein Los geben könne. Er wolle ihn lieber im Vorhinein informieren, damit er sich darauf einrichten könne. Außer sich vor Zorn über diesen Affront beklagte sich der Prinz von Kulmbach bei meiner Hofmeisterin, die es sofort zu mir sagte. Das Ganze tat mir äußerst leid. Abgesehen von meiner Wertschätzung für den Prinzen von Kulmbach, fiel die ihm zugefügte Schmach auf uns zurück. Es war jedoch keine Zeit für Klagen und Vorhaltungen: Der arme Prinz war also gezwungen, sich ohne zu essen zurückzuziehen. Er nahm in meinem Vorzimmer Platz, wo ich ihn vorfand. Er war zutiefst getroffen, der Erbprinz gleichfalls. Sie wollten beide auf der Stelle abreisen und ich hatte große Mühe, sie zu besänftigen. Ich versprach dem Prinzen von Kulmbach, ihm Genugtuung zu verschaffen. General Marwitz war in Berlin. Ich ließ ihn holen und gab ihm den Auftrag, die Sache beizulegen. Er sprach den König so überzeugend darauf an, dass er sich am nächsten Tag bei dem Prinzen von Kulmbach dafür entschuldigen ließ, dass es ein Missverständnis gegeben habe.

Die einzige Unterhaltung, die all den auswärtigen Herrschaften geboten wurde, war das deutsche Theater, bei dem alle vor Langeweile einschliefen. Die Herzogin von Bevern, der Erbprinz, Prinz Karl und ich platzierten uns immer so, dass der König und die Königin uns nicht sehen konnten, und plauderten miteinander. Ich fuhr zu diesem erbärmlichen Spektakel immer gemeinsam mit der Herzogin von Braunschweig. Sie wollte nicht mit der Königin in eine Karosse einsteigen, weil sie der Kronprinzessin nicht den Vortritt lassen wollte. Sie bemühte sich jeden Tag voranzugehen, um vor mir die Karosse zu betreten und sich auf die rechte Seite zu setzen. Ich bin weder hochnäsig noch zänkisch, aber ich will, dass jeder mir die schuldige Achtung erweist, und wenn ich merke, dass man es daran fehlen lässt, kann ich mich genauso aufplustern wie jeder Andere. Die ersten Tage war ich so duldsam, so zu tun, als merke ich nichts, aber schließlich verlor ich die Geduld und passte den Zeitpunkt so ab, dass ich als erste hineinging und mich rechts setzte: Nie in meinem Leben habe ich eine Frau derart wütend gesehen. Sie lief purpurrot an und musste ihre ganze Vernunft zusammennehmen, um mir nicht die Augen auszukratzen. Vor Zorn schwoll ihr ganz der Kamm. Endlich sagte sie zu mir, nachdem sie mehrfach zu Unverschämtheiten angesetzt und sie hinuntergeschluckt hatte: „Ich bin nicht an meinem Platz, das ist aber meine kleinste Sorge." „Die meine auch, Madame", sagte ich zu ihr, „ich finde in der Tat nichts lächerlicher, als Vorrechte zu beanspruchen, die einem nicht zustehen, noch lächerlicher allerdings, die nicht zu behaupten, die man hat." Bei diesen Worten legte ich die Hand auf meine Perücke, weil ich stark befürchtete, sie würde sie mir herunterreißen; doch glücklicherweise hielt die Karosse an und sie stieg zwischen den Zähnen knurrend aus.

Als ich ankam, erzählte ich der Königin diese Szene. Sie vergaß ihr Schmollen, so amüsierte sie die Unterhaltung. Sie hieß mein Vorgehen gut und versprach mir, sie an diesem Abend schön in Wut zu bringen. Die Prinzessin war wegen ihrer Hochnäsigkeit bei allen verhasst. Aus Furcht, dass die Damen, die zu ihr kamen, sich in ihrem Zimmer setzen könnten, hatte sie sämtliche Stühle daraus entfernen lassen, was bei der Königin niemals der Fall war, wo es jedem erlaubt war, sich im ersten Vorzimmer zu setzen. Die Damen des Hofes und der Stadt waren derart schockiert, dass sie keinen Fuß mehr zu ihr hineinsetzen wollten. Sie machte sich bei einer Begebenheit, die sich einige Tage später zutrug, nochmals lächerlich.

Wir waren alle im Theater. Das Spektakel fand an einem Ort statt, an dem früher die Reitbahn war. Er hatte nur zwei Eingänge; der, durch den wir kamen, führte durch den Stall, den es zu durchqueren galt und aus dem man in einen so engen Gang trat, dass eine Person kaum hindurchgehen konnte. Der König stellte sich neben das Tor, so dass wir alle vor ihm Revue passieren mussten. Ich setzte mich immer mit meiner kleinen Clique, die ich schon erwähnt habe, ans andere Ende der Bank. Kaum hatte

das Stück begonnen, erhob sich ein schreckliches Gewitter. Es blitzte von allen Seiten und das Theater schien in Flammen zu stehen; ein Donnerschlag, der einen grässlichen Lärm verursachte, folgte den Blitzen. Alle duckten sich im Glauben, der Blitz habe mitten im Theater eingeschlagen. Ein Augenblick später hörten wir schreckliches Geschrei und man benachrichtigte den König, dass der Blitz im Stall eingeschlagen habe. Da er nahe dem Tor war, ging er sofort mit der Königin und der Kronprinzessin hinaus. Doch kaum waren sie draußen, da stürzte sich alles in den Gang, so dass meine Schwestern, die Herzogin von Bevern, der Erbprinz, Prinz Karl und ich nicht hinauskamen. Die alte Herzogin von Braunschweig machte alle Anstrengungen, sich zu retten, doch vergeblich. Wir warteten lange in der Hoffnung, die Menge würde sich zerstreuen, fürchteten aber langsam um unser Leben und beschlossen, einen beherzten Versuch zu unternehmen, um hindurchzugelangen. Der Erbprinz und Karl bahnten uns mit kräftigen Fausthieben einen Weg. Es regnete so stark, dass das Wasser sintflutartig vom Himmel stürzte. Ich stieg mit meinen drei Schwestern und der Herzogin von Bevern in die Karosse. Die Herzogin aus Braunschweig hatte sich dank der Mühen der beiden Prinzen und ihres teuren Herrn Stökken aus der Menge befreien können und folgte uns; sie bestieg die Karosse mit dem Herzog, ihrem Gatten. Die beiden Prinzen wollten auch hinein, aber sie hatte die Dreistigkeit, ihnen zu sagen, sie seien noch jung, der Regen mache ihnen nichts aus und Herr Stöcken müsse in ihre Karosse. Die beiden Prinzen verziehen ihr diesen Streich nicht, machten sich mit beißendem Spott über sie lustig und setzten sie dem Gelächter der Öffentlichkeit aus; denn obwohl Prinz Karl ihr Enkel war, schonte er sie genauso wenig wie der Erbprinz.

Ich habe schon gesagt, dass dem König seit einiger Zeit nicht wohl war und die Ärzte sein Leiden für eine innere Gicht hielten. Aber unsere Sorgen um ihn zerstreuten sich: Er hatte an diesem Tag eine Gichtattacke an der rechten Hand. Er litt stark; aber wir waren ganz froh, dass sein Leiden sich derart äußerte.

Am nächsten Tag, dem 2. Juli, auf den die Hochzeit meiner Schwester festgesetzt war, begaben wir uns alle in das Gemach des Königs, wo meine Schwester ihre Verzichtserklärung abgab. Anschließend speisten wir bei der Königin zu Mittag. Der König hatte sich schlafen gelegt; er ließ, die Königin, meine Schwester und mich, nach dem Mittagessen holen. Wir setzten uns rund um sein Bett. Meine Schwester machte ein trauriges Gesicht. Die Königin hatte tags zuvor eine lange Unterredung mit ihr und ihr ihren Sterbenskummer anvertraut, all ihre Hoffnungen zerstört zu sehen. „Meine liebe Charlotte“, hatte sie zu ihr gesagt, „mir blutet das Herz, wenn ich daran denke, dass Sie morgen geopfert werden. Ich habe es allen verheimlicht; aber ich habe so viele Fäden gezogen, dass ich mir noch Hoffnung machte, man würde etwas in England unternehmen, um Ihre Heirat zum Scheitern zu bringen. Ich habe

einen Sterbenskummer, meine Feinde triumphieren überall über mich und Sie werden einen armen Wicht heiraten, der nicht recht bei Trost ist.“ Diese Unterredung wurde mir von meinen jüngeren Schwestern zugetragen. Die ehrgeizigen Visionen, die die Königin meiner Schwester in den Kopf gesetzt hatte, verliehen ihr das traurige Aussehen, von dem ich gerade sprach. Der König, der alles, was sich im Zimmer der Königin abspielte, von der Rammen erfuhr, die seine Spionin war, wusste genau, worum es ging. „Was haben Sie, meine liebe Lotte“, sagte er zu ihr, „ärgert es Sie zu heiraten?“ Sie entgegnete: „Es ist ganz natürlich, am Hochzeitstag ein wenig nachdenklich zu sein. Die Bindung, die ich eingehe, dauert mein ganzes Leben und da mache ich mir ganz einfach Gedanken darüber.“ Der König fing an, maliziös zu lachen, und sagte: „Gedanken! Ihre Frau Mutter ist es, die dafür verantwortlich ist, dass Sie sich Gedanken machen, und sie wirkt mit ihren Hirngespinsten, die sie ihren Kindern in den Kopf setzt, auf ihr Unglück hin. Trösten Sie sich, Sie wären niemals nach England gegangen; dort hat man sie niemals haben wollen und nicht das Geringste dafür unternommen. Ich wäre hocherfreut gewesen, Sie dort unterzubringen, aber sie wollen überhaupt keinen Frieden mit mir und machen mir Ärger, wo sie können. Was Sie angeht“, sagte er zu mir, „gestehe ich, dass ich schuld daran bin, dass Ihre Heirat sich zerschlagen hat. Ich bereue es jeden Tag; aber es waren diese verteufelten Minister, die mich getäuscht haben. Ich bitte Sie um Verzeihung; ich habe Ihnen viel Kummer bereitet, aber es waren diese bösen Leute, die mich dazu gebracht haben. Hätte ich vernünftig gehandelt, hätte ich Grumbkow zu dem Zeitpunkt entlassen, als Hotham hier war. Aber damals war ich wie verhext und ich bin eher wert, beklagt als verurteilt zu werden.“ Ich antwortete ihm, er müsse sich deswegen keinen Vorwurf machen, ich sei mit meinem Los zufrieden, hätte ich doch einen Gatten, der mich liebe und den ich leidenschaftlich lieben würde, und für den Rest sorge der Liebe Gott. Meine Antwort gefiel ihm; er umarmte mich und sagte zu mir: „Sie sind eine ehrenwerte Frau und Gott wird Sie segnen.“ Anschließend zogen wir uns zurück, um uns ankleiden zu gehen. Die Königin befahl mir, mich um acht Uhr bei den Prunkgemächern des Schlosses einzufinden. Dort fand ich die ganze Gesellschaft beisammen. Man führte mich in einen für die Fürsten bestimmten Raum. Die Kronprinzessin war dort mit meinen beiden jüngeren Schwestern, den Prinzessinnen von Geblüt und den beiden Herzoginnen. Die Königin kam einen Augenblick später in Begleitung der Braut. Prinz Karl reichte ihr die Hand und geleitete sie in den Saal, wo die Segnung stattfinden sollte. Wir alle folgten unserem Rang entsprechend, eine jede von einem Prinzen geleitet. Der König saß dem Hochzeitspaar gegenüber. Die gesamte Hochzeitszeremonie glich meiner eigenen, nur dass die Königin ganz allein meine Schwester entkleidete und nicht dulden wollte, dass ein anderer ihr auch nur eine Nadel anbrachte. Zwei Stunden nach Mitternacht war alles vorbei.

Ausfahrt im Regen

Am nächsten Tag hatte ich Geburtstag: Alle Prinzen und Prinzessinnen besuchten mich am Morgen und machten sich eine Freude daraus, mir Geschenke zu bringen. Ich bekam von allen Körbe voll, außer von der Königin. Wir gingen alle zusammen zu meiner Schwester und von dort aus begab ich mich zum König. Er war im Bett, von der Gicht stark angegriffen. Sobald er mich erblickte, rief er mich, gratulierte mir und wünschte mir viel Glück; und dann wandte er sich zur Königin und gab ihr den Auftrag, ein Geschenk für mich zu suchen. „Lassen Sie sie es sich selbst auswählen", sagte er zu ihr, „ich werde es zahlen und Sie müssen ihr auch eines geben." Am Nachmittag ließ die Königin einige Juweliere kommen und sagte zu mir, ich solle mir aussuchen, was mir am besten gefalle. Es war eine kleine mit Brillanten verzierte kleine Uhr aus Jaspis dabei, für die der Händler vierhundert Taler verlangte: Auf diese Uhr fiel meine Wahl. Die Königin betrachtete sie eine Weile, dann schaute sie mich verächtlich an und sagte: „Bilden Sie sich etwa ein, Madame, dass der König Ihnen so ein beträchtliches Geschenk macht? Sie haben kein Brot zu essen und wollen Uhren? Sie können mit einem kleinen Geschenk zufrieden sein." Gleichzeitig schickte sie den ganzen Laden zurück und behielt nur einen kleinen Ring zu zehn Talern, den sie mir gab. Anschließend sagte sie zum König, dass alles, was sie gesehen habe, so teuer gewesen sei, dass sie nichts habe auswählen wollen. Ihre Vorgehensweise kränkte mich mehr als der Verlust meines Geschenkes; aber ich hatte mich mit Geduld gewappnet und die Hoffnung, bald wieder in Bayreuth zu sein, half mir, all diesen Schimpf zu ertragen.

Am folgenden Tag war Ball. Weil unendlich viele Leute da waren, wurde an vier verschiedenen Stellen gleichzeitig getanzt und der Ball in Quadrillen aufgeteilt. Meine Braunschweiger Schwester führte die erste an, die Königin, die Kronprinzessin, meine Schwestern und ich zählten dazu. Die Markgräfin Philipp führte die zweite an, die Prinzessin von Zerbst die dritte und Frau von Brandt die vierte. Der Ball begann um vier Uhr nachmittags. Alle Fackeln, denn Kerzen kann ich sie nicht nennen, waren angezündet und die Hitze war tödlich. Es gab zwei Bälle von dieser Art, wo die ganze Gesellschaft vor Müdigkeit und Hitze umkam. Ich ging auf dem Zahnfleisch. Mein Leiden verschlimmerte sich zusehends und ich war derart geschwächt, dass ich kaum laufen konnte. Der Erbprinz kam um vor Sorge, mich so dahinsiechen zu sehen und vor allem gezwungen zu sein, mich zu verlassen. Er brach am 9. Juli auf, um sich zu seinem Regiment zu begeben, dessen Parade für den 5. August vorgesehen war. Weil herrliches Wetter war, fuhr ich mit der Kronprinzessin im Jagdwagen spazieren: Das ist eine Art offener Wagen, auf dem zwölf Personen Platz finden können, was ganz nett ist, weil man gleichzeitig die Spazierfahrt und die Unterhaltung genießen kann. Ich ging in ausgesuchter Gesellschaft zur Kronprinzessin zum Abendessen und wir verbrachten den Abend sehr angenehm.

Am nächsten Tag war großes Ausfahren. Wir waren alle im Phaeton und groß herausgeputzt; der gesamte Adel folgte in Karossen, von denen man 85 zählte. Der König führte in einer Berline den Reigen an. Er hatte im Vorhinein die gesamte Tour festgelegt, die wir fahren sollten. Er schlief ein. Es fing an zu regnen und ein furchtbares Gewitter zog auf. Trotzdem fuhren wir im Schritttempo spazieren. Es lässt sich leicht vorstellen, wie wir zugerichtet waren. Wir waren nass wie die Katzen. Die Haare hingen uns am Kopf herunter und unsere Kleider und Perücken waren hinüber. Nach drei Stunden Regen stiegen wir endlich in Monbijou aus, wo es große Illumination und einen Ball geben sollte. Ich habe nie etwas so Komisches gesehen wie all diese Damen, die aussahen wie Xanthippen und denen die Kleider auf dem Leib klebten. Wir konnten uns noch nicht einmal trocknen lassen und mussten den ganzen Abend in unseren durchnässten Kleidern bleiben. An allen darauffolgenden Tagen war Theater.

Meine Gesundheit und meine Kräfte ließen jeden Tag nach, und weil Herr Stahl, der von mir schon erwähnte Leibarzt des Königs, mich vollkommen vernachlässigte, wandte ich mich an den des Herzogs von Braunschweig und befragte ihn nach meinem Zustand. Nachdem er alle Umstände untersucht hatte, schloss er, ich habe schleichendes Fieber und eine beginnende Magenverhärtung. Er sagte zu mir, wenn ich mich nicht rechtzeitig einer Kur unterziehe, liefe ich Gefahr, vor Ablauf eines Jahres zu sterben. Ich bat ihn, seine Ansicht über meine Krankheit schriftlich niederzulegen, was er auch tat. Als mein Bruder von dieser Konsultation und Diagnose des Arztes erfuhr, war er besorgt und ließ seinen Stabschirurgen, einen sehr geschickten Mann, kommen. Er war derselben Ansicht wie der Arzt. Sie wollten mir beide eine Kur verabreichen, doch ich wollte es auf keinen Fall, weil ich von vornherein wusste, dass sie mir überhaupt nicht helfen würde, weil ich mich nicht schonen konnte und allzu niedergeschlagen war.

Ich hatte nach Bayreuth geschrieben, um darauf hinzuwirken, dass der Markgraf uns aus Berlin herausholen sollte. Sein Brief, den ich voller Ungeduld erwartete, traf endlich ein. Er war so abgefasst, dass ich ihn dem König zeigen konnte. Der hatte einen gleich lautenden erhalten und ich hoffte, ich fände keine Schwierigkeit abzureisen. Als ich am Morgen bei der Königin eintrat, traf ich den König und die Herzogin von Bevern an. „Ich habe“, sagte er zu mir, „einen Brief von Ihrem Schwiegervater erhalten, der Sie wieder bei sich haben will. Er will Ihre Einkünfte um 8.000 Taler erhöhen, damit Sie in Erlangen Ihren eigenen Haushalt führen können; aber ich glaube, das wird nicht nötig sein, weil ich darauf zähle, dass Sie hier bleiben. Was soll ich Ihrer Ansicht nach ihm darauf antworten?“ Ich sagte ihm, ich wäre froh, bei ihm in Berlin bleiben zu können, aber ich dächte, da der Gesundheitszustand des Markgrafen schwächer würde, sei es besser, wenn wir nach Bayreuth zurückkehrten und der

Erbprinz sein Land kennenlernte. Der König runzelte die Augenbrauen und fuhr fort: „Sie wollen also Ihren eigenen Haushalt haben?“ Ich entgegnete: „Das ist mit 8.000 Talern unmöglich. Wenn er noch einmal soviel geben würde, dann ginge es.“ Der König gab zurück: „Wenn ich das erreichen kann, lasse ich Sie gehen; wenn er jedoch Schwierigkeiten macht, bleiben Sie hier.“ Da ergriff die Herzogin von Bevern das Wort und sagte zu ihm, ich sei bei ganz schlechter Gesundheit und müsse mich sehr schonen, was ich eher in Bayreuth als in Berlin tun könne. Sie schilderte ihm meine Krankheit im Einzelnen und schloss damit, dass der Arzt mir eine Bäderkur verschrieben habe. „Sie wird sie in Charlottenburg nehmen“, sagte der König; „wenn sie will, wird sie da ihre Tafel erhalten und sie wird dort besser aufgehoben sein als in Bayreuth.“ Die Herzogin und ich wagten darauf keine Antwort und ich war verzweifelt zu sehen, dass ich nicht so nahe daran war, Berlin zu verlassen, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Die Herzöge und Herzoginnen reisten am nächsten Tag ab. Meine Schwester folgte ihnen am 17. Juli. Unser Abschied war nicht gerade ergreifend; die Königin hingegen war ganz traurig über ihre Abreise. Sie hat ein gutes Herz, doch ihr Argwohn, ihre Eifersucht und ihr intrigantes Wesen waren der Grund für ihre Fehler.

Kaum war meine Schwester abgereist, wurde sie umgänglicher mit mir. Ich versuchte auf allen möglichen Wegen, ihre Zuneigung wiederzuerlangen. Wenn ich auch keinen Erfolg damit hatte, erreichte ich wenigstens, dass sie mich besser behandelte als in der Vergangenheit. Ich hatte den Markgrafen von meiner Unterredung mit dem König über meine Abreise informiert und ihn inständig gebeten, fest auf unserer Rückkehr zu beharren, sonst würde er sie nicht gewährt bekommen.

Der König war am Tag der Abreise meiner Schwester nach Pommern aufgebrochen. Er war begeistert vom Regiment des Erbprinzen: Es gab nichts Schöneres, Ordentlicheres, Disziplinierteres. Er nahm ihn am 8. August mit nach Berlin. Ich bedrängte meinen Bruder stark, dass wir die Erlaubnis bekämen, uns zu verabschieden. Er beschloss, gemeinsam mit Seckendorff und Grumbkow am folgenden Tag, an dem mein Bruder den König bewirten wollte, mit ihm darüber zu sprechen. Das Glück wollte es, dass ich am Morgen einen Brief des Markgrafen erhielt, der einen an den König adressierten Brief enthielt. Ich zeigte ihn ihm nach Tisch. Er war guter Laune und hatte vom Wein einen leichten Schwips. Dennoch veränderten sich beim Lesen des Briefes seine ganzen Gesichtszüge. Einige Augenblicke schwieg er und brach schließlich sein Schweigen: „Ihr Schwiegervater weiß nicht, was er will; Sie sind hier besser als bei ihm aufgehoben. Mein Schwiegersohn muss sich mit dem Militär und der Wirtschaft befassen, das bringt ihm weit größeren Nutzen, als in Bayreuth Kohlköpfe zu pflanzen.“ Da führten ihm Grumbkow und Seckendorff vor Augen, dass er uns, wenn er sich weigerte, uns gehen zu lassen, mit dem Markgrafen entzweien würde.

Trotz all seiner Gebrechlichkeit könne er auf die Laune verfallen, wieder zu heiraten, was uns höchst abträglich wäre. Am Ende schlossen sich alle ihnen an. Der König schaute mich an und fragte, was ich davon hielte. Ich antwortete ihm, dass die Herren Recht hätten und er uns eine Gunst erwiese, wenn er uns abreisen ließe. „Also gut", sagte er, „reisen Sie nur, aber Sie haben keine Eile, Sie können bis zum 23. August warten." Meine Freude darüber, mich verabschieden zu dürfen, war unvergleichlich.

Die zwei Wochen, die ich noch in Berlin blieb, verbrachte ich ganz ruhig. Die Königin vermisste mich, nachdem sie sich nach und nach wieder an mich gewöhnt hatte. Ich hatte sogar eine große Aussprache mit ihr. Sie sagte mir, Grumbkow sei schuld an ihrem üblen Verhalten mir gegenüber gewesen und er habe ihr gesagt, dass meine Schüchternheit allein der Grund für den Bruch mit England gewesen sei. Das Drängen des Königs auf meine Heirat mit dem Erbprinzen sei nur vorgetäuscht gewesen, und wenn ich damals, als er mir diese Herren geschickt hatte, mehr Festigkeit gezeigt hätte, wäre es nie dazu gekommen. Ich solle selbst urteilen, ob sie Grund habe, sich über mich zu beklagen. Ich bewies ihr ganz klar Grumbkows Täuschungsmanöver.
Der König sagte mir am Tag meiner Abreise Aufwiedersehen, aber auf eine höchst kühle Art und Weise. Das war das letzte Mal, dass ich diesen teuren Vater sah, dessen Andenken ich immer in Ehren halten werde. Der Abschied von meinem Bruder war ganz ergreifend. Die Königin brach in Tränen aus, als ich mich von ihr trennte, und ich reiste in Tränen aufgelöst ab.
In Saarmund speiste ich zu Mittag. Nach einer leichten Mahlzeit bestieg ich wieder den Wagen. Der Kutscher hatte wiederum die Güte, uns auf einer Chaussée umzustürzen. Die Karosse überschlug sich zweimal und fiel aufs Dach. Weil ich darauf nicht gefasst war, zerkratzte ich mir das ganze Gesicht und hatte mehrere Beulen am Kopf. Das hinderte mich nicht daran, meine Reise fortzusetzen.
Am folgenden Tag traf ich in Halle ein, wo ich mit allem Zeremoniell empfangen wurde. Man entsandte zunächst eine Abordnung der Universität an mich, die mir eine Rede anlässlich meiner glücklichen Ankunft hielt; und Herr von Wachholtz, der in Abwesenheit des Fürsten von Anhalt in Halle das Kommando hatte, gab mir eine Wache mit und bat mich um eine Rede. Ich traf in der Stadt auch die Herzogin von Radziwill, die Schwester der Markgräfin Philipp, die eigens aus Dessau gekommen war, um mich zu sehen. Ich kannte sie sehr gut: Sie war sehr geistreich und lebenserfahren, was den Umgang mit ihr sehr angenehm machte.
Am nächsten Tag reiste ich aus Halle ab und kam am 30. August in Hof an. Herr von Voit, der sich in Schleiz zu mir gesellte, gab mir Bescheid, dass der Markgraf dort

war und uns ganz freudig und ungeduldig erwartete. Er kam uns mit dreißig Karossen im Geleit einige Schussweiten vor der Stadt entgegen. Ich ließ meinen Wagen anhalten und stieg aus, als ich sah, dass er es auch tat. Er empfing mich aufs Zuvorkommendste und liebkoste den Erbprinzen sehr. Wir begaben uns alle in meine Karosse, wo er Platz nahm. Er sagte zu mir, er finde mich erstaunlich verändert und abgemagert, hoffe aber, meine Gesundheit würde bald wiederhergestellt, da er einen sehr geschickten Arzt gewonnen habe.
Wir blieben einen Tag in Hof und am 2. September kam ich in Bayreuth an. Ich traf dort auf Fräulein von Sonsfeld, die hocherfreut war, mich wiederzusehen, und mir meine kleine Tochter präsentierte, die ich bestimmt nicht wiedererkannt hätte. Man hatte ihr etliche Scherze beigebracht und ich darf sagen, dass sie das allerschönste Kind war.
Am folgenden Tag erhielt ich Besuch von jenem berühmten Arzt, den man mir so hoch gepriesen hatte. Ich zeigte ihm die Diagnose derer, die ich konsultiert hatte und die sie mir schriftlich gegeben hatten. Er sagte mir, er sei nicht ihrer Ansicht; mein Leiden rühre von einem verdorbenen Magen und schlechtem Blut her; er wolle mich zunächst zur Ader lassen und mir dann jeden Morgen Gerstenbrühe verabreichen lassen und sei überzeugt, dass ich mich bald besser fühlen würde. Als Erstes nahm er mir am folgenden Tag zehn Unzen Blut ab, was meine Schwäche derart steigerte, dass ich einige Tage gezwungen war, das Zimmer zu hüten. Die Marwitz las mir an den Nachmittagen vor und der Markgraf kam mich abends besuchen. Er war mir gegenüber äußerst aufmerksam; aber das verdankte ich Fräulein von Sonsfeld, die einen solchen Einfluss auf ihn gewonnen hatte, dass sie vollkommen über ihn verfügte. Zur Krönung meines Glücks ging er nach Himmelkron und ließ mich in Bayreuth. Beim Abschied sagte er zu mir, er entferne sich mit Absicht, um mir die Zeit zu lassen, mich gesundheitlich zu erholen. Er wisse genau, ich zwänge mich auszugehen und anzukleiden, wenn er da sei, und das sei nicht gut für mich; er bitte mich, mich bis zu seiner Rückkehr, so gut ich könne, zu zerstreuen. Ich war hocherfreut über all diese Aufmerksamkeiten und fest entschlossen, mich so zu verhalten, dass ich dieses gute Einvernehmen auf Dauer behalten konnte. Meine Ansbacher Schwester besuchte mich auch für ein paar Tage und ich genoss nach und nach eine gewisse Ruhe, als ein neues Ereignis mich wieder in neue Ängste stürzte. Aber ich muss bei diesen Ereignissen früher ansetzen.

Ich habe den unverhofften Tod Augusts, des Königs von Polen, schon erwähnt. Nach dem Ableben des Herrschers hatten sich in diesem Staat zwei Parteien gebildet, von denen die eine für den Kurfürsten von Sachsen war und vom Kaiser und Russland unterstützt wurde, die andere für Stanislaus war und von Frankreich gefördert

wurde. Die Politik des Kaisers, die seit jeher im Gegensatz zu der jener Monarchie stand, die des Königs von Preußen, dem überhaupt nichts daran lag, einen von einer so großen Macht protegierten Nachbarn zu haben, und diejenige Russlands, das immer mit dem Kaiser und den Kurfürsten von Sachsen verbunden war, widersetzen sich offen einer solchen Wahl. Dennoch gewann trotz all ihrer Bemühungen die französische Fraktion die Vormacht und wählte Stanislaus Leszczynski zum König von Polen. Höchst schockiert über diese Wahl ließ Russland Truppen nach Polen einmarschieren und begann seine militärischen Aktionen mit der Belagerung von Danzig. Alles war auf einen Bruch zwischen Frankreich und dem Kaiser vorbereitet. Der ließ Truppen in Italien und am Rhein aufmarschieren. Dem Geheimvertrag entsprechend, den der König mit dem Kaiser abgeschlossen hatte, musste er ihm zehntausend Mann stellen. Man schrieb mir aus Berlin, dass der König Vorbereitungen traf, selbst am Feldzug teilzunehmen, und stark darauf zählte, dass der Erbprinz ihn mitmachen würde.

Das also war der Gegenstand meiner Ängste. Ich war so daran gewöhnt, dass mich alles in Aufregung versetzte. Ich war in düstere Melancholie verfallen. Durch all den Kummer, den ich in Berlin hatte, war ich so niedergeschlagen, dass ich große Mühe hatte, mein heiteres Gemüt wiederzuerlangen. Mein Gesundheitszustand war unverändert und alle hielten mich für schwindsüchtig. Ich war selbst darauf gefasst, dieser Krankheit nicht zu entgehen und erwartete standhaft den Tod. Meine einzige Erholung war das Studium. Ich war jeden Tag mit Lesen und Schreiben beschäftigt, ich führte mit der Marwitz Gespräche und versuchte, sie zum rechten Denken und Nachdenken anzuhalten. Ich empfand große Zuneigung zu diesem Mädchen, das sich sehr stark an mich hängte. Sie wurde langsam ganz vernünftig und versuchte, zuvorkommend zu mir zu sein bei allem, was mir in ihren Augen Freude bereiten konnte.

Unterdessen sammelten sich die kaiserlichen Truppen nach und nach. Der Herzog von Bevern kommandierte sie. Der Erbprinz brannte darauf, den Feldzug mitzumachen. Er konnte in diesem Jahr nicht lange andauern, da die Saison schon allzu sehr vorangeschritten war, und im Übrigen widersetzte sich der Markgraf offen seinen Wünschen. Das Einzige, was ihm gewährt wurde, war die Erlaubnis, die Armee in der Nähe von Heilbronn zu besuchen. Er brach am 30. September auf und kam am 1. November zurück.

Zu dieser Zeit erhielten wir Besuch von der Prinzessin von Kulmbach, der Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm. Die Geschichte dieser Prinzessin ist so einzigartig, dass sie ihren Platz in diesen Memoiren wohl verdient. Sie war bis zum Alter von zwölf Jahren bei der Königin von Polen, ihrer Tante, erzogen worden. Ihre Mutter, jene Markgräfin, die ich im Bericht meiner Reise nach Erlangen porträtiert habe, hielt

es nicht für angebracht, sie noch länger in Dresden zu lassen, und ließ sie nach Bayreuth zurückholen. Die junge Prinzessin war schön und stand mit ihrer Attraktivität ihrer Mutter in nichts nach, außer dass ihre Gestalt verwachsen und dieser Mangel so groß war, dass er nicht künstlich zu kaschieren war. Der Markgraf, mein Schwiegervater, welcher der wahrscheinliche Erbe des Markgrafentums war, da Markgraf Georg Wilhelm keine männlichen Nachkommen hatte, zählte zu den Bewerbern um die Hand der Prinzessin. Zu dieser Zeit war er schon von seiner Gattin getrennt und somit frei, eine andere Ehe einzugehen. Die Markgräfin konnte ihn nicht leiden. Ihre Tochter hatte dieselbe Einstellung zu ihm. Ihre Schönheit, ihre Zurückhaltung, ihre Umgangsformen machten ihre Mutter furchtbar eifersüchtig. Sie beschloss, die arme Prinzessin ins Unglück zu stürzen. Der Markgraf, ihr Gatte, neigte zur Heirat seiner Tochter mit dem Prinzen von Kulmbach. Um sie zu vereiteln, warf die Markgräfin die Augen auf einen gewissen Wobster, einen Kammerherrn ihres Gatten. Sie ließ ihm viertausend Dukaten versprechen, wenn er es schaffe, sich bei der Prinzessin derart einzuschmeicheln, dass er ihr ein Kind machen könne. Wobster war von diesem Vorschlag hellauf begeistert. Er machte der Prinzessin lange den Hof, ohne anderen Lohn zu ernten als herablassende Verachtung. Als die Markgräfin erkannte, dass sie auf diese Art und Weise nicht an ihr Ziel kommen würde, befahl sie Wobster, sich eines Nachts im Zimmer der Prinzessin zu verstecken. Ihre Dienerschaft war bestochen. Man sperrte sie mit ihm ein; trotz all ihrer Tränen und Schreie schaffte er es, sie zu besitzen: Sein Flehen, seine Ehrfurcht und seine Tränen machten die Prinzessin weich. Er machte ihr weis, es hinge nur vom Markgrafen ab, ihn zum Grafen und anschließend zum Reichsfürsten zu ernennen, was ihn in den Stand versetzen würde, sie zu heiraten. Da sie die einzige Tochter sei, hänge es nur vom Markgrafen ab, ihr den größten Teil seines Landes zu überlassen, indem er die Anzahl der Freilehen erhöhe, die sehr beträchtlich waren. Die Liebe, in Verbindung mit diesen weiteren Betrachtungen, brachten die Prinzessin dazu, mit ihrem Liebhaber ein Verhältnis anzufangen und ihm Rendezvous zu gewähren. Am Ende wurden diese Treffen so häufig, dass sie schwanger wurde. Die Markgräfin, welche die ganze Intrige in Absprache mit Herrn Stutterheim, dem ersten Minister des Markgrafen, spann, wurde umgehend von der Erfüllung ihrer Wünsche informiert, tat jedoch so, als wisse sie nichts von der Schwangerschaft ihrer Tochter, die ihrerseits ihren Zustand so lange wie möglich zu verbergen suchte. Der Prinz von Kulmbach seinerseits dachte nur daran, seine Heirat mit der Prinzessin erfolgreich abzuschließen. Er war gerade dabei, sich nach Bayreuth zu begeben, um beim Markgrafen um ihre Hand zu bitten, als er einen Brief Stutterheims erhielt, der ihm mitteilte, was ich soeben geschrieben habe. Er verzichtete sofort auf sein Vorhaben, ganz froh, rechtzeitig und noch bevor er den geringsten Schritt unternommen hatte, davor gewarnt worden zu sein. Indessen spielte die Prin-

zessin vor, schlimm krank zu sein und die Wassersucht zu haben. Etliche Leute, die Mitleid mit ihr und die Absichten der Markgräfin und die Krankheit ihrer Tochter ergründet hatten, boten ihr ihre Dienste an, um ihr aus diesem Fehltritt herauszuhelfen, aber sie wollte auf Betreiben ihres Geliebten ihnen nie etwas eingestehen. Der Zeitpunkt ihrer Niederkunft rückte näher. Die Markgräfin begab sich mit ihr zur Eremitage, während der Markgraf und Herr Wobster einige Meilen entfernt auf der Jagd waren. Die arme Prinzessin bekam dort die Wehen; sie hatte nicht die Kraft, ihre Schreie zurückzuhalten. Ihre Mutter eilte in dem Moment herbei, als sie männlichen Zwillingen das Leben schenkte, deren Gesichter schwarz wie Tinte waren. Trotz der Bitten und Vorhaltungen aller Umstehenden nahm die Markgräfin die beiden Kinder, lief umher, zeigte sie aller Welt und schrie, ihre Tochter sei eine schamlose Dirne und soeben niedergekommen. Man schickte einen Eilboten zum Markgrafen, um ihm diese furchtbare Neuigkeit mitzuteilen. Wobster war an seiner Seite, als er den Brief las, bemerkte eine Veränderung in seinen Gesichtszügen, schloss daraus auf den Inhalt des Briefes und machte sich schleunigst auf und davon. Der Markgraf war von dieser Katastrophe derart verwirrt, dass Wobster schon weit weg war, bevor er sich von seiner Erschütterung erholen konnte.

Die Prinzessin wurde ein paar Tage später auf die Plassenburg geschickt. Die Markgräfin hatte mit ihren beiden Kindern derart gescherzt, dass sie beide starben. Was Wobster angeht, so schrieb er an den Markgrafen einen langen Brief, in dem er die Zahlung der ihm versprochenen viertausend Dukaten verlangte. Der hätte sich vielleicht an seiner Gattin gerächt, wenn der Tod, der ihn kurz darauf ereilte, ihn nicht daran gehindert hätte. Der Markgraf, mein Schwiegervater, wollte nach seinem Regierungsantritt die Prinzessin freilassen, doch die Königin von Polen widersetzte sich dem. Da sie jedoch nicht mehr so streng bewacht wurde, versuchten ein paar katholische Priester, sie zu sehen, und überzeugten sie davon, dass sie, wenn sie die Religion wechsele, den mächtigen Schutz der Kaiserin Amalia erhalte, die sie bald aus der Gefangenschaft, in der sie schmachte, herausholen und ihr ausreichend Unterstützung gewähren würde, um ihren Rang zu wahren. Sie ließ sich von diesen schönen Argumenten blenden und schwor heimlich dem lutherischen Glauben ab. Als die Königin von Polen einige Zeit darauf gestorben und die Prinzessin freigelassen war, trat sie öffentlich zum katholischen Glauben über. Gewissensbisse, die sie kurz vor meiner Rückkehr nach Bayreuth ergriffen, ließen sie diese Religion wieder verlassen und zum protestantischen Glauben zurückkehren. Der Markgraf, der ihr bei dieser Gelegenheit seinen Glaubenseifer zeigen wollte, lud sie nach Bayreuth ein, wo sie ihrem Rang entsprechend empfangen wurde und er sie rehabilitieren wollte. Die Prinzessin hat ihre Qualitäten. Ihr Verhalten war tadellos; sie tut unendlich viel Gutes

und ihre guten Eigenschaften tilgen den Fehltritt, den sie unglücklicherweise begangen hatte.
Die Prinzessin hielt sich nicht lange in Bayreuth auf. Wenige Tage nach ihrer Ankunft kehrte sie nach Kulmbach zurück, um den Markgrafen und den Erbprinzen zu empfangen, die dort auf die Jagd gehen sollten. Meine Gesundheit erlaubte es nicht, mich ihnen anzuschließen, und so blieb ich in Bayreuth.
Da ich nichts von dem weglasse, was mir passiert ist, und in diese Memoiren durch alle möglichen kleinen Anekdoten Abwechslung hineinbringen möchte, will ich eine erzählen, die auf etliche Leute Eindruck gemacht hat, außer auf mich, die ich mich durch Studium und Nachdenken von vielen Vorurteilen freigemacht habe und mir zugutehalte, ein wenig aufgeklärt zu sein.
Die Gemächer des Erbprinzen bestanden aus zwei großen aneinandergrenzenden Räumen und einem daneben liegenden Kabinett. Die Zimmer hatten nur zwei Ausgänge: einen durch mein Schlafzimmer und den anderen durch ein kleines Vorzimmer, wo zwei Wachen und einer der Diener des Prinzen waren, die dort schliefen. In der Nacht des 7. auf den 8. November hörten die beiden Wachen und der Diener des Vorzimmers lange Zeit in diesem großen Zimmer ein Laufen und danach Klagerufe und furchtbares Jammern. Mehrfach gingen sie hinein, ohne etwas zu sehen, und sobald sie aus diesem Zimmer wieder hinausgingen, fing der Lärm aufs Neue an. Sechs Wachen, die in dieser Nacht einander ablösten, bezeugten dasselbe. Auf den entsprechenden Bericht an Marschall von Reitzenstein hin wurde die Sache streng untersucht, ohne dass man herausfinden konnte, was das sein mochte. Man machte mir ein Geheimnis daraus. Einige Leute behaupteten, das sei die Weiße Frau, die komme, um meinen Tod zu weissagen.[46] Andere fürchteten, dem Erbprinzen werde ein Unglück geschehen. Diese Furcht zerstreute sich bald, denn am 11. November kehrte der Markgraf mit dem Prinzen nach Bayreuth zurück. Kaum waren sie da gelandet, als ein Kurier mit der traurigen Nachricht vom Tod des Prinzen Wilhelm, meines Schwagers, eintraf; und was das Seltsamste ist: Der Prinz war in derselben Nacht verschieden, in der dieser ganze Lärm im Schloss zu hören war. Er war von Wien mit dem Prinzen von Kulmbach aufgebrochen, um sich zu seinem Regiment zu begeben, das in Cremona war. Kaum war er angekommen, bekam er die Blattern, die ihn innerhalb von sieben Tagen dahinrafften. Das war für die gesamte Familie ein Glück: Der Prinz war von so bescheidenem Verstand, dass er seinem ganzen Haus Schande gemacht hätte, wenn er am Leben geblieben wäre.
Der Markgraf nahm diese Nachricht sehr gefasst auf und vergoss nicht eine Träne. Der Erbprinz war untröstlich und ich hatte alle Mühe der Welt, ihn von seiner Trauer abzulenken. Der Prinz von Kulmbach schaffte es, seinen Leichnam heimlich nach Bayreuth transportieren zu lassen. Wir alle begaben uns mit dem Markgrafen nach

Himmelkron, um nicht Zeugen seiner Beerdigung zu werden. Sein Leichnam sollte in der Schlosskirche aufgebahrt werden, wo die Gräber aller Prinzen des Hauses sind. Die Gruft, in der sie ruhen, ist zugemauert. Sie wurde einige Tage vor der Beerdigung geöffnet, um Luft hineinzulassen. Wie überrascht aber waren die, welche hinabstiegen, die Gruft voller Blut zu finden! Die ganze Stadt lief herbei, um das Wunder zu sehen. Es wurden schon jede Menge unglückselige Schlüsse daraus gezogen. Man kam nach Himmelkron, um mir von diesem Phänomen zu erzählen, und brachte mir ein von diesem wundersamen Blut getränktes Tuch. Niemand wollte den Markgrafen davon informieren, aus Furcht, ihn zu beunruhigen. Ich für meinen Teil, die ich Wundern keinen großen Glauben schenke, ich war der Ansicht, es sei gut, dem Markgrafen über das Geschehene Bescheid zu geben. Ich bat ihn inständig, Herrn Görkel, seinen Leibarzt, hinzuschicken, um zu untersuchen, was das sein könnte. Der Markgraf gewährte mir meine Bitte, und weil er selbst voraussah, welch panische Angst das den Leuten einjagen würde, bat er mich, dafür zu sorgen, dass ergründet wurde, was die Ursache gewesen sein mochte. Görkel berichtete mir am Abend, dass derart viel Blut in der Gruft fließe, dass er einige volle Kübel habe herausholen lassen und nach einer genauen Visite herausgefunden habe, dass es durch eine kaum merkliche Ritze eines Bleisarges fließe, der eine Prinzessin des Hauses berge, die vor achtzig Jahren gestorben sei; um der Sache auf den Grund zu gehen, könne man nichts Besseres tun, als den Sarg zu öffnen. Der Markgraf gab den Befehl dazu, aber man schaffte es nicht, ohne ihn völlig zu zertrümmern, was man eigentlich nicht tun wollte. Es gab in Bayreuth keinen ausreichend fähigen Chemiker, der kraft seiner Kunst hätte herausfinden können, ob es Blut oder irgendeine andere Flüssigkeit war. Einer der Ärzte der Stadt half uns schließlich aus der Verlegenheit und hatte den Mut, davon zu kosten. Das Wunder verschwand auf der Stelle: Was in dem Sarg war, aus dem diese Flüssigkeit floss, das war Balsam. Die Prinzessin, die darin lag, war außergewöhnlich füllig; man hatte sie einbalsamiert; ihr Fett, verbunden mit dem Balsam, hatte das ganze Phänomen hervorgerufen, das die Ärzte dennoch sehr seltsam fanden angesichts der langen Zeit, die seit ihrem Tod verstrichen war.

Der Prinz wurde am 3. Dezember beerdigt. Ich hatte meinen beiden Damen, der Grumbkow und der Marwitz, erlaubt hinzugehen. Sie kehrten am Abend zurück. Am nächsten Tag war ich mit der Marwitz allein und fand sie zerstreut und nachdenklich; ich fragte sie nach dem Grund. Sie begann zu seufzen und sagte mir, sie sei höchst traurig, traue sich aber nicht zu reden. Diese Antwort machte mich neugierig; ich drängte sie stark, mir ihren Kummer anzuvertrauen. „Der Himmel wollte, dass ich es Ihnen sagen könnte, Madame“, antwortete sie mir; „ich habe größere Lust, es Ihnen mitzuteilen, als Sie, es zu erfahren; aber ich habe einen schrecklichen Schwur geleistet, Schweigen zu bewahren. Ich kann Ihnen nur sagen, dass es Sie betrifft.“

Flora von Sonsfeld und der Markgraf: ein ungleiches Paar

Ihre Miene und der Ton, in dem sie zu mir sprach, versetzten mich in Schrecken. Ich konnte nicht begreifen, was es sein mochte und versuchte, es zu erraten, indem ich sie über alle möglichen Dinge ausfragte. Sie schüttelte immer verneinend den Kopf. Endlich sagte sie mir, es betreffe den Markgrafen. „Was", sagte ich, „will er heiraten?" Sie nickte mir zustimmend zu. Ich sagte zu ihr: „Aber, mein Gott, wen denn? Und wie kommen Sie dazu, als Erste darüber Bescheid zu wissen? Wenn das so ist, können Sie ein Zeichen geben, ohne mir zu sagen, um wen es sich handelt." Daraufhin stand sie auf, sprang durchs Zimmer und nahm einen Stift, mit dem sie etwas an die Wand zu schreiben begann; danach flüchtete sie. Ich war schon ganz ungeduldig, erstarrte aber, als ich las, was sie geschrieben hatte. Es war Folgendes: „Ich war heute morgen bei meiner Tante Flora (das war der Taufname von Fräulein von Sonsfeld, die ich im weiteren Verlauf dieser Memoiren so nennen werde), und da ich sie recht nachdenklich und sorgenvoll fand, fragte ich sie, was sie habe. Sie hat mir geantwortet, es gingen ihr viele Dinge durch den Kopf, die mich sehr überraschen würden, wenn sie mir sie mitteilte. Ich drängte sie danach, deutlich zu werden. ‚Ich vertraue Ihnen mein Geheimnis an, doch ich verlange von Ihnen, dass Sie mir schwören, unverbrüchliches Schweigen über das zu bewahren, was ich Ihnen sagen werde.' Ich versprach ihr, was sie von mir verlangte. Daraufhin hat sie mir erzählt, dass der Markgraf nach unserer Abreise nach Berlin angefangen habe, ihr den Hof zu machen, und eine so hohe Meinung von ihr gefasst habe, dass er beschlossen habe, sie zu heiraten. Er wolle sie zur Reichsgräfin ernennen lassen, damit sie nach seiner Heirat den Rang einer Prinzessin einnehmen könne. Er wolle in diesem Fall Bayreuth ganz verlassen und sich mit ihr in Himmelkron niederlassen. Er wolle ihr eine recht ansehnliche Summe schenken, die er im Ausland anlegen wolle und die ihr als Witwenpension dienen und so vor allen Schikanen schützen würde, die ihr der Erbprinz machen könne. Der Markgraf warte nur die Beerdigung seines Sohnes ab, um Ihrer Königlichen Hoheit sein Vorhaben mitzuteilen. Ich habe ihr vor Augen geführt, dass weder Ihre Königliche Hoheit noch der Erbprinz jemals einer solchen Heirat zustimmen würden. Der König würde Ihre Hoheiten mit all seiner Macht unterstützen. Unsere gesamte Familie befinde sich in den Ländern des Herrschers, der sich für das Unrecht, das sie Ihrer Königlichen Hoheit antun wolle, an unseren Verwandten rächen würde. Die Hofmeisterin wäre gezwungen, ihren Hof zu verlassen; sie würde vor Kummer sterben, kurz: Ich könne mir nicht vorstellen, dass sie solchen Wahnvorstellungen anhängen könne. ‚Das sind überhaupt keine Wahnvorstellungen', sagte meine Tante zu mir; ‚ich weiß nicht, warum ich nicht von dem Glücksfall profitieren sollte, der sich mir bietet. Welches Unrecht tue ich dem Erbprinzen und Ihrer Königlichen Hoheit denn an? Wenn nicht ich es bin, die den Markgrafen heiratet, dann wird es eine Andere sein und schließlich und endlich braucht der Markgraf ihre Einwilligung nicht.'

Ich sagte zu ihr: „Wenn Sie aber Kinder haben?“ Sie erwiderte: ‚Wenn ich welche bekomme, gehe ich zugrunde, doch ich bin zu alt, um welche zu bekommen.‘ Ich sagte zu ihr: „Achten Sie auf das, was Sie tun und behandeln Sie das nicht als eine Kleinigkeit, denn ich sehe furchtbare Konsequenzen daraus entstehen.“ Die Tante sagte: ‚Sie sind noch ein junges Ding, Sie erschrecken sich grundlos und ich ärgere mich schon darüber, Ihnen mein Geheimnis anvertraut zu haben; hüten Sie sich wenigstens davor, jemandem davon zu erzählen. Ich fahre nach Himmelkron und versuche, meine Schwester nach und nach vorzuwarnen, denn sie weiß nichts davon.“‘
Noch nie im Leben war ich so überrascht; eine Fülle von Gedanken ging mir sogleich durch den Kopf. Es blieb wenig Zeit. Fräulein von Sonsfeld sollte am folgenden Tag eintreffen und allem Anschein nach sollte mich der Markgraf von dem ganzen schönen Vorhaben informieren. Ich wischte zunächst das aus, was die Marwitz geschrieben hatte, und ließ den Erbprinzen rufen, dem ich dieses Geheimnis mitteilte. Wir quälten uns beide ab, um nach Auswegen zu suchen, ohne sie zu finden.
Ich war in großer Sorge. Am Abend bei Tisch spielte ich die Kranke, da meine Verstörung mich daran hinderte, Haltung zu bewahren. Der Erbprinz und ich konnten die ganze Nacht nicht schlafen und liefen immer nur im Zimmer auf und ab. Die Sache war in jeder Hinsicht folgenreich: Erstens war es nicht gerade eine Ehre für uns, eine Schwiegermutter zu bekommen, die so tief unter unserem Rang stand. Zweitens konnte diese Schwiegermutter uns unermesslichen Schaden zufügen; sie konnte das Land endgültig ruinieren und, was noch schlimmer ist, uns erneut mit dem Markgrafen entzweien. Drittens wären die Hofmeisterin, die ich wie meine Mutter liebte und die mir bedingungslos verbunden war, und die Marwitz, der ich unendlich zugetan war, gezwungen, mich zu verlassen, und würden die unglücklichsten Frauen auf der Welt, denn der König würde sie zwingen, nach Berlin zurückzukehren und dort einsperren lassen. Viertens konnte mir diese Geschichte in der Gesellschaft unermesslichen Schaden zufügen: Man musste annehmen, dass ich mich hatte hereinlegen lassen, denn alle mussten meine Hofmeisterin und meine Schwester im Verdacht haben, sich abgesprochen zu haben, um mich zu täuschen. Das alles brachte mir das Blut dermaßen in Wallung, dass ich mich am nächsten Morgen nicht unter Kontrolle hatte, so dass die Flora, sobald sie mich genau angeschaut hatte, bemerkte, dass ich tief bekümmert war. Aus der verlegenen Art, mit der ich mit ihr redete, schloss sie, dass die Marwitz aus dem Nähkästchen geplaudert hatte. Normalerweise ist man ängstlich, wenn man sich etwas vorzuwerfen hat. Sie überredete also den Markgrafen, noch damit zu warten, mir etwas zu sagen, da ihres Erachtens die Zeit dafür noch nicht reif war. Nach dieser Bitte machte sie der Marwitz bittere Vorwürfe wegen ihrer Indiskretion, aber das Mädchen beruhigte sie derart, dass sie es schaffte, ihr noch mehr Würmer aus der Nase zu ziehen. Die Flora sprach

höchst selbstzufrieden mit ihr über ihren künftigen hohen Rang. „Ich werde als Schwiegermutter gegenüber Ihrer Königlichen Hoheit den Vortritt beanspruchen können und der Markgraf hat mir gesagt, er wolle unbedingt, dass ich den Vorrang hätte, aber ich werde nie vergessen, was ich der Erbprinzessin schulde, und versuchen, ihr alle möglichen guten Dienste zu erweisen. Ich will noch etwas warten, bevor ich ihr das alles verrate. Ich will versuchen, sie dafür zu gewinnen, und der Markgraf wird dasselbe tun; und sie wird, wenn wir ihr genügend geschmeichelt haben, in das einwilligen, was wir wollen."

Die Marwitz berichtete mir das alles natürlich sogleich. Nachdem ich alles Für und Wider sorgfältig abgewogen hatte, beschloss ich, die Hofmeisterin von dem Geschehen zu informieren. Um aber die Marwitz nicht zu kompromittieren, gab ich vor, einen anonymen Brief erhalten zu haben, in dem mir all diese schönen Pläne mitgeteilt wurden. Frau von Sonsfeld spuckte zunächst Gift und Galle und sagte, das sei eine Erfindung ihrer Feinde, die sie und ihre Familie ins Verderben stürzen wollten. Doch angesichts der überzeugenden Beweise, die ich ihr für die Wahrscheinlichkeit des Inhalts des Briefes lieferte, beruhigte sie sich nach und nach. Ich führte ihr anschließend die häufigen Besuche des Markgrafen bei ihrer Schwester vor Augen, seine Aufmerksamkeiten und Achtungsbekundungen ihr gegenüber und tausend kleine Dinge, über die ich selbst nicht weiter nachgedacht hatte, die aber nach der Warnung auffällig waren. Meine Hofmeisterin hob Augen und Hände zum Himmel empor und brach in Tränen aus. In ihrer ersten Gefühlsaufwallung wollte sie dem Markgrafen die Meinung sagen; danach wollte sie ihren Abschied einreichen und ihre Schwester mitnehmen. Meine Rechnung sah ganz anders aus: Ich machte ihr so lange klar, dass diese Intrige sanft und durch Vorhaltungen ihrer Schwester gegenüber vereitelt werden musste, bis sie schließlich in das einwilligte, was ich wollte. Die Flora kam noch mehrmals nach Himmelkron. Die Hofmeisterin konnte nicht umhin, gegen sie wegen ihrer langen Gespräche mit dem Markgrafen zu sticheln, aber ich bedrängte sie so stark, dass sie noch Schweigen bewahrte.

Am 20. Dezember schließlich kehrten wir in die Stadt zurück. Dort ließ ihr aufbrausender Charakter sie die Beherrschung verlieren, sie putzte ihre Schwester herunter und sagte ihr, sie kenne all ihre Machenschaften. Die Flora war von sehr bescheidenem Verstand. Die Hofmeisterin, die viel älter war als sie, hatte sich um ihre Erziehung gekümmert, weswegen sie eine gewisse Ehrfurcht vor ihr bewahrt hatte. Die Ärmste ließ sich einschüchtern und bekannte alles, was ich soeben geschrieben habe. Sie zeigte ihr sogar Briefe des Markgrafen, in denen er ihr seine Vorkehrungen zur Sicherung ihrer Stellung mitteilte für den Fall, dass sie Witwe würde; und seine Briefe waren voller höchst schmeichelhafter Versprechungen. Nachdem die Hofmeisterin sie gelesen hatte, sagte sie zu ihr, sie solle auf der Stelle mit ihr zu mir gehen und mir

seine Briefe bringen; und sie solle dort in meiner Gegenwart einen Brief an den Markgrafen schreiben und ein für alle Mal mit ihm brechen, sonst würde sie, die Hofmeisterin, unverzüglich abreisen, und wenn die Flora ihr nicht folgen wolle, würde sie schon Mittel und Wege finden, sie auf die eine oder andere Art und Weise aus Bayreuth zu holen. Der bestimmte Ton, in dem Frau von Sonsfeld zu ihr sprach, machte ihr Angst. Sie kam zu mir. Nachdem sie mir ihren ganzen Roman erzählt hatte, wollte sie mich glauben machen, sie habe niemals die Absicht gehabt, die Offerten des Markgrafen anzunehmen. Ich tat so, als ob ich auf sie hereinfiele. Sie ließ mich die Briefe lesen, die sie von ihm erhalten hatte. Ich sprach sanftmütig und freundschaftlich mit ihr, machte ihr jedoch zugleich klar, dass ich niemals in diese Heirat einwilligen würde. Der Erbprinz versprach ihr hoch und heilig, Zeit seines Lebens für sie zu sorgen, sagte ihr aber in etwa dasselbe wie ich. „Prinzessin", sagte ich zu ihr, „werden Sie nie. Das können Sie nur durch den Kaiser werden und der hat zuviel Achtung für den König, um etwas zu tun, was ihn derart verletzen würde; und ich denke, um eine morganatische Ehe einzugehen und eine solche Stellung zu akzeptieren, dafür haben Sie das Herz zu sehr am rechten Fleck. Sie sehen also, das ist ein Ding der Unmöglichkeit." Daraufhin versprach sie mir, dem Markgrafen einen so deutlichen Brief zu schreiben, dass er sich den Gedanken vollkommen aus dem Kopf schlagen würde. Da sie jedoch durch ihren Einfluss auf ihn uns von einigem Nutzen sein könne, wolle sie sich zurücknehmen, so dass sie uns Dienste leisten und ihn gleichzeitig im Zaume halten könne. Sie hielt Wort und ich war hocherfreut, diese böse Affäre so glücklich vereitelt zu haben.

Fräulein von Sonsfeld ist nur fünf Fuß groß. Sie ist außergewöhnlich füllig und hinkt mit dem linken Bein. In ihrer Jugend war sie eine vollkommene Schönheit gewesen, aber die Blattern hatten ihre Züge so sehr vergröbert, dass sie nicht mehr für eine solche gelten konnte. Dennoch ist ihr ganzes Gesicht einnehmend und ihre Augen sind so geistreich, dass man sich in ihnen täuscht. Ihr für einen so kleinen Körper allzu großer Kopf lässt sie wie eine Zwergin aussehen, aber dennoch fällt ihre Gestalt überhaupt nicht auf. Sie besitzt Anmut, Umgangsformen und ein Auftreten, die verraten, dass sie die große Welt kennt. Sie hat das allerbeste Herz, sie ist sanft und gefällig, mit einem Wort: An ihrem Charakter ist nichts auszusetzen. Ihre Lebensweise war immer ganz einwandfrei. Aber der Himmel hatte ihr keinen Verstand geschenkt. Sie hat eine gewisse Weltgewandtheit, die dafür verantwortlich ist, dass man diesen Fehler nicht bemerkt; man stellt ihn nur im Gespräch unter vier Augen fest. Sie hatte sich von den Vorteilen, die der Markgraf ihr angeboten hatte, blenden lassen, ihre Eigenliebe und ihr Ehrgeiz hatten sie verführt und ihr bescheidener Verstand hatte sie daran gehindert, die Folgen abzusehen.

Für den Markgrafen begann das Jahr 1734 recht traurig, denn es begann mit dem

Verlust seiner Hoffnungen. Nach dem, was sie mir erzählte, weinte er heftig, als er den verhängnisvollen Brief der Flora erhielt. Als jedoch die erste Aufregung vorüber war, machte er sich erneut Hoffnungen, sie sich gefügig zu machen.
Mein Gesundheitszustand war immer derselbe. Ich hatte kein Dauerfieber mehr, aber es kam jeden Abend. Das hinderte mich nicht daran, unter die Leute zu gehen, aber ich langweilte mich sehr und im Übrigen war ich dauernd schwermütig, obwohl ich mich so sehr zusammennahm, dass nur die Leute aus meiner Umgebung es bemerkten. Diese Schwermut rührte teils von meiner Krankheit her, teils von all dem Kummer, den ich in Berlin erlitten hatte und der mir die Angewohnheit eingetragen hatte, verträumt und immer nachdenklich zu sein.
Da das Kommando über das Kaiserliche Regiment des Prinzen Wilhelm durch seinen Tod unbesetzt war, riet man dem Markgrafen, es für seinen Sohn zu erbitten. Das Regiment war vom Markgrafen Georg Wilhelm unter der Bedingung aufgestellt worden, dass es dem Hause verbleiben würde. Der Markgraf beauftragte mich, in dieser Sache an die Kaiserin zu schreiben. Sie antwortete mir höchst zuvorkommend und gewährte mir meine Bitte. Der Erbprinz freute sich sehr darüber, weil er das Militär, das seine größte Leidenschaft war, sehr liebte.
Es war Karnevalszeit. Die Marwitz, die alles tat, um mich zu zerstreuen, schlug mir vor, eine Wirtschaft zu veranstalten. Der Erbprinz, der sich gerne amüsierte, drängte mich ebenfalls, den Markgrafen dafür einzunehmen. Die Sache war nicht einfach. Der Markgraf war Vergnügungen überhaupt nicht zugeneigt. Er machte sich ein Gewissen daraus und sein Hofkaplan, ein fanatischer Pietist, bestärkte ihn in seinen Vorstellungen. Die Flora, der wir davon erzählten, versprach uns, die Sache zum Erfolg zu bringen. In der Tat verstand sie es so gut, den Willen des Markgrafen zu steuern, dass er mir zu diesem Fest riet. Ich schlug sofort ein. Er bat mich, es so anzuordnen, wie ich es wollte, unter der Bedingung, dass er sich nicht maskiere. Diese Vergnügung kennt man nur in Deutschland. Es gibt einen Wirt und eine Wirtin, die einladen. Die anderen Kostüme stellen die verschiedensten Gewerbe und Berufe dar, die es auf der Welt gibt. Bei dieser Art Fest setzt man keinerlei Maske vor das Gesicht, und deswegen war die Marwitz auf diesen Gedanken verfallen, weil sie genau wusste, dass es sinnlos wäre, einen Maskenball vorzuschlagen, den der Markgraf niemals geduldet hätte.
Ich ließ den ganzen immens großen Saal als einen Wald dekorieren, an dessen Ende ein Dorf mit seinem Gasthof zu sehen war, dem als Wirtshausschild die Frau ohne Kopf diente. Der Gasthof war ganz aus Baumrinde gebaut und sein Dach voller Lampions. Drinnen gab es eine Tafel mit hundert Gedecken, deren Mitte ein Beet mit verschiedenen Wasserstrahlen darstellte. Die Bauernhäuser enthielten Erfrischungsbuden. Nach dem Abendessen begann der Tanz. Alle waren von dem Fest begeistert

und amüsierten sich köstlich. Ich war die einzige, die sich langweilte, denn der Markgraf unterhielt mich unaufhörlich mit seinen lästigen Moralpredigten und nahm mich den ganzen Abend so in Beschlag, dass ich mit niemandem sprechen konnte, obwohl es viele Fremde gab, mit denen ich gern ein Gespräch angefangen hätte.
Am Sonntag darauf predigte der Hofkaplan öffentlich gegen dieses Kostümfest. Er sprach uns alle vor der ganzen Kirchgemeinde an, und wenn er auch den Markgrafen vor der Öffentlichkeit verschonte, machte er ihm unter vier Augen so harte Vorwürfe, einer derartigen Sünde die Hand gereicht zu haben, dass sich der arme Markgraf für in alle Ewigkeit verdammt hielt. Er schwor dem Geistlichen Stein und Bein, dass er solche Vergnügungen in seinem Land nicht mehr dulden würde, so dass er schließlich Absolution erhielt. Aber der Fürst beließ es nicht dabei und wollte auch noch den Erbprinzen veranlassen, den Vergnügungen abzuschwören. Der fand einen Weg, dem Schwur, den er von ihm verlangte, zu entgehen, was dem Markgrafen sehr missfiel. Eine Geschichte, die sich damals ereignete, verstärkte noch seinen Aberglauben und hätte uns genötigt, zu leben wie die Trappisten, wenn der Erbprinz sich nicht darum bemüht hätte, dem Schwindel auf die Schliche zu kommen.
Seit dem Tod des Prinzen Wilhelm hatte sich eine panische Angst in allen Köpfen festgesetzt. Tagtäglich gab es Geschichten von Wiedergängern, die man im Schloss gesehen haben wollte, eine lächerlicher als die andere. Die Sorge um die Erhaltung meines Lebens trieb einen Geist aus Fleisch und Blut zu meinem Wohl an. Man glaubt immer an das, was man sich ersehnt. Einem Gerücht nach, das in der Stadt umging, galt ich als schwanger. Da ich überzeugt war, dass dieses Gerücht falsch war, lernte ich reiten, teils zu meinem Vergnügen, teils zum Wohl meiner Gesundheit, wozu die Ärzte viel Bewegung angeordnet hatten. Der Markgraf hatte mir ein schwarzes sehr gutmütiges Pferd geschenkt, und weil ich recht schwach war, ritt ich höchstens eine Viertelstunde. Jede Neuerung kommt schlecht an. Diese in England und Frankreich äußerst beliebte Mode war in Deutschland überhaupt noch nicht eingeführt. Alle Welt rief dagegen auf und das war der Anlass für die Wiedergänger. Man warnte bald den Marschall von Reitzenstein, dass ein Gespenst von schrecklicher Gestalt Abend für Abend in einem der Gänge des Schlosses erschien und mit furchtbarer Stimme folgende erstaunliche Worte sprach: „Sagt der Prinzessin des Landes, dass ihr ein großes Unglück zustoßen wird, wenn sie weiterhin das schwarze Pferd reitet, und sie soll sich hüten, für die Dauer von sechs Wochen ihr Zimmer zu verlassen.“ Herr von Reitzenstein, der schon von Hause aus ängstlich und höchst abergläubisch war, informierte unverzüglich den Markgrafen von dieser Erscheinung. Daraufhin erhielt ich das ausdrückliche Verbot, das Schloss zu verlassen und zur Reitbahn zu gehen.
Das ärgerte mich sehr, vor allem wegen eines so geringfügigen Anlasses. Ich versicherte dem Markgrafen, das Ganze sei nur ein abgekartetes Spiel. Der Erbprinz teilte

ihm sogar seine Vermutungen mit, die er darüber angestellt hatte, und bat ihn so inständig, dass er ihm schließlich erlaubte, der Sache auf den Grund zu gehen. Der Prinz postierte zuverlässige Leute an all den Zugängen, die der Geist passieren konnte, aber der war so gut informiert, dass er sich an den Tagen, an denen man ihm nachspionierte, nicht zeigte. Der Prinz versprach schließlich derjenigen, die ihn verraten hatte, eine hohe Belohnung, wenn sie aufdecken könne, worum es sich handele. Die arme Frau nahm eine Blendlaterne mit und hatte gerade noch soviel Zeit, um das Gespenst ins Auge zu fassen. Das hatte schon seine Vorkehrungen getroffen und blies ihr ein so scharfes Gift ins Auge, dass sie daran erblindete. Sie gab an, dass der Geist zwei Nussschalen auf den Augen und das ganze Gesicht in ein graues Tuch gehüllt hatte, so dass sie ihn nicht habe erkennen können. Diese Entdeckung vertrieb die Frömmelei des Markgrafen oder, besser gesagt, seine schlechte Laune uns gegenüber keineswegs. Der Erbprinz war der Ansicht, dass wir, um jeglicher Auseinandersetzung aus dem Weg zu gehen, gut daran täten, uns zu entfernen. Wir schuldeten dem Markgrafen von Ansbach schon lange einen Besuch. Wir nutzen diesen kritischen Moment, um uns dieser Schuld zu entledigen, und reisten am 21. Januar ab.

Die Weissagung des Gespenstes schien sich zu erfüllen. Als wir einen schrecklich tiefen Abgrund passierten, geriet das Vorderrad aus der Spur und wir wären umgestürzt, wenn meine Heiducken die Karosse nicht an den Hinterrädern festgehalten hätten. Der Markgraf, die Marwitz und meine Hofmeisterin stiegen unter Schwierigkeiten aus, weil der Fels das vollständige Öffnen der Tür verhinderte. Meine Leute, die meinten, wir wären alle aus dem Wagen heraus, ließen die Räder los. Die Furcht flößte mir Kräfte und Geschicklichkeit ein: Ich sprang durch die Tür, aber ich rutschte mit beiden Füßen aus und fiel unter die Karosse in dem Moment, als sie sich wieder in Bewegung setzte. Die Marwitz und ein preußischer Offizier, die uns gefolgt waren, packten mich am Kleid und zogen mich heraus, sonst wäre ich unter die Räder geraten. Da ich mich sehr erschreckt hatte, verabreichte man mir zur Erholung ein wenig Wein; danach setzten wir unsere Reise fort.

Erst in der Nacht hatte es zu tauen angefangen. Die Sonne begann, dem Schatten der Nacht zu weichen, um es im Romanstil zu sagen, und wir mussten einen Fluss passieren. Der Fluss war gefroren; aber kaum waren wir darin, als das Eis brach und die Pferde und die stark geneigte und halb umgekippte Karosse stecken blieben. Man musste uns mit Flaschenzügen ganz vorsichtig herausziehen, sonst hätten wir leicht ertrinken können.

Endlich kamen wir in Baiersdorf an, wo ich mich halbtot vor Erschöpfung und aller Schrecken, die ich durchgemacht hatte, sofort schlafen legte; und am nächsten Tag begaben wir uns nach Ansbach. Ich wurde dort genauso empfangen wie das erste Mal, und weil ich diesen Hof schon beschrieben habe, will ich mich mit dem Aufenthalt

dort nicht weiter befassen. Ich fuhr am 8. Februar wieder ab und traf am folgenden Tag in Bayreuth ein.

Da erwartete uns neues Missgeschick. Zur Zeit meiner Heirat hatte der König mit dem Markgrafen eine Abmachung getroffen, wonach dieser preußische Rekrutierungen in seinem Land für drei Regimenter gestattete: für das meines Bruders, das des Erbprinzen und das des Fürsten von Anhalt. Herr von Münchow, der Hauptmann des Bayreuther Regiments, war für die Rekruten zuständig. Er war ein junger Mann, stand bei meinem Bruder hoch in Gunst und war Sohn jenes Präsidenten Münchow, der ihm während seiner Haft gute Dienste geleistet hatte. Mein Bruder hatte ihn dem Erbprinzen sehr empfohlen. Er war ein guter Kerl, der jedoch das Pulver nicht erfunden hatte. Er kam uns in Streitberg entgegen, wo wir zu Mittag essen sollten und eröffnete dem Erbprinzen sogleich, dass er einen Mann von sechs Fuß gefangen genommen habe. Dieser Mann, sagte er, sei aus Bamberg und habe sich für ein anderes Regiment verpflichten wollen, was ihn veranlasst habe, ihn nahe Bayreuth mit Gewalt und so heimlich zu entführen, dass niemand davon etwas wisse, und ihn nach Pasewalk zu schicken. Er fügte hinzu, es handele sich um einen für die Gesellschaft unnützen Taugenichts und von daher gehe er davon aus, dass die Sache kein Aufsehen erregen werde.

Der Erbprinz teilte mir diese herrliche Heldentat Münchows mit und sah voraus, dass es Ärger geben würde. Er bezeugte das auch Münchow gegenüber, aber der junge Mann beruhigte ihn so sehr mit den Vorsichtsmaßnahmen, die er bei diesem ganzen Unternehmen gewahrt habe, dass wir glaubten, dass die Sache vielleicht nicht ans Licht komme. Sein freundlicher Empfang machte uns glauben, dass der Markgraf nichts davon wusste. Er begab sich sogar am 12. Februar nach Himmelkron.

Wir dachten überhaupt nicht mehr an diese Geschichte, als uns Herr von Voit um Mitternacht wecken ließ und uns dringend zu sprechen verlangte. Er sagte uns, Herr Lauterbach, ein Geheimer Rat, der aber nicht aus einer vornehmen Familie stammte, habe ihn in der Dämmerung aufgesucht und ihn beauftragt, uns mitzuteilen, er komme aus Himmelkron, wo er den Markgrafen in einem so heftigen Zorn angetroffen habe, wie er ihn noch nie in seinem Leben gesehen habe. Der Fürst wisse von der Aktion Münchows. Er habe seinen Sohn im Verdacht, daran beteiligt gewesen zu sein, und habe geschworen, sich an ihm in Aufsehen erregender Weise zu rächen. Er komme am folgenden Tag in die Stadt zurück und wir sollten unsere Vorkehrungen schon im Vorhinein treffen, weil er für den Erbprinzen das Schlimmste befürchte.

Diese Warnung stürzte uns in Todesängste. Wir hielten Rattenversammlung ab, denn alle Auswege waren versperrt und der Erbprinz konnte keinen anderen Entschluss fassen, als sich zu unterwerfen.[47] Wenn aber das nichts half, war alles verloren. Wir

verbrachten eine schlimme Nacht. Sobald der Tag anbrach, ließ ich die Hofmeisterin holen: noch eine Ratsversammlung ohne Beschluss. Schließlich sprach ich mit der Flora. Sie versprach mir, all ihren Einfluss einzusetzen, um diese böse Geschichte beizulegen; doch sie fürchtete, keinen Erfolg zu haben, weil wir wenig darauf achteten, dem Markgrafen eine Freude zu machen. Man könne ihn nicht dafür verurteilen, wenn er es uns mit gleicher Münze heimzahle. Ich sagte zu ihr, dass sie mir dieses Rätsel, von dem ich nichts verstünde, erklären solle; ich könne mich nicht erinnern, dass der Erbprinz oder ich es an dem hätten fehlen lassen, was wir dem Markgrafen schuldeten. Sie zuckte mit den Schultern, ohne mir zu antworten. Ich verstand sehr gut, was sie sagen wollte, tat aber so, als verstünde ich es nicht, und als ich sie drängte, sich klarer auszudrücken, sagte sie zu mir, weil sie mir nicht zu antworten vermochte, ich mache mich über den Markgrafen lustig und behandle ihn wie einen Dummkopf, der nicht ganz bei Trost sei. „Wenn ich gesagt habe, er sei ein Dummkopf", entgegnete ich, „dann habe ich lediglich die Wahrheit gesagt; aber ich habe in diesem Ton über ihn nur mit Leuten gesprochen, von denen ich mir sicher war, dass sie keinen falschen Gebrauch davon machten, wie Ihre Schwester oder Sie. Ich gebe zu, dass er mit Recht erbost ist, denn ich habe das Verhalten Münchows missbilligt, sobald ich von dieser schönen Geschichte erfahren habe; und selbst wenn er seinen Sohn darauf ein wenig streng ansprechen würde, könnte ich das nicht missbilligen, immer vorausgesetzt, er lasse sich nicht zu Gewaltakten hinreißen, denn in diesem Fall setzt er sich ins Unrecht."

Ich verbrachte den ganzen Nachmittag in Todesängsten. Ich kannte die Wutausbrüche des Markgrafen und wusste, dass er in seinem ersten Aufbrausen zu allem fähig war. Er kam schließlich um fünf Uhr an. Der Erbprinz empfing ihn wie gewöhnlich am Fuß der Treppe und geleitete ihn in sein Gemach. Der Markgraf sagte ihm tausend Schmeicheleien und unterhielt sich eine gute Stunde mit ihm; danach sagte er zu ihm, er habe noch ein wenig zu tun und würde sich bald darauf zu mir begeben.

Der Erbprinz kam triumphierend zurück. Er hielt in Gegenwart der Flora Lobreden auf seinen Vater und sagte, er werde nie die Mäßigung vergessen, die er bei dieser Begegnung bewiesen habe. Der Markgraf habe ihm sein Fehlverhalten viel besser verdeutlicht, als wenn er ihn malträtiert hätte, selbst wenn er im Grunde unschuldig sei und an diesem Übergriff keinen Anteil habe. Doch er sprach bald anders, denn man informierte ihn einen Augenblick darauf, dass Herr von Münchow mit zwei Unteroffizieren des Bayreuther Regiments verhaftet worden war.

Vor nicht allzu langer Zeit hatten die Holländer einen preußischen Offizier, der auf ihrem Territorium Anwerbungen hatte machen wollen, erschießen lassen, und ich erinnere mich, dass der Markgraf dieses Vorgehen sehr begrüßt hatte. Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, dass er Münchow dasselbe Schicksal bereiten wollte. Das

ließ mich erschaudern; ich sah die grässlichsten Folgen voraus und wälzte schon Gedanken in meinem Kopf, wie man ihm aus der Patsche helfen könne, als der Markgraf hereintrat. Er begrüßte mich sehr zuvorkommend. Ich war sehr beunruhigt, aber da wir zu Abend speisen sollten, sagte ich nichts zu ihm. Nach Tisch trat ich an ihn heran und sagte zu ihm: „Ihre Hoheit ist mit Recht erzürnt über den Gewaltakt, den Münchow da begangen hat. Ich gestehe, dass seine Vorgehensweise unentschuldbar ist und die Empörung Ihrer Hoheit verdient. Der Erbprinz hat ihn heftig getadelt und verurteilt ihn ebenso wie ich; aber da seine Haft mir viel Ärger seitens des Königs einbringen könnte, der sich diese Angelegenheit sehr zu Herzen nehmen wird, flehe ich Ihre Hoheit an, ihn um meinetwillen freizulassen. Das ist die erste Gnade, um die ich Sie bitte, und ich bin überzeugt, Sie werden sie mir nicht verweigern." Er hörte mir sehr kaltblütig zu und sagte dann zu mir im Ton eines Souveräns: „Ihre Königliche Hoheit verlangt andauernd Gnaden, die ich nicht erweisen kann. Das Faktum ist schlimm: Der Mann, den man entführt hat, ist katholischer Priester. Man hat ihn in Ketten gelegt und auf grausamste Art behandelt, und das sozusagen in meiner Gegenwart. Abgesehen von den Scherereien, die mir das mit dem Bischof von Bamberg machen wird, kann ich es nicht dulden, dass man es mir derartig an dem mir schuldigen Respekt und der Autorität gegenüber, die mir Gott in die Hand gelegt hat, mangeln lässt. Solange ich lebe, werde ich solche Gewaltakte in meinem Land niemals dulden, und wenn mein Sohn daran Anteil hätte, dann wünschte ich mir, er wäre nie geboren worden oder in der Wiege umgekommen. Ich bin hier der Herr und ich werde allen klarmachen, die es sich einfallen lassen wollen, gegen meine Autorität zu handeln, dass ich es bin." Ich sagte zu ihm: „Ich glaube, Monseigneur, dass niemand das anzweifelt, und ich wäre todunglücklich, wenn Ihre Hoheit sich vorstellte, dass der Erbprinz an dieser ganzen Affäre beteiligt wäre." „Ich glaube es auch nicht, Madame, aber mein Sohn hätte besser daran getan, mich selbst von alldem hier zu informieren. Ich glaube allerdings, dass Münchow ihm die Dinge wohl anders dargestellt hat." Ich sagte zu ihm: „Das stimmt, aber wenn ich noch etwas hinzufügen dürfte?" „Sie können sagen, was Ihnen beliebt, Madame." Ich fuhr fort: „Nun gut, dann möge Ihre Hoheit Milde auf die Gerechtigkeit folgen lassen und sich mit der Genugtuung zufrieden geben, Münchow festgenommen zu haben. Lassen Sie ihn bitte morgen frei und der Erbprinz wird ihn auf der Stelle wegschicken. Er ist ein Günstling meines Bruders; er ist ihm und seiner ganzen Familie verpflichtet und wird sehr dankbar sein, wenn er erfährt, dass Ihre Hoheit ihm die Achtung erwiesen hat, ihn angesichts seiner guten Dienste für meinen Bruder freizulassen." „Ich bitte Ihre Königliche Hoheit dringend, mich auf diese Angelegenheit nicht mehr anzusprechen; ich muss wissen, was ich zu tun habe und wünsche Ihnen einen guten Abend." Mit diesen Worten ging er hinaus und ließ mich verblüfft zurück.

Der Erbprinz traf mich noch in heller Aufregung über diese schönen Worte an. Wir waren beide der Ansicht, dass die Sache ernst wurde. Der Erbprinz hatte eine furchtbare Wut auf seinen Vater; ich war nicht weniger gegen ihn aufgebracht. Der Markgraf hatte Recht damit, wegen des mangelnden Respekts ihm gegenüber zu grollen, hätte jedoch anders damit umgehen können, hätte mit seinem Sohn darüber reden, den Offizier festnehmen lassen und mir dann seine Freilassung gewähren können. Doch die Falschheit, die er dabei an den Tag legte, war unentschuldbar und enthüllte zur Genüge seine innersten Gefühle, die alles andere als uns gewogen waren. Münchow wurde in aller Form verhört. Er leugnete, den betreffenden Mann malträtiert zu haben, und behauptete, von seinem Priesterstand nichts gewusst zu haben, weil der Mann keine entsprechenden Kleider getragen habe. Er wurde zweimal am selben Tag verhört, ohne dass man etwas Anderes aus ihm herausbringen konnte. Die Flora ihrerseits hatte beim Markgrafen nichts erreichen können. Ich entschloss mich also, die Kranke zu spielen und mich zu Bett zu legen. Man tat, was man konnte, um ihn zu erweichen, indem man ihm sagte, ich sei krank vor Kummer. Er lachte nur darüber.
Bis dahin hatte ich versucht, das Ganze mit Nachsicht beizulegen; als aber Münchow den Erbprinzen hatte benachrichtigen lassen, dass man seine Wachen habe verdoppeln lassen und ihn wie einen Verbrecher behandele, dem man den Prozess machen will, hielt ich die Zeit für gekommen, andere Mittel einzusetzen, um ihm aus der Patsche zu helfen. Ich ließ den Baron Stein, den Ersten Minister holen. Ich erklärte ihm haarklein die bösen Folgen, die das Vorgehen des Markgrafen haben könne, wenn er sich zu Gewaltmaßnahmen gegen Münchow hinreißen lassen würde. Mit einem Wort: Ich machte ihm so eine furchtbare Angst vor dem König, dass er mir versprach, alle Anstrengungen zu unternehmen, um den Markgrafen gefügig zu machen. Ganz erschrocken über das, was ich ihm gesagt hatte, machte er sich zum Fürsten davon, den er derart einzuschüchtern verstand, dass er Münchow auf der Stelle freiließ. Er ließ mir durch Baron Stein ausrichten, dass er keineswegs Münchows Abreise verlange, ihm Höflichkeiten erweisen wolle und mich inständig bitte, diese Angelegenheit beim König gütlich beizulegen. Ich ließ ihm meinen Dank für die Wertschätzung ausrichten, die er mir durch die Gewährung meiner Bitte erwiesen habe, und mitteilen, der Erbprinz werde Herrn Münchow unverzüglich zu seinem Regiment zurückschicken, weil er keine Leute um sich behalten wolle, die das Missgeschick hätten, seinen Vater zu beleidigen. Ich würde dem König einen genauen Bericht von dem Vorfall erteilen und nicht daran zweifeln, dass diese Affäre sich rasch beruhigen werde. Er war von meiner Vorgehensweise hocherfreut. Herr Münchow nahm Abschied von ihm und der Frieden war wiederhergestellt. Der Erbprinz erwirkte sogar beim König, dass der Priester freigelassen wurde, so dass der Markgraf jede Genugtuung erhielt, die er nur hatte erwarten können.

Kaum begann ich aufzuatmen und mich zu beruhigen, als ich erneut in Sorgen gestürzt wurde. Sie wurden durch einen Brief des Königs verursacht. Er schrieb mir, da er, wie im Vertrag von Wien vereinbart, dem Kaiser zehntausend Mann zugestanden habe, wolle er den Rheinfeldzug selbst führen und gedenke, den Erbprinzen daran teilhaben zu lassen. Ich solle in seinem Auftrag den Markgrafen darauf ansprechen und ihn dazu bringen, seine Zustimmung zu geben. Der Erbprinz wünschte sich das leidenschaftlich; da er sich vom König unterstützt sah, war er guter Hoffnung, ihn dazu zu bewegen. Ich allerdings, ich war ganz dagegen. Ich kannte den Erbprinzen: Er hatte übermäßigen Ehrgeiz, sich auszuzeichnen. Seine Hauptleidenschaft war das Militär. Er war lebhaft und hitzig. All das ließ mich befürchten, dass er sich allzu sehr der Gefahr aussetzte und ihm ein Unglück zustoßen könnte. Nichts auf der Welt war mir so lieb wie er; wir waren ein Herz und eine Seele; wir hatten keine Geheimnisse voreinander und ich glaube, dass nie zwei Herzen einander so verbunden waren wie die unseren. Dennoch sah ich mich gezwungen, dem Markgrafen den Brief des Königs zu zeigen. Ich täuschte allerdings den Erbprinzen. Ich fand einen Weg, vorher mit dem Ministerium darüber zu sprechen und darauf hinzuwirken, dass man ihm davon abriet, den Prinzen abreisen zu lassen. Ich hatte keine Schwierigkeit dabei: Er war seit dem Tod seines Bruders der einzige Sohn. Sie stimmten einmütig gegen die Idee des Königs und versprachen mir, darauf hinzuwirken, dass der Markgraf niemals in diesen schönen Plan einwilligen würde. Als ich derart meine Karten präpariert hatte, sprach ich mit dem Markgrafen darüber. Er schien verlegen und sagte zu mir, er wolle darüber nachdenken. Der Erbprinz seinerseits setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um seinen Vater zu überreden, ihn ziehen zu lassen. Niemand wollte sich da einmischen, so dass der Markgraf selbst an den König schrieb, er dulde auf keinen Fall, dass sein Sohn den Feldzug mitmache. Die gesamte Hoffnung seines Landes ruhe auf diesem Sohn und sein ganzes Land widersetze sich dem. Diese Antwort brachte den König für einige Zeit zum Schweigen und beruhigte mich ebenfalls.

Ich habe meine Schwägerin, Prinzessin Charlotte, noch gar nicht erwähnt. Sie war so verrückt, dass sie reif war fürs Irrenhaus. Sie hatte hysterische Anfälle, die sie von Zeit zu Zeit in rasende Wut versetzten. In diesen Momenten musste der Markgraf sie schlagen, sonst wäre niemand mit ihr fertig geworden. Die Ärzte behaupteten, dass diese Tobsuchtsanfälle von einem allzu liebestollen Naturell herrührten und die einzige Heilungsmöglichkeit darin bestand, sie zu verheiraten. Ihre Diagnose war keineswegs falsch. Dass sie richtig war, konnte man bei verschiedenen Gelegenheiten erkennen, die ich hier nicht im Einzelnen schildern kann. Sie trat morgens und abends in der Öffentlichkeit auf; den Rest der Zeit hielt man sie unter Aufsicht. Wenn sie einen Mann erblickte, lachte sie und machte ihm Zeichen. Man versuchte immer,

dem eine gute Wendung zu geben und platzierte ihr gegenüber Damen, damit sie sich nicht vergaß.
Der Herzog von Weimar hatte schon lange ein Auge auf sie geworfen. Er ist einer der mächtigsten Fürsten des Hauses Sachsen, galt jedoch auf seine Art als ebenso verrückt wie die Prinzessin auf ihre Art, so dass es eine ganz und gar passende Vermählung war.[48] Er wandte sich an Herrn Dobeneck, um das Porträt meiner Schwägerin zu bekommen. Obwohl es sehr unvorteilhaft für die Prinzessin war, war er entzückt davon. Er ließ beim Markgrafen in aller Form um ihre Hand anhalten, unter der Bedingung allerdings, dass man seine Absichten nicht publik werden ließ, bis er in Bayreuth war. Wie man sich gut vorstellen kann, willigte der Markgraf sofort ein und es wurde unter der Hand mit den ganzen Hochzeitsvorbereitungen begonnen.
Prinzessin Wilhelmine hatte ihrerseits den ostfriesischen Prinzen vor einigen Monaten geheiratet, weil sie sich nicht entschließen konnte, nach Dänemark zu gehen.
Ich komme auf den Herzog von Weimar zurück. Er kam an wie Nikodemus in der Nacht, denn er ließ sein Eintreffen erst wenige Stunden vorher ankündigen.[49] Der Herzog von Coburg ließ sich zur selben Zeit ankündigen, was uns sehr störte, denn er würde den größten Teil des Territoriums von Weimar erben, wenn der Herzog nach seinem Ableben ohne männliche Nachkommen bliebe. Weil der keine hatte, meinten wir, der Herzog von Coburg komme eigens, um die Heirat zu vereiteln. Sie kamen beide abends an. Der Markgraf, der weder Gesellschaft noch Fremde mochte, bat mich, für das Haus die Honneurs zu machen, und trug seinem ganzen Hof auf, meinen Befehlen zu folgen. Die beiden Fürsten wurden also sofort zu mir gebracht. Der aus Weimar ist klein und mager wie eine Schindmähre. Er begrüßte mich mit wohlgesetzten Worten und ich konnte am ersten Tag nichts Lächerliches an ihm finden. Er schaute die Prinzessin ausgiebig an, die schön war wie ein Engel und die ich nach Kräften hatte herausputzen lassen. Der Herzog von Coburg ist groß, wohlgestaltet und seine Miene ist äußerst einnehmend; er ist sehr höflich und ein Fürst, der viel gesunden Menschenverstand besitzt und durch die Güte seines Charakters höchst schätzenswert ist.

Am folgenden Tag zeigte sich der Herzog von Weimar schon langsam, wie er war. Er unterhielt mich zwei Stunden lang mit nichts als Lügengeschichten, die so grob gestrickt waren, dass er unmöglich derart hätte lügen können, wenn er nicht beim Teufel in die Schule gegangen wäre. Der ganze Tag ging so vorüber, ohne dass er den Markgrafen hätte sprechen wollen; der war darüber sehr besorgt und bat mich um Gottes Willen, darauf hinzuwirken, dass die Heirat zustande käme. „Ich will mich auf keinen Fall mit dem Herzog von Weimar abgeben“, sagte er zu mir; „Ihre Königliche Hoheit allein kann diese Angelegenheit abschließen. Ich wäre todunglücklich, wenn

die Heirat platzen würde. Es wäre eine Beleidigung meines Hauses, die höchst schädliche Folgen nach sich zöge."
Ich gab seinen dringendem Bitten nach, war jedoch in großer Verlegenheit, weil ich nicht wusste, wie ich den Herzog dazu bringen sollte, sich zu erklären. Der Coburger half mir aus der Verlegenheit. Er bat mich und den Erbprinzen um eine Privataudienz. Er sagte zu mir, er merke sehr wohl, dass wir ihm als Erben aus der Seitenlinie des Herzogs von Weimar misstrauten. Er komme eigens zu uns, um sich bei uns zu rechtfertigen. Er sei nur nach Bayreuth gekommen, um die Heirat des Herzogs gelingen zu lassen. Der habe ganz furchtbare Launen, habe kein Hirn in seinem Kopf, habe niemals einen festen Plan und wechsele hundert Mal am Tag die Laune. Wir würden niemals unsere Ziele erreichen, wenn wir abwarteten. Ich müsse ihn im Scherz dazu bringen, sich zu erklären und auf der Stelle ein Heiratsversprechen abzugeben. Er würde mir mit allen Kräften beistehen; die Prinzessin gefalle ihm sehr und er verbürge sich dafür, dass die Verlobung noch am selben Abend stattfände, wenn ich seinem Rat folgte. Wir dankten ihm sehr. Er trug mir meine Lektion auf und bat den Erbprinzen, sich überhaupt nicht einzumischen, „denn", sagte er, „er liebt die Damen und Ihre Königliche Hoheit wird ihn dazu bringen, dass er klein beigibt, wenn sie will." Ich ließ den Markgrafen von alldem benachrichtigen und ihn bitten, sich bereitzuhalten, auf das erste Zeichen hin zu mir zu kommen, damit er bei der Verlobung dabei sei.
Ich begann schon mittags damit, meine Karten zu präparieren. Ich ließ alle Lärminstrumente zusammenholen, die ich auftreiben konnte: Trompeten, Pauken, Dudelsäcke, Schalmeien, Trompeten, Jagdhörner und was weiß ich was, die uns die Ohren derart zudröhnten, dass wir halb taub waren. Mein Herzog geriet schnell in wahrhafte Verrücktheit. Sie trat in schönster Klarheit zu Tage. Man hätte meinen können, er wäre besessen: Er erhob sich vom Tisch, spielte selber Pauke, kratzte auf der Geige, hüpfte, tanzte und vollführte alle nur denkbaren Tollheiten. Nach Tisch führte ich ihn mit dem Herzog von Coburg, der Prinzessin und meinen Damen in mein Kabinett. Ich begann, mit ihm über den Rheinkrieg zu reden und den Kaiser zu verurteilen, weil er seiner Pflicht nicht nachkomme, ihm das Kommando über seine Armeen zu geben. Da tischte er mir Angebereien über Angebereien und militärische Großtaten ohne Ende auf und sagte mir schließlich, nachdem er eine geschlagene Stunde dummes Zeug geredet hatte, er mache den Feldzug und seine Ausrüstung liege schon bereit. „Das heiße ich überhaupt nicht gut", sagte ich zu ihm, „ein Fürst wie Sie darf sich keiner Gefahr aussetzen. Sie haben noch große Chancen vor sich: Sie können noch Kurfürst von Sachsen werden, wenngleich noch ungefähr zwanzig Fürsten über den Jordan gehen müssten, bevor Sie Anspruch darauf erheben könnten." Er sagte: „Das stimmt, doch ich bin für die Waffen geboren, das ist mein Metier." Ich fuhr fort:

„Ich weiß einen Weg, das alles miteinander zu verbinden, und zwar: zu heiraten und bald einen Sohn zu haben und dann können Sie ins Feld ziehen, wann immer Sie wollen." Er sagte: „Oh, was die Frauen angeht, da kann ich haben, so viele ich will: In Hof gibt es drei Prinzessinnen und zwei Gräfinnen, die auf mich warten, aber sie sind nicht nach meinem Geschmack und ich werde sie wieder wegschicken. Der König, Ihr Vater, Madame, hat Sie mir angeboten; es hätte nur an mir gelegen, Sie zu heiraten; aber ich kannte Sie nicht und habe sein Angebot abgelehnt. Jetzt bin ich darüber ganz verzweifelt, denn ich bete Sie an, der Teufel, soll mich holen! Ich bin verliebt in Sie wie ein Kater." Ich sagte zu ihm: „Ich Unglückliche! Sie haben mir die Schmach angetan, mich zurückzuweisen. Von dieser Beleidigung habe ich bis jetzt nichts gewusst; ich will Genugtuung dafür, koste es was es wolle." Ich spielte die Verzweifelte. Der Erbprinz und meine Damen konnten nicht mehr vor Lachen. Schließlich lag mir mein Herzog ganz bebend zu Füßen und erging sich in Liebeserklärungen, die er aus irgendeinem deutschen Roman auswendig gelernt hatte. Ich mimte immer noch die Böse. Endlich sagte er zu mir, er sei bereit, mir jede Genugtuung zu verschaffen, die ich von ihm verlangte. „Na gut", sagte ich zu ihm, „ich kann keine andere akzeptieren, als Sie mit einer meiner Verwandten zu verheiraten; schauen Sie, ob Sie damit zufrieden sind." „Von ganzem Herzen", sagte er zu mir, „geben Sie mir, wen Sie wollen, und mich soll der Blitz treffen, wenn ich sie nicht auf der Stelle heirate." Ich sagte zu ihm: „Da brauche ich nicht lange zu suchen; hier ist eine", nahm meine Schwägerin bei der Hand und stellte sie ihm vor, „sie ist schöner und liebenswürdiger als ich und Sie verlieren nichts bei dem Tausch." Er wollte sie küssen, doch sie stieß ihn zurück. „Teufel auch", sagte er, „wie stolz sie ist! Aber sie gefällt mir und ich bin sehr mit ihr zufrieden." Ich ließ so schnell wie möglich den Markgrafen holen und ihm ausrichten, sobald er komme, solle er sie die Ringe tauschen lassen. Er trat einen Augenblick danach ein. Ich sagte sogleich zu ihm, ich hätte mir die Freiheit herausgenommen, eine Ehe zu stiften; es fehle nur noch seine Zustimmung; ich hätte so viel Wertschätzung für den Herzog, dass ich ihm mein Wort gegeben hätte, dass er die Prinzessin Charlotte bekomme, und hätte die Hoffnung, der Markgraf habe nichts dagegen. Anstatt mir zu antworten, sperrte der Markgraf den Mund auf, fing an zu lachen und fragte den Herzog, wie es ihm gehe. Ich dachte, der Herzog von Coburg, der Erbprinz und ich würden vor Wut aus der Haut fahren, denn unser Verrückter fing ein langes Gespräch mit dem Markgrafen an und dachte nicht mehr an das Heiratsversprechen. Es galt, wieder von vorne damit anzufangen, ihn in Marsch zu setzen. Als wir den Markgrafen gedrängt hatten, nahm er ihm das Versprechen ab. Sogleich erfolgte der Kanonenschuss. Der gesamte Hof und die Damen der Stadt waren in meinem Vorzimmer. Wir nahmen sofort die Glückwünsche entgegen. Es wurden Platzkarten verlost und man ging zu Tisch. Nach dem

Abendessen war Ball. Nachdem ich mit dem Herzog von Weimar getanzt hatte, zog ich mich zurück. Ich konnte nicht mehr vor Erschöpfung; der Hals tat mir ganz furchtbar weh, weil ich so viel geredet hatte.
Am nächsten Morgen wollte mich Herr von Caumartin, Oberst der Garde des Herzogs, sprechen. Er entschuldigte sich zunächst vielmals für den Auftrag, mit dem man ihn betraut hatte. Der Herzog sei wie wahnsinnig, er wolle abreisen und lasse mir ausrichten, er wolle keinesfalls heiraten. Er wolle das Gelübde ablegen, im Zölibat zu leben, kurz: Alles, was am Tag zuvor geschehen war, sei nur ein Scherz gewesen. Caumartin sagte mir, er gebe mir den Rat, die Angelegenheit mit Hochmut anzugehen und so zu tun, als sei mir das völlig gleichgültig. Ich antwortete ihm, er brauche mir keine solchen Ratschläge zu erteilen und solle dem Herzog von mir ausrichten, ich hätte geglaubt, ihm eine große Ehre zu erweisen, wenn ich ihm meine Schwägerin gäbe. Mir sei an einer Verbindung mit ihm sehr wenig gelegen und er erweise mir einen großen Gefallen, wenn er so schnell wie möglich abreise. „Richten Sie ihm auch einen Gruß von mir aus“, sagte der Erbprinz zu ihm, „und versichern Sie ihm, dass ich ihm bald selbst bezeugen werde, wie begeistert ich von seiner Vorgehensweise bin.“
Ich ließ dem Markgrafen melden, was sich zutrug, und ließ ihn bitten, so zu tun, als wisse er von nichts, da ich hoffte, die Angelegenheit noch in Ordnung zu bringen. Ich hatte nicht Unrecht. Caumartin kam einen Augenblick danach zurück, um mich im Auftrag seines Herrn um Verzeihung zu bitten und ihn um Gottes Willen mit dem Erbprinzen wieder auszusöhnen. Der Herzog folgte ihm auf dem Fuße. Ich spielte lange die Beleidigte, ließ mich aber am Ende erweichen und der Erbprinz tat dasselbe. Wir vereinbarten gemeinsam, dass die Hochzeit am nächsten Tag, dem 7. April, stattfinden sollte.
Ich ließ die Prinzessin in meinem Schlafzimmer die Schleppe ankleiden und die Frisur herrichten, mit einer Herzoginnenkrone von meinen Juwelen auf dem Kopf. Bis dahin hatten wir Glück mit ihr gehabt; sie war recht besonnen und ruhig gewesen. Aber als ich ihr die Krone aufsetzen wollte, fing sie an zu schreien und zu heulen wie eine Verrückte, floh von einem Zimmer ins andere, warf sich vor jedem Stuhl, den sie sah, auf die Knie und betete. Fräulein von Sonsfeld, welche die größte Autorität über sie hatte, fragte sie, was sie habe. Sie antwortete, man wolle sie umbringen lassen; sie sehe nichts als Feinde um sich herum, die ihr den Hals abschneiden wollten. Schließlich bekamen wir heraus, nachdem wir mit ihr gesprochen hatten, was der Anlass für diese panische Angst war: Die Prinzessin hatte die Trauerkapelle aufgesucht, wo der Leichnam ihres Bruders ruhte; dieselbe Krone von meinen Juwelen, welche sie an diesem Tage tragen sollte, lag dort auf einem Kissen nahe dem Sarg. Wir hatten alle Not der Welt, sie zu beruhigen. Sie war schön wie ein Engel. Sobald sie an-

gekleidet war, holten sie der Markgraf und die beiden Herzöge bei mir ab. Wir geleiteten sie in mein Audienzzimmer, wo sie ihre Verzichtserklärung abgab. Einen Augenblick später erhielt sie in demselben Zimmer den Segen. Es gab eine Festtafel. Nach dem Abendessen war Fackeltanz und danach führte ich die Braut in ihr Schlafzimmer, um sie auszukleiden, während die Fürsten dem Herzog denselben Dienst leisteten. Alle hatten sich zurückgezogen. Sobald sie sich niedergelegt hatte, ließ ich den Herzog benachrichtigen, er solle kommen. Ich wartete eine geschlagene Stunde; niemand kam. Ich schickte ein weiteres Mal nach ihm. Der Erbprinz kam mir sagen, der Herzog sei wütend wie ein Verrückter und wolle sich keinesfalls zu Bett legen; sie hätten sich schon all ihrer Überredungskünste bedient, ohne Erfolg zu haben. Auf diese Art und Weise hielt er uns bis vier Uhr nach Mitternacht auf. Der Erbprinz sah sich gezwungen, ihm nochmals Angst einzujagen und ihm zu drohen, sich mit ihm zu schlagen. Ich zog mich zurück, sobald er im Bett war.

Das Wachsein und die Strapazen ruinierten meine Gesundheit endgültig. Alle Medikamente, die ich nahm, wirkten bei mir überhaupt nicht und ich litt immer weiter. Am folgenden Tag hatten wir erneut Scherereien. Der Herzog beschwerte sich über seine Gattin und beschuldigte sie, sie habe die Ehe nicht vollziehen wollen. In diesem Zug ging es immer weiter, solange er in Bayreuth blieb. Ich wollte mich nicht einmischen. Der Markgraf und der Erbprinz waren gezwungen, Ordnung hineinzubringen. Am 14. April reiste er endlich ab und das war ein großes Glück für uns, denn wenn er länger geblieben wäre, hätte er uns wirr im Kopf gemacht. Weil die Herzogin noch keine Hofdamen hatte, war ich ganz froh, dies als Vorwand gefunden zu haben, um Fräulein von Sonsfeld für einige Zeit zu entfernen. Ich gab ihr die Erlaubnis zu einer Abwesenheit von sechs Wochen. Der Erbprinz begleitete seine Schwester bis Coburg, wo er sich nur einige Tage aufhielt.

Der Markgraf begab sich nach Himmelkron, der Erbprinz und ich zur Eremitage. Dort erhielt ich einen Brief von der Königin, der mich sehr erstaunte. Sie schrieb mir, dass meine vierte Schwester Sophie mit dem Markgrafen von Schwedt, mit ebenjenem, der für mich vorgesehen war, Verlobung hatte. Erstaunlicherweise war sie voll des Lobes über ihn. Sie wäre niemals derart gegen ihn gewesen, schrieb sie, wenn sie ihn früher gekannt hätte. Ich wunderte mich über die Unbeständigkeit alles Menschlichen und insbesondere über den Wankelmut des menschlichen Herzens. Der Markgraf hatte die Königin durch seine Berichte derart für sich eingenommen, dass sie schließlich in die Heirat mit meiner Schwester eingewilligt hatte. Doch gleich nach der Verlobung ließ er die Maske fallen und zeigte sein wahres Gesicht, was dazu führte, dass ich wenige Tage später von der Königin einen Brief erhielt, der dem anderen völlig widersprach und voller Abscheulichkeiten über den Prinzen war. Ich war ganz unglücklich über diese Heirat, um meiner Schwester willen, die ich innig

liebte. Sie war nicht schön, aber ihr guter Charakter, ihre Sanftmut und tausend andere gute Eigenschaften glichen das zur Genüge aus. Sie wusste ihren Gatten derart auf den rechten Weg zu bringen und einen solchen Einfluss auf ihn zu gewinnen, dass er zu ihr brav wie ein Lamm wurde. Dennoch haben all ihre Bemühungen den Prinzen von seinen Fehlern nicht heilen können: Er ist immer noch derselbe, außer dass er sich zu seiner Gattin, die höchst glücklich mit ihm ist, wie ein Engel verhält. Meine Befürchtungen mit Blick auf den Feldzug des Erbprinzen begannen aufs Neue. Er spann insgeheim die Fäden, um vom Markgrafen die Erlaubnis zu erhalten mitzumachen, und ich meinerseits arbeitete daran, das zu verhindern, so dass wir beide einander täuschten. Aber ein weiterer Brief des Königs rief bitteren Kummer in mir hervor. Er hatte folgenden Wortlaut.

> In sechs Wochen, meine liebe Tochter, breche ich auf, um zum Rhein zu marschieren. Mein Sohn und meine Cousins machen den Feldzug mit; auch mein Schwiegersohn muss daran teilnehmen. Soll er etwa Kohlköpfe in Bayreuth pflanzen, während alle Reichsfürsten in den Krieg ziehen? Er wird in aller Welt als Feigling gelten, der keine Ehre im Leib hat. Alle Argumente des Markgrafen taugen nichts. Händigen Sie ihm den beiliegenden Brief aus und sagen ihm, dass er seinem Sohn die Ehre nimmt, wenn er ihn daran hindert, in den Krieg zu ziehen. Geben Sie mir schleunigst Antwort und seien Sie überzeugt, dass ich usw.

Mein Gott! Wie war mir, als ich diesen Brief las. Ich vergoss heiße Tränen. Der Erbprinz sprach eindringliche Worte zu mir und sagte, wenn ich seinen Vater nicht dazu brächte, ihn ziehen zu lassen, zwänge ich ihn, aus Bayreuth zu fliehen und den Feldzug ohne seine Einwilligung mitzumachen. Ich antwortete ihm, er könne nur von mir verlangen, dass ich ihm nicht hinderlich sei, doch ich wolle den Markgrafen auf keinen Fall überreden, ihn ziehen zu lassen. Ich schickte dem Fürsten den Brief des Königs. Er schrieb mir und bat mich, in die Stadt zurückzukehren, wo er mir vieles mitzuteilen habe und den Ministerrat in dieser Sache konsultieren wolle.
Ich fuhr also am 14. Juni nach Bayreuth. Der Markgraf zeigte mir den Brief des Königs, der etwa denselben Wortlaut hatte wie der meine, und einen Brief des Grafen Seckendorff. Der General bat ihn um Himmels Willen, den Wünschen des Königs nachzukommen und machte ihm klar, wenn der Erbprinz daran gehindert würde, ins Feld zu ziehen, würde man ihm viel Ärger bereiten. Die Saison sei schon fortgeschritten und der Feldzug könne nicht lange dauern; er hoffe, ihm seinen Sohn heil und ruhmbedeckt wieder abzuliefern, wenn er zu Ende sei. Er fragte mich, was ich von der ganzen Sache halte. Ich antwortete ihm, ich läge sie ganz in seine Hände, er

sei der Vater und ich sei überzeugt, er wäge das Für und Wider reiflich ab, bevor er entscheide. Er schien mir sehr beunruhigt. In der Tat war das ganze Land gegen den Feldzug und man sagte ganz offen, wenn der Markgraf es dulde, dass sein Sohn mitmache, sei das ein Zeichen dafür, dass er ihn nicht liebe. Er antwortete also dem König, dass der Vorschlag, den er ihm mache, so weit reichende Folgen habe, dass er sich nicht so schnell entscheiden könne. Der Erbprinz seinerseits war angesichts der Unschlüssigkeit des Markgrafen schrecklich missmutig. Tag für Tag drängte er ihn heftig, seinen Wünschen nachzugeben.
Unterdessen war der König schon von Berlin aufgebrochen, um sich zur Armee zu begeben. Mein Bruder und alle Prinzen folgten ihm einige Tage darauf. Der König hatte seinen Weg durch das Territorium von Kleve gewählt. Mein Bruder schrieb mir, dass er den über Bayreuth nehmen werde; da aber der König ihm ausdrücklich verboten habe, dort Halt zu machen, bitte er mich, ich solle mich am 2. Juli in Bad Berneck, zwei Meilen von Bayreuth entfernt, einfinden, wo er für einige Stunden Station machen könne. Ich ließ diese Gelegenheit, den lieben Bruder zu sehen, nicht verstreichen; ich machte mich am frühen Morgen mit meiner Hofmeisterin, Herrn von Voit und Herrn Seckendorff auf den Weg. Der Prinz hatte einen Kammerherrn bei sich und der Baron Stein begleitete uns, um meinen Bruder vom Markgrafen zu grüßen.
Ich erreichte um zehn Uhr Bad Berneck. Es war unerträglich heiß und ich war schon ganz erschöpft von dem Weg, den ich hinter mir hatte. Ich stieg in dem Haus ab, das für meinen Bruder vorbereitet war. Wir blieben dort und warten bis drei Uhr nachmittags auf ihn. Schließlich wurden wir ungeduldig und begaben uns zu Tisch. Währenddessen brach ein schreckliches Gewitter los. Nie habe ich so etwas Furchtbares gesehen. Der Donner hallte von den Felsen wider, von denen Bad Berneck umgeben ist, und es schien, als würde die Welt untergehen. Ein Sturzregen folgte auf das Gewitter. Es war vier Uhr und ich konnte nicht begreifen, wo mein Bruder war. Einige Leute zu Pferde, die ich vorausgeschickt hatte, um zu erkunden, wo er war, kamen nicht zurück. Schließlich wollte, trotz all meiner Bitten, auch der Erbprinz ihn suchen gehen. Ich wartete bis neun Uhr abends, ohne dass jemand zurückkam. Ich war in schlimmster Besorgnis: In diesen Bergregionen sind die Sturzbäche höchst gefährlich; die Wege sind in kürzester Zeit überschwemmt und es passieren sehr häufig Unglücke. Ich hielt es für gewiss, dass meinem Bruder oder dem Erbprinzen dergleichen zugestoßen war. Um neun Uhr schließlich kam die Mitteilung, dass mein Bruder die Route geändert hatte und nach Kulmbach gefahren war, wo er die Nacht über bleiben wollte. Ich wollte hinfahren – Kulmbach ist vier Meilen von Bad Berneck entfernt, doch die Wege sind grässlich und voller Abhänge; alle widersetzten sich und ließen mich, wie sehr ich mich auch sträubte, in die Karosse einsteigen, um mich nach Himmelkron zu bringen, das nur zwei Meilen von dort entfernt war. Wir wären

unterwegs fast ertrunken, denn die Wasserläufe waren so stark gestiegen, dass die Pferde sie nur schwimmend durchqueren konnten.
Eine Stunde nach Mitternacht traf ich endlich ein. Ich warf mich sofort aufs Bett. Ich war halbtot und in tödlichen Ängsten, dass meinem Bruder oder dem Erbprinzen etwas zugestoßen war. Dieser befreite mich endlich von meiner Besorgnis. Er kam um vier Uhr an, ohne mir Neues von meinem Bruder zu berichten. Ein wenig beruhigt, fing ich an einzuschlummern, als man mich benachrichtigen kam, dass Herr von Knobelsdorff mich von Seiten des Kronprinzen sprechen wolle. Ich stürzte mich aus dem Bett und rannte zu ihm. Er sagte zu mir, mein Bruder habe damit gerechnet, mich erst am folgenden Tag zu treffen, weswegen er in Hof gerastet habe. Wenn ich wolle, würde er sich an einen Ort in der Nähe von Bayreuth begeben. Er sei pünktlich um acht Uhr da und bliebe für einige Stunden, um mit mir zu reden. Ich hatte also keine Zeit zu schlafen und setzte mich wieder in die Karosse, um mich zum Treffpunkt einzufinden.
Mein Bruder überhäufte mich mit Zärtlichkeiten, fand mich jedoch in einem so erbarmenswerten Zustand, dass er seine Tränen nicht zurückhalten konnte. Ich vermochte mich nicht auf den Beinen zu halten und es war mir andauernd schlecht, so schwach war ich. Er sagte mir, der König sei tief verärgert über den Markgrafen, weil er nicht zulassen wolle, dass sein Sohn ins Feld ziehe. Ich erzählte ihm alle Gründe des Markgrafen und fügte hinzu, dass er nicht Unrecht habe. „Also gut“, sagte er, „dann soll er den Militärdienst quittieren und sein Regiment dem König zurückgeben. Sie können im Übrigen beruhigt sein wegen Ihrer ganzen Befürchtungen um ihn, denn ich weiß aus sicherer Quelle, dass es kein großes Blutvergießen geben wird.“ Ich antwortete ihm: „Immerhin ist man dabei, Philippsburg zu belagern.“ „Ja“, sagte mein Bruder, „aber wir werden keine Schlacht riskieren, um diese Festung zu befreien.“ In diesem Moment trat der Erbprinz hinzu und bat meinen Bruder, ihn um Himmels Willen aus Bayreuth herauszuholen. Sie zogen sich gemeinsam in eine Fensterecke zurück und unterhielten sich lange. Schließlich sagte mir mein Bruder, er wolle dem Markgrafen einen sehr zuvorkommenden Brief schreiben und ihm so gute Argumente zu Gunsten des Feldzuges liefern, dass dieser Brief ganz gewiss seinen Effekt nicht verfehlen werde. „Wir werden zusammenbleiben“, sagte er an den Erbprinzen gewandt, „und ich bin hocherfreut, an der Seite meines lieben Bruders zu sein.“ Er schrieb den Brief, den er dem Baron Stein gab, um ihn dem Markgrafen auszuhändigen. Wir nahmen herzlich und nicht ohne Tränenvergießen Abschied voneinander. Er versprach, beim König die Erlaubnis einzuholen, in Bayreuth auf seinem Rückweg Station zu machen; danach brach er auf. Dies war das letzte Mal, dass ich ihn in alter Vertrautheit mit mir sah: Seitdem ist er sehr verändert.

Wiedersehen mit dem Bruder

Wir kehrten nach Bayreuth zurück, wo es mir so schlecht ging, dass man drei Tage lang glaubte, ich würde mich nicht mehr erholen. Dennoch kam ich dieses Mal noch davon, aber ich bekam wieder das schleichende Fieber, und das viel schlimmer als zuvor.

Ich habe die ganze Zeit über Fräulein von Sonsfeld nicht erwähnt. Sie war aus Weimar zurückgekehrt, wo sie den Herzog und die Herzogin in Frieden und Ruhe zurückgelassen hatte. Ich hatte mir immer eingebildet, dass die Abwesenheit sie aus dem Herzen des Markgrafen verbannen würde, doch ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht und der Fürst war bei ihrer Rückkehr verliebter denn je. Man sagt, es gebe keine hässlichen Liebschaften, aber ich behaupte, es gibt höchst unansehnliche, und diese zählt zu dieser Sorte. Die Leidenschaft des Markgrafen tat sich keinen Zwang mehr an: Den ganzen Tag verbrachte er bei seiner Schönen, der er moralische Vorhaltungen machte und sich damit begnügte, ihr die Hände abzulecken. Er zog jeden Tag ein neues Gewand an und ließ seine Uraltperücke auffrischen, um jünger auszusehen. Wenn er sie nicht besuchen konnte, dann setzte es Liebesbriefe. Diese Briefe waren von äußerster Zärtlichkeit, aber so fade, dass einem schlecht werden konnte. All seine Absichten, schrieb er, zielten allein auf die Ehe, seine Liebe sei ganz und gar losgelöst von Körperlichkeit. Der letzte Punkt mochte völlig zutreffend sein, denn er war schon so entkräftet, dass er nur noch aus Haut und Knochen bestand, da er schon eine regelrechte Schwindsucht hatte. Die Flora liebte ebenso sehr, wie sie geliebt wurde, und ich sah es schon kommen, dass sie schließlich den Wünschen ihres siechen Liebhabers nachgeben würde.

Der arme Fürst sah sich, abgesehen von der Sprödigkeit seiner Schönen, mit einem weiteren Kummer konfrontiert, der ihn sehr empfindlich traf und an dem ich in jeder erdenklichen Weise Anteil nahm: Das war die traurige Nachricht vom Tod des Prinzen von Kulmbach. Sein Adjutant überbrachte sie ihm. Der Prinz wurde am 29. Juni bei der Schlacht von Parma getötet, die unter dem Kommando des Generals Mercy geschlagen wurde. Er hatte schon eine der beiden Batterien der Franzosen eingenommen, als ihn zwei Kugeln trafen, die ihn im Graben zu Boden streckten. Er wurde in eine nahe Baracke getragen. Die Ärzte kündigten ihm an, er habe nur noch wenige Stunden zu leben, da seine Verwundung tödlich sei. „Ich habe die Freude“, sagte er, „den Tod zu sterben, den ich mir immer gewünscht habe, und ich werde glücklich sein, vorausgesetzt, wir siegen.“

Das waren seine letzten Worte. Er verlor das Bewusstsein und einige Augenblicke später das Leben. Marschall von Mercy und fünfzehn hervorragende Generäle wurden bei dieser Aktion getötet. Die Franzosen behaupteten das Schlachtfeld und man muss ihnen den Sieg zuschreiben, denn die Österreicher hatten unerhörte Verluste. Den Erbprinzen und mich traf dieser Verlust tief ins Herz. Ich vergoss viele Tränen,

hatte ich doch einen wahren Freund und einen Prinzen verloren, der seinem Haus Ehre machte. Seinen Leichnam überführte man heimlich nach Bayreuth.[50]
Unterdessen hatte der Brief meines Bruders an den Markgrafen seine Wirkung gezeigt und man arbeitete mit Hochdruck an der Ausrüstung des Erbprinzen. Ich war in düsterste Schwermut verfallen. Der Tod des Prinzen von Kulmbach hatte mich betroffen gemacht: Ich stellte mir vor, dass den Erbprinzen dasselbe Schicksal ereilen konnte. Mein schlechter Gesundheitszustand tröstete mich. Ich dachte, wenn der Erbprinz getötet würde, dann würde ich ihn nicht überleben. Der Arzt hatte sich bis dahin damit begnügt, mich achtmal innerhalb von zehn Monaten zur Ader zu lassen. Er kannte meine Krankheit nicht und bildete sich ein, sie rührte von zu vielem Blut her. Zusätzlich hatte er mir nur Mittel zur Stärkung gegeben, die mir nur für einige Stunden Erleichterung verschafften, mein Leiden jedoch verschlimmerten. Er wollte also eine weitere Kur mit mir beginnen und ließ uns eine Trinkkur machen. Wir gingen mit dem Markgrafen zum Brandenburger, um sie dort am bequemsten machen zu können. Doch mein Magen war zu schwach und nicht in der Lage, sie auszuhalten, und ich war gezwungen, nach drei Tagen damit aufzuhören.
Unterdessen traf der Leichnam des Prinzen von Kulmbach in Bayreuth ein. Man legte ihn in der Kapelle nieder, denn die Vorkehrungen zu seinem Begräbnis, das mit großem Aufwand und Zeremoniell begangen werden sollte, waren noch nicht getroffen. Der Markgraf war immer noch heftig betrübt über diesen Verlust. Er wurde von Tag zu Tag schwächer. Der Arzt erklärte ihm, sein Zustand sei lebensgefährlich, und wenn er nicht auf das Trinken verzichte, würde er unheilbar. Aber er war so daran gewöhnt, dass er unmöglich einen Tag verbringen konnte, ohne sich zweimal zu betrinken.
Schließlich kam der Unglückstag der Abreise des Erbprinzen; es war der 7. August. Nur wer ebenso starke Liebe empfindet wie ich, kann sich vorstellen, wie ich litt. Tausend Tode lassen sich nicht mit dem Schmerz vergleichen, den ich fühlte. Ich war tief schockiert und überzeugt, den Prinzen nicht wiederzusehen. Er riss sich von mir los und war selbst so niedergeschlagen von meinem Zustand, dass er nicht wusste, was er tat. Halbtot brachte man ihn in seine Kutsche, und was mich betrifft, ich war in einer Verfassung, die Steine gerührt hätte. Vier Tage lang war ich in diesem Zustand. Nach längerem Nachdenken versuchte ich, meinen Schmerz zu mäßigen und ihn in gewissen Grenzen zu halten.
Ich habe bis jetzt überhaupt nicht vom Rheinfeldzug gesprochen, weil ich den Erzählfaden nicht unterbrechen wollte. Ich werde mich nur bei den wichtigsten Ereignissen aufhalten. Der Herzog von Bevern hatte im Jahr davor das Kommando über die kaiserliche Armee erhalten. Diese Armee, die nur aus 20.000 Mann bestand, hatte sich in der Defensive gehalten und die französische Armee unter dem Kommando

des Herzogs von Berwick nicht darin hindern können, den Rhein zu überschreiten. Prinz Eugen von Savoyen nahm den Platz des Herzogs von Bevern ein. Als er bei der Armee ankam, war er sehr unzufrieden mit der Anordnung, die er vorfand. Er gab sofort die Stellung bei Stockhof auf. Die Franzosen verfolgten die Kaiserlichen, ohne ihnen jedoch den geringsten Schaden zufügen zu können. Obwohl Frankreich bis dahin das Reich überhaupt nicht angegriffen hatte, gewannen die Intrigen des Wiener Hofes die Oberhand über die Politik der Reichsfürsten, die sich unbedacht in diesen Krieg einmischten, indem sie dem Kaiser ihr Truppenkontingent stellten. Die Dänen mit 6.000, die Preußen mit 10.000 Mann und die Reichstruppen holten den Prinzen Eugen gerade noch aus der misslichen Lage heraus, in der er sich befand. Er konnte allerdings die Franzosen nicht daran hindern, Kehl einzunehmen und Philippsburg zu belagern. Auch diese Festung ergab sich nach sechs Wochen heftiger Gegenwehr. Der Marschall von Berwick und der Prinz von Lixin wurden im Schützengraben getötet. Der Erbprinz kam zwei Tage nach der Einnahme der Festung an. Der König hatte alle Anstrengungen unternommen, um den Prinzen Eugen zu überreden, sich zur Schlacht zu stellen, um die Festung zu retten; der aber hatte das nicht gewollt und dem König erklärt, wenn er das Unglück hätte, geschlagen zu werden, wäre ganz Deutschland den Franzosen ausgeliefert und sie könnten alles einnehmen, was ihnen gefiele.

Der Erbprinz wurde vom König und meinem Bruder sehr gut empfangen. Letzterer lieh ihm ein Zelt, weil seine Ausrüstung noch nicht eingetroffen war. Er fand den König im Gesicht stark verändert und abgemagert. Er hatte Gicht an den Händen und trug schon zu dieser Zeit die Krankheit in sich, an der er gestorben ist. Er konnte nicht den gesamten Feldzug durchhalten und musste abreisen, um sich ins Territorium von Kleve zu begeben. Vor seiner Abreise herzte er den Erbprinzen tausendmal und trug ihm auf, bei der Rückkehr vom Feldzug in Bayreuth Halt zu machen. Der Erbprinz war schnell bei allen Generälen und Offizieren beliebt. Er gab sich die größte Mühe, bei ihnen das Kriegshandwerk zu lernen. Sein ordentliches Verhalten, seine Höflichkeit und seine zuvorkommenden, einnehmenden Umgangsformen ließen ihn die Herzen aller gewinnen. Ganz anders war es mit meinem Bruder bestellt. Er hatte sich mit dem Prinzen Heinrich angefreundet, dem zweiten Prinzen von Geblüt und Bruder des Markgrafen von Schwedt. Der einzige Vorzug dieses Prinzen war seine Schönheit. Er war lasterhaft, von schlechtem Charakter und hatte eine niedrige Gesinnung bewiesen, die ihn in Verruf gebracht hatte. Dennoch hatte er sich so gut bei meinem Bruder einzuschmeicheln verstanden, dass er ihn verdarb und in die grässlichsten Ausschweifungen hineinzog. Das war noch nicht alles. Er machte ihm alle Männer von Ehre verdächtig; nur noch seinesgleichen war willkommen; mit einem

Wort: Mein Bruder wurde ein völlig Anderer, als er es gewesen war, so dass alle Welt mit ihm unzufrieden war. Der Erbprinz bekam seinen Teil ab wie alle Anderen.
Als er eines Tages mit dem Herzog Alexander von Württemberg, meinem Bruder und mehreren Prinzen und Generälen zur Erkundung des Feindes ausgerückt war, fanden sie die Franzosen diesseits des Rheins postiert. Der Erbprinz machte sich daran, ihre Position zu zeichnen, und achtete nicht darauf, dass mein Bruder sich zu entfernen begann. Ein junger Husar, den er bei sich hatte, machte sich im unpassendsten Moment einen Spaß daraus, mit einer Hakenbüchse auf den Feind zu schießen. Die Herren Franzosen antworteten auf der Stelle und bald flogen dem Erbprinzen die Kugeln um den Kopf. Er wollte sich nicht zurückziehen und machte in aller Ruhe seine Zeichnung fertig, las jedoch dem Husaren wegen seines Leichtsinns die Leviten. Als er mit seiner Zeichnung fertig war, stieg er wieder aufs Pferd und gesellte sich zu meinem Bruder. Der machte mit dem Prinzen Heinrich ein paar ziemlich bissige Bemerkungen über das, was gerade passiert war. Der Erbprinz hörte sie mit. Er teilte meinem Bruder den Sachverhalt mit, und als er sah, dass der weiterhin dem Prinzen Heinrich ins Ohr flüsterte und ihn spöttisch anschaute, sagte er zu ihm: „Ein Herr Soundso hat Ihrer Königlichen Hoheit Lügen über mich erzählt und ich werde ihn lehren, die Wahrheit zu sagen und es sich abzugewöhnen, Verleumdungen zu verbreiten.“ Mein Bruder schwieg ebenso wie Prinz Heinrich, an den diese Worte gerichtet waren.
Am nächsten Tag zog der Erbprinz aufs Heftigste über den Prinzen Heinrich im Beisein aller Generäle her. Der gab klein bei und veranlasste meinen Bruder, dem Erbprinzen, der sehr unzufrieden mit ihm war, ein paar höfliche Worte zu sagen.
Ein Kurier, der einige Tage später bei der Armee eintraf, informierte sie vom traurigen Gesundheitszustand des Königs. Er war nach Kleve gereist und hatte sich gezwungen gesehen, dort zu bleiben, weil sich sein Leiden stark verschlimmert hatte. Sein Leib schwoll immer mehr an und die Ärzte nahmen an, er sei wassersüchtig und sein Zustand sehr bedrohlich und prekär.
Ich komme wieder auf Bayreuth zu sprechen. Da der Leichnam des Prinzen von Kulmbach am 25. August beigesetzt werden sollte, begaben wir uns nach Himmelkron, um dieser Zeremonie nicht beizuwohnen. Ich bemerkte, dass es nach der Abreise des Erbprinzen mit der Liebe des Markgrafen steil bergauf ging. Fräulein von Sonsfeld konnte die Gefühle, die sie für ihn hegte, nicht verhehlen. Bestimmte Bemerkungen, die sie machte, verrieten zur Genüge, dass sie der Versuchung, Markgräfin zu werden, unterliegen würde. Der Fürst wurde zusehends schwächer. Sein Arzt, der größte Ignorant, den es je gab, versprach, ihn mit gewissen Bädern und einem Trank, den er als Allheilmittel ansah, zu heilen: in Wasser gekochte Tannenzapfen. Der Markgraf und ich begannen unsere Kur zur selben Zeit; doch zu mei-

nem Glück gab es mitfühlende Leute, die mich warnten, ich würde mich umbringen, wenn ich sie fortsetzte. Man wollte dem Markgrafen dieselbe Warnung geben, aber er war so in seinen Arzt vernarrt, dass er mit den Bädern weitermachte, wobei er jeden Tag in Ohnmacht fiel.
Er ließ Tag und Nacht an der Einrichtung des Schlosses Himmelkron arbeiten. Er ließ ein neues Gemach herrichten, das ganz mit Gold und Spiegeln verziert war. Er wollte einen prächtigen Garten und einen Tiergarten anlegen und ein Reitstall wurde schon gebaut. Aus alldem schloss ich, dass er heiraten und sich endgültig in Himmelkron niederlassen wollte. Die Marwitz bestärkte mich in diesem Gedanken und warnte mich dauernd, auf der Hut zu sein. Das Mädchen war klug und vernünftig; ich konnte auf ihre Diskretion zählen und mochte sie von Tag zu Tag mehr. Da sie pausenlos spionierte, bemerkte sie, dass viele Leute in diese Intrige verwickelt waren, unter anderen Herr von Hesberg, der ehemalige Hofmeister des Prinzen Wilhelm. Ich kannte ihn als einen sehr ehrenwerten Mann und sah kein Problem darin, ihn offen auf die Sache anzusprechen. Aber ich beschloss, damit bis nach meiner Rückkehr aus Himmelkron zu warten.
Ich begab mich mit meiner Hofmeisterin und der Marwitz am 24. August dahin. Ich verbrachte dort die langweiligste Zeit der Welt. Der Markgraf war in einem Zustand, der einem Angst machte. Sein Gedächtnis ließ derart nach, dass er die meiste Zeit über nicht wusste, was er sagte. Nach den Mahlzeiten und dem Trinken bekam er konvulsivische Zuckungen, die mir schreckliche Ängste einjagten, denn ich erwartete jeden Moment, ihn in Krampfanfälle fallen zu sehen, denen er in seiner Jugend ausgesetzt war. Er blieb den lieben langen Tag über in meinem Zimmer, was mich sehr störte.
Am 4. September kehrten wir endlich nach Bayreuth zurück, wo ich versuchte, mich insgeheim mit Herrn von Hesberg zu treffen. Er gestand mir, bereits darüber informiert zu sein, was ich von ihm wissen wolle; Fräulein von Sonsfeld habe ihm das anvertraut; es folgen nun die Einzelheiten dessen, was er mir sagte: Seit ich diese Liebesaffäre zum ersten Mal zum Scheitern gebracht hatte, hatte der Markgraf in seinem Drängen keineswegs nachgelassen. Fräulein von Sonsfeld habe sich eine Zeit lang gewehrt, schließlich aber nachgegeben, unter der Bedingung freilich, dass sie den Markgrafen nur mit meiner Zustimmung heirate. Da dieser genau wusste, dass er auf große Schwierigkeiten stieße, wenn er sie zur Prinzessin erklären wollte, hatte er beschlossen, um jegliches Hindernis aus dem Weg zu räumen, ihr den Titel einer Gräfin von Himmelkron verleihen zu lassen. Er wolle sich mit ihr an diesen Ort zurückziehen und ihr eine sehr beträchtliche Summe geben, die er außerhalb des Landes anlegen wolle. Der Markgraf warte nur noch auf die Rückkehr des Erbprinzen und die Abreise meines Bruders, um uns diesen Vorschlag zu machen, und er sei fest

entschlossen, wenn wir Schwierigkeiten machten, sich dafür zu rächen und sich darüber hinwegzusetzen.
Das Ganze beunruhigte mich in höchstem Maße. Es wäre für mich ein Leichtes gewesen, die ganze Affäre scheitern zu lassen, wenn ich den König davon hätte informieren wollen; doch ich mochte meine Hofmeisterin zu sehr, um sie und ihre Familie dem Groll des Königs auszusetzen. Ich beschloss also, alles auf eine Karte zu setzen. Ich ließ Fräulein von Sonsfeld holen. Ich erklärte ihr rundheraus, ihre ganzen Machenschaften mit dem Markgrafen zu kennen; ich hätte schon einmal mit ihr Klartext in dieser Sache geredet; ich würde niemals in ihre Heirat einwilligen; sie zwinge mich, den König einzuschalten, wenn sie die Heirat durchsetzen wolle. Sie müsse mit ihren Rendezvous mit dem Markgrafen Schluss machen, da sie ihrem Ansehen Schaden zufügten. Sie müsse den Zustand, in dem sich der Fürst befinde, bedenken: Er befinde sich am Rand des Grabes und könne nicht überleben. Wenn sie ihn aus Zuneigung heirate, sei ihr sein Verlust nach der Heirat schmerzlicher als zuvor, und wenn es aus Berechnung geschehe, könne sie darauf zählen, dass ich mich Zeit meines Lebens um sie kümmern und sie für ihre Selbstüberwindung belohnen würde. Ich würzte das mit vielen zuvorkommenden Ausdrücken und rang ihr halb im Guten, halb mit Drohungen ein zweites Versprechen ab, dass sie nicht weitergehen würde. Sie gestand mir, sie habe sich immer eingebildet, mich zum Nachgeben zu bringen, und sie könne nicht leugnen, dass sie für die Liebe des Markgrafen zu ihr empfänglich sei. Sie sehe sich dennoch gezwungen, vorsichtig mit ihm umzugehen und ihn nicht zu erzürnen, damit sein Groll sich nicht gegen uns richte. „Denn", sagte sie zu mir, „wenn er wüsste, Madame, dass Ihre Königliche Hoheit sich gegen seine Pläne stellt und der Grund dafür ist, dass ich sie ablehne, ließe er sich zum Äußersten hinreißen."
In der Tat führte sie sich so klug auf, dass sie den Markgrafen bis zu seinem Tod hinhielt und durch ihren Einfluss Mittel und Wege fand, uns alle möglichen guten Dienste zu erweisen. Ihr fehlte nur der Titel eines Markgrafen, denn die Autorität eines solchen hatte sie. Nichts geschah ohne ihren Willen und jede Gunst ging durch ihre Hände. Als erstes machte sie mir die Freude, den Markgrafen zu überreden, die Rückkehr des Erbprinzen zu veranlassen. Die Franzosen bezogen schon ihre Quartiere und es gab bei der Armee nichts mehr zu tun. Er schaffte das jedoch nur mit großer Mühe.
Ich hatte die Freude, den lieben Prinzen am 14. des Monats wiederzusehen. Er hatte allgemeine Anerkennung erfahren. Ich bekam verschiedene Briefe über seinen Armeedienst voller Lob über ihn und sein Bemühen, das Kriegshandwerk zu lernen. Ich fand, dass er stark zugenommen hatte und gut aussah. Er bezeugte mir sein Missfallen über meinen Bruder und sagte mir, er habe sich so zu seinem Nachteil verän-

dert, dass ich ihn nicht mehr wiedererkennen würde. Er kümmere sich nicht mehr um mich; mit einem Wort: Er sei ein ganz Anderer geworden. Dieser Bericht betrübte mich sehr. Dennoch hoffte ich, während seines Aufenthaltes bei uns das Herz meines Bruders wiederzugewinnen.
Der König war in einem bemitleidenswerten Zustand. Man hatte ihn nach Berlin transportiert. Alle Ärzte aus seiner Umgebung hielten sein Leiden für unheilbar.
Der Markgraf siechte zusehends dahin. Da seine Gesundheit es nicht erlaubte, meinen Bruder zu empfangen, begab er sich in den Park, wo ein sehr schönes Haus war, um seine Gegenwart zu meiden und eine neue Kur zu beginnen. Aber er konnte sie nicht fortsetzen: Er hatte einen Blutsturz, der einen um sein Leben fürchten ließ. Alle rieten ihm, seinen Arzt zu entlassen. Man brachte ihn so stark gegen den Unglücksmann auf, dass er ihn hätte festnehmen lassen, wenn man ihn nicht daran gehindert hätte. Die anderen Ärzte sagten, die Bäder, die er dem Markgrafen verordnet hatte, hätten ihn in diesen traurigen Zustand versetzt. Görkel behauptete das Gegenteil. Folgendermaßen wollte er die Wirksamkeit seiner Bäder beweisen: „Man konserviert Leichen“, sagte er, „indem man sie einbalsamiert; daraus schließe ich, wenn ich es schaffen kann, eine ganz lebendige Person einzubalsamieren, dann kann diese Person einige hundert Jahre lang leben. Das hervorragendste Mittel gegen das Verfaulen ist ja der Tannenzapfen: Ich habe also vernünftig und als Kenner meines Fachs gehandelt, wenn ich ihn dem Markgrafen und der Erbprinzessin verordnet habe.“ Ich lachte herzlich über dieses schöne System, das den Markgrafen und mich zu Mumien gemacht hätte.

Zu dieser Zeit erhielten wir Nachrichten aus Italien. Sie waren günstig für die Österreicher. Graf Königsegg überraschte die Armee des Marschalls von Broglie und die des Königs von Sardinien, indem er seine Truppe den Fluss Seggio durchqueren ließ. Der Marschall rettete sich barfuß, der andere beschuht. Die gesamte Armee der Alliierten wurde in die Flucht geschlagen. Man erzählt sich, nichts sei lustiger anzusehen gewesen als österreichische Husaren, die sich mit den bortenbesetzten Uniformen der französischen Offiziere geschmückt hatten. Die revanchierten sich einige Tage danach. Als Graf Königsegg sie verfolgte, lieferten ihm die Franzosen vor der Stadt Guastalla eine Schlacht und besiegten ihn. Dabei wurden der Prinz Ludwig von Württemberg und mehrere weitere tapfere österreichische Generäle getötet.

Unterdessen kam mein Bruder am 5. Oktober an. Er schien mir ganz fassungslos, und um jedes Gespräch mit mir zu vereiteln, sagte er zu mir, er müsse an den König und die Königin schreiben. Ich ließ ihm Federn und Papier geben. Er schrieb in meinem Zimmer und brachte zwei geschlagene Stunden damit zu, zwei Briefe zu schrei-

ben, die nur zwei Zeilen hatten. Dann ließ er sich den ganzen Hof vorstellen und begnügte sich damit, alle mit spöttischer Miene anzuschauen. Danach begaben wir uns zu Tisch. Während der ganzen Zeit tat er nichts Anderes, als sich über alles lustig zu machen, was er sah, und wiederholte mehr als hundertmal den Spruch vom kleinen Prinzen und kleinen Hof. Ich war außer mir und konnte nicht begreifen, wie er sich so plötzlich mir gegenüber hatte wandeln können. Die Etikette aller Höfe des Reiches lässt zur fürstlichen Tafel nur die zu, die den Rang eines Hauptmanns haben. Leutnants und Fähnriche sind ausgeschlossen und nehmen an der dritten Tafel Platz. Mein Bruder hatte einen Leutnant in seinem Gefolge. Er ließ ihn an der Tafel Platz nehmen und sagte zu mir, Leutnants des Königs taugten genauso viel wie Minister des Markgrafen. Ich schluckte diese bittere Pille hinunter und tat, als wäre nichts gewesen.

Als ich am Nachmittag mit ihm allein war, sagte er zu mir: „Unser alter Herr geht auf sein Ende zu und wird diesen Monat nicht überleben. Ich weiß, dass ich Ihnen große Versprechungen gegeben habe; aber ich bin nicht in der Lage, sie zu halten. Ich will Ihnen die Hälfte der Summe erlassen, die Ihnen der König geliehen hat. Ich denke, Sie haben allen Grund, damit zufrieden zu sein." Ich sagte zu ihm, dass meine Zuneigung zu ihm niemals interessegeleitet gewesen sei. Ich würde ihn niemals um etwas anderes bitten als um seine fortdauernde Freundschaft und ich wolle keinen Pfennig von ihm, wenn ihm das im Geringsten schwer falle. „Nein, nein", sagte er, „Sie bekommen die hunderttausend Taler, sie sind für Sie bestimmt. Man wird allgemein überrascht sein", fuhr er fort, „mich ganz anders als erwartet handeln zu sehen. Man stellt sich vor, dass ich alle meine Schatzkammern plündern werde und Geld in Berlin so verbreitet sein wird wie Steine. Aber ich werde mich hüten, das zu tun; ich werde meine Armee vergrößern und alles in den alten Bahnen belassen. Ich werde große Rücksicht auf die Königin, meine Mutter, nehmen, ich werde sie mit Ehren überhäufen; doch ich werde nicht dulden, dass sie sich in meine Angelegenheiten einmischt, und wenn sie es doch tut, bekommt sie es mit mir zu tun."

Ich fiel aus allen Wolken, als ich das alles hörte. Ich wusste nicht, ob ich träumte oder wach war. Dann befragte er mich zu den Angelegenheiten des Landes. Ich gab ihm eine detaillierte Beschreibung. Er sagte zu mir: „Wenn Ihr Dummkopf von Schwiegervater stirbt, rate ich Ihnen, den ganzen Hof aufzulösen und sich mit dem Rang von Adligen zu bescheiden, um Ihre Schulden zu bezahlen. Schließlich und endlich brauchen Sie nicht so viele Leute und Sie müssen auch versuchen, die Gehälter derer zu senken, die Sie nicht entbehren können. In Berlin waren Sie es gewöhnt, mit vier Gängen auszukommen: Mehr brauchen Sie auch hier nicht und von Zeit zu Zeit lasse ich Sie nach Berlin kommen, das erspart Ihnen Tafel und Haushalt."

Schon lange war mir das Herz schwer und ich konnte, als ich diese unwürdigen Zu-

mutungen vernahm, meine Tränen nicht zurückhalten. „Warum weinen Sie?“, fragte er. „Ach ja, Sie sind ja schwermütig. Wir müssen diese düstere Laune vertreiben; Musik erwartet uns und ich werde Ihnen mit Flötenspiel diesen Anfall austreiben.“ Er gab mir die Hand und geleitete mich in das andere Zimmer. Ich setzte mich ans Klavier, auf das ich meine Tränen vergoss. Die Marwitz setzte sich mir gegenüber, damit die anderen meine Verwirrung nicht sehen konnten.

Am vierten Tag nach seiner Ankunft traf schließlich ein Eilbote der Königin ein, der ihn beschwor zurückzukehren, da der König im Sterben liege. Diese Nachricht stürzte mich endgültig in Verzweiflung. Ich liebte den König und mir war klar nach dem, wie die Dinge ihren Lauf nahmen, dass ich auf meinen Bruder nicht mehr zählen konnte. Allerdings war er an den beiden letzten Tagen vor seinem Aufbruch ein wenig zuvorkommender zu mir. Meine Zuneigung zu ihm ließ mich sein Fehlverhalten entschuldigen und ich glaubte, ich sei mit ihm wieder recht gut versöhnt, aber der Erbprinz ließ sich nichts vormachen und sagte mir etliche Dinge voraus, die sich in der Folge bewahrheiteten. Mein Bruder reiste also am 9. Oktober wieder ab und ließ mich im Ungewissen über sich.

Der Markgraf kam zwei Tage später nach Bayreuth zurück. Ich war höchst erstaunt, als ich ihn wiedersah: Nie in meinem Leben habe ich eine derartige Veränderung gesehen. Sein ganzes Gesicht war so entstellt, dass er nicht wiederzuerkennen war. Er kam einen Augenblick zu mir, um sich auszuruhen. Die ganze Zeit über, die er dablieb, wetterte er nur über seinen Arzt und schilderte mir seine Krankheit bis ins Kleinste. Sie wurde rasch so schlimm, dass er nicht mehr in der Lage war, das Zimmer zu verlassen. Ich besuchte ihn täglich. Er hatte eine unerträgliche Laune und machte uns die Hölle heiß. Wir wagten es nicht mehr, mit den Leuten zu sprechen, ohne Gefahr zu laufen, sie unglücklich zu machen. In seinem Argwohn bildete er sich ein, dass wir mit allen Leuten intrigierten. Es war verboten zu lachen; sobald wir ein wenig fröhlich waren, sagte er, das sei aus Freude über seine Krankheit. Um all diesen Schikanen ein Ende zu machen, trafen wir niemanden mehr und der Erbprinz und ich begnügten uns mit meinen Hofdamen als Umgang, die wir als einzige lebende Wesen noch sahen. Zu Mittag und zu Abend speisten wir unter uns. Ich arbeitete, las und komponierte Tag für Tag. Wir spielten Blindekuh, wir sangen und tanzten. Kurz, es gab keine Dummheiten, auf die wir nicht kamen, um die Zeit totzuschlagen. Aber ich habe es bis jetzt versäumt, von einem recht interessanten Ereignis zu berichten, um meinen Erzählfaden nicht zu unterbrechen.

Ich habe die verwitwete Markgräfin von Kulmbach schon beschrieben, die ihren Wohnsitz in Erlangen hatte. Sie hatte sich in einen gewissen Grafen Hoditz verliebt, einen Mann aus einem sehr bedeutenden schlesischen Haus, doch ein sittenloser Geselle und Abenteurer. Weil der Lebenswandel dieser Fürstin bekannt war und sie

immer einen Verehrer brauchte, machte diese neue Affäre den Markgrafen nicht weiter misstrauisch. Zu Beginn ihres Liebesverhältnisses wahrte sie mit ihrem Liebhaber nach außen hin sogar noch die Form, doch ihre Leidenschaft für ihn wurde auf einmal so stark, dass sie beschloss, ihn zu heiraten. Der Graf verstand es, diese Affäre so schlau zu handhaben, dass niemand ihren Plan bemerkte, bevor er verwirklicht war. Die beiden Verliebten suchten sich eine ganz dunkle Nacht zu ihrer Flucht aus dem Schloss aus. Mit einem Nachschlüssel, den sie hatten anfertigen lassen, gelang es ihnen, durch das Gartentor herauszukommen. Trotz fürchterlichen Regens erreichten sie zu Fuß ein kleines zu Bamberg gehörendes Dorf, eine halbe Meile von Erlangen entfernt. Die Frau Markgräfin hatte nur einen einfachen Baumwollunterrock und einen kurzen Rock aus demselben Stoff an. Sie fanden in dem Dorf zwei katholische Priester, die sie trauten, wonach sie nach Erlangen auf dieselbe Art zurückkehrten, wie sie weggegangen waren. Der Sekretär der Markgräfin und einige Bedienstete, die ihnen gefolgt waren, dienten ihnen als Trauzeugen. Der Graf reiste ein paar Tage später nach Wien ab. Seine neue Gattin schenkte ihm einen Teil ihrer Juwelen und versetzte den Rest, um seine Reisekosten zu bezahlen. Dieses Vorgehen machte Aufsehen. Der Sekretär der Markgräfin, der klar vorhersah, dass von seiner Herrin kein Vermögen mehr zu erhoffen war, meldete dem Markgrafen den Vorfall.
Der schickte unverzüglich Baron Stein nach Erlangen, um die Sache zu untersuchen. Die Markgräfin gestand sofort ihre Heirat ein. Man machte ihr alle erdenklichen Vorhaltungen, um ihr nicht standesgemäßes Verhalten und die daraus erwachsenden schlimmen Folgen ihr vor Augen zu führen, und bot ihr an, ihre Heirat annullieren zu lassen, die nicht nach den kirchlichen Vorschriften vollzogen worden war, da die beiden Priester nicht den Dispens des Bischofs von Bamberg erhalten hatten, um sie zu trauen. Alle Argumente, die man anführen mochte, waren vergeblich: Sie antwortete, sie wolle mit ihrem geliebten Grafen lieber trockenes Brot essen und nichts als Wasser trinken, als über die ganze Welt zu herrschen. Der Markgraf, der einsah, dass er sie nicht beeinflussen konnte, benachrichtigte den Herzog von Weißenfels von dem Geschehen. Der schickte einen seiner Minister nach Erlangen, doch alle seine Bitten und Vorhaltungen waren genauso wenig wirksam wie die des Barons Stein. Sie verließ das Schloss, um sich zu ihrem Gatten zu begeben; doch ihre zahlreichen Gläubiger hielten sie auf. Um sich aus ihren Händen zu befreien, überließ sie ihnen ihr ganzes Vermögen. Sie begab sich nach Wien, wo sie dem lutherischen Glauben abschwor, um den katholischen zu ergreifen. Dort ist sie heute noch, in grässlichem Elend, von allen verachtet und von den milden Gaben des Adels lebend. Ihr Gatte hat sie verwöhnt, solange sie noch einen Pfennig besaß. Sie war gezwungen, all ihre Kleider zu verkaufen, um für die Ausgaben des Grafen aufzukommen, der sie jetzt in schlimmster Not im Stich gelassen hat.

Der Markgraf liegt im Sterben

Der Anfang des Jahres 1735 verlief für den Markgrafen nicht günstig: Sein Gesundheitszustand wurde zusehends schwächer und er konnte das Bett nicht mehr verlassen. Tausend Einfälle schwirrten ihm durch den Kopf. Er konnte sich überhaupt nicht vorstellen zu sterben und ließ tagtäglich Pläne für die Verschönerung von Himmelkron entwerfen. Er wollte diesen Ort prächtig gestalten und hunderttausend Gulden für Bauten ausgeben. Von seinem Orden habe ich schon gesprochen. Er ließ ihn ändern und wollte Pfründe hinzufügen. Bestimmte Allodialgüter sollten hierfür verwendet werden. Damit nicht genug, kaufte er eine ungeheure Menge Pferde und ließ Kutschen verschiedenster Art bauen, weil er, wie er sagte, den großen Herren spielen wollte. Mit einem Wort: Hätte Gott ihn nicht von der Welt abberufen, hätte er sein ganzes Land ruiniert und uns zu Almosenempfängern gemacht. Alle Amtsträger, die wohl sahen, dass er sich von dieser Krankheit nicht erholen konnte, wandten sich an den Erbprinzen. Der versuchte unter der Hand, die Bauten in Himmelkron und den Plan der Pfründe auf die lange Bank zu schieben. Der Markgraf hatte sogar Momente, in denen sein Geist verwirrt war; um die gesamten Staatsgeschäfte stand es nicht zum Besten und er bereitete uns allen erdenklichen Kummer. Ich lasse ihn sich nun ein wenig ausruhen, um zu schauen, was sich in Berlin zutrug.

Dem König ging es immer noch schlecht mit seiner Wassersucht. Er litt unglaublich; seine Beine waren aufgeplatzt; er musste sie in Wasserkübel stecken, um das austretende Wasser hineinlaufen zu lassen. Sein Leiden verschlimmerte sich zusehends. Er beschloss, die Hochzeit meiner Schwester Sophie mit dem Markgrafen von Schwedt zu veranstalten. Der Segen zu ihrer Heirat wurde am 7. Januar vor seinem Bett erteilt.[51] Eine Art Geschwulst an einem Bein ließ die Ärzte glauben, dass sich ein Abszess bildete; sie beschlossen, einen Eingriff vorzunehmen. Die Operation war lang und schmerzhaft. Der König stand sie mit heroischer Standhaftigkeit durch und ließ sich einen Spiegel geben, um den Chirurgen besser bei ihrer Arbeit zusehen zu können. Mein Bruder schrieb mir mit jeder Post, er habe keine 24 Stunden mehr zu leben; doch er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht und der große Wasserverlust des Königs in Verbindung mit der Geschicklichkeit der Ärzte stellte seine Gesundheit vollkommen wieder her. Diese Behandlung wurde als ein Wunder angesehen. Seine Genesung erfüllte mich mit Freude. Alle meine Schwestern begaben sich nach Berlin, um dem König zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu gratulieren. Ich konnte ihm meine Zufriedenheit darüber nur schriftlich bezeugen, weil ich mich bei dem Gesundheitszustand des Markgrafen nicht entfernen konnte.

Obwohl er im Sterben lag, wollte er den neuen Orden feierlich verleihen. Alle Ordensritter empfingen ihn persönlich aus seiner Hand. Er lag in seinem Bett, wo er die Begrüßungen des gesamten Hofes entgegennahm. Der Orden besteht aus einem weißen Kreuz. Der rote Adler, als Wappentier des Hauses, befindet sich in der Mitte;

er hängt an einem roten Band mit goldener Borte und man trägt ihn um den Hals. Der Stern ist aus Silber. Der rote Adler in der Mitte hat folgende Devise in lateinischer Sprache: aufrichtig und beständig.[52] Es gab bei mir eine große Tafel und abends Ball, der nur eine Viertelstunde dauerte.

Zu dieser Zeit versetzte mich ein Brief der Herzogin von Braunschweig in tiefe Trauer, in dem sie mir den Tod ihres Gatten mitteilte. Er hatte erst vor einem Jahr die Herrschaft angetreten. Ich bedauerte ihn aufrichtig und bewahre noch immer eine innige Freundschaft für die Herzogin, seine Gattin. Durch dieses Ableben wurde Prinz Karl, ihr Sohn, zum regierenden Fürsten. Meine Schwester hatte Glück, falls man beim Verlust eines so rechtschaffenen Fürsten davon sprechen kann, denn sie war zwei Jahre nach ihrer Heirat wider alle Erwartung regierende Fürstin.

Unterdessen verschlimmerte sich die Krankheit des Markgrafen so sehr, dass man ihm riet, einen sehr geschickten Arzt aus Erfurt kommen zu lassen, um ihn zu konsultieren. Dieser, der den Platz Görkels eingenommen hatte, hieß Zeitz. Er war ein geistvoller Kopf, der ein wenig mehr Wissen besaß als sein Vorgänger, dessen System freilich ebenso lächerlich war wie das des Anderen. Ansonsten hatte der Mann einen überaus schlechten Charakter. Er hatte keinerlei religiöse Überzeugungen und folglich keine Bremse, die ihm hätte Einhalt gebieten können. Nicht jedem ist es gegeben, blind zu glauben; es ist für gewöhnlich sogar so, dass die, welche am wenigsten gläubig sind, moralisch am besten leben. Doch ein übles Subjekt, das keinerlei religiöse Überzeugungen hat, ist ein höchst gefährliches Ding in der Gesellschaft. In der Mehrzahl wissen die Leute nicht, was sie glauben: Die Einen lehnen die Religion ab, weil sie ihren Leidenschaften hinderlich ist, die Anderen, weil es Mode ist, wieder Andere, um als Leute von Geist zu gelten. Ich missbillige durchaus diese Sorte von Freigeistern, aber ich kann nicht die verurteilen, welche wissenschaftlich nach der Wahrheit suchen und sich von allen Vorurteilen befreien wollen. Ich bin sogar davon überzeugt, dass Leute, die es gewohnt sind nachzudenken, tugendhaft sein müssen: Wenn man nach der Wahrheit sucht, lernt man, richtige Überlegungen anzustellen, und wenn man richtige Überlegungen anstellt, muss man die Tugend lieben. Meine Reflexionen haben mich von meinem Thema abgebracht. Ich komme darauf zurück.

Herr Jucha, der Arzt, den man hatte holen lassen, kündigte dem Markgrafen ganz offen an, dass er sich von dieser Krankheit nicht erholen würde und nur noch einige Wochen zu leben habe. Zeitz versicherte ihm im Gegenteil, er werde dafür sorgen, dass er heil davonkomme. Er schenkte dessen Worten Glauben. Das ist natürlich: Wir bilden uns immer das ein, was wir erhoffen. Er ließ also die Arbeiten in Himmelkron weiter fortsetzen und Ordenspfründe regeln.

Als die Prinzessin von Ostfriesland von seinem traurigen Gesundheitszustand er-

fahren hatte, machte sie sich auf den Weg nach Bayreuth. Das versetzte den Erbprinzen und mich in große Unruhe. Sie konnte uns unermesslich schaden, wenn sie ihren Vater dazu brachte, ein Testament zu ihren und ihrer Schwester Gunsten zu machen. Fräulein von Sonsfeld verstand es, den Willen des Markgrafen so zu beeinflussen, dass sie ihn glauben machte, es würde ihm allzu nahe gehen, wenn er seine Tochter sehe; außerdem beanspruche sie etliche Dinge, die im Widerspruch zu den Interessen des Landes stünden, und es würde dem Markgrafen schwerfallen, sie ihr abzuschlagen. Kurz, sie brachte es dahin, dass der Fürst ihr einen Eilboten schickte mit der Bitte, nicht zu kommen. Der Eilbote traf sie in Halberstadt an, auf halbem Weg nach Bayreuth. Sie war also gezwungen, den Rückweg anzutreten.

Die Liebe des Markgrafen zu Fräulein von Sonsfeld ging immer noch weiter; aber sie hielt sich genau an das mir gegebene Wort und informierte mich über alle Gespräche, die sie mit ihm führte. Ohne sie wäre es uns schlecht ergangen und er hätte sich zu allen möglichen Gewaltmaßnahmen hinreißen lassen, denn er behandelte uns wie Hunde. Wir fanden uns mit alldem geduldig ab, ich besonders, in der Hoffnung, dass unsere Erlösung nahte. Ich muss allerdings dem Erbprinzen gerechterweise zubilligen, dass ich ihn nie habe gegen seinen Vater aufbegehren hören, außer an dem Tag, als er ihn schlagen wollte, und dass er sich über ihn immer sehr respektvoll geäußert hat. Ihm war selbst klar, dass es mit seinem Vater zu Ende ging. Er war nur oberflächlich über seine Staatsgeschäfte informiert und hatte täglich geheime Unterredungen mit Herrn von Voit, der ihn über den Zustand seines Landes unterrichtete. Ich kannte den Charakter des Erbprinzen von Grund auf und wusste, dass er sich niemals beherrschen lassen würde. Ich hatte mir bewusst vorgenommen, mich in nichts einzumischen: Ich hasse Intrigen auf den Tod, doch andererseits wollte ich ein gewisses Maß an Hochachtung mir gegenüber wahren und wollte ebenfalls nicht, dass sich jemand in das einmischte, was mich anging. Ich weiß nicht, ob Herr von Voit dem Prinzen zu verstehen gab, dass ich ihn beherrschen würde, oder ob er selbst diese Vorstellung von mir hatte; aber ich bemerkte, dass er mir nicht mehr mit derselben Offenheit begegnete wie gewöhnlich. Das beunruhigte mich; aber ich ließ mir nichts anmerken.

Eines Tages sagte die Marwitz zu mir: „Der Erbprinz ist noch zu unbeständig, um in alle Einzelheiten des Herrschens einzudringen. Ich bin davon überzeugt, dass Ihre Königliche Hoheit ihm dabei assistieren muss. Er ist noch jung, er weiß noch über nichts Bescheid, er hat keinerlei Erfahrung. Ich fürchte, wenn er Ihren Ratschlägen nicht folgt, wird man ihn zu manchen Fehlentscheidungen verleiten." Ich sagte zu ihr: „Ich versichere Ihnen, meine Liebe, dass Sie sich vollkommen täuschen. Ich werde mich in nichts einmischen und der Prinz wird sich nicht an mich wenden, um meine

Meinung einzuholen.“ Sie war überrascht. Da trat der Prinz gerade ins Zimmer. Sie sagte ihm praktisch dasselbe wie mir und ich wiederholte dem Prinzen gegenüber das, was ich der Marwitz geantwortet hatte. Er schwieg und war sehr kühl zu mir. Ich schob diese Veränderung immer noch auf die Staatsgeschäfte, die ihm durch den Kopf gingen. Bis dahin hatte er vor mir nichts verborgen gehalten; er hatte mir seine geheimsten Gedanken mitgeteilt; doch er vertraute mir nicht im mindesten seine Vorstellungen über die Zukunft an und ich erkundigte mich auch nicht danach.
Eines Tages, als wir bei Tisch waren, wurden wir ganz schnell zum Markgrafen geholt und man sagte uns, er liege im Sterben. Wir fanden ihn in einem Sessel liegend. Ein Erstickungsanfall hatte ihn an den Rand des Grabes gebracht. Sein Puls war wie der eines Sterbenden. Er schaute uns alle an, ohne ein Wort zu sagen. Ein Geistlicher war herbeigeholt worden. Er machte sofort deutlich, dass ihm das überhaupt nicht gefiel. Der Geistliche hielt ihm eine recht schöne Ansprache über seinen Zustand und sagte zu ihm, er sei nahe dabei, vor Gott für sein Handeln Rechenschaft abzulegen; er solle sich seinem heiligen Willen fügen und er gebe ihm die Kraft, dem Tod gefasst ins Auge zu schauen. „Ich habe Gerechtigkeit walten lassen“, sagte er zu ihm, „ich war mildtätig zu den Armen; ich habe mit den Frauen keine Wollust getrieben; ich habe die Pflichten eines gerechten und ausgleichenden Fürsten erfüllt und kann selbstbewusst vor Gottes Gericht treten.“ Sein Hofkaplan antwortete ihm: „Wir sind alle Sünder und der Gerechteste sündigt sieben Mal, und selbst wenn wir alles getan haben, was uns aufgetragen ist, sind wir dennoch unnütze Diener.“ Wir bemerkten alle, dass ihm diese Worte missfielen. Er wiederholte mit größerer Heftigkeit: „Nein, ich habe mir nichts vorzuwerfen, mein Volk kann mich als seinen Vater beweinen.“ Er war einige Augenblicke still; danach bat er uns, uns zurückzuziehen. Man legte ihn wieder ins Bett und wir waren ziemlich überrascht, als man uns am Abend sagte, es gehe ihm viel besser. Zugleich erfuhren wir, dass er seine Diener heftig gescholten habe wegen des Aufruhrs, den sie veranstaltet hätten, und besonders deswegen, weil sie den Geistlichen hatten holen lassen. Sein Leiden schien sich gelindert zu haben, doch am 6. Mai verschlimmerte es sich so stark, dass Zeitz, der ihm immer Hoffnung auf Heilung gemacht hatte, ihm ankündigte, er sei zum Tode verurteilt. Er fiel in tiefes Nachdenken und befahl, dass ihn alle an diesem Tag alleinlassen sollten. Er war äußerst schwach.

Am folgenden Tag ließ er den Erbprinzen und mich holen. Er richtete eine lange Ansprache an seinen Sohn über die Art und Weise, wie er sein Land regieren solle, und sagte zu mir, er habe mich immer innig geliebt. Er erkenne meinen Verdienst an und beschwöre mich, seinen Sohn tagtäglich an die Lehren in Moral und Regierungskunst zu erinnern, die er ihm gerade erteilt habe. Er wünsche mir viel Glück und bitte mich,

eine Tabaksdose als Andenken an ihn anzunehmen. Der Erbprinz und ich knieten nieder. Er gab uns seinen Segen und umarmte uns. Wir brachen in Tränen aus. Was er zu mir gesagt hatte, hatte mich so sehr gerührt, dass ich, wenn ich es gekonnt hätte, sein Leben verlängert hätte. Er bat uns anschließend, ihn nicht mehr zu besuchen, bevor er im Todeskampf liege, und fügte dann an mich gewandt hinzu: „Ich bitte Sie, Madame, tun Sie mir diesen Gefallen." Dann ließ er meine Tochter holen, der er ebenfalls seinen Segen gab. Danach nahm er von allen meinen Damen Abschied, außer von Fräulein von Sonsfeld, die krank war. Auch die Geheimen Räte kamen an die Reihe. Er hielt ihnen eine lange Ansprache, listete ihnen alles auf, was das Land ihm verdanke und wiederholte in etwa das, was er zu dem Geistlichen gesagt hatte. Er legte ihnen das Wohl seines Landes sehr ans Herz und die Treue, die sie ihrem neuen Herren schuldeten; er schloss mit einem letzten Lebewohl. Er besaß die Willenskraft, von seinem ganzen Hof Abschied zu nehmen, angefangen vom Ersten Minister bis zum Letzten seiner Diener. Ich war sehr gerührt, kann aber nicht leugnen, dass ich sein Handeln sehr prahlerisch fand, denn er stellte andauernd jedem gegenüber seine Sorge um das Wohl seines Landes heraus. Im Folgenden wird der Leser sehen, dass er überhaupt noch nicht ans Sterben dachte und das Ganze nur Schauspielerei war. Am Ende dieser traurigen Zeremonie war er äußerst geschwächt. Sobald sie vorbei war, bat er uns, wir möchten uns zurückziehen.

Die Ärzte warnten uns, sie hielten ihn für so krank, dass er nur noch einen Moment zu leben habe. Um besser in der Lage zu sein, ihn kommen zu sehen und das Versprechen zu erfüllen, das wir ihm gemacht hatten, bei seinem Ende da zu sein, bezogen wir ein ganz in der Nähe des seinen liegendes Gemach und legten uns nachts nur angezogen aufs Bett.

Als er am nächsten Tag fand, dass er immer schwächer wurde, ließ er den Erbprinzen holen, dem er im Beisein des Rates die Herrschaft übergab, und befahl allen, ihn mit keinem Staatsgeschäft mehr zu behelligen. Ich war jeden Morgen und jeden Abend in sein Vorzimmer gegangen, um nach Neuigkeiten zu fragen, denn einzig der Erbprinz hatte freien Zugang zu ihm. Sobald er ihm die Herrschaft übertragen hatte, bereute er es schon, und er konnte nicht umhin, ihn jedes Mal, wenn er ihn sah, zu brüskieren. Er erkundigte sich sogar bei einigen Herren seines Hofes, die immer um ihn herum waren, und bei seinen Dienern, ob sein Sohn sich schon ans Befehlen mache, und fügte hinzu, er schwimme bestimmt schon im Glück, sein eigner Herr zu sein. Man versicherte ihm wahrheitsgemäß, der Erbprinz habe geschworen, solange er noch lebe, keinen einzigen Befehl zu erteilen, und er habe noch kein einziges Staatsgeschäft erledigt.

Seine Krankheit zog sich bis zum Abend des 16. Mai hin, als wir eiligst gerufen wurden. Es war neun Uhr. Wir trafen alle betend im Vorzimmer an. Von ganz fern war

sein Röcheln zu vernehmen. Er litt Höllenqualen. Er sagte zu seinem Sohn: „Mein lieber Sohn, ich ersticke; ich kann die Qualen, die mich zur Verzweiflung bringen, nicht mehr aushalten.“ Er schrie und brüllte, dass es einem Angst einjagte. Dreimal wurde er bewusstlos und dreimal war er wieder bei Bewusstsein. Er redete bis zu seinem letzten Atemzug und verschied schließlich am Morgen des 17. Mai um halb sieben.

Nie im Leben war ich niedergeschlagener. Ich hatte noch nie jemanden sterben sehen. Dieser Anblick traf mich so stark, dass ich lange Zeit Mühe hatte, ihn aus dem Kopf herauszubekommen. Der Erbprinz war todunglücklich. Wir zogen ihn unter größten Anstrengungen aus dem Zimmer heraus und brachten ihn in das seine, wo er fast eine Stunde brauchte, um sich wieder zu erholen. Der ganze Hof war ihm gefolgt. Sobald er ein wenig zu sich gekommen war, sagte Herr von Voit zu ihm, es sei notwendig, dass er den Rat bestätige. Der Markgraf zögerte eine Zeitlang und gab ihm keine Antwort; aber er zog mich beiseite und fragte mich, was ich davon hielte. Ich antwortete ihm schlauerweise, ich fände das nicht so eilig. Sein Vater sei erst seit einer Stunde tot. Meiner Ansicht nach müsse man eine gewisse Anstandsfrist wahren und nicht so viel Begehrlichkeit zeigen, sich der Herrschaftsgewalt zu bemächtigen; und wenn er die Sache auf den folgenden Tag verschiebe, habe er Zeit, sich reiflich zu überlegen, welche Leute er in Amt und Würden bringen wolle. Er hieß meine Ratschläge gut. Er war sehr niedergeschlagen und ich auch, da ich die ganze Nacht gewacht hatte und meine Gesundheit sehr angegriffen war. Um alle Nachstellungen der Herren zu vereiteln, legte er sich hin und ruhte sich einige Stunden aus. Doch man bedrängte ihn immer wieder und wies ihn auf so viele Probleme hin, wenn er den Rat länger vakant ließe, dass er ihn schließlich bestätigte. Er bestand aus dem Baron Stein und den Herren Voit, Dobeneck, Hesberg, Lauterbach und Thomas.

Danach wurden das Trauer- und Begräbniszeremoniell geregelt und man machte dem Markgrafen weis, es sei der Rat, dem es obliege, alles zu besorgen, was hierzu gebraucht wurde. Der Markgraf war in all diesen Angelegenheiten ein völliger Neuling und sah sich gezwungen, sich auf das zu verlassen, was man ihm sagte. Die Herren versammelten sich drei Wochen lang und befassten sich ausschließlich damit, Tuch zu kaufen. Obwohl das zu den Aufgaben des Hofmarschalls gehörte, begannen sie damit, ein unerträgliches Benehmen an den Tag zu legen, besonders Herr von Voit. Der schuldete mir jeden erdenklichen Dank: Ich hatte ihn nach allen Kräften zu Lebzeiten des verstorbenen Markgrafen unterstützt. Er war mein Oberhofmeister und die Pflichten seines Amtes verlangten, dass er zumindest jeden Tag zu mir kam. Er tat jedoch nichts dergleichen und ließ sich noch nicht einmal bei mir entschuldigen, was mich sehr gegen ihn erbitterte.

Unterdessen wurde der Leichnam des Markgrafen aufgebahrt. Die Trauerfeierlichkeiten fanden am 31. Mai so statt, wie er es vor seinem Tod angeordnet hatte: ohne Zeremoniell, aber angemessen. Sein Leichnam wurde nach Himmelkron überführt und in einer Gruft beigesetzt, die er eigens hatte bauen lassen. Wir legten am 1. Juni tiefe Trauer an, um sie erst ein Jahr später abzulegen. Ich gab an diesem Tag einen Empfang, um die Trauergrüße des ganzen Hofes entgegenzunehmen, und wir speisten erstmals öffentlich zu Mittag. Weil aber all dieser schwarze Aufzug und die Etikette, die es einzuhalten galt, zu unbequem waren, begaben wir uns zum Brandenburger, wo wir einige Wochen blieben.
Eines Tages kam Herr Voit zu mir. Er sagte zu mir, er wisse, dass ich über ihn verärgert sei, weil er mir nicht regelmäßig seine Aufwartung mache, aber er sei derart beschäftigt, dass er nicht einen Augenblick Zeit übrig habe. Dennoch habe der Rat mich nicht vergessen und man habe beschlossen, sich beim Markgrafen für mich einzusetzen, dass er mir eine Erhöhung meiner Einkünfte gewähre, und sie zweifelten nicht daran, dass der Markgraf sie mir zubillige. Ich war heftig erbost über diese schönen Worte. Ich antwortete ihm mit höchst frostiger Miene, wenn ich eine Erhöhung meiner Einkünfte benötigte, würde ich den Markgrafen selbst darum bitten. Ich sei vollkommen überzeugt, dass er sie mir nicht abschlagen würde. Ich sei ihnen für ihre guten Absichten verbunden, aber ich entbände sie von der Sorge, Fürsprache für mich zu halten, da ich mich dieser Mühe selbst unterzöge. Er war ein wenig außer Fassung und sagte zu mir, es sei doch wohl unangenehm, wenn man selbst um einen Gefallen bitte. „Noch unangenehmer, Monsieur“, sagte ich zu ihm, „ist es, Andere darum bitten zu lassen, und damit Sie meinen Charakter kennenlernen, sollen Sie wissen, selbst wenn der Markgraf mir eine Erhöhung gewähren wollte, würde ich sie nicht annehmen, weil seine Staatsgeschäfte durch die großen Ausgaben, zu denen er verpflichtet ist, allzu sehr belastet sind, um mich ohne Probleme besserzustellen. Im Übrigen, Monsieur, will ich ihm selbst zum Dank verpflichtet sein für die Vorzüge, die er mir gewährt, sonst machen sie mir überhaupt keine Freude.“
Ich sah genau voraus, dass die Herren beabsichtigten, mich auf eine Stufe mit meiner Ansbacher Schwester zu stellen, die vor ihnen nicht aufzumucken wagte und sich immer an einen Dritten wenden musste, um das herauszuhandeln, was sie von ihrem Gatten wollte. Die Kühle des Markgrafen zu mir, die zu diesen Gedanken hinzukam, machte mich sehr besorgt. Ich zog mich mit meiner Hofmeisterin, der ich meine Gedanken mitteilte, in mein Kabinett zurück; sie zuckte mit den Schultern und sagte zu mir, sie habe dieselben Befürchtungen wie ich. Diese Herren gäben sogar recht deutlich zu verstehen, dass es ihre Absicht war, allein den Willen des Markgrafen zu beherrschen. Um das zu erreichen, müsse man zunächst mich nach und nach unter ihre Fuchtel bringen. Sie kümmerten sich einzig um Kleinigkeiten, weil sie

bis in die kleinsten Kleinigkeiten, die nicht in ihre Zuständigkeit fielen, gehen wollten, während sie die wichtigen Dinge vernachlässigten. Sie beschwor mich, mit dem Markgrafen zu reden und ihm die Augen zu öffnen. Sie wolle ihrerseits versuchen voranzugehen, um ihn auf das vorzubereiten, was ich ihm sagen würde. Ich schwankte lange Zeit, aber sie brachte so viele gute Gründe vor, dass ich mich schließlich dazu entschloss.
In der Tat sprach ich mit dem Markgrafen; doch er fand das ganz schlecht; er reagierte mit vielen scharfen Antworten. Ich bin heftig; ich kann mich bis zu einem gewissen Punkt mäßigen; aber ich bin eine Frau und ich habe meine Schwächen wie alle anderen: Ich zerstritt mich bis zum Äußersten mit meinem Gatten. Ich war so verzweifelt, dass ich in Ohnmacht fiel. Man legte mich aufs Bett. Ich war in derart angegriffenem Zustand, dass man glaubte, ich läge in den letzten Zügen. Der Markgraf wurde schnellstens herbeigeholt. Mein Zustand berührte ihn zutiefst: Er stand Todesängste aus. Wir entschuldigten uns beide wechselseitig und nach längeren Erklärungen gestand er mir, dass man ihm gegen mich einen Floh ins Ohr gesetzt hatte. Er bat mich tausendmal um Verzeihung. Ich versprach ihm, mich in nichts einzumischen, erhoffe aber im Gegenzuge, dass er es nicht dulde, dass man Zwietracht zwischen uns säe und mich herabsetze, wie man es beabsichtigte. Er antwortete mir, ich würde ihm immer einen Gefallen tun, wenn ich mit derselben Aufrichtigkeit verführe, wie ich es in der Vergangenheit getan hätte. Er bitte mich, ihm meine Gedanken immer offen heraus zu sagen, und er seinerseits wolle vor mir nichts verborgen halten, so dass wir bessere Freunde würden als je zuvor. Er fragte mich nach meiner Meinung zu allem, was sich ereignete. Ich sagte zu ihm, ich kenne ihn als jemanden, der es überhaupt nicht schätzte, sich lenken zu lassen. Dennoch würde der Einfluss, den er den Rat gewinnen ließ, ihn bald dahin bringen, dass er Mühe hätte, sich aus seinen Klauen zu befreien, wenn er erst einmal da hineingeraten wäre. Dann wäre er dazu gezwungen, zum Mittel der Strenge zu greifen, um sie wieder in die Schranken ihrer Pflicht zu weisen. Er solle sich an die letzten Worte seines Vaters erinnern, der ihm gesagt hatte, er solle seine Minister immer im Zaum halten, ihre Ratschläge anhören, sie aber wohl abwägen, bevor er ihnen folge. Er dachte lange nach und sagte danach zu mir: „Was soll ich Ihrer Meinung nach tun? Ich muss ihnen schon vertrauen; ich bin über nichts informiert. Ich habe ihnen schon selbst gesagt, dass man sich mit wichtigeren Angelegenheiten befassen und sich nicht mit Kleinigkeiten abgeben solle, aber sie haben mir geantwortet, man könne nicht alles auf einmal tun."

Oberst von Reitzenstein war nach Berlin geschickt worden und Herr von Hesberg nach Dänemark. Die Finanzen waren in einem derart traurigen Zustand, dass ich gezwungen war, einen Betrag von 6.000 Talern aufzunehmen, damit das Geld für diese

beiden Botschaften reichte. Ich schenkte sie dem Markgrafen. Wenn ich ihm auf Kosten meines Lebens einen Gefallen hätte tun können, hätte ich es getan. Er seinerseits erwies mir alle erdenklichen Aufmerksamkeiten und bewies mir, dass meine Gefühle für ihn erwidert wurden. Sein Herz war so gut, dass er kein unhöfliches Wort gegenüber wem auch immer auszusprechen noch die geringste Gnade zu verweigern vermochte, um die man ihn bat. Diese allzu große Güte brachte ihm später reichlich Kummer ein. Sie war auch die Ursache dafür, dass er den ganzen Hof behielt, wie er war. Alle, die ihm verbunden waren, hielten ihm vor Augen, er müsse sich rechtzeitig der Wirrköpfe und Intriganten entledigen, die es da gab, aber er konnte sich nicht dazu durchringen. Er vernachlässigte keine der Pflichten, die er der Erinnerung an seinen Vater schuldete, und entließ keinen seiner Bediensteten, von denen er die meisten behielt und den Übrigen Posten gab. Er ließ die, welche ihm Kummer gemacht und seine Zwistigkeiten mit seinem Vater verursacht hatten, keinen Groll spüren. Als ihn jemand darauf ansprach, antwortete er mit folgenden schönen Worten: „Ich habe das Vergangene vergessen und ich will, dass alle in meinem Staat zufrieden sind."
Die Herren des Rates missbilligten das großzügige Verhalten des Markgrafen gegenüber den Bediensteten seines Vaters sehr. Sie schickten Herrn von Voit zu mir. Er kam ganz außer Atem, um mir von Seiten seiner Mitbrüder bittere Klagen vorzutragen. Nie habe ich etwas Unverschämteres mitanhören müssen als sein Gerede. „Der Markgraf", sagte er, „hat etwas Unerhörtes getan, als er Posten und Ämter ohne Zustimmung seines Rates vergeben hat." Er schlug mit seinem Stock auf den Boden und fuhr fort: „Ohne unser Wissen ist es ihm nicht gestattet, ein Küchenmädchen zu entlassen oder einzustellen. Wir sind alle entehrt und werden alle miteinander unsere Beschwerden beim Markgrafen vorbringen." Ich antwortete ihm, ich mische mich in nichts ein und sie sollten tun, was sie für richtig hielten. Der Markgraf war mit meiner Hofmeisterin im Nachbarzimmer. Er hörte die ganze Rede von Voit mit. Er wäre auf ihn losgegangen, wenn meine Hofmeisterin ihn nicht daran gehindert hätte.
Sobald Voit weg war, trat er in mein Zimmer, wo er Gift und Galle spuckte. Er wollte den Rat kassieren und einen Riesenaufstand machen. Ich beruhigte ihn nach und nach. Da erkannte er, dass meine Vorhersagen richtig waren, und beschloss, auf einen Mann zurückzugreifen, der Sekretär seines Vaters gewesen war. Dieser Mann hieß Ellrodt. Er hatte unendlich viel Verstand. Der verstorbene Markgraf hatte am Endes seines Lebens blindes Vertrauen zu ihm und ihn wegen seiner Rechtschaffenheit hochgeschätzt. Sein Sohn erinnerte sich daran, dass dieser Mann die Angelegenheiten seines Landes von Grund auf kannte, und glaubte, er könne nichts Besseres tun, als ihn bei sich zu haben, um ihn den Machtansprüchen des Rates entgegenzustellen. Ellrodt setzte ihn binnen kurzem über alles in Kenntnis und teilte ihm alle Pläne des verstorbenen Markgrafen mit.[53]

Unterdessen erholte sich meine Gesundheit langsam ein wenig. Notgedrungen mussten wir Zeitz als Arzt behalten. Er ließ mich Selterswasser mit Ziegenmilch einnehmen und verschrieb mir viel Bewegung während der Kur. Ich lernte zu schießen und ging fast jeden Abend mit dem Markgrafen auf die Jagd. Ich konnte nicht lange laufen, weil ich noch zu schwach war. Der Markgraf hatte mir einen Wagen anfertigen lassen, von dem aus ich bequem schießen konnte. Wenn ich mich damit abgab, dann eher, um die Zeit totzuschlagen, als die Tiere zu töten, denn ich liebe die Jagd überhaupt nicht und ich habe sie aufgegeben, sobald ich andere Beschäftigungen hatte. Meine überwiegende Leidenschaft war immer das Studieren, die Musik und ganz besonders der Reiz der Geselligkeit gewesen. Ich war außer Stande, diesen drei Leidenschaften zu frönen, weil meine Gesundheit mich daran hinderte, mich wie früher ernsthaft anzustrengen, während die Musik und die Gesellschaft hier abscheulich waren.

Der Rheinfeldzug verlief wie der des Vorjahres und war nur ein einziges Trinken und Essen. Zwölftausend Russen sollten sich der Armee des Kaisers anschließen und diese Truppen sollten die Oberpfalz durchqueren. Wir machten einen Ausflug, um sie zu treffen. Doch vor unserer Abreise gaben wir dem Baron von Pöllnitz eine Audienz, der uns vom König Trauergrüße ausrichten ließ.

Dieser Mann hat genug in der Welt von sich reden gemacht, damit ich ein Wort über ihn verliere. Er ist der Autor der Memoiren, die unter seinem Namen erschienen sind. Der König ließ sie sich vorlesen. Die Beschreibung des Berliner Hofes, die er dort fand, gefiel ihm so sehr, dass er Lust hatte, Pöllnitz wiederzusehen, der zu jener Zeit in Wien war, wo er von den Zuwendungen der Kaiserin lebte. Er begab sich nach Berlin und verstand es derart, sich beim König einzuschmeicheln, dass er eine Gratifikation von 1500 Talern erhielt. Ich hatte ihn in meiner Jugend sehr gut gekannt. Er ist ein unendlich geistvoller und belesener Mann. Er ist äußerst angenehm in der Konversation. Er hat kein schlechtes Herz, besitzt jedoch weder Anstand noch Urteilskraft und macht häufig Fehler aus Unbesonnenheit. Er hat während des ganzen Lebens des Königs seine Gunst zu behalten verstanden und ihn bis zu seinem letzten Atemzug begleitet. Er war uns eine große Hilfe und unterhielt uns gut. Wir nahmen ihn mit uns zu einem Kloster, wo wir nächtigten, denn die russische Armee sollte am nächsten Tag dort in der Nähe und nahe einer kleinen Stadt namens Vilseck vorbeikommen.[54]

Wir brachen am nächsten Tag frühmorgens auf und speisten dort zu Mittag. General Keith, der Kommandeur dieser Heeresabteilung, war benachrichtigt, dass wir dort waren und schickte uns sofort eine Infanteristengarde. Sie waren alle in Stiefeln und zogen uns zu Ehren Gamaschen über ihre Stiefel: Nie habe ich etwas Komischeres gesehen als diesen Aufzug, der mir umso seltsamer vorkam, als ich die Sau-

berkeit der preußischen Truppen gewohnt war, die immer wie aus dem Ei gepellt waren. Herr von Keith besuchte uns, sobald er angekommen war. Der General, von der Nationalität her Ire, ist ein sehr höflicher Mann, dem man seine Weltgewandtheit anmerkt. Er bat uns, noch einen Moment zu bleiben, weil er Befehl gegeben hatte, seine Truppen in Schlachtordnung aufzustellen. Wir stiegen in den Wagen, um sie zu sehen. Es waren alles zusammengewürfelte kleine Männer, die nicht viel hermachten und ganz schlecht aufgestellt waren. Der General ließ mich zwei Deserteure begnadigen, die gehenkt werden sollten. Er ließ sie vor meinen Wagen führen. Sie warfen sich vor mir auf den Boden und schlugen mit ihren Köpfen so heftig auf die Erde, dass sie bestimmt gebrochen wären, wenn es keine russischen Köpfe gewesen wären. Ich sah auch ihren Priester, der viele Verbeugungen hinlegte und mich um Verzeihung dafür bat, dass er keine Ikonen zu meiner Ehre mitgebracht habe. Diese Nation lebt fast wie die Tiere: Sie tranken schlammiges Wasser, aßen giftige Pilze und Kräuter, ohne dass sie den geringsten Schaden nahmen. Sobald sie in ihrem Quartier ankamen, legten sie sich in einen Backofen, wo sie schwitzen wollten und wenn sie recht nassgeschwitzt waren, stürzten sie sich in kaltes Wasser und im Winter in den Schnee, wo sie eine Zeitlang blieben. Das ist ihr unübertroffenes Mittel, das, wie sie sagen, ihre Gesundheit bewahrt. Wir verabschiedeten uns vom General und kehrten in unser Kloster und von da aus zum Brandenburger zurück.

Ich habe vergessen zu erwähnen, dass am 3. August mein Geburtstag gefeiert wurde. Der Markgraf hatte mir herrliche Juwelen, eine Erhöhung der Einkünfte und die Eremitage geschenkt. Ich wollte die Erhöhung erst im folgenden Jahr annehmen. Ich befasste mich den ganzen August damit, die Wege zur Eremitage herrichten zu lassen. Ich ließ eine Unmenge von Promenaden anlegen. Ich fuhr jeden Tag dahin und gab mich damit ab, eigenhändig Pläne zu machen, um den Ort zu verschönern und passend einzurichten.

In dieser Zeit bekamen wir Zuwachs an guter Gesellschaft: Herrn von Baument, Major eines kaiserlichen Regimentes des Markgrafen, und Graf von Burghauß, Hauptmann desselben Regiments. Dieser war der Neffe meiner Hofmeisterin. Der Markgraf hatte bisher für seine Karriere gesorgt und mochte ihn sehr. Der junge Mann war unendlich geistvoll, doch unerträglich leichtsinnig. Sein Vater, der von sehr vornehmer Herkunft war und aus einer der ersten Familien Schlesiens stammte, hatte es vermocht, ein Vermögen von 400.000 Talern aufzuzehren, und auch noch Schulden zu machen, so dass alle seine Kinder ruiniert waren und in Schlesien nur von den Almosen des Adels und der Hofmeisterin lebten. Seit meiner Heirat war er sehr häufig nach Bayreuth gekommen und war von der heftigsten Leidenschaft für seine Cousine, die Marwitz, gepackt. Die hatte ihn immer ganz von oben herab behandelt. Und weil er sehr ungestüm war, hatte er in seiner Verzweiflung tausend Tor-

heiten begangen, die ihm geschadet hatten. Ich werde weiterhin von diesen Liebschaften erzählen, die in enger Verbindung zum weiteren Verlauf dieser Memoiren stehen.
Meine Hofmeisterin ließ zu dieser Zeit auch ihre beiden anderen Marwitz-Nichten kommen. Die ältere der beiden hieß Albertine, die jüngere Caroline. Ich werde sie in Zukunft bei ihren Taufnamen nennen, um sie von ihrer älteren Schwester zu unterscheiden. Die jüngere war keine zwei Wochen in Bayreuth, als sie ihre erste Eroberung machte. Sie war sehr hübsch: Ihr anziehendes Gesicht, der schönste Teint auf der Welt und ihre sanftmütige Miene zogen ihr alle Blicke zu.
Sobald der Markgraf an die Regierung gekommen war, hatte er meinen Hofstaat erweitert. Graf von Schönburg wurde mein Kammerherr und ein gewisser Herr von Westerhagen mein Kammerjunker. Schönburg war der Sohn eines regierenden Reichsgrafen. Sein Vater lebte noch. Er war reich und alle adligen Fräulein aus Bayreuth wetteiferten darum, ihn zu erobern. Doch es war verlorene Liebesmühe, denn Carolines schöne Augen bezwangen schnell sein Herz. Er verliebte sich unsterblich in sie. Sie mochte ihn. Sie schlossen ganz innige Freundschaft, von deren Fortsetzung ich berichten werde, wenn es an der Zeit ist.
Was die Marwitz angeht, so hatte ich eine leidenschaftliche Zuneigung zu ihr. Wir hatten keine Geheimnisse voreinander. Niemals habe ich eine derartige charakterliche Übereinstimmung gesehen wie bei uns. Sie konnte nicht ohne mich leben, ich nicht ohne sie. Sie tat keinen Schritt, ohne mich um Rat zu fragen, und war bei allen beliebt.
Wir fuhren alle zum Park, wo der Markgraf die Zeit der Hirschbrunst begehen wollte. Da dieser Ort eine Meile von der Stadt entfernt ist und nur eine ausgewählte Gesellschaft da war, gaben wir uns nach Herzenslust der Freude hin. Jeden Tag war Ball und wir tanzten sechs Stunden hintereinander in einem gepflasterten, sehr unbequemen Saal, so dass unsere Füße geschwollen waren. Diese Bewegung tat mir unendlich gut. Wir hatten alle die beste Laune der Welt. Der Markgraf liebte das Vergnügen und die gute Gesellschaft. Seine höflichen und zuvorkommenden Umgangsformen verschafften ihm Bewunderung und wir lebten in der vollkommensten Eintracht.
Überall schien wieder Frieden einzukehren. Schon begannen Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Frankreich. Während des Winters wurde Frieden geschlossen. Die Spanier behielten die Königreiche von Neapel und Sizilien, die sie dem Kaiser weggenommen hatten, in ihrem Besitz. Der Herzog von Lothringen trat sein Territorium an Frankreich ab und erhielt dafür das Großherzogtum von Florenz. Frankreich und Spanien traten ihrerseits der Pragmatischen Sanktion bei. So kehrte wieder Ruhe in Deutschland ein.

Markgräfin, Bischof und die Etikette

Der Markgraf hatte noch gar nicht die Huldigung seines Landes entgegengenommen. Die Zeremonie wurde bei unserer Rückkehr nach Bayreuth vollzogen. Derselbe zeremonielle Akt sollte in Erlangen vorgenommen werden. Der Bischof von Bamberg und Würzburg befand sich gerade auf dem prächtigen Landsitz namens Pommersfelden, der nur vier Meilen entfernt ist. Er hatte uns wie auch den Markgrafen und die Markgräfin von Ansbach dahin eingeladen, in der Absicht, sich mit uns zusammenzutun, um im Kreis wieder ein gutes Einvernehmen herzustellen.[55]
Herr von Brehmer, früher Hofmeister des Markgrafen von Ansbach, war in Bayreuth. Ich gab ihm einen Gruß an meine Schwester mit und bat ihn, ihr von mir auszurichten, dass ich vor der höchst anmaßenden Art des Bischofs gewarnt sei. Er stelle lächerliche Ansprüche hinsichtlich der Titel, die wir ihm geben sollten, und ich sähe Gezänk voraus. Wir seien Schwestern und hätten dieselben Vorrechte und dieselben Etiketten. Ich sei entschlossen, in Abstimmung mit ihr zu handeln und ich bäte sie, mich ihre Absichten wissen zu lassen. Alle Welt schaue auf uns und ich sei entschlossen, keinen Millimeter von dem, was uns gebühre, preiszugeben. Herr von Brehmer hieß meine Vorgehensweise gut. Wir reden die Bischöfe und neuen Reichsfürsten nur mit „Eure Liebden" an.[56] Dieser Titel bedeutet nicht soviel wie Äbtissin und kann nicht ins Französische übersetzt werden. Der Bischof stellte den Anspruch, man müsse ihn ehrenvoller titulieren und wir müssten ihn „Euer Gnaden" nennen, sonst würde er uns nicht die „Königliche Hoheit" zugestehen. Ich wurde von alldem nur unter der Hand informiert. Ich hätte darüber Unterredungen führen können, aber man riet mir davon ab und versicherte mir, er würde sich von selbst auf seine Pflicht besinnen.
Herr von Brehmer brach nach Ansbach auf und brachte mir eine sehr positive Antwort meiner Schwester mit. Sie schrieb mir, sie richte sich nach mir und sei sehr zufrieden mit dem, was ich ihr durch Brehmer habe ausrichten lassen. Ich habe immer meine Vorrechte als Königstochter gewahrt und der Markgraf hat sie immer unterstützt. Diesen Schritt hatte ich mit seiner Zustimmung unternommen und er sagte oft zu mir, er habe eine sehr schlechte Meinung von Leuten, die vergäßen, wer sie sind.
Wir reisten also im November ab und verbrachten die Nacht in Baiersdorf. Am Tag darauf zogen wir in Erlangen ein. Man hatte mehrere Triumphbögen gebaut. Die Amtsträger hielten dem Markgrafen an den Stadttoren Ansprachen und präsentierten ihm die Schlüssel. Die gesamte Bürgerschaft und die Miliz waren längs der Straßen in Aufstellung. Der Markgraf und ich waren in einer Trauerkarosse. Wegen der Trauer wurden wir beide an diesem Tage reichlich mit Ansprachen bedacht.
Am folgenden Tag nahm er die Huldigung entgegen. Es gab eine Galatafel und am Abend Empfang. Wir hielten uns einige Tage in Erlangen auf und brachen von dort nach Pommersfelden auf.

Wir kamen um fünf Uhr abends an. Der Bischof empfing uns am Fuß der Treppe mit seinem ganzen Hof. Nach den ersten Begrüßungen stellte er mir seine Schwägerin vor, die Gräfin von Schönborn, und seine gleichnamige Nichte, die Äbtissin in einem Würzburger Domkapitel war. „Ich bitte Sie, Madame", sagte er zu mir, „sie als Ihre Dienerinnen zu betrachten. Ich habe sie eigens kommen lassen, um die Honneurs bei mir zu machen." Ich ließ den Damen viele Aufmerksamkeiten zuteilwerden; danach geleitete der Bischof mich in mein Gemach. Er ließ Stühle verteilen. Ich setzte mich in einen Sessel und wir wollten gerade mit der Konversation beginnen, als die beiden Gräfinnen in das Zimmer traten. Ich war überrascht, meine Hofmeisterin nicht bei ihnen zu sehen. Ich ließ mir jedoch nichts anmerken. Meine Aufmachung war ganz in Unordnung. Ich nahm das als Vorwand, um mich einen Augenblick zurückzuziehen. Auch der Bischof und seine Damen zogen sich zurück.
Sobald ich allein war, schickte ich nach meinen Damen und fragte die Hofmeisterin, warum sie mir nicht gefolgt war. Sie sagte: „Deswegen, weil ich mich keiner schmählichen Behandlung aussetzen wollte; denn diese Gräfinnen haben mich behandelt wie einen Hund und kein Wort zu mir gesagt. Sie haben sich mit Gewalt vor mich gedrängt und ohne einen der Herren des Hofes, den ich nicht kenne, hätte ich Ihr Gemach nicht gefunden." Ich sagte zu ihr: „Ich bin sehr froh, das zu erfahren; der Markgraf hat mir erlaubt, auf meinen Rechten zu bestehen, und ich weiß ganz genau, dass meine Hofmeisterin allenfalls regierenden Reichsgräfinnen den Vortritt lassen muss. Das sind sie keineswegs und können den Vortritt in keiner Weise beanspruchen." Der Markgraf sagte zu mir, ich solle darüber mit Voit sprechen, der als mein Oberhofmeister den Aufgaben seines Amtes entsprechend darüber in meinem Namen sprechen und Beschwerde führen müsse. Ich schickte nach ihm und erklärte ihm meine Absichten. Herr von Voit war der größte Feigling auf Erden. Immer war er voll panischer Furcht und sah Probleme. Er machte ein ellenlanges Gesicht. „Ihre Königliche Hoheit ermisst nicht", sagte er zu mir, „die Folgen des Befehls, den Sie mir gibt. Man ist hier versammelt, um die Einheit der Mitglieder des Fränkischen Kreises zu stärken. Ist das der Moment, um Streit mit Leuten zu suchen? Der Bischof wird die Sache sehr hoch hängen; er wird beleidigt sein. Er wird nicht zurückstecken, und wenn Sie auf Ihrem Recht beharren, wird das eine Reichsaffäre." Ich brach in lautes Lachen aus. „Eine Reichsaffäre", antwortete ich ihm, „na gut, umso besser! Damen waren da noch nie involviert, das wird etwas ganz Neues werden." Der Markgraf zuckte mit den Schultern und schaute ihn mitleidig an. Ich fügte hinzu: „Sei es, wie es sei, ich bitte Sie, dem Bischof Bescheid zu sagen, ich hätte eine so hohe Wertschätzung für ihn, dass ich ihm höchst ungern Unannehmlichkeiten bereiten würde; er hätte bessere Maßnahmen ergreifen müssen, um jedes Gezänk zu vermeiden. Er müsse die Vorrechte von Königstöchtern genau kennen als jemand, der sein ganzes

Leben in Wien aufgewachsen sei. Es sei eine Ehre für mich, Gattin des Markgrafen zu sein, aber ich wolle darum nicht einen Fingerbreit von dem abgehen, was mir zustehe.“ Herr von Voit machte noch etliche Schwierigkeiten, aber der Markgraf sagte zu ihm, er solle sich beeilen, es sei spät und es gelte, der ganzen Sache ein rasches Ende zu bereiten.

Herr von Voit sprach also in meinem Auftrag mit Herrn von Rotenhan, dem Oberstallmeister des Bischofs. Es gab eine lange Unterredung, bei der am Ende beschlossen wurde, dass die beiden Gräfinnen, sobald sie meine Schwester empfangen hätten, abreisen sollten.

Kaum war dieser Beschluss gefasst, als der Ansbacher Hof eintraf. Ich sandte sofort einen Gruß an meine Schwester und ließ ihr ausrichten, ich begäbe mich zu ihr, sobald sie allein sei. Ich war in keiner Weise verpflichtet, ihr als Erste Besuch abzustatten, da mir mein Recht als älteste Schwester den Vorrang vor allen meinen Schwestern gab und der Markgraf Vorrang vor dem Markgrafen von Ansbach hatte. Ich hatte also doppelten Anspruch auf Vorrang. Da wir aber alle vom selben Blut sind, habe ich niemals meine Rechte zur Geltung bringen wollen. Meine Schwester ließ mir antworten, sie komme zu mir. Sie war einen Augenblick später mit dem Markgrafen da. Sie kamen mir beide sehr frostig vor. Meine Schwester war schwanger. Ich bezeugte ihr meine Freude und machte ihr alle erdenklichen Avancen; aber sie erwiderte sie nicht. Ich teilte ihr mit, was ich getan hatte; sie gab mir keine Antwort. Der Bischof suchte uns auf. Sie machte sich davon und kehrte in ihr Gemach zurück. Sie nutzte die Zeit, um sich die Herren vorstellen zu lassen, die den Hofstaat des Bischofs bildeten. Sie sprach mit ihnen über die Gräfinnen und versicherte ihnen, sie verurteile meine Handlungsweise sehr. Sie sei nicht so hochmütig wie ich und hätte, wenn sie da gewesen wäre, niemals geduldet, was sich da abgespielt habe. Alle missbilligten ihr Verhalten.

Wir suchten sie auf, um uns zu Tisch zu begeben. Ich erhielt meinen Platz am oberen Ende. Sie wollte sich nicht neben mich setzen und ließ den Bischof zwischen uns Platz nehmen. Sie sprach ihn entgegen unserer Übereinkunft gedankenlos mit „Hoheit“ an. Was mich angeht, so hielt ich an meinen Vorstellungen fest und ging davon nicht ab. Ich erwies dem Bischof und seinem Hof alle erdenklichen Aufmerksamkeiten und alle Höflichkeitsbekundungen, soweit es in meiner Macht stand. Es ist an der Zeit, dass ich ein Porträt von ihm mache.

Bekanntlich ist die Familie Schönborn eine der vornehmsten und berühmtesten Deutschlands. Sie hat dem Reich etliche Kurfürsten und Bischöfe geschenkt. Derjenige, von dem die Rede ist, war in Wien aufgewachsen. Sein Verstand und seine Fähigkeit machten ihn zum Kanzler des Reiches. Er übte dieses Amt lange Zeit aus. Als die Bistümer Würzburg und Bamberg durch den Tod ihrer Bischöfe vakant waren,

nutzte der Wiener Hof diese Gelegenheit, um die Dienste des Kanzlers zu belohnen, und wusste die Stimmen so zu bestechen, dass er zum Fürsten und Bischof dieser beiden Bistümer gewählt wurde. Er kann mit Recht als kluger Kopf und schlauer Politiker gelten. Sein Charakter entspricht dieser Eigenschaft, denn er ist abgefeimt, raffiniert und falsch. Er hat anmaßende Umgangsformen. Er hat keinen angenehmen Charakter, weil er zu pedantisch ist. Dennoch gewöhnt man sich daran, wenn man ihn kennt, und besonders, wenn man darauf aus ist, von seinem Wissen zu profitieren. Ich hatte das Glück, seine Gunst zu gewinnen. Oft sprach ich mit ihm vier oder fünf Stunden lang unter vier Augen. Ich langweilte mich dabei kein bisschen. Er teilte mir viele Details mit, die ich nicht kannte. Man kann wohl sagen, dass er ein universaler Kopf ist. Es gibt nichts, was wir nicht gemeinsam durchdacht hätten.
Sobald wir uns von der Tafel erhoben hatten, geleitete ich meine Schwester zu ihrem Gemach zurück und der Bischof mich zu dem meinen. Es war schrecklich kalt darin. Ich legte mich sofort zu Bett und schlief ein. Kaum hatte ich eine Stunde geruht, weckte mich der Markgraf, um mir zu sagen, dass jemand die Tür zu meinem Zimmer aufbrechen wolle. Diese Tür führte zu einem Gang und dort war ein Husar postiert. In der Tat hörte ich, wie jemand versuchte, das Schloss aufzubrechen. Wir riefen leise unsere Leute, um nachzuschauen, was los war, und sie fanden wirklich den Herren Husar noch bei der Arbeit. Er bat den Markgrafen um Gnade und flehte ihn um Himmels Willen an, ihn ja nicht zu verraten, was ihm der Markgraf großmütig versprach.
Am nächsten Morgen begann ich sofort nach dem Aufstehen mit der Besichtigung des ganzen Schlosses. Pommersfelden ist ein großes Gebäude, dessen Hauptteil von den Flügeln getrennt ist. Dieser Hauptteil hat vier Vorbauten; er ist quadratisch und hat, wenn man ihn von weitem sieht, das Aussehen einer Steinmasse. Das Äußere ist voller Fehler. Sobald man in den Hof eingetreten ist, ändert sich das Bild, das man sich von dem Schloss gemacht hatte, und man gewahrt einen Ausdruck von Großartigkeit, den man zuvor nicht bemerkt hatte. Zunächst steigt man eine Freitreppe von fünf oder sechs Stufen hinauf, um durch ein ganz niedriges, enges Portal einzutreten, das dieses Gebäude stark verunstaltet. Eine prächtige Treppe zeigt sich und lässt die ganze Höhe dieses Palastes sichtbar werden, da das Gewölbe dieser Treppe nur durch eine Art Gleichgewicht gehalten wird. Die Decke ist mit Fresken bemalt; die Geländer sind aus weißem Marmor und mit Statuen verziert. Diese Treppe führt zu einem großen mit Marmor gepflasterten Vorraum, von wo man in einen Saal hineingeht; dieser Saal ist mit Gold und Bildern geschmückt. Dort sind Bilder der größten Meister zu sehen, etwa einige Rubens, Guido Reni oder Paolo Veronese. Die ganze Dekoration allerdings gefiel mir gar nicht; sie machte eher den Eindruck einer Kapelle als eines Saales und zeigte überhaupt nicht jene architektonische Vornehmheit, die

Pracht mit Geschmack verbindet. Dieser Saal führt zu zwei aneinandergereihten Gemächern, die beide mit Bildern geschmückt sind. Eines von diesen Zimmern enthält eine Ledertapisserie, um die man großes Aufhebens macht, weil sie von Raffael bemalt ist. Das Schönste ist die Bildergalerie: Malereiliebhaber kommen hier auf ihre Kosten; da ich sie sehr liebe, blieb ich einige Stunden da, um alle Bilder genau anzuschauen.

An diesem und an den folgenden Tagen speiste ich im kleinen Kreis mit meiner Schwester, unseren Hofmeisterinnen und zwei Damen von Geheimen Räten aus Ansbach. Der Bischof und die Markgrafen gingen jeden Tag auf die Jagd, von der sie erst um fünf Uhr abends zurückkamen. Ich langweilte mich sehr, da ich den ganzen Tag mit meiner Schwester eingesperrt war, die mit mir schmollte. Bei der Rückkehr der Fürsten versammelten wir uns im Saal, um dem beizuwohnen, was man eine Serenade nannte. Diese Serenaden sind verkürzte Opern. Die Musik war abscheulich. Fünf oder sechs weibliche Katzen und ebenso viele Kater aus Deutschland jaulten einem mit ihrem Gesang vier Stunden lang die Ohren voll, wobei man sich fast erkältete, denn es war außerordentlich kalt. Anschließend wurde zu Abend gegessen und man ging erst um drei Uhr morgens zu Bett, kaputt wie ein Hund vom Nichtstun während des ganzen Tages.

Uns wurde ein neues Vergnügen vorgeschlagen, das ganz nach Geistlichkeit roch: nach Bamberg zum Mittagessen zu fahren und dort die Kirche und die Reliquien zu besichtigen. Ich ließ meiner Schwester ausrichten, wenn sie ginge, würde ich auch gehen, und wenn sie diesen Ausflug nicht mitmache, bliebe ich, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sie ließ mir antworten, sie ginge sehr gern nach Bamberg und ich solle nur das Angebot, das man uns gemacht hatte, annehmen. Die Jagd sollte in dieser Gegend stattfinden und die Fürsten würden sich dahin begeben, um mit uns zu speisen.

Man kam mich um sieben Uhr morgens wecken, um mir zu sagen, es sei Zeit, mich anzukleiden und aufzubrechen; wir bräuchten vier Stunden bis nach Bamberg, und da die Jagd nicht lange dauern würde, hätte ich keine Zeit, etwas anzuschauen, falls ich nicht bald aufbräche. Ich erhob mich knurrend aus dem Bett. Ich war krank: Die Kälte und die Anstrengungen brachten meine noch wenig gefestigte Gesundheit sehr leicht durcheinander.

Sobald ich angekleidet war, begab ich mich zu meiner Schwester. Ich war höchst überrascht, sie noch im Bett zu finden. Sie sagte zu mir, sie sei unpässlich und könne nicht nach Bamberg fahren. Sie sah sehr gut aus und stickte in ihrem Bett. Ich sagte zu ihr, sie hätte mir den Gefallen tun können, mich vorher darüber zu informieren. Ich hätte mich nach ihr erkundigt und man habe mir geantwortet, es gehe ihr gut. Frau von Buddenbrock, ihre Hofmeisterin, zuckte mit den Schultern und gab mir zu verstehen, dass es nur eine Laune sei. Sie bemühte so lange ihre Überredungskünste, bis sie sie

dazu brachte, aufzustehen und sich anzukleiden. Noch nie hatte ich eine so lange Toilette gesehen: Sie dauerte mindestens zwei Stunden.
Zwei prächtige Galakarossen waren angespannt. Die erste war für mich, die zweite für meine Schwester bestimmt. Ich fragte sie, ob wir nicht zusammen fahren wollten. Sie sagte nein. „Steigen Sie schon in die Karosse", sagte ich zu ihr. „Mein Gott, nein", sagte sie zu mir, „Sie haben den Vorrang und ich werde mich hüten, mich als Erste zu setzen." Ich sagte zu ihr: „Bei meinen Schwestern habe ich keinerlei Vorrang und werde mit ihnen niemals darüber streiten." Der Obermarschall des Bischofs, ein ziemlich kräftiger Mann, nahm mich bei der Hand und sagte zu mir: „Das ist Ihr Wagen, Madame, haben Sie die Güte einzusteigen, denn sie ist für Sie vorbereitet." Ich stieg also mit meiner Hofmeisterin ein und hatte noch nicht einmal die Zeit, nach meinem Pelzmantel zu verlangen. Wir fuhren Schritt. Wir erfroren vor Kälte. Unsere Finger und Füße waren so steif, dass wir sie nicht mehr bewegen konnten. Ich ließ dem Kutscher befehlen, schneller zu fahren. Er führte meinen Befehl so gut aus, dass wir in drei Stunden in Bamberg ankamen.
Man geleitete mich geradewegs zur Kirche, wo die Priester ihre Reliquien ausgebreitet hatten. Es gab ein Stück in Gold eingefasstes Kreuz, zwei Krüge, die bei der Hochzeit zu Kanaan gedient hatten, Gebeine der Jungfrau, ein kleiner Fetzen von Josephs Rock, die Schädel von Kaiser Friedrich und Kaiserin Kundigunde, den Schutzpatronen Bambergs und Stiftern des Domkapitels. Die Zähne der Kaiserin ähnelten von ihrer Länge her Wildschweinhauern.
Ich war so durchgefroren, dass ich nicht laufen konnte. Ich nahm wieder in der Karosse Platz, um zum Schloss zu fahren. Man führte mich zu dem für mich vorbereiteten Gemach. Ich hatte Schmerzen im Körper und an allen Gliedern. Meine Damen entkleideten mich und rieben mich, bis sie mich soweit hatten, dass ich wieder ein wenig Gefühl hatte.
Sobald meine Schwester eingetroffen war, ließ ich mich über ihren Gesundheitszustand informieren und eine Entschuldigung ausrichten, dass ich nicht zu ihr gehen könne, weil ich unpässlich sei. Sie ließ mir antworten, dass sie ganz erschöpft sei, sich auf Bett werfen und versuchen wolle zu schlafen, und sie bitte mich, auf keinen Fall zu ihr zu kommen. Ich schickte mehrmals nach ihr und man sagte mir immer, sie ruhe sich aus. Nachdem man sich um mich gekümmert hatte, befand ich mich ein wenig besser und aus lauter Langeweile begann ich, Tokadille zu spielen.
Die Fürsten kamen erst um sechs Uhr zurück. Sie speisten an einer separaten Tafel. Die, an der wir essen sollten, war in meinem Zimmer serviert. Meine Schwester kam; sie schien verärgert. Ihr ganzer Hof und vor allem die Damen schmollten und ließen bewusst spitze Bemerkungen fallen. Ich tat so, als verstünde ich sie nicht, weil ich das unter meiner Würde fand.

Nach dem Essen ging meine Schwester mit mir in ein Kabinett, wo wir den Kaffee tranken. Ich sagte zu ihr, ich sähe genau, dass sie über mich verärgert sei; sie solle mir bitte sagen, was sie habe und ob ich sie unglücklicherweise beleidigt hätte; ich sei bereit, ihr jede erdenkliche Wiedergutmachung zu leisten. Sie antwortete mir mit sehr frostiger Miene, sie habe nichts gegen mich, sei krank und könne von daher nicht gut gelaunt sein; zugleich stützte sie sich auf einen Tisch auf und verfiel in Nachdenken. Ich setzte mich ihr gegenüber und tat es ihr gleich.
Der Bischof holte uns aus dieser stummen Konversation heraus. Er geleitete mich zur Karosse zurück, in die ich wieder mit meiner Hofmeisterin einstieg. „Ich bin ganz unglücklich", sagte sie zu mir, „am Ansbacher Hof ist der Teufel los: Man hat meine Schwester und die Marwitz ganz furchtbar behandelt. Frau von Zoch hat ihnen tausend Unverschämtheiten gesagt. Ich habe dem noch rechtzeitig ein Ende gemacht, sonst hätten sie sich, glaube ich, in die Haare gekriegt. Sie haben öffentlich behauptet, Ihre Königliche Hoheit habe dem Kutscher der Markgräfin von Ansbach befohlen, volles Tempo zu gehen, damit sie eine Fehlgeburt bekomme. Sie haben die arme Fürstin beklagt, die, wie sie sagten, von den Stößen des Wagens ganz zerschlagen sei." Ich wurde wütend, als ich diese schönen Neuigkeiten hörte. Ich wollte mir Genugtuung verschaffen wegen der über mich verbreiteten Verleumdungen, aber meine Hofmeisterin machte mir solche Vorhaltungen, dass ich mich einverstanden erklärte, sie zu ignorieren. Da meine Schwester nicht zu Abend essen wollte, ließ auch ich mich beim Bischof entschuldigen. Meine Damen kamen zu mir und erzählten mir die ganze Geschichte. Ich sah schließlich selbst ganz klar, dass diese Affäre, wenn wir nicht ganz vernünftig blieben, weitere Kreise ziehen und Gegenstand des Gespräches der Öffentlichkeit würde. Ich trug ihnen allen also auf, die Sache fallen zu lassen und sich den Damen des Ansbacher Hofes gegenüber weiterhin höflich zu zeigen, weil mir klar war, dass der ganze Schimpf der Schikanen, die sie machen wollten, auf sie zurückfallen würde. Ich hatte nicht Unrecht: Am nächsten Tag wusste der ganze Hof über den Vorfall Bescheid und man tuschelte einander ins Ohr, die Ratsdamen hätten den Wein gut gefunden und ein wenig mehr getrunken, als ihnen bekam. Der Markgraf von Ansbach war sogar sehr erbost über die über mich geäußerten Unverschämtheiten und ließ die Schuldigen heftigst tadeln.
Zwei Tage darauf brachen wir schließlich auf und kehrten nach Erlangen zurück. Dort widerfuhr mir ein kleines privates Ungemach: Ein Bologneserhündchen, das ich seit 13 Jahren hatte, starb. Ich mochte dieses Tier sehr, das Gefährte all meines Unglücks war. Sein Verlust ging mir nahe. Die Tiere scheinen mir eine Art mit Vernunft begabter Wesen zu sein. Einige habe ich gesehen, die so verständig waren, dass ihnen nur die Sprache fehlte, um klar ihre Gedanken auszudrücken. Ich finde das System des Descartes hierin ganz lächerlich.[57] Ich achte die Treue eines Hundes hoch.

Er scheint mir hier einen Vorzug gegenüber den Menschen zu haben, die so unbeständig und wechselhaft sind. Wenn ich diesen Gegenstand gründlich untersuchte, würde ich darauf wetten zu beweisen, dass unter den Tieren mehr Vernunft herrscht als unter den Menschen. Aber ich schreibe meine Memoiren und nicht Lobeshymnen auf sie, obwohl dieser Punkt als Grabinschrift meiner kleinen Hündin dienen mag. Wir blieben nur einige Tage in Erlangen und kehrten nach Bayreuth zurück.

Im Jahre 1736 passierte nichts Außergewöhnliches. Ich habe schon gesagt, dass zwischen dem Kaiser und Frankreich Frieden geschlossen wurde. Er bescherte uns den Durchmarsch der österreichischen Truppen, wenngleich dieser Durchmarsch für die Reichsfürsten sehr belastend war, die entgegen allem, was recht und billig ist, ihnen Quartier gewähren mussten. Das Übel war nicht zu heilen; wir versuchten, so gut es ging, Vorteile daraus zu ziehen. Wir hatten jeden Tag unendlich viele Leute bei uns. Die österreichischen Offiziere waren größtenteils sehr liebenswert. Ich traf auf einige von ihren Frauen, die es ebenfalls waren. Wir amüsierten uns prächtig. Fast jeden Tag war Ball und meine Gesundheit erholte sich langsam.

Am Geburtstag des Markgrafen, dem 10. Mai, gab ich im großen Saal des Schlosses ein herrliches Fest. Ich hatte den Parnass bauen lassen. Ein ziemlich guter Sänger, den ich gerade engagiert hatte, stellte Apollo dar. Neun prächtig gekleidete Hofdamen waren die Musen. Unterhalb des Parnass hatte ich ein Theater einrichten lassen. Apollo sang eine Kantate und befahl den Musen, diesen glücklichen Tag zu feiern. Sofort kamen sie von ihrem Platz herab und tanzten ein Ballett. Unterhalb des Theaters war eine ganz prächtig geschmückte Tafel von 150 Gedecken. Der Rest des Saals war mit Devisen und grünem Laub ausgestaltet. Wir stellten die heidnisch-antiken Götter dar. Ich habe noch nie etwas Schöneres gesehen als dieses Fest, das allgemeine Begeisterung weckte.
Seit der Markgraf Ellrodt eingestellt hatte, erholten sich die Staatsgeschäfte nach und nach. Man entdeckte eine hohe Steigerung der Einnahmen, die geheim gehalten worden war und von der allem Anschein nach die Herren der Finanzkammer profitiert hatten. Der Markgraf entließ alle Mitglieder dieser Kammer und setzte Andere an ihre Stelle. Ellrodt schaffte es darüber hinaus, alte Außenstände aufzuspüren, die den Markgrafen von Bayreuth seit unvordenklichen Zeiten zustanden, und er hatte das Glück, sie einzutreiben. So arm, wie wir einst waren, so reich fanden wir uns auf einmal wieder.
Indessen machte dieses Jahr nur einem Krieg ein Ende, um einen anderen zu entfachen. Russland lag im Krieg mit den Türken und hatte die schon erwähnten 12.000 Mann dem Kaiser nur unter der Bedingung zugestanden, dass er den mit dem Mo-

hammedanern geschlossenen Waffenstillstand bräche und sie in Ungarn angriffe. Alle Truppen des Herrschers setzten sich dorthin in Marsch. Dieses Ereignis kann man als Beginn des Niedergangs des Hauses Österreich ansehen.
Etwa zu dieser Zeit ließ der Kaiser die Hochzeit der Erzherzogin Maria Theresia, seiner ältesten Tochter, mit dem neuen Großherzog von Florenz feiern.[58]
Ebenfalls in diesem Jahr heiratete der Prinz von Wales die Prinzessin von Sachsen-Gotha. Es war der König, sein Vater, der diese Heirat betrieb, bei der das Herz des Prinzen unbeteiligt war, da die Prinzessin weder schön noch geistreich war. Dennoch lebte er sehr gut mit ihr zusammen.
Ich komme auf das zurück, was mich betrifft. Wir verbrachten die schöne Jahreszeit am Brandenburger. Dort erkrankte der Markgraf. Er hatte Ohnmachtsanfälle und furchtbare Kopfschmerzen. Das hinderte ihn nicht daran auszugehen; aber ich machte mir schreckliche Sorgen. Es gibt kein vollkommenes Glück auf Erden. Ich hatte alles, was ich mir nur wünschen konnte; doch meine Furcht um eine so kostbare Gesundheit ließen alle meine anderen Gründe zur Zufriedenheit entschwinden. Der Arzt machte mir Angst, dass die Anfälle des Markgrafen Vorboten eines Schlaganfalls waren. Ich war manchmal so verzweifelt, dass ich nicht wusste, was ich tat. Endlich wurde ich aus meiner Qual erlöst: Er bekam Hämorrhoiden, die ihm sofort Erleichterung verschafften. Da diese Krankheit nur gefährlich ist, wenn man nicht vorsichtig mit ihr umgeht und sie zur Rettung des Markgrafen beitragen konnte, der ein extremer Sanguiniker ist, war ich entzückt darüber.
Seit der Markgraf an die Regierung gekommen war, hatte er sich sehr um die Freundschaft des Königs und der Königin von Dänemark bemüht. Die Königin als apanagierte Prinzessin und Tochter eines jüngeren Sohnes des Hauses hatte keinerlei Mitgift erhalten , wie es im Haus Brandenburg festgelegt war. Sonst würde es Apanagen und Mitgiften bis in alle Ewigkeit geben und sie würden am Ende unfehlbar das Haus ruinieren. Die Königin ließ dem Markgrafen ausrichten, wenn er ihr ihre Mitgift gebe, würde sie ihm Vorteile gewähren, die ihm dafür den vierfachen Lohn einbringen würden. Der Markgraf gewährte sie ihr im Vertrauen auf ihr Wort.
Der König und die Königin hatten die Absicht, nach Altona zu fahren und sich dort eine Weile aufzuhalten. Sie luden ihn ein, sich dorthin zu begeben, und man gab ihm unter der Hand zu verstehen, die Königin habe große Pläne und wolle ihm ihre Dankbarkeit aufs Deutlichste beweisen. Einige Maßnahmen, die der Markgraf treffen musste, verzögerten seine Abreise. Der König von Dänemark sandte ihm einen Eilboten, um ihm auszurichten, er halte sich nicht länger als vierzehn Tage in Altona auf, und wenn er ihn treffen wolle, dann müsse er sich mit seiner Reise beeilen.
Der Markgraf brach auf, entschlossen, Tag und Nacht zu fahren, um den König, seinen Onkel, noch anzutreffen. Man muss das Territorium des Königs, meines Vaters,

durchqueren, um nach Altona zu gelangen, und auch Halberstadt, das nur 12 oder 13 Meilen von dort entfernt ist. Der Markgraf machte dort Halt, um mit dem General Marwitz zu Mittag zu speisen. Er erfuhr, dass der König hier in drei oder vier Tagen zur Parade der Truppen der Umgebung erwartet wurde. Es galt zu wählen, entweder auf ein Treffen mit dem König von Dänemark oder auf eines mit dem Preußenkönig zu verzichten. Die Unzufriedenheit, die er von Seiten des Letzteren verspürte, das dem Anderen gegebene Wort und die Vorteile, die man ihm in Aussicht gestellt hatte, bewogen ihn, seine Reise fortzusetzen. Er erklärte General Marwitz alle Gründe, die ihn diese Reise hatten unternehmen lassen, und beauftragte ihn, den König darüber zu informieren und ihm zu versichern, wenn er sich bei seiner Rückkehr noch in Berlin befinde, werde er ihm auf jeden Fall die schuldige Aufwartung machen.

Am Nachmittag reiste er aus Halberstadt wieder ab und kam am nächsten Tag in Braunschweig an, wo er zu Mittag aß. Er wurde von seinem alten Freund, dem Herzog, und meiner Schwester sehr gut empfangen. Von dort setzte er seinen Weg nach Celle fort, wo er Briefe aus Altona vorfand, aus denen er erfuhr, dass der König von Dänemark lebensgefährlich erkrankt war. Er machte also in Celle Rast und kam erst einige Tage später in Altona an.

Er wurde vom Oberhofmarschall und dem gesamten Hof in einem Haus empfangen, das für ihn vorbereitet war, weil in dem, welches der König bewohnte, zu wenig Platz war, um darin unterzukommen. Der Empfang, den der König, sein Onkel, und seine Tante ihm bereiteten, war äußerst herzlich. Die Königin war einmal sehr schön gewesen, aber Anstrengungen und Krankheiten hatten ihr nur noch schöne Reste davon übriggelassen. Ihre Mutter, die Markgräfin von Kulmbach, die sie seit ihrer Heirat nicht verlassen hatte, beherrschte sie vollkommen und damit auch den König und den Hof. Sie war sehr klug: Sie dachte, dass sie, um sich in der Gunst zu halten, den König und die Königin zu Frömmlern machen musste. Der König liebte von Natur aus Vergnügungen und die gute Gesellschaft. Um ihn von dieser Neigung abzubringen, redete sie ihm bei den unschuldigsten Dingen ins Gewissen. Der Herrscher, der viele gute Eigenschaften hat, besitzt einen höchst beschränkten Verstand. Derjenige der Königin reicht so weit wie der seine, das heißt, sie besitzt nicht mehr als er. Die Markgräfin traf also nur auf Köpfe, die ihre Moralpredigt willig aufnahmen. Dieser Hof bewahrte sich noch einen Anflug von Großartigkeit, aber im Grunde war es ein Kloster, wo man nur zu Gott betete und sich langweilte. Der Markgraf erzählte mir, nie sei ihm die Zeit so lang erschienen. Er wurde mit Ehrungen und schönen Worten überhäuft, doch man vergaß, was man ihm versprochen hatte, und er kehrte höchst erfreut darüber, aus diesem Hof heraus zu sein, wieder zurück.

Der König, mein Vater, war schon wieder nach Preußen aufgebrochen und so kam der

Markgraf direkt wieder nach Bayreuth zurück, trotz der Ratschläge meines Bruders, wonach er in Braunschweig Halt machen sollte, um seine Rückkehr nach Berlin abzuwarten, die erst für sechs Wochen später vorgesehen war. Ich hatte einen sehr unhöflichen Brief meines Bruders zu der Reise des Markgrafen erhalten, der sich von seiner früheren Art zu schreiben stark unterschied. Er lautete wie folgt:

> Ich habe Ihren Brief, meine liebste Schwester, wohl gelesen. Aber wenn Sie gestatten, dass ich mit Ihnen in der gewohnten Offenheit spreche: Ich kann unmöglich gutheißen, dass der Markgraf zehn oder zwölf Meilen an einem Ort vorbeikommt, wohin sich der König begeben würde, ohne ihm seine Aufwartung zu machen. Um die Wahrheit zu sagen: Man sieht das als eine große Unhöflichkeit an und ich kann das nur unterschreiben. Der Markgraf kann die Sache wieder in Ordnung bringen. Er braucht nur auf seinem Rückweg in Berlin vorbeizukommen, wenn der König aus Preußen zurückkehrt. Denn ich muss gestehen, keineswegs erstaunt zu sein, dass der König über seine Handlungsweise verärgert ist. Denn sie zeigt zu wenig Hochachtung für einen König, der zugleich sein Schwiegervater ist. Ich zweifle sehr an den ganzen Vorteilen, die sich der Markgraf vom König von Dänemark erhofft. Er wird von ihm niemals welche bekommen, die denen des Königs vergleichbar sind, besitzt er doch einen Schatz wie Sie. Ich könnte dazu noch eine Menge sagen, aber ich begnüge mich damit, Ihnen zu versichern usw.

Obwohl das Ende des Briefes ein wenig mit dem Anfang zu versöhnen schien, kam er mir sehr hart vor. Die Ausdrücke erschienen mir wenig maßvoll und sein ganzer Stil war mir bis dahin unbekannt. Mein Bruder war seit seiner Rückkehr vom Rhein mir gegenüber völlig verändert. Alle Briefe, die ich von ihm erhielt, waren gewunden. Es trat da eine gewisse Verlegenheit zu Tage, die mir hinreichend deutlich machte, dass sein Herz für mich nicht mehr wie früher schlug. Ich war tief getroffen; meine Zuneigung zu ihm hatte kein bisschen nachgelassen und ich hatte mir in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen. Ich ertrug das alles mithin geduldig und hoffte, mit der Zeit seine Freundschaft wiederzugewinnen.

Ich verbrachte meine Zeit recht angenehm am Brandenburger während der Abwesenheit des Markgrafen. Doch kann man glücklich sein, wenn man dem fern ist, was man liebt? In der Tat war ich erst dann wirklich zufrieden, als ich bei ihm war, und ich versuchte eher, mich abzulenken, als mich zu amüsieren. Ich hatte sehr gute Gesellschaft, mit der ich mich zu vergnügen suchte, und verbrachte den Morgen und einige Stunden des Nachmittags mit Lektüre und Musik.

Ich habe zu Beginn meiner Memoiren schon ein Porträt von der Grumbkow ge-

zeichnet, aus dem hervorging, dass sie neben anderen großen Schwächen auch die der Koketterie besaß. Sie hatte schon einige Verehrer gehabt, seit sie bei mir war, was mich sehr gegen sie eingenommen hatte. Weil sie jedoch bis dahin die Grenzen des Schicklichen gewahrt hatte, hatte ich so getan, als wüsste ich nichts von ihrer Aufführung. Das Mädchen legte mir gegenüber eine unerträgliche Frechheit an den Tag. Sie kam nur noch zu den Mahlzeiten zu mir und verbrachte Tage und halbe Nächte mit Herrn von Westerhagen, meinem Kammerherrn. Dieser Herr war, obwohl verheiratet, unsterblich in sie verliebt und machte ihr beträchtliche Geschenke, die sie für solche ihres Vaters ausgab. Obwohl sie keinerlei Verbundenheit zu mir und überhaupt keine Lust zeigte, den Pflichten ihres Postens nachzukommen, war sie äußerst eifersüchtig auf die Marwitz und versuchte, sie zu erniedrigen, wo sie nur konnte. Ich sah mich außer Stande, Ordnung in ihr Verhalten zu bringen, weil ich immer noch auf ihren Onkel Rücksicht nehmen musste, und ich begnügte mich damit, sie meine Unzufriedenheit mit ihr durch ein paar spitze Bemerkungen spüren zu lassen, die ich hie und da fallen ließ, um sie zur Vernunft zu bringen. Doch ihre Neigung war stärker als ihre Vernunft und hinderte sie daran, auf ihre Liebe zu verzichten. Weil dies sehr ärgerliche Folgen für die Marwitz hatte, die sie beschuldigte, mich davon informiert zu haben, und weil diese Affäre einige Verbindung zu meinen Memoiren hat, werde ich zu gegebener Zeit über die Fortsetzung berichten.

Der Markgraf traf endlich am 16. Juli ein. Ich war hocherfreut, ihn wiederzusehen, und er war sehr froh, wieder daheim zu sein. Er ließ meinen Geburtstag mit einem reizenden Fest feiern, das er in einem großen Garten gab, der zum Schloss gehörte. Dieser Garten war ganz von Lampions beleuchtet. Es war dort ein Theater aufgebaut, dessen Kulissen aus großen Linden bestand. Diana und ihre Nymphen traten da auf und man spielte eine Art kleiner Pastorale. Gegenüber dem Theater war ein vier Stufen höher gelegener Salon, dessen gesamtes Äußere derart illuminiert war, dass er einem Feuerball glich. Alle Parterreplätze des Gartens waren mit Lampions in verschiedenen Farben geschmückt, was einen reizenden Effekt erzielte.

Wir reisten am Tag nach diesem Fest ab, um uns zur Eremitage zu begeben. Ich will sie hier beschreiben. Dieser Ort ist auf einer Anhöhe gelegen. Man kommt dorthin auf einer Allee und einer Chaussee, die der Markgraf hat anlegen lassen. Am Eingang zur Eremitage zeigt sich der Parnass. Es handelt sich um ein von vier Säulen getragenes Gewölbe, auf dem Apollo und die neun Musen zu sehen sind, die alle Wasser speien. Dieses Gewölbe ist so kunstvoll gebaut, dass man es für einen wirklichen Felsen halten könnte. Auf der einen Seite sieht man einen Gewölbebogen, der zu einem anderen künstlichen von Bäumen umgebenen Fels führt, wo es sechs Wasserstrahlen gibt. Unter diesem Felsen befindet sich eine kleine Tür, durch die man in eine Art Souterrain eintritt, der zu einer Grotte führt. Diese Grotte ist mit sehr schönen und seltenen

Muscheln verziert und empfängt Licht durch eine darüber liegende Kuppel. In der Mitte gibt es noch eine weitere große Fontäne und ringsherum sechs Kaskaden. Auch der ganze Marmorboden speit Wasser, so dass es ganz leicht ist, Leute, die dort sind, hereinzulegen und nass zu machen. Auf jeder Seite der Grotte gibt es zwei Aufgänge, die zu zwei Gemächern führen, die jeweils aus drei ganz kleinen Zimmern bestehen. Wenn man die Grotte verlässt, tritt man in einen kleinen Hof ein, der ganz von diesen künstlichen Felsen, mit Bäumen und Hecken dazwischen, umgeben ist. Eine große Fontäne in der Mitte liefert eine andauernde Frische. Diese Felsen kaschieren die Flügel des Hauses, die sich aus vier kleinen Zellen oder acht kleinen Zimmern zusammensetzen, die alle eine Garderobe und ein Schlafzimmer haben. Dieser Hof führt zum Hauptgebäude. Zunächst befindet man sich in einem Salon, dessen Decke sehr schön bemalt und vergoldet ist. Dieser Salon ist ganz mit Bayreuther Marmor ausgekleidet. Der Boden ist aus grauem, die Säulen sind aus rotem Marmor, mit vergoldeten Kapitälen und Kronen. Das ganze Tafelwerk ist aus Marmor verschiedener Sorten, die man hier findet. Mein Gemach ist auf der rechten Seite. Es weist zunächst ein Zimmer auf, dessen Deckengemälde die römischen Matronen darstellt, wie sie die Stadt Rom vor der Plünderung durch die Feinde bewahrten.[59] Um das Gemälde herum ist der Grund blau; alle Reliefs sind vergoldet und versilbert. Die Täfelungen sind aus schwarzem, die eingelegten Felder aus gelbem Marmor. Die Wände sind mit gelbem Damast mit silbernen Borten bespannt. Von dort aus gelangt man in die Flügel, die ich habe anbauen lassen, das heißt, in ein Zimmer, dessen Decke als Halbrelief gestaltet und ganz vergoldet ist. Das Deckengemälde stellt die Geschichte von Chilonis und Kleombrotos dar.[60] Die Holzvertäfelung hat weißen Grund und alle Reliefs sind vergoldet. Die Nischen und Kaminaufsätze haben überall schöne Spiegel. Der Wandbehang dieses Zimmers besteht aus einem Stoff mit blauem Grund und ist verschwenderisch reich mit Gold verziert; all seine Blumen sind aus Chenille; er ist wunderschön anzusehen. Danach kommt ein kleines Kabinett mit japanischer Holzvertäfelung. Mein Bruder hat es mir zum Geschenk gemacht. Sie hat immenses Geld gekostet und ich glaube, sie ist die einzige ihrer Art in Europa; jedenfalls hat man sie meinem Bruder als solche ausgegeben. Der Grund ist aus punktiertem Gold und alle Figuren sind in Relief. Die Decke, die Nischen und was es sonst noch alles in diesem Kabinett gibt, passen zu dieser Holzvertäfelung. Alle, die es gesehen haben, waren davon begeistert.

Neben diesem Kabinett liegt auf der rechten Seite das Musikzimmer. Es ist ganz aus weißem Marmor mit grünen Feldern. In jedem Feld gibt es eine vergoldete, sehr fein gearbeitete Musikinstrumententrophäe. Porträts von mehreren schönen Frauen, die ich gesammelt habe, von der Hand der fähigsten Meister, sind über diesen Trophäen platziert und in verzierten und vergoldeten Rahmen in die Wand eingelassen. Der

Grund der Decke ist weiß. Die Reliefs stellen Orpheus dar, wie er auf seiner Leier spielt und die Tiere anlockt. All diese Reliefs sind vergoldet; mein Spinett und alle anderen Musikinstrumente sind in diesem Zimmer aufgestellt, an dessen Ende mein Arbeitszimmer ist. Es ist mit braunem Grund lackiert und mit echt aussehenden Miniaturblumen bemalt. Dort bin ich auch jetzt noch beschäftigt, meine Memoiren zu schreiben und verbringe viele Stunden mit Nachdenken. Durch eine andere Tür gelange ich vom Musikzimmer ins Ankleidezimmer, das ganz einfach ist, und von dort betrete ich mein Schlafzimmer, dessen Bett aus blauem Damast mit goldenen Borten ist und der Wandbehang aus gestreiftem Atlas. Meine Garderobe liegt nebenan, was sehr bequem ist.

Die Anordnung des Gemachs des Markgrafen gleicht der meinen, aber es ist anders geschmückt. Das erste seiner Zimmer ist mit einer Art Lack ausgestattet, den ich erfunden habe. Die sehr schöne Bemalung stellt die ganze Geschichte Alexanders dar; ich habe sie nach Stichen von Le Brun kopieren lassen.[61] Eigentlich sind es Gemälde von Wandgröße, in Wasserfarbe auf Papier gemalt, das auf den Stoff geklebt ist, und auf das ich Lack habe aufbringen lassen, um es zu konservieren. Diese Bilder wurden von allen Kennern bewundert. Der Grund der Decke und der Vertäfelung ist weiß und die Verzierungen sind vergoldet. Das Deckengemälde stellt Alexander dar, wie er Weihrauch ins Feuer wirft und Aristoteles ihn tadelt, weil er dabei allzu verschwenderisch ist.[62] Die Holzvertäfelung des zweiten Zimmers ist dunkelbraun grundiert. Alle Reliefs bestehen aus Waffentrophäen aller Völker der Welt. All das wie auch die Einfassung der Decke ist vergoldet. In der Mitte dieser Decke ist Artexerxes zu sehen, wie er Themistokles empfängt.[63] Der hochschäftige Wandteppich stellt die gesamte Geschichte dieses griechischen Generals dar. Das Kabinett daneben ist mit sehr schönen Bildern geschmückt. Die Vertäfelung ist aus Ebenholz, verziert mit Goldornamenten. An der Decke ist die Geschichte von Mucius Scaevola gemalt.[64] Das Nachbarzimmer ist ausgestattet mit Wiener Porzellan mit Miniaturmalerei. Die Decke ist vollkommen bemalt und stellt Leonidas dar, wie er die Thermopylen verteidigt.[65] Das Schlafzimmer ist in grünem Damast mit goldenen Borten. Man wird es möglicherweise seltsam finden, dass ich all diese historischen Stoffe ausgewählt habe, um damit meine Decken zu schmücken, aber ich liebe alles Anschauliche und all die von mir ausgewählten historischen Stoffe stellen ebenso viele Tugenden dar, die man vielleicht mit Hilfe von Emblemen moderner hätte darstellen können, die aber das Auge nicht so sehr erfreut hätten.
Ich komme auf meine Beschreibung zurück. Außen hat das Haus keinerlei architektonischen Schmuck. Man könnte es für eine von Felsen umgebene Ruine halten. Es ist umgeben von hochstämmigem Wald. Auf der Vorderseite ist ein kleines Blumen-

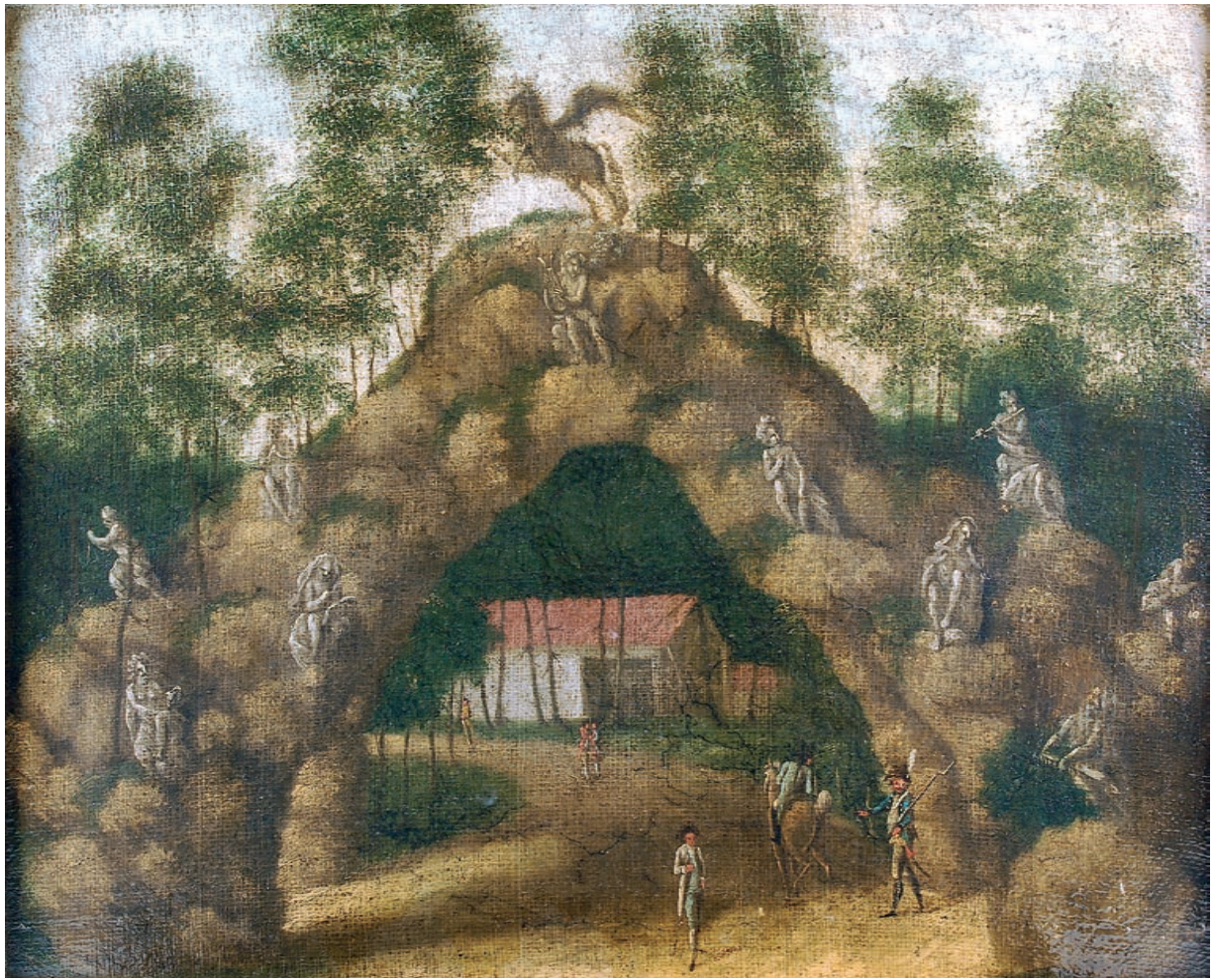
beet, an dessen Rand man eine Kaskade findet, die in den Fels gemeißelt scheint und bis zum Fuß der Anhöhe läuft, wo sie in ein großes Becken stürzt. Auf beiden Seiten ist sie von zwei Alleen großer Linden begrenzt und man hat dort Rasenstufen eingebaut, um sie bequem hinabzugehen. Es gibt zwei Ruheplätze, mit Fontänen in der Mitte, die von Rasenbänken, auf die man sich setzen kann, umgeben sind. An den Seiten des Hauses gibt es zehn so dichte Lindenalleen, dass die Sonne niemals hindurch scheint. Jeder Weg des Waldes führt zu einer Eremitage, wo es etwas Neues zu sehen gibt, und alle sind untereinander verschieden. Die meine gibt den Blick auf die Ruinen eines Tempels frei, die nach Zeichnungen aus dem antiken Rom gebaut sind. Ich habe ihn den Musen gewidmet. Dort sind die Porträts aller berühmten Gelehrten der letzten Jahrhunderte zu sehen, wie etwa Descartes, Leibniz, Locke, Newton, Bayle, Voltaire, Maupertuis usw. Neben dem kleinen kreisförmigen Salon gibt es zwei kleine Zimmer und eine kleine Küche, die ich mit altem Porzellan von Raffael geschmückt habe. Wenn man aus diesen kleinen Zimmern herauskommt, tritt man in einen kleinen Garten ein, an dessen Vorderseite die Ruine eines Portikus steht. Der Garten ist von einem Laubengang umgeben, wo man sich beim Lesen in der größten Sonnenhitze entspannen kann, ohne von ihr behelligt zu werden. Steigt man höher, frappiert einen der Anblick eines weiteren Objekts, eines aus Steinblöcken gebauten Theaters, dessen Bögen voneinander getrennt sind, so dass man hier eine Oper unter freiem Himmel spielen kann. Ich halte mich nicht damit auf, es zu beschreiben. Die Zeichnungen aller interessanten Dinge meines Herrenhauses, die ich diesen Memoiren beigeben werde, werden zeigen, dass dies ein einzigartiger Ort ist. Um die gesamte Anhöhe herum fließt unten der Fluss. Wo immer man auch spazieren gehen will, gibt es Spazierwege und herrliche Anblicke. Da ich den Ort nach dem augenblicklichen Stand beschreibe und ich dies im Jahr 1744 niederschreibe, werde ich im weiterem Verlauf alle Erweiterungen markieren, die ich im Lauf der Zeit noch machen werde.

Ich habe mich vielleicht allzu lange damit aufgehalten, doch ich schreibe zu meiner Unterhaltung und rechne nicht damit, dass diese Memoiren jemals gedruckt werden. Vielleicht mache ich sogar daraus ein Opfer an Vulcanus, vielleicht gebe ich sie meiner Tochter, kurz: In der Sache bin ich Anhängerin Pyrrhons. Ich wiederhole nochmals: Ich schreibe nur, um mich zu amüsieren, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, nichts von alldem zu verheimlichen, was mir passiert ist, nicht einmal meine geheimsten Gedanken.[66]

Am Ende dieses Jahres fing der Krieg zwischen dem Kaiser und den Türken aufs Neue an. Er war vollkommen ungerechtfertigt. Es gilt jedoch, weiter zurückzugehen, um die Ursache dafür zu suchen. Ich habe schon gesagt, dass die Russen mit 10.000 Mann nach Deutschland marschiert sind, um dem Kaiser gegen Frankreich

zu Hilfe zu kommen. Die russische Zarin befand sich mit der Türkei im Krieg und hatte ihre Truppen dem Herrn des Reiches nur unter der Bedingung zugestanden, dass er nach dem Frieden eine Abkehr von der bisherigen Politik vollziehe und den mit den Osmanen geschlossenen Waffenstillstand breche. Im Jahr 1719 machte sich der Kaiser daran, seine Verpflichtungen zu erfüllen, und ließ seine Truppen in Richtung Ungarn aufmarschieren. Die Anfänge des Feldzugs waren glücklich. Da die Türken nicht darauf gefasst waren, angegriffen zu werden, und auf dieser Seite überhaupt keine Truppen hatten, zogen sie sich zurück und überließen ihnen ohne einen Schuss die Stadt Nisch. Aber im Jahr 1737 zeigte Fortuna ihnen ihr anderes Gesicht. General Seckendorff erhielt das Kommando über die kaiserliche Armee. Die Habgier und die schlechte Führung des Generals brachten sie völlig herunter. Am Ende dieses Jahres wurde ihm der Prozess gemacht und er wurde dazu verurteilt, sein Leben bis zu seinem Ende in der Festung Spielberg zu verbringen, und er konnte noch von Glück sagen, so davongekommen zu sein. Ich staunte über das Schicksal dieses Mannes, der mir soviel Kummer bereitet hatte und der sozusagen die Geißel aller Höfe war, an denen er sich aufgehalten hatte. Er tat mir leid und ich kann wahrheitsgemäß behaupten, dass ich nicht einen Augenblick lang Freude über sein Unglück empfand. Wir werden ihn noch einmal in Erscheinung treten sehen.

Doch ich kehre zu dem zurück, was mich angeht. Wir begannen das Jahr 1737 mit dem Empfang des Fürstbischofs von Bamberg. Der Hof erstrahlte bei dieser Gelegenheit in all seinem Glanz. Ich hatte viele Änderungen am Schloss fertigen lassen, an den Gemächern des Markgrafen und an den meinen. Die Anwerbung einiger fähiger Musiker und herausragender Sänger aus Italien hatte unsere Kapelle sehr gut werden lassen. Mehrere Ausländer, die seit kurzem in unseren Dienst getreten waren, trugen mit dazu bei, die Gäste bei Hof zu empfangen und ihn weniger schwermütig zu gestalten als in der Vergangenheit. Alle Besucher waren davon begeistert und der Bischof reiste sehr zufrieden mit seinem Aufenthalt wieder ab.
Obwohl mein Gesundheitszustand immer noch ziemlich heikel war, erholte er sich nach und nach. Das ganze Land wünschte sich sehnlichst, ich könnte ihm Erben schenken. Man schlug mir zu diesem Zweck Bäder vor. Da ich meine Natur kannte, sah ich genau voraus, dass sie meiner Gesundheit keinesfalls zuträglich wären. Da aber der Arzt dazu gebracht worden war, sie mir zu verordnen, musste ich mich den Wünschen des Landes beugen. Da die Bäder von Ems die am wenigsten aggressiven in Deutschland waren, zog ich sie den anderen vor. Aber es war dafür noch nicht die Saison. Wir begaben uns nach Erlangen, um sie abzuwarten und von dort aus abzureisen. Wir verbrachten höchst angenehm unsere Zeit und ich sah dort zum ersten Mal eine Pastorale, wo der berühmte Signor Zaghini zu bewundern war und alle mit



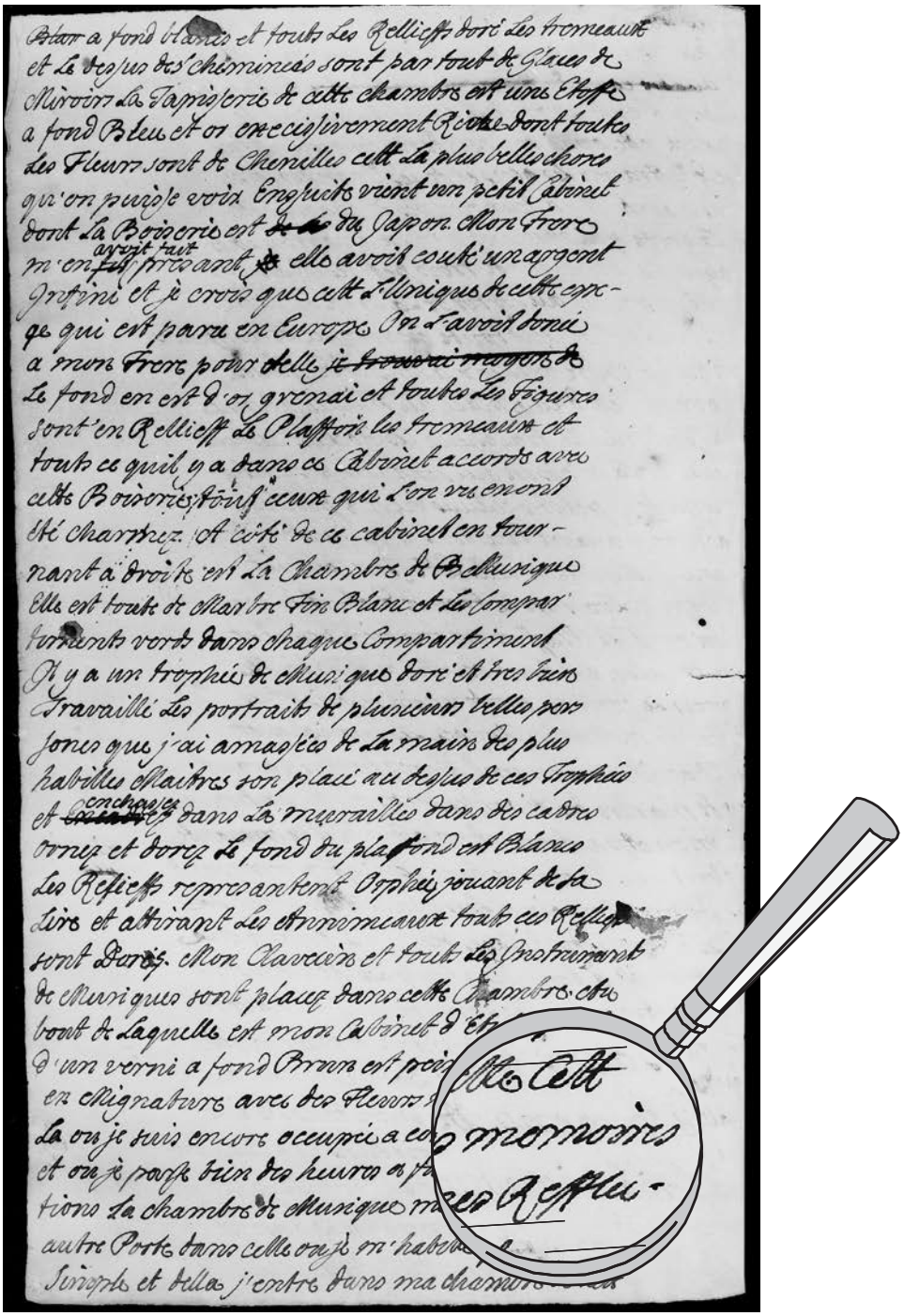
Eremitage „Parnass“,
Verfasser unbekannt
Ölbild, Ende des
18. Jh.

Chilonis und Kleombrotos,
Deckengemälde von Stefano Torelli, 1740

Artaxerxes empfängt Themistokles, Ausschnitt, Wilhelm Wunder (zugeschrieben), um 1739

Alexander d. Große streut mit vollen Händen Weihrauch ins Feuer, Wilhelm Wunder (zugeschrieben), um 1739

Die Errettung Roms durch den Heldenmut der Matronen, Wilhelm Wunder, um 1739



Faksimile der Memoiren

Szene aus Scarrons „Roman comique“: Ragotin zu Pferd mit einem Gewehr zwischen den Beinen (Gemälde von Jean-Baptiste Pater, 1695 – 1736)

Szene aus Scarrons „Roman comique“: Ragotin schlägt Madame Bouvillon eine Beule an der Stirn. (Jean-Baptiste Pater)

seiner schönen, angenehmen Stimme entzückte.[67] Wir dachten an nichts Anderes, als uns zu unterhalten, als ein unvorhergesehenes Ereignis unsere Vergnügungen störte: der Tod meines Neffen, des Erbprinzen von Ansbach.
Ich habe schon zuvor von der schlechten Ehe des Markgrafen und meiner Schwester gesprochen. Ihre Uneinigkeit hatte seit einiger Zeit stark zugenommen. Zum Teil war der Oberhofmarschall von Seckendorff schuld daran, der unaufhörlich den Markgrafen gegen seine Gattin aufbrachte. Der Tod des Prinzen lieferte ihm ein weites Feld, um seine Bosheit auszuleben. Er gab ausschließlich meiner Schwester die Schuld und verstand es, den Fürsten derart aufzuhetzen, dass er schwor, sie nicht mehr sehen und sich von ihr trennen zu wollen. Er behandelte sie sogar in unwürdiger Weise. Er ließ ihr über einfache Bedienstete die härtesten Worte der Welt ausrichten. Dem gesamten Hof wurde verboten, zu ihr zu gehen, kurz: Man versuchte, sie auf alle nur denkbare Art und Weise zu kränken. Das hielt nun schon drei Wochen an, ohne dass ich davon informiert war. Doch schließlich unterrichteten mich einige wohlgesinnte Leute dieses Hofes unter der Hand darüber und ließen mich bitten, nach Ansbach zu kommen, um diese ganzen Missstände wieder in Ordnung zu bringen. Ich zögerte nicht, ihrem Hinweis zu folgen.
Der Markgraf war auf dem Land, wo er sich in den Armen seiner Mätresse über den Tod seines Sohnes hinwegtrösten wollte. Sobald er von meiner Ankunft in Ansbach erfuhr, begab er sich dahin. Ich fand meine Schwester in Tränen aufgelöst und derart verändert vor, dass sie nicht wiederzuerkennen war. Der Markgraf schaute sie nicht an. Er konnte es nicht vermeiden, mit uns zu essen, aber es war ihm an seinem ganzen Gesichtsausdruck anzumerken, wie viel Mühe ihm das machte. Ich hatte keine Eile, mit ihm zu sprechen, bevor ich über alle Umstände dessen, was sich ereignet hatte, informiert war. Ich erkannte aus der ganzen Schilderung, dass Herr von Seckendorff der Urheber dieses ganzen Zwistes war. Ich wandte mich also an ihn, um ihn beizulegen. Die Sanftmut, gemischt mit Nachdruck, mit der ich zu ihm sprach, brachten ihn womöglich zum Nachdenken. Er versprach mir, alle Anstrengungen zu unternehmen, um den Frieden wiederherzustellen. Er hielt Wort. Alle sprangen ihm bei, um den Markgrafen zu besänftigen, doch der Hauptgrund, der ihn veranlasste, den vielen drängenden Bitten nachzugeben, war seine Furcht vor mir. Ich hatte also die Freude, die Einigkeit wieder eingekehrt zu sehen. Da ich in Ansbach nichts mehr zu tun hatte, kehrte ich nach Erlangen zurück, von wo ich nach Ems aufbrach. Ich fuhr direkt nach Wertheim, wo ich das Schiff nahm.
Unsere Reise war höchst angenehm. Wir hatten gute Gesellschaft auf unserem Schiff. Wir aßen dort ausgezeichnet und unsere Blicke waren andauernd beschäftigt, reizende Landschaften zu betrachten.
Nach sechs Tagen kamen wir in Ems an. Wir waren erschöpft und zerschlagen von

unserem letzten Tag, da wir während der Nacht, die wir auf einer kleinen Fähre verbracht hatten, nicht geschlafen hatten, weil das große Schiff auf der Lahn, die um Ems herumfließt, nicht tauglich ist. Der Ort ist sehr unangenehm. Er liegt in einem Kessel, der ganz von Felsenketten umgeben ist. Weder Bäume noch Grün gibt es hier zu sehen. Das Oranierhaus, das wir bewohnten, war schön und bequem.
Am ersten Tag ruhten wir uns aus; aber am Tag darauf ging ich unter die Leute. Die Gesellschaft war sehr klein und langweilig. Frau von Harenberg, die Frau eines Oberkammerherrn des Königs von England, war die Heldin des Bades. Sie hatte sich nach Ems mit ihrem Gatten und ihrem Liebhaber, dem Oberst von Dieffenbrock, begeben. Die Dame war klein, hässlich, unangenehm und ebenso affektiert wie kokett. Wir profitierten von ihrer Lächerlichkeit, um uns zu amüsieren. Der Markgraf tat so, als wäre er in sie verliebt und raspelte Süßholz. Die Verrückte fiel tatsächlich darauf herein und wollte aus Begeisterung über eine so herrliche Eroberung sogleich zur Sache kommen. Der Markgraf war nicht dieser Ansicht. Der Zorn der Kreatur entlud sich ganz über mich. Sie versuchte, mich bei allen schlecht zu machen, im Glauben, ich hätte ihrer Liebe Steine in den Weg gelegt. Zum Glück war sie derart bekannt, dass alles, was sie auch immer über mich erzählte, keinen Eindruck machte.
Ich begann meine Kur, bei der ich mich anfangs ganz wohl fühlte. Die gute Gesellschaft, die wir bekamen, trug dazu bei, unseren Aufenthalt angenehm zu gestalten. Neben einigen Damen und Herren aus der Gegend kam auch Pöllnitz an. Ich habe bereits zuvor über ihn gesprochen. Nach seiner Rückkehr nach Berlin hatte er die Religion gewechselt und war wieder Protestant geworden. Er erzählte mir viele Details aus Berlin . Er stand sehr gut mit dem König und wusste fast über alle Angelegenheiten Bescheid. Er sagte mir, dass alle mich sehr bemitleideten und der König fuchsteufelswild auf den Markgrafen sei, weil man ihm zugetragen habe, der Markgraf habe Mätressen und spiele mir übel mit. Ganz bestimmt sind noch nie derart falsche Verleumdungen erfunden worden. Ich bat Pöllnitz inständig, den König eines Besseren zu belehren, was er bei seiner Rückkehr auch tat.
Gelegentlich gingen wir spazieren oder, besser gesagt, wateten wir im Dreck. Diese herrliche Promenade bestand aus einer Lindenallee, die man längs eines Flusslaufs angelegt hatte. Man war da nie allein: Schweine, begleitet von anderen Haustieren, waren allen treue Begleiter, so dass man sie bei jedem Spaziergang mit Stockschlägen wegscheuchen musste. Ich badete in dem zuträglichsten Wasser und achtete ganz sorgfältig darauf, dass es lauwarm war, weil mich alle, sogar der Arzt aus Ems, gewarnt hatten, es anders anzuwenden, weil mir heiße Bäder sehr schädlich sein konnten. Unser Arzt Zeitz jedoch hatte sich in den Kopf gesetzt, dass ich nicht schwanger werden würde, wenn ich nicht die Bäder des Darmstädter Hauses anwenden würde. Er machte mir den Vorschlag, es damit zu versuchen. Ich ging hin, aber ich konnte

nicht eine Minute darin bleiben, weil die Bäder so heiß waren, dass der Raum, in dem sie sich befanden, voller Dampf war. Ich ging sofort wieder hinaus. Der Arzt wandte sich an Herrn Voit, der mich zu ihrer Anwendung überreden sollte, und obwohl der andere Arzt dagegen protestierte und rundheraus sagte, ich käme um, wenn ich sie anwendete, beharrte Zeitz dennoch auf seinem Willen. Er sagte zu mehreren Leuten, von denen ich das später erfuhr, wenn ich einen Prinzen bekäme, schere er sich keinen Deut um alles Andere, und wenn ich stürbe, gäbe es schließlich nur eine Frau weniger. Mein Schutzengel hinderte mich daran, seinem Rat zu folgen und trotz aller Überredungsversuche wollte ich mich diesen Wünschen keinesfalls fügen.
Als meine Kur zu Ende war, fuhr ich nach Koblenz, um die Fronleichnamsprozession zu sehen. Man zeigte mir das Schloss und die Stadt, die keine nähere Schilderung verdienen. Als ich in Bad Ems zurück war, traf ich auf einen Adligen des Landgrafen von Darmstadt, der den Markgrafen und mich auf die zuvorkommendste Weise nach Münchsbruch einlud, ein Lustschloss des Landgrafen, das auf dem Weg nach Frankfurt lag. Erfreut über diese Gelegenheit, einen für seine Weltgewandtheit und Großartigkeit berühmten Fürsten kennenzulernen, beschloss der Markgraf hinzufahren und lud mich ein, ihm dahin zu folgen. Wir brachen also am folgenden Tag auf und sahen unterwegs Schlangenbad und Schwalbach, wo eine Unmenge Leute war. Wir übernachteten in Wiesbaden. Obwohl ich sehr erschöpft war, stand ich am nächsten Tag um fünf Uhr auf, um nach Münchsbruch zu fahren. In meinem Vorzimmer traf ich auf zwei Originale: Es waren zwei Grafen von Reuß, von denen der Eine immer von einem Bein aufs andere hüpfte, während er mir sagte, er sei Kammerherr des Kaisers und regierender Reichsgraf. „Ich bin hocherfreut, Monsieur“, sagte ich zu ihm, und wenn der Kaiser viele Kammerherrn von Ihren Qualitäten hat, dann muss sein Hof gut besetzt sein.“ Er sagte zu mir: „Ja, ganz gewiss.“ Der Andere erzählte mir, er halte sich auf einem seiner Besitztümer nahe Frankfurt auf, „denn“, sagte er, „das Pferdefutter ist hier viel besser und es ist meine größte Freude, schöne Pferde zu haben.“ Zugleich erklärte er mir den gesamten Stammbaum der Bewohner seines Reitstalls und zählte mir ihre jeweiligen Qualitäten auf. Ich hätte ihm antworten können, sie seien vielleicht nicht ein solches Ross wie er. Endlich stieg ich in die Karosse, um den Hüpfgrafen und den Reitgrafen loszuwerden, und kam nach unerträglich heißer und staubiger Fahrt in Münchsbruch an.
Der Landgraf reichte mir die Hand, um mir aus der Karosse herauszuhelfen, und ließ mich inmitten seines Hofes stehen, um den Markgrafen zu begrüßen. Danach geleitete er mich ins Haus. Dort fand ich seine Tochter vor, die Prinzessin Maximiliane von Hessen-Kassel, und den Erbprinzen, seinen Sohn. Ich fing mit ihnen ein Gespräch an. Der Landgraf reagierte mit keinem Wort, seine Tochter lachte aus vollem Hals und sein Sohn machte Bücklinge. Als der Vater gegangen war, kamen sie lang-

sam zur Sache, allerdings auf mir völlig neue Themen, waren es doch die obszönsten Themen und die wurden auch noch schmutzig vorgetragen. Ich machte große Augen und war in größter Verlegenheit, weil mir noch nie dergleichen begegnet war. Die Prinzessin von Hessen war eine zweite Madame Dubarry: Sie war einmal ganz hübsch gewesen, aber der Wein und das Lotterleben hatten ihrem Teint derart zugesetzt, dass er ganz blau angelaufen war und ihre Brust, die sie mit peinlichster Sorge zur Schau stellte, voller ekliger Pusteln war. Ihre lockeren Manieren und ihre unverschämte Miene passten hervorragend zu ihren Ansichten und entblößten ihren Charakter zur Genüge.[68]

Wir begaben uns schließlich zu Tisch, und ich konnte trotz aller meiner Aufmerksamkeiten dem Landgrafen kein Wort entlocken. Ein Zufall verschaffte mir am Ende das Glück, den Klang seiner Stimme zu vernehmen: Münchsbruch ist eigentlich ein Jagdschloss, das aus einigen kleinen voneinander getrennten Gartenschlösschen besteht. Jedes dieser Gartenschlösschen weist einen kleinen Saal und drei kleine Zimmer auf jeder Seite auf. Diese Zimmer waren alle mit Damast verschiedener Farben und Gold- oder Silberborten ausgestattet. Als wir also bei Tisch waren, brach die Prinzessin Maximiliane auf einmal in großes Geschrei aus und rief: „Ach, mein Gott, mein Gott!“ Ich erschrak, im Glauben, sie habe hysterische Anfälle, die sie, wie man erzählte, mehrmals täglich plagten. Doch sie schrie mir kurz darauf zu, es geschähen Wunder und sie habe noch nie etwas so Außergewöhnliches gesehen wie das, was sich da ihren Augen biete. Ich dachte zuerst wirklich, sie sei verrückt geworden; doch als ich den Landgrafen geheimnisvoll lächeln sah, fasste ich mich schließlich. Das große Wunder und das außergewöhnliche Ding bestanden darin, dass man auf einmal die Damastwandbehänge in den Zimmern abnahm, so dass darunter andere zum Vorschein kamen, die in Öl auf Leinwand gemalt waren. Der Landgraf sagte zu mir bei dieser Gelegenheit: „Ihre Königliche Hoheit kann also sehen, dass das hier ein verzaubertes Schloss ist.“

Das war der einzige Satz, den ich ihn hatte sprechen hören. Ich begrüßte diese Platitüde mit begeistertem Beifall, denn man muss, wie das Sprichwort sagt, mit den Wölfen heulen.

Als unser langweiliges Gastmahl vorbei war, musste ich wohl oder übel tanzen. Ich war hundemüde, und da wir nur drei Damen waren und wir viele Allemanden tanzten, ging ich auf dem Zahnfleisch. Ich flehte den Markgrafen so lange an, bis wir endlich um sieben Uhr abends aufbrachen.

Es ist an der Zeit, dass ich ein Porträt des Landgrafen und seines Sohnes entwerfe. Der Landgraf war über achtzig Jahre alt, als ich ihn sah; doch von seinen grauen Haaren abgesehen, hätte man ihn auf nicht älter als fünfzig geschätzt. Ein Geschwür am Mund entstellte ihn und ließ ihn ganz abstoßend aussehen. In seiner Jugend soll er

sehr geistreich gewesen sein, aber sein hohes Alter hatte das zum Verschwinden gebracht. Er war höchst galant gewesen, aber seine galanten Abenteuer hatten sich zu einem schrecklichen Lotterleben gewandelt. Er war auf die unglückselige Suche nach dem Stein der Weisen verfallen, die sein Land vollkommen ruiniert hatte, so dass es in äußerster Unordnung war. Mit dem Prinzen, seinem Sohn, verstand er sich ganz schlecht: Er hielt ihn in Abhängigkeit wie ein Kind, obwohl er 49 Jahre alt war. Der Sohn war geistvoll, weltgewandt und sogar kenntnisreich, doch die schlechte Gesellschaft, mit der er umging, hatte ihn bis zur Unkenntlichkeit verdummt.
Ich kam sehr spät in Frankfurt an, wo wir feierlich mit drei Kanonenschüssen empfangen und von den Stadträten und Bürgermeistern der Stadt begrüßt würden. Weil es mir nicht allzu gut ging, hielt ich mich einen Tag dort auf, an dem ich alle Sehenswürdigkeiten besichtigte; das heißt, den Römer, den Saal, an dem die Kaiser am Tag ihrer Krönung speisen. Neben diesem Saal gibt es weitere Zimmer, wo man die Goldene Bulle aufbewahrt, die man mir zeigte. Von dort ging ich zur großen Kirche, wo gewöhnlich die Kaiserkrönungen stattfinden. Man zeigte mir den Ort, wo das Konklave der Kurfürsten am Tag der Kaiserkür abgehalten wird. Da das alles aber in mehreren Büchern detailliert beschrieben wird, übergehe ich es mit Stillschweigen.
Am nächsten Tag brach ich um fünf Uhr abends von Frankfurt auf, fest entschlossen, die Nacht durchzufahren, um die große Hitze zu meiden. Obwohl ich ziemlich unpässlich war, wollte ich mir unterwegs Philippsruhe anschauen, ein Lustschloss, das dem Prinzen Wilhelm von Hessen gehörte. Das Schloss ist groß und weitläufig, innen aber ganz einfach und überhaupt nicht ausgestattet. Es ist schön gelegen, ist es doch auf einen sehr schönen Garten ausgerichtet, den auf der einen Seite der Main begrenzt und an dessen anderem Rand sich reizende Landschaften befinden.
Während ich meinen Weg fortsetzte, verschlimmerte sich mein Leiden und wurde schließlich zu einer Art Ruhr. Schrecklicher Regen mit Gewittern und äußerste Kälte überfielen uns während der Nacht. Die Wege waren grässlich und wir befanden uns in den Bergen des Spessarts, wo es nichts als Wald gibt, ohne dass man auf ein Haus oder Dorf träfe.
Halbtot erreichte ich endlich um neun Uhr morgens ein kleines Dorf namens Eselsbach, wo man mich aus der Karosse herausschleppte und ins Bett legte, ohne dass ich es bemerkte. Der Arzt, der lange vor mir eingetroffen war, befand mich für sehr krank. Ich hatte starkes Fieber und er hielt meinen Zustand für ziemlich heikel. Man beschloss also, den ganzen Tag und auch noch den nächsten zu bleiben und mich weiter zu transportieren, falls mein Leiden sich nicht besserte, da der Ort, an dem wir waren, so übel war, dass ich unmöglich dort noch länger bleiben konnte. Da es mir jedoch etwas besser ging, brachen wir am übernächsten Tag nach Würzburg auf, wo wir beim Bischof eingeladen waren.

Wir wurden dort mit allen erdenklichen Ehren empfangen. Die Garnison war unter Waffen in den Straßen in Reih und Glied aufgestellt. Es gab dreifaches Kanonensalut. Der Fürstbischof und sein ganzer Hof empfingen uns am Fuß der Treppe. Das Schaukeln der Karosse hatte mich so stark geschwächt, dass ich mich ins Bett legen musste. Krank wie ich war, schleppte ich mich dennoch durch, um das Innere des Schlosses zu besichtigen, das als das schönste von Deutschland gilt. Die Treppe ist prachtvoll und alle Gemächer sind weitläufig und geräumig; den Zimmerschmuck aber fand ich abscheulich.

Wir brachen um acht Uhr abends wieder auf. Mein Leiden hörte auf, aber ich bekam ein anderes, noch gefährlicheres, denn ich wurde von so schrecklichen Schmerzen in der Brust befallen, dass ich nicht sprechen konnte.

Am nächsten Tag traf ich in Erlangen ein, nachdem ich die ganze Nacht durchgefahren war. Ich hielt mich dort etwa zwei Wochen auf, während derer man mich aus der Lebensgefahr holte, aber ich behielt eine große Schwäche zurück und mein Gesundheitszustand blieb stark gestört.

Bei meiner Rückkehr nach Bayreuth traf ich Fräulein von Buddenbrock, das erste Ehrenfräulein der Königin. Das war ebendieselbe, die mir so viel Kummer während meines Aufenthaltes in Berlin verursacht hatte. Sie war auf dem Weg nach Karlsbad, um dort Bäder anzuwenden. Ich legte Wert auf großmütiges Verhalten ihr gegenüber und überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten. Meine Handlungsweise rührte sie und veranlasste sie, in sich zu gehen. Sie schilderte mir detailliert alles, was in Berlin geschah, und erzählte mir, die Königin sei immer noch verärgert über mich und ergreife alle Gelegenheiten, um über mich herzuziehen. Daran sei kein anderer schuld als meine Braunschweiger Schwester, die sie unaufhörlich aufhetzte und ihr alle möglichen nachteiligen Neuigkeiten aus Bayreuth mitteilte, unter anderem etwa, dass ich die Juwelen, welche die Königin mir geschenkt hatte, derart verachtete, dass ich sie verkauft und andere an ihrer Stelle genommen hätte, um nichts mehr aus Berlin zu besitzen. Sie habe sich nicht mit solchen Äußerungen gegenüber der Königin begnügt, sondern mir auch noch bei meinem Bruder ganz schlechte Dienste erwiesen, der mir gegenüber sehr verändert war und keinen Hehl daraus machte, dass seine Braunschweiger Schwester ihm die liebste war. Mein Bruder sei nicht mehr derselbe wie früher. Alle begännen ihn zu hassen: Kurz, jeder habe Mitleid mit mir und wünsche nichts sehnlicher, als dass ich meinen früheren Einfluss auf ihn wiedergewinnen würde. Ich rechtfertigte mich gegenüber den Verleumdungen meiner Schwester, indem ich der Buddenbrock alle Juwelen zeigte, die ich von der Königin bekommen hatte und die sie sehr gut kannte. Sie versprach mir auch, bei der Herrscherin deutlich für mich Partei zu ergreifen und bei meinem Bruder ein gutes Wort für mich einzulegen. Mit Aufmerksamkeiten und Geschenken überhäuft, reiste sie aus Bayreuth ab.

Zurück aus der Kur – doch nicht kuriert

Das Jahr 1738 drohte sehr schlimm für mich zu werden. Der Markgraf wurde auf einmal krank. Anfangs schien sein Leiden nicht gefährlich, weil es nur aus einer dicken Schwellung am Kopf bestand; doch eine Art Schlaganfall ließ um sein Leben fürchten. Es handelte sich um eine Erschlaffung der Nerven im äußeren Bereich. Sein Mund blieb davon ein wenig verzogen und er hat am linken Auge, das fast immer tränt, eine Schwäche übrig behalten. Dennoch entstellt ihn das überhaupt nicht. Was machte ich während der ganzen Zeit seiner Krankheit nicht alles durch? Meine Ängste und Sorgen waren unsäglich. Seine Genesung schenkte mir das Leben wieder.

Doch meine Gesundheit erholte sich überhaupt nicht, sie wurde von Tag zu Tag schlechter. Ich hatte wieder schleichendes Fieber und nach drei Monaten schließlich befand der Arzt es als unheilbar. Frau von Sonsfeld und der Markgraf informierten die Königin und meinen Bruder über meinen Gesundheitszustand. Man konsultierte Ärzte in Berlin, mit dem Resultat, dass ich nicht heil davonkommen würde. Ein Rest von Zuneigung erwachte im Herzen meines Bruders. Er schrieb mir, in Stettin gebe es einen sehr fähigen Arzt, der viel zur Gesundung des Königs beigetragen habe, als dieser die Wassersucht gehabt hatte. Ich solle ihn darum bitten, ihn mir zu schicken. Der Brief, den mein Bruder mir hierzu schrieb, war äußerst liebevoll. Ich hatte meinen Entschluss schon gefasst. Ich rechnete nicht damit, diesmal dem Tod zu entkommen. Ich sah dem Tod gefasst ins Auge; sein Nahen schreckte mich nicht. Das Einzige, was mir Sorgen machte, war der Schmerz, den mein Verlust beim Markgrafen hervorrufen würde. Aber ich suchte mich damit zu beruhigen, dass ich mich an das Beispiel so vieler Ehemänner erinnerte, die nach anfänglicher Verzweiflung sich am Ende doch getröstet hatten. Die inständigen Bitten meines Bruders und die des Markgrafen brachten mich schließlich dazu, dem Rat des Ersten zu folgen. Ich schrieb einen ganz rührenden Brief an den König, in dem ich ihm meinen traurigen Zustand schilderte. Ich schrieb ihm, dass ich nun, da ich mich am Rande des Grabes befände, ihn für allen Kummer, den ich ihm unbeabsichtigt bereitet hätte, um Verzeihung bäte. Ich versicherte ihm meiner lebhaftesten Zuneigung und schloss mit der Bitte, mir den Arzt Superville zu schicken, mehr zur Beruhigung des Markgrafen als im Vertrauen darauf, er könne mir das Leben retten. Der König antwortete mir höchst zuvorkommend und der Arzt traf vierzehn Tage später in der Eremitage ein, wo ich zu diesem Zeitpunkt war.

Ich war darauf gefasst, einen jener Pedanten vor mir zu sehen, die als würdige Stützen der Fakultät bei jedem Satz mit lateinischen Brocken um sich werfen und deren konfuse, nervtötende Reden die Kranken vorzeitig umbringen. Doch weit gefehlt. Ich sah einen Mann von recht angenehmem Äußeren eintreten, der mir mit weltgewandtem Auftreten begegnete und der, mit einem Wort, nicht das geringste äußere

Gehabe seines Faches an sich hatte. Er befand mich sehr ernst erkrankt, suchte aber, mir Mut zu machen, indem er mir versicherte, er würde mich retten.
Es ist angebracht, dass ich ein Porträt von ihm mache. Superville ist Franzose und behauptet, aus gutem Hause zu sein. Ich werde mich nicht auf die Diskussion seines Stammbaums einlassen: Jeder Franzose, der sich in der Fremde niederlässt, ist adlig wie der König, selbst wenn gelegentlich der Großvater in Paris Haushofmeister oder Lakai war. Doch lassen wir das! Mancher ist nicht adlig, der es zu sein verdiente, und dieser hier hatte Anlagen, die zu einer großen Karriere hätten führen können, wenn sein übermäßiger Ehrgeiz dem nicht im Wege gestanden hätte. Superville hatte in Leiden und Utrecht humanistische Bildung erworben, nachdem sein Vater sich in Den Haag niedergelassen hatte. Nachdem er sein Jurastudium beendet hatte, wurde er zum Botschaftssekretär eines Gesandten ernannt, der nach Frankreich gehen sollte. Die Liebe machte ihn zum Arzt. Er verliebte sich in ein sehr reiches Fräulein, und da er sich nicht dazu durchringen konnte, sich von ihr zu trennen, sah er sich gezwungen, einen Beruf zu ergreifen, zu dem er äußerste Abneigung verspürte. Er kehrte zur Universität zurück. Sein Eifer beim Studium der Physik und Anatomie machten ihn bald berühmt. Der König holte ihn in seine Dienste als obersten Arzt von ganz Pommern, wo er in kurzer Zeit sein Ansehen weiter verbreitete. Sein Verstand ist grenzenlos, seine Belesenheit staunenswert und er kann als großes Genie gelten. Im Gespräch ist er behende und angenehm; er beherrscht ebensosehr die ernsthafte wie die scherzhafte Konversation. Doch seine Herrschsucht und seine Eifersucht stellen diese Qualitäten und Talente in den Schatten und haben ihn so lächerlich erscheinen lassen, dass er davon kaum wieder loskommen wird.[69]
Nach dem Porträt, das ich soeben von ihm gemacht habe, wird man sich leicht vorstellen, dass er bald unseren Beifall fand. Mit einiger Mühe und Anstrengung hatte sich der Hof zu seinem Vorteil verändert. Eine gewisse Ungeschliffenheit und Unzivilisiertheit, die da anfangs herrschten, hatte man zwar ausgetrieben, aber er war immer noch nicht auf einem angemessenen Stand. Der gesamte Hofstaat setzte sich aus beschränkten Köpfen zusammen. Die Mehrzahl hatte nur die Straßen von Bayreuth frequentiert und nicht die leiseste Ahnung vom Rest der Welt. Lesen und Wissenschaft waren bei ihnen verpönt und ihre gesamten Unterhaltungen beschränkten sich auf die Jagd, die Hauswirtschaft und Geschichten über den früheren Hof. Herr von Voit, der bis dahin noch eine gewisse Stütze war, verfiel in Frömmelei. So hatten wir als einzige Stütze nur noch uns selbst. Superville war uns mithin eine große Hilfe. Er schloss sich uns an und wir begannen, ihn zu mögen. Er verordnete mir eine Kur, die mich nach sechs Wochen von dem schleichenden Fieber befreite, mich aber nicht völlig wiederherstellte und ihn diagnostizieren ließ, dass ich einen Rückfall riskierte, wenn ich nicht äußerste Pflege und strengste Diät erhielt.

Dies veranlasste ihn, mir eines Tages zu sagen, ihm sei klar, dass meine Gesundheit alles andere als wiederhergestellt sei und ich seine Anwesenheit brauchen würde, um sie völlig zurückzugewinnen. Deshalb biete er mir seine Dienste an und ihm sei nichts lieber, als dem Markgrafen und mir sein Leben zu widmen. Sein Vorschlag gefiel mir. Allerdings sah ich viele Hindernisse: Er war sozusagen Liebling meines Bruders und seiner ganzen Cliquen und mir war klar, dass er es nicht dulden würde, wenn ich ihm einen Mann wegnehmen würde, dem er wohlgesinnt war. Ich machte ihm sofort diesen Einwand. „Ich hatte zunächst nicht gewagt, Madame", sagte er zu mir, „offen mit Ihnen zu sprechen; doch jetzt, da ich die Ehre habe, Ihre Königliche Hoheit zu kennen, spüre ich, dass ich ohne Umschweife und ohne Risiko, mich unglücklich zu machen, mit Ihnen reden kann. Mein Plan, den Dienst des Königs zu quittieren, stand schon fest, bevor ich hierher kam. Ich hatte die Absicht, mich in Holland niederzulassen. Aber die Annehmlichkeiten, die ich an diesem Hof vorfinde, und meine neu gewonnene Zuneigung zu Ihren Hoheiten haben mich meine Absicht ändern lassen. Ich kann nicht leugnen, dass ich gut mit dem Kronprinzen stehe, doch, Madame, ich hatte mehr als genug Zeit, ihn zu studieren. Der Prinz ist sehr begabt, hat aber kein gutes Herz und keinen guten Charakter: Er ist verschlagen, argwöhnisch, völlig von sich eingenommen, undankbar, lasterhaft, und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird er geiziger als sein Vater werden. Er hat keinerlei religiöse Überzeugungen und bastelt sich seine Moral passend zusammen; sein ganzes Bemühen geht dahin, die Öffentlichkeit zu blenden; doch trotz seiner Verstellungskunst haben etliche Leute seinen Charakter durchschaut. Im Augenblick zeichnet er mich aus, um sein Wissen zu erweitern, ist doch das Studium der Naturwissenschaften eine seiner größten Leidenschaften. Wenn er aus mir das herausgeholt hat, was er noch nicht weiß, dann wird er mich im Stich lassen, wie er es mit vielen Anderen gemacht hat. Und aus diesem Grund habe ich es für richtig gehalten, im Vorhinein meine entsprechenden Maßnahmen zu treffen."

Ich war schon seit längerer Zeit mit meinem Bruder unzufrieden und wusste, dass es etlichen Leuten, die ihm verbunden gewesen waren, auch so ging; aber ich hätte mir nie vorgestellt, dass sein Charakter sich so stark verändert hatte. Darüber diskutierte ich lange mit Superville. Dabei trat der Markgraf ein, ergriff dessen Partei und sagte zu mir, er habe sich schon dasselbe Urteil über meinen Bruder gebildet. Er akzeptierte mit Freuden Supervilles Vorschläge und wir schrieben beide an den König, um ihn zu bitten, ihn uns zu überlassen. Ich wandte mich hierzu auch an meinen Bruder und Superville brach mit all diesen Briefen auf. Man wird es vielleicht seltsam finden, dass ich diesen Punkt so ausführlich erörtert habe, aber er ist für die Fortsetzung dieser Memoiren notwendig, an denen Superville großen Anteil hat.

Der König antwortete mir sehr zuvorkommend und versicherte mir, dass Superville

mir zu Diensten sein könne, wann immer ich wolle, aber er könne ihn mir nicht ganz überlassen, weil er ihn nicht entbehren könne. Die Königin schrieb mir indessen, sie gebe die Hoffnung nicht auf, den König zum Nachgeben zu bringen, besonders dann, wenn ich ihm ein paar lange Kerls besorgte.
Die Grumbkow verheiratete sich Ende dieses Jahres mit einem gewissen Herrn von Beist, einem rechten Ehrenmann aus gutem Haus, der jedoch sehr wenig begütert war und als einzigen Reichtum vier Kinder aus erster Ehe besaß. Ich war froh, sie los zu sein. Ich nahm an ihrer Stelle zwei Damen auf, Fräulein Albertine von Marwitz und Fräulein von Kuten, aus sehr vornehmem und angesehenem Haus.

Das Jahr 1739 wird interessanter werden als das, über welches ich gerade geschrieben habe. Superville kam im Frühjahr zurück. Eine neue Kur, die er mir verordnete, stellte mich vollends wieder her oder brachte mich zumindest endgültig außer Gefahr. Doch ich muss nun in eine andere Diskussion einsteigen.
Ich habe schon gesagt, dass der Markgraf zu seinem Sekretär einen gewissen Ellrodt gemacht hatte, der in den Angelegenheiten des Landes sehr versiert und ein rechtschaffener, kluger Mann war. Er hatte in allen Abteilungen und insbesondere bei den Finanzen äußerste Unordnung angetroffen. Herr von Dobeneck hatte diese Abteilung inne. Aber es wurde schnell erkennbar, dass er entgegen allen Aufschneidereien nichts davon verstand. Ellrodt wurde also an seiner statt damit betraut und der Markgraf vertraute ihm darüber hinaus seine Privatschatulle an. Dieser Mann hatte sich nicht nur damit befasst, Einnahmequellen zu erschließen, ohne sich die Mühe zu machen, der Unordnung abzuhelfen und die Kreditwürdigkeit wiederherzustellen. Etliche bedeutende Forderungen, die er herausfand, trugen dazu bei, die Ausgaben zu bestreiten. Man muss ihm gegenüber gerecht sein: Er leistete dem Markgrafen wertvolle Dienste sowohl mit Blick auf die innere Politik des Landes als auch außenpolitisch. All das verschaffte ihm beim Fürsten ein derartiges Vertrauen, dass er ihn zu seinem geheimen Berichterstatter machte.
Die Minister empörten sich sehr über diese Neuerung, die bedeutete, ihnen die Flügel zu beschneiden und einen Teil ihrer Autorität zu nehmen. Sie schickten in dieser Angelegenheit eine Bittschrift an den Markgrafen, die in sehr harten, wenig respektvollen Worten abgefasst war. Höchst aufgebracht über ihr Vorgehen, gab der Markgraf ihnen eine ziemlich deutliche Antwort. Man hatte Ellrodt als ihren Verfasser im Verdacht und das trug ihm allgemeine Feindseligkeit ein. Es begann sogar allgemeines Aufbegehren; man sagte ganz offen, die Leute würden nicht bezahlt, man schulde ihnen zwei oder drei Quartale.
Ich wurde als Erste darüber informiert und erfuhr aus Nachforschungen, die ich unter der Hand anstellte, dass das stimmte. Ich ließ ihn kommen und sprach mit ihm

darüber. Ich sagte ihm sogar, man habe mir versichert, die Finanzkammer sei in allerschlechtestem Zustand und die Schatulle des Markgrafen stark verschuldet. Er behauptete das Gegenteil und versicherte mir, das sei nichts als pure Verleumdung seiner Feinde, die solche Gerüchte streuten, um ihn ins Unglück zu stürzen. Ich wollte mithin dem Markgrafen gegenüber nichts erwähnen, aber der war schon informiert. Superville, dem er diese Dinge detailliert schilderte, empfahl ihm einen rechtschaffenen, verdienstvollen Mann aus Berlin namens Hartmann, von dem ich schon oft hatte reden hören, um ihn zum Leiter der Kammer zu machen. Herr von Montmartin, ein junger Mann, den der Markgraf hatte studieren lassen und der Regierungsrat war, hatte ihn ihm ebenfalls schon vorgeschlagen. Der Markgraf zögerte also nicht, ihn kommen zu lassen und ihm diesen Posten zu geben. Ellrodt schien darüber gar nicht verärgert und wünschte schon lange, von diesem Amt entbunden zu sein. Allerdings zeigte sich in der Folge, dass ihn dieser Verlust sehr gekränkt hatte.

Sobald Hartmann eingetroffen war, ging man auf Ellrodt los: Kleine und Große beklagten sich bei mir über ihn und baten mich, den Markgrafen über seine Unterschlagungen und schlechte Haushaltsführung zu informieren. Ich kannte den Lauf der Welt zu gut, um mich in dergleichen einzumischen. Der Mann stand in Gunst; folglich hatte er Neider, und da ich ihn für schuldlos hielt, hütete ich mich davor, Argwohn gegen ihn beim Markgrafen zu säen, der ihm hätte schaden können. Doch Hartmann bestätigte die Gerüchte der Öffentlichkeit und versicherte dem Markgrafen, seine Finanzen seien in katastrophaler Unordnung und man sei gegenüber allen Staatsdienern ein halbes Jahr bei den Gehältern in Zahlungsrückstand. Einer der Steuereinnehmer der Kammer übergab dem Markgrafen einen Geheimbericht, in dem er ihn darüber informierte, er werde von Ellrodt belogen und betrogen, der die Ämter an den Meistbietenden verkaufe und dem Volk das Blut aussauge.

Der Markgraf sprach mit mir darüber. Er war schrecklich aufgebracht und wusste nicht, was er von alldem denken sollte. Nachdem wir lange darüber nachgedacht und alle Einzelheiten der Vergangenheit gesichtet hatten, kamen wir zum Schluss, dass er nicht ganz schuldlos war. Um dennoch nichts zu überstürzen, ließ der Markgraf den Denunzianten heimlich kommen und befahl ihm, alle Punkte seiner Anklage schriftlich niederzulegen. Der Mann versicherte ihm, er werde das, was er vorgebracht habe, belegen und seinen Kontrahenten überführen.

Ellrodt hatte viele Freunde. Er erfuhr von der gerade stattgefundenen nächtlichen Besprechung des Markgrafen und weil er seine Kreaturen überall hatte, wusste er binnen kurzem über den Streich, den man ihm spielen wollte, Bescheid. Am nächsten Tag schon sprach er darüber mit dem Markgrafen, beteuerte seine Unschuld und bat ihn inständig, seine Amtsführung streng untersuchen zu lassen. Was konnte man mehr verlangen? Der Markgraf gewährte ihm seine Bitte und ernannte vier Kom-

missare, um der Sache auf den Grund zu gehen. Ellrodt wurde freigesprochen und ging aus dieser Untersuchung weiß wie ein Unschuldslamm hervor, während sein Widerpart Festungshaft erhielt. Wir werden im nächsten Jahr das Ende dieser Geschichte sehen.
Währenddessen erholte sich meine Gesundheit nur unmerklich. Mein Leiden wandelte sich zu einer Art Auszehrung. Superville war der Ansicht, ich brauche eine Luftveränderung, da die Luft in der ganzen Region Bayreuth im Winter sehr drückend und ungesund sei. Er schlug hierzu dem Markgrafen vor, ein Jahr in Montpellier zu verbringen. Er machte ihm klar, dass eine solche Reise zwei Vorteile biete, zum einen, mich wieder gesunden zu lassen, und zum anderen, seine Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, da der Landesetat für unsere Reisekosten aufkommen müsse. Begeistert von diesem Vorschlag kam der Markgraf damit zu mir. Man kann sich gut vorstellen, dass ich darauf einging, doch ich sah große Probleme von Seiten Berlins voraus, weil ich genau wusste, dass der König und die Königin das auf keinen Fall gutheißen würden. Im Übrigen erwartete ich mir von Montpellier keine besonderen Annehmlichkeiten. Der verstorbene Markgraf, mein Schwiegervater, hatte dort mehrere Jahre verbracht und hatte mir wenig Vorteilhaftes darüber berichtet. Ich schlug dem Markgrafen und Superville ein anderes Projekt vor, dem sie lebhaften Beifall spendeten, und zwar, einige Monate in Montpellier zu verbringen, uns in Antibes einzuschiffen und durch Italien zu reisen. Doch weil wir genau wussten, dass diese Reise auf noch viel mehr Widerstände treffen würde als die erste, beschlossen wir alle, sie geheim zu halten.
Indessen hielten wir es für angebracht, dass der Markgraf einen Abstecher nach Berlin machen solle, um die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, die wir von dieser Seite zu erwarten hatten. Der Markgraf erfüllte freudig meinen Wunsch. Er reiste also zwei Wochen später heimlich ab, begleitet von acht langen Kerls, die er aus seiner Garde rekrutiert hatte, um sie dem König zu präsentieren. Seine Reise und seine Ankunft wurden so geheim gehalten, dass nichts davon bekannt wurde.
Der König war gerade damit beschäftigt, die Parade abzunehmen. Er empfand unglaubliche Freude, als er den Markgrafen erblickte. Er stieg sofort vom Pferd, küsste ihn tausendfach und nannte ihn seinen lieben Sohn. Er hatte Tränen in den Augen und sagte mehrmals zu ihm: „Mein Gott, was machen Sie mir da eine Freude! Ich sehe, dass Sie mir zugetan sind.“ Er geleitete ihn anschließend zur Königin, die ihn ebenfalls sehr gut empfing. Aber der Stern des Markgrafen stieg erst recht am folgenden Tag, als er dem König seine acht langen Kerls präsentierte. Auch mein Bruder nahm ihn sehr gut auf, riet ihm aber stark davon ab, den König um eine Gunst zu bitten, weil dies der Weg sei, alles zu verderben. Ich bin überzeugt, dass der König ihm alles gewährt hätte, und man hat es mir später auch mehrfach bestätigt; aber der

Markgraf wollte sich nicht mit meinem Bruder überwerfen, was ihn daran hinderte, von der guten Stimmung zu profitieren, in der er den König antraf. Er brachte ihn nicht nur dazu, unsere Reise nach Montpellier gutzuheißen, sondern erreichte ebenfalls die Entlassung Supervilles, den er uns völlig überließ. Der König schenkte ihm eine goldene, brillantenbesetzte Tabaksdose mit seinem Porträt im Wert von 4.000 Talern. Auch ich erhielt etliche Geschenke von der Königin und von ihm und der Markgraf kehrte schließlich nach sechs Wochen nach Bayreuth zurück, höchst zufrieden mit all den in Berlin erwiesenen Freundschaftsbeweisen.
Als auf dieser Seite alle Hindernisse beseitigt waren, entstanden uns welche von Seiten des Landes. Es gab allenthalben Missfallensäußerungen und man wollte uns auf gar keinen Fall reisen lassen. Meine Haushofmeisterin, die wegen ihres hohen Alters nicht mitreisen konnte, machte großes Aufsehen. Nach vier Wochen schließlich überwanden wir all diese Schwierigkeiten und setzten den Tag unseres Aufbruchs auf den 20. August fest.
Meine arme Meermann wurde langsam schon ganz hinfällig. Wie sehr es mir auch immer leid tat, mich für so lange Zeit von diesen beiden getreuen Leidensgefährtinnen zu trennen, ich wollte lieber ihre Gegenwart entbehren müssen, als ihre Gesundheit und ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Der Gatte der Meermann war mein Haushofmeister. Er war ein heftiger und aufbrausender Unruhegeist, der als mein Günstling gelten wollte und wütend war, es nicht zu sein. Er hielt seine arme Frau so sehr unter der Fuchtel, dass sie sich vor ihm keinen Mucks zu machen traute und ihn fürchtete wie den Tod. Dieser Mensch war tief getroffen, dass ich ihn nicht mitnahm, und wollte sich dafür rächen. Er bat mich um Erlaubnis, die Zeit meiner Abwesenheit in Berlin zu verbringen. Ich gewährte sie ihm. Schließlich verabschiedete ich mich unter vielen Tränen von meiner Hofmeisterin und der Meermann und bestieg die Karosse mit dem Markgrafen, Fräulein von Sonsfeld und der Marwitz, den beiden einzigen mitreisenden Frauen. Superville hatte zwei Tage zuvor einen Fieberanfall und wartete in Erlangen auf uns.
Kaum hatten wir eine Meile hinter uns, ging es dem Markgrafen schlecht. Er hatte starke Kopfschmerzen, begleitet von Erbrechen. Wir rechneten damit, dass dies keine schlimmen Folgen hätte und nur eine starke Migräne wäre, aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er bekam heftiges Fieber, was uns zu einem Aufenthalt von einigen Stunden in Truppach, einem elenden, jämmerlichen Ort, zwang. Ich schlug ihm vor, nach Bayreuth zurückzukehren, er aber wollte partout nicht und zwang sich, wieder in die Karosse zu steigen, um in Streitberg zu übernachten. Die Fieberhitze hielt die ganze Nacht an; doch weil er sich unbedingt bis nach Erlangen fahren lassen wollte, brachten wir ihn unter großen Mühen dorthin.
Als wir ankamen, erfuhren wir, dass es Superville sehr schlecht ging. Alle Symptome

seiner Krankheit ähnelten denen des Markgrafen. Ich litt Angst und Bangen um ihn. Das Fieber war immer noch genauso hoch und ich hatte begründete Furcht, dass daraus hitziges Fieber werden könnte. Trotz meines kränklichen Zustands wich ich weder Tag noch Nacht von seiner Seite und litt tausendmal mehr als er. Sein Zustand besserte sich überhaupt nicht. Schon fünf Mal 24 Stunden lang hatte er andauernde Fieberhitze, ohne dass die Medikamente die geringste Wirkung gezeigt hätten. Meine Ängste veranlassten mich schließlich, Superville aufzusuchen, der im Schloss wohnte. Ich sagte zu ihm, der Markgraf sei in einem so bedrohlichen Zustand, dass keine Zeit zu verlieren sei und man ihn zur Ader lassen müsse. Superville sagte zu mir, er habe denselben Gedanken gehabt und würde ihn sofort in die Tat umsetzen, sobald das Fieber abnehme. Ich kehrte also zum Markgrafen zurück, wo ich unseren zweiten Arzt antraf, der Wagner hieß. Ich unterrichtete ihn von meiner gerade stattgefundenen Konsultation mit Superville und von dessen Entscheidung. Er antwortete darauf, er stimme auf keinen Fall zu, den Markgrafen in seinem augenblicklichen Zustand zur Ader zu lassen; nichts sei gefährlicher und dies sei das allerletzte Mittel, das man anwenden solle, falls sein Zustand hoffnungslos würde. Ich sagte zu ihm, ich könne ihm hierzu nichts vorschreiben und er solle die Sache mit Superville diskutieren. Er kam einen Moment darauf mit der Antwort und sagte mir, Superville sei seiner Ansicht und man dürfe nichts überstürzen.

Ich blieb bis drei Uhr morgens beim Markgrafen. Am Ende meiner Kräfte vor Niedergeschlagenheit und Erschöpfung warf ich mich schließlich auf mein Bett in einem kleinen Kabinett, von wo ich alles, was sich tat, sehen und hören konnte. Aus Erschöpfung schlief ich ein. Ich schlief seit vier Stunden, als ich merkte, wie ich geweckt wurde, und erblickte, als ich die Augen öffnete, Wagner vor meinem Bett. Das Haupt der Medusa hätte mich nicht mehr erschrecken können, denn ich dachte, der Markgraf liege im Sterben. „Erschrecken Sie sich nicht, Madame“, sagte er zu mir, „dem Markgrafen geht es immer noch wie zuvor, aber wir haben uns schließlich doch entschlossen, ihn zur Ader zu lassen, und ich habe gedacht, wir sollten Sie benachrichtigen, damit Sie dabei sein könnten“.

Eher tot als lebendig stand ich auf. Einem armen Sünder, den man zum Richtplatz führt, könnte es nicht so schlimm ergehen wie mir in diesem Augenblick. Ich zitterte an allen Gliedern und meine Beine gaben unter mir nach. Ich dachte, der Markgraf liege in den letzten Zügen, da man ja dieses allerletzte Mittel anwendete, um ihn zu retten. Ich schleppte mich in sein Zimmer: ein weiterer Schrecken erregender Anblick. Der ganze Rat war zusammengekommen. Das Volk hatte sich auf den Straßen versammelt und stieß Verwünschungen gegen Superville und den Aderlass aus und wollte den Arzt am Zutritt hindern. Superville ging es ebenso schlecht wie dem Markgrafen; doch er verlor trotzdem nicht den Kopf und ließ sich als Ersten zur Ader,

um dem Aufruhr und Geschrei ein Ende zu machen. Das beruhigte die Gemüter ein wenig. Währenddessen lag ich ausgestreckt in einem unbeschreiblichen Zustand auf einem Sessel. Ich war zu keinem klaren Gedanken mehr fähig und mein Blick starrte immer nur auf dieselbe Stelle. Endlich kam es zu diesem ominösen Aderlass: Wie groß aber war meine Freude, als ich sah, wie der Markgraf in dem Maß, wie das Blut lief, eine ganz andere Gesichtsfarbe annahm. In der Tat trat die erwartete neuerliche Fieberattacke nicht ein und schon am Abend war er außer Gefahr.

Indessen bemerkte ich, dass er, je mehr er sich gesundheitlich erholte, zu mir äußerst abweisend wurde. Er suchte bei allem, was ich tat, Streit mit mir. Dagegen machte er der Marwitz tausend Avancen und fragte jeden Augenblick nach ihr, wenn sie nicht in seinem Zimmer war. Blindlings tat er alles, was sie wollte, wenn es darum ging, seine Gesundheit zu schonen, und fuhr mich an, wenn ich ihm dieselben Ratschläge gab. Das brachte mich zur Verzweiflung. Mein Körper litt bald unter dem Kummer meines Geistes: Mich befielen Krankheitsattacken, wie ich sie noch nie gehabt hatte. Es war eine Art Krämpfe, begleitet von heftigen Kopfschmerzen. Meine Hofmeisterin kam zu mir. Sie tat, was sie konnte, um mein Leiden zu lindern, doch niemand erriet die Quelle meines Leidens.

Ich habe schon gesagt, dass das Kabinett, in dem ich schlief, zum Zimmer des Markgrafen führte. Ich hörte ihn jeden Morgen, sobald er aufwachte, nach den Hofdamen rufen. Wenn ich mich gut genug fühlte, um zu ihm zu gehen, sprach er praktisch gar nicht mit mir und ließ sofort die Marwitz holen. Schreckliche Eifersucht überwältigte mein Herz. Alle konnten meinen Kummer bemerken, aber ich hütete mich, den Grund dafür zu nennen. Ich kannte die Marwitz: Sie war mir zugetan und sie war tugendhaft. Ich war davon überzeugt, dass sie den Hof verlassen würde, wenn sie den Grund meines Schwermuts erführe. Aber ich konnte dem Markgrafen seine Verhaltensänderung mir gegenüber nicht verzeihen. Ein Jahr lang war ich blind gewesen und hatte die tausend Kleinigkeiten nicht bemerkt, die mir dann ins Auge sprangen. Der Markgraf war immer noch zur Italienreise entschlossen. Mir war die Lust danach völlig vergangen. Ich sah voraus, dass die Leichtigkeit, die Marwitz häufiger zu sehen, seine Liebe nur noch verstärken würde. Im Übrigen war mein Herz zu traurig, um an etwas Anderem Gefallen zu finden als an der Änderung meiner Situation. Ein weiterer Kummer machte mich vollends niedergeschlagen. Ich habe schon von Meermanns Unzufriedenheit erzählt. Sobald er in Berlin eingetroffen war, übergab er dem König die Briefe des Markgrafen und die meinen. Der König erkundigte sich besorgt nach meiner Gesundheit. Dabei ergriff Meermann die Gelegenheit, mich übel anzuschwärzen, und versicherte dem Herrscher, ich sei niemals krank gewesen. Er ließ sich lang und breit über die enormen Ausgaben aus, die ich dem Markgrafen verursache und mit denen ich das Land zu Grunde richte. Kurz: Er brachte den König

so sehr gegen mich auf, dass der Gift und Galle spuckte. Allerdings wagte es Meermann nicht, seine Frau von den Verleumdungen zu informieren, die er auf meine Kosten von sich gab. Er wusste nur allzu gut, dass sie in ihrer Rechtschaffenheit sein übles Vorgehen missbilligen würde. Sie war am Tag danach bei der Königin. Die befragte sie nach allen Punkten, mit denen Meermann mich angeschwärzt hatte. Seine Frau widersprach ihm in aller Form und bot sich an zu beschwören, dass alles, was man über mich erzählte, falsch sei.

Unterdessen schrieb mir die Königin einen sehr harschen Brief, in dem sie mir seitens des Königs kundtat, er würde es mir niemals verzeihen, wenn ich weiter hartnäckig auf der Reise nach Montpellier bestehen würde. Gleichzeitig erhielt ich einen Brief meines Bruders, der mich über sämtliche Einzelheiten, die ich gerade erwähnt habe, und über den Zorn des Königs auf mich informierte. „Ich rate Ihnen dennoch", fügte er hinzu, „Ihre Reisepläne weiterzuverfolgen. Wenn man einmal einen Entschluss gefasst hat, muss man daran festhalten. Schließlich und endlich hat der König Ihnen nichts zu befehlen und Sie würden Schwäche beweisen, wenn Sie sich einschüchtern ließen und zum Spielball der falschen Bezichtigungen eines Mannes wie Meermann würden. Ich rate Ihnen, sich dieses Elenden zu entledigen, ihn zu entlassen und in dieser Angelegenheit Standfestigkeit zu zeigen. Es stimmt zwar, dass seine Frau Ihnen sehr ergeben ist und sie es nicht verdient, so hart behandelt zu werden, aber Sie müssen sich darüber hinwegsetzen, um sich eines so üblen Subjekts zu entledigen."

Die beiden Briefe bedrückten mich heftig. Ich liebte die Meermann innig und sah voraus, dass der Markgraf mit meinem Bruder einer Meinung sein würde. Die Hofmeisterin, die seit einigen Tagen in Erlangen war, half mir aus der Verlegenheit. Sie ergriff beim Markgrafen stark für die arme Meermann Partei und erreichte, dass der Ehemann begnadigt wurde. All dieser Schlag auf Schlag folgende Kummer zerrüttete meine Gesundheit.

Frau von Sonsfeld überraschte mich mehrfach, wie ich in Tränen ausbrach. Auf ihre Bitten hin gestand ich ihr, dass mein Schmerz ausschließlich von der Verhaltensänderung des Markgrafen mir gegenüber herrührte. Die Marwitz hatte schon bemerkt, dass ich nicht in der üblichen Stimmung war, aber sie hatte angenommen, dass meine Krankheit daran schuld sei. Die Hofmeisterin konnte es nicht über sich bringen, ihr meinen Kummer zu verschweigen. Die Marwitz erriet meiner Meinung nach, was ihn veranlasste. Aus Betroffenheit darüber bekam sie Fieber. Frau von Sonsfeld bemerkte unterdessen, dass meine Klagen nicht völlig grundlos waren und der Markgraf sehr frostig zu mir war. Sie sprach ihn sehr energisch darauf an. Ihre Worte zeigten Wirkung: Der Markgraf entschuldigte sich bei mir und schob sein Verhalten auf das Fieber. In der Tat fand ich ihn wieder so zärtlich wie zuvor. Auf der anderen

Seite war ich zur Marwitz so liebevoll, dass ich die durchaus zutreffenden Gedanken, die sie sich gemacht hatte, völlig zerstreute.
Da der Markgraf vollkommen wiederhergestellt war, kehrten wir nach Bayreuth zurück; denn die Jahreszeit war zu weit fortgeschritten, um unsere Italienreise fortzusetzen: Wir hatten schon November. Wir wurden hier mit allen erdenklichen Freudenkundgebungen empfangen.
Meermann und seine Frau kamen kurze Zeit später aus Berlin an. Ich nahm meine gute Amme sehr gut, ihren Mann aber sehr schlecht auf, der sichtlich überrascht war, dass ich über sein Verhalten so gut Bescheid wusste. Ich verzieh ihm mit Rücksicht auf seine Frau und von da an war er mir sehr ergeben und hat mir immer Grund zur Zufriedenheit mit ihm gegeben.
Ich hatte sowohl mit Blick auf die Italienreise wie auch mit Blick auf Meermann deutlich den Ratschlägen meines Bruders zuwidergehandelt. Er war heftig verstimmt und schrieb mir hierzu einen überaus harschen Brief. Ich versuchte, ihn mit guten Argumenten zu besänftigen. Ich schrieb ihm, die noch schwankende Gesundheit des Markgrafen habe der Reise entgegengestanden und ich sei zu gutherzig, um eine Frau, die ich liebte, die mir ergeben sei und der gegenüber ich Verpflichtungen hätte, unglücklich zu machen. Mein Bruder ließ sich jedoch durch diese Argumente nicht besänftigen und ich bemerkte eine große Kälte in seinen Briefen.
Unterdessen schrieb man mir aus Berlin, dass der König sehr unpässlich sei und die Ärzte eine beginnende Wassersucht befürchteten. In der Tat wurde sein Leiden im Jahr 1740 immer schlimmer.

Wir begannen das Jahr mit dem Karneval. Es gab Kostümbälle im Schloss, zu denen nur der Adel zugelassen war. Ich sagte Kostümbälle, weil man keine Maske trug. Die Geistlichen hatten auf die Regierung des verstorbenen Markgrafen großen Einfluss genommen. Es gab da sogar eine Sekte, die unter dem Namen Pietisten bekannt war und deren Oberhaupt der Kaplan des Markgrafen war. Dieser Mensch, der hinter der Maske der Frömmigkeit maßlosen Ehrgeiz verbarg und noch dazu ein intriganter Kopf war, brachte die Gemeinde gegen uns auf. Er stand am dänischen Hof in hohem Ansehen und es gab Anlass, aus politischen Gründen auf ihn Rücksicht zu nehmen. Es galt also die Leute nach und nach an Vergnügungen zu gewöhnen, um ein Geschrei zu verhindern, das uns nur schaden konnte. Ich lebte in völliger Ruhe und Zufriedenheit. Der Markgraf war sehr gut zu mir und ich genoss mit der Marwitz alle Freuden der Freundschaft.
Die Krankheit des Königs wurde schlimmer. Die Königin schrieb mir, die Ärzte gäben ihm nur noch vier Wochen zu leben. Meine Braunschweiger Schwester war nach Berlin gefahren, um sich selbst nach seiner Gesundheit zu erkundigen. Ich dachte, es sei

meine Pflicht, ebenso zu handeln. Ich sprach mit dem Markgrafen darüber. Er schien dagegen zu sein, erlaubte mir jedoch, mich mit der Hofmeisterin darüber zu beratschlagen. Aus übergroßer Freundschaft zu mir riet sie mir von der Reise ab. Sie fürchtete, dass die Bestürzung über den, wie man sagte, bevorstehenden Tod des Königs meine Gesundheit aufs Neue angreifen würde. Als ich dennoch auf meiner Ansicht beharrte, riet sie mir, an meinen Bruder zu schreiben. Ich war nicht dieser Meinung; da ich jedoch einsah, dass der Markgraf mir nur um diesen Preis erlauben wollte, nach Berlin zu fahren, war ich gezwungen, mich dieser einmütigen Ansicht zu fügen. Ich schickte also eine Eilbotschaft an meinen Bruder, um ihm meine Gedanken mitzuteilen. Folgendes schrieb ich an ihn:

> Ich hatte bis jetzt gehofft, dass die Krankheit des Königs heilbar wäre, aber der letzte Brief, den ich von der Königin erhielt, lässt mich deutlich erkennen, dass er nicht überleben wird. Ich habe also beschlossen, wenn Sie damit einverstanden sind, unverzüglich nach Berlin zu reisen, um einem sterbenden Vater noch einmal meine Ehre zu erweisen und mich endgültig mit ihm zu versöhnen. Ich gestehe Ihnen, dass ich todunglücklich wäre, wenn er stürbe, bevor ich ihn sähe, und er mir vorwerfen könnte, ich wäre meinen Pflichten nicht nachgekommen und hätte ihn vernachlässigt. Ich werde allerdings nichts ohne Ihr Einverständnis tun. Von daher bitte ich Sie inständig, mir baldmöglichst mit einer Eilbotschaft zu antworten und mir Ihre Ansicht dazu zu sagen.

Hier ist seine Antwort:

> Ihre Eilbotschaft hat mich in höchstes Erstaunen versetzt. Was zum Teufel haben Sie hier verloren? Man wird Sie wie einen Hund empfangen und Ihnen für Ihre schönen Gefühle nicht besonders dankbar sein. Genießen Sie Ihre Ruhe und Vergnügungen in Bayreuth und verschwenden Sie keinen Gedanken daran, in eine Hölle zu kommen, wo es nur Stöhnen und Leiden gibt und jedermann malträtiert wird. Wie ich missbilligt auch die Königin Ihren schönen Plan. Im Übrigen hängt es von Ihnen ab, das Risiko einzugehen. Leben Sie wohl, meine liebe Schwester, ich werde Sie mit jeder Post über den Gesundheitszustand des Königs informieren. Er wird nicht davonkommen, aber die Ärzte sagen, dass er sich noch dahinschleppen wird. Ich verbleibe usw.

Dieser Brief durchkreuzte all meine Pläne, da ich nicht mehr darauf hoffen konnte, die Erlaubnis des Markgrafen zu erhalten, nach Berlin zu fahren. Die Krankheit des Königs verschlimmerte sich immer mehr. Am 31. Mai gelangte er ans Ende seiner

Herrschaft und seines Lebens. Es ist nicht unangebracht, dass ich hier ein Wort zu diesem einzigartigen, heldenhaften Ende sage. Die ganze Nacht über war es ihm sehr schlecht gegangen. Um sieben Uhr morgens ließ er sich in seinem Rollstuhl in das Gemach der Königin bringen, die noch schlief, weil sie nicht annahm, dass es ihm so schlecht ging. „Stehen Sie auf", sagte er zu ihr, „ich habe nur noch wenige Stunden zu leben; so habe ich wenigstens den Trost, in Ihren Armen zu sterben." Danach ließ er sich zu meinen Brüdern bringen, von denen er zärtlich Abschied nahm, mit Ausnahme meines Bruders, dem er befahl, ihm in sein Gemach zu folgen. Sobald er dort war, ließ er die beiden Ersten Minister, den Fürsten von Anhalt und alle Generäle und Obersten holen, die sich in Potsdam befinden. Nach einer kurzen Ansprache mit dem Dank für Ihre vergangenen Dienste und der Aufforderung, dem Kronprinzen als seinem einzigen Erben die ihm erwiesene Treue zu bewahren, dankte er feierlich ab und übergab seine ganze Autorität seinem Sohn, an den er schöne Mahnworte zu den Pflichten von Herrschern gegenüber ihren Untertanen richtete und dem er die Sorge über die Armee und insbesondere über die anwesenden Generäle und Offiziere ans Herz legte. Dann wandte er sich an den Fürsten von Anhalt und sagte zu ihm: „Sie sind der Älteste meiner Generäle; es ist nur gerecht, dass ich Ihnen das Beste meiner Pferde schenke." Zugleich befahl er, es ihm zu bringen, und sagte zu ihm, als er sah, wie gerührt der Fürst war: „Das ist das Schicksal der Menschen, sie müssen alle der Natur Tribut zollen." Doch weil er seine Standfestigkeit durch die Tränen und Klagen aller Anwesenden schwinden sah, bedeutete er ihnen, sich zurückzuziehen und befahl allen seinen Bediensteten, eine neue Livree anzuziehen, die er hatte anfertigen lassen, und seinem Regiment, eine neue Uniform anzulegen. Unterdessen trat die Königin ein. Sie war kaum eine Viertelstunde im Zimmer, als der König einen Schwächeanfall bekam. Man legte ihn sofort ins Bett und kümmerte sich um ihn, bis er wieder zu Bewusstsein kam. Da schaute er sich um, sah seine Bediensteten neu eingekleidet und sagte: „Die Eitelkeit der Welt, alles ist eitel." An seinen Leibarzt gewandt, fragte er, ob sein Ende nahe. Als der Arzt ihm geantwortet hatte, er habe noch eine halbe Stunde zu leben, fragte er nach einem Spiegel, schaute sich darin an, lächelte und sagte: „Ich bin stark verändert, ich werde beim Sterben eine hässliche Grimasse ziehen." Er wiederholte nochmals dieselbe Frage an die Ärzte, und als sie ihm antworteten, es sei schon eine Viertelstunde verstrichen und sein Puls steige, erwiderte er: „Umso besser, bald werde ich wieder ins Nichts eintreten." Man wollte zwei Geistliche eintreten lassen, um für ihn zu beten, doch er sagte, er wisse alles, was sie ihm zu sagen hätten, und von daher könnten sie sich zurückziehen. Seine Ohnmachten wurden immer häufiger und er verschied schließlich am Mittag. Der neue König geleitete sogleich die Königin in ihr Gemach, wo viele Tränen vergossen wurden. Ich weiß nicht, ob sie falsch oder aufrichtig waren.

Ein Kurier, den der König an mich schickte, brachte mir die traurige Nachricht. Ich musste darauf gefasst sein; dennoch war ich zutiefst betroffen und berührt. Ich bin unfähig zu heucheln, und obwohl ich seither Verluste zu beklagen hatte, die mich wesentlich mehr trafen, kann ich behaupten, dass dieser Verlust mir heftigen Kummer bereitete.

Mit dem König verkehrte ich weiter wie gewohnt. Ich schrieb ihm mit jeder Post und immer aus vollem Herzen. Sechs Wochen vergingen, ohne dass ich eine Antwort erhalten hätte. Der erste Brief, den ich danach erhielt, war vom König nur unterschrieben und sehr kühl. Er begann seine Herrschaft mit einer Rundreise nach Pommern und Preußen. Sein Schweigen mir gegenüber dauerte weiter an. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, und meine Freundschaft zu ihm gestattete es mir nicht, eine so deutliche Gleichgültigkeit ohne Sorgen zu betrachten.

Nach drei Monaten schließlich erhielt ich heimlich aus Berlin die Nachricht, der König sei inkognito abgereist, um überraschend in die Eremitage zu kommen, wo ich mich zu dieser Zeit aufhielt. Ich wäre vor Freude fast gestorben, als ich von dieser Nachricht erfuhr. Sie rief in mir eine derartige Gemütsaufwallung hervor, dass ich zwei Tage krank war.

Endlich traf er ein und brachte meinen zweiten Bruder mit, den ich von nun an nur meinen Bruder nennen werde, um ihn von den anderen zu unterscheiden. Mir quoll das Herz ganz über bei dieser Begegnung. Ich hatte dem König so viel zu sagen, dass ich ihm nichts sagen konnte. Ich merkte sofort, dass die Schmeicheleien, die er mir machte, gewunden waren, was mich ein wenig erstaunte. Dennoch dachte ich nicht besonders darüber nach. Ich fand meinen Bruder so verändert und so viel größer, dass ich ihn kaum wiedererkannte. Weil ich noch Anlass habe, an anderer Stelle darüber zu reden, will ich meinen Erzählfaden nicht unterbrechen.

Der König unterhielt sich den ganzen Tag über mit mir nur über belanglose Dinge. Er hatte eine verlegene Miene aufgesetzt, was mich verwirrte. Herr Algarotti, ein Italiener und einer der klügsten Köpfe dieses Jahrhunderts, war in seinem Gefolge und lieferte Gesprächsstoff.[70] Was mich am meisten erstaunte, war das extreme Drängen des Königs, meine Ansbacher Schwester wiederzusehen. Er hatte sie nie gemocht und umgekehrt war es genauso. Tausend Eilboten wurden in Marsch gesetzt, alle beauftragt mit liebevollen Einladungen, sich in die Eremitage zu begeben. Sie landete schließlich hier am nächsten Tag mit dem Markgrafen, ihrem Gatten. Der König kannte nun keine Mäßigung mehr und zog sie mir in aller Öffentlichkeit vor. Er schenkte mir ein kleines Brillantenbukett im Wert von zweihundert Talern und einen Fächer mit einer Uhr. Der Markgraf, mein Gatte, erhielt eine brillantenbesetzte Tabaksdose aus Gold mit einem Porträt des Königs. Meine Schwester erhielt ein Geschenk von etwa demselben Wert wie das meine und der Markgraf von Ansbach eine

Tabaksdose aus weißem Kiesel, die in der Mitte durchbrochen war und die er sofort an einen seiner Pagen weiterverschenkte.
Herr von Münchow, den ich meine, schon erwähnt zu haben, war Adjutant des Königs geworden und folgte ihm auf Schritt und Tritt. Der junge Rotzlöffel stand hoch im Kurs und höher im Ansehen als alle, die dem König ergeben gewesen waren und Dienste geleistet hatten, als er noch Kronprinz war. Er war während seines Aufenthaltes in Bayreuth in die Marwitz verliebt gewesen und hatte sich eingebildet, sie mit Erlaubnis des Königs und des Generals Marwitz heiraten zu können, wenn ich nicht dagegen gewesen wäre.
Ende Oktober kamen wir in Berlin an. Meine jüngeren Brüder, gefolgt von den Prinzen von Geblüt, und der ganze Hof empfingen uns am Fuß der Treppe. Ich wurde zu meinem Gemach geleitet, wo ich die regierende Königin, meine Schwestern und die Prinzessinnen antraf. Dort erfuhr ich zu meinem großen Kummer, dass der König an Dreitagesfieber litt. Er ließ mir ausrichten, dass er angesichts des Fieberanfalls mich nicht sehen könne, jedoch darauf zähle, dieses Vergnügen am nächsten Tag zu haben.
Nach dem ersten Austausch von Höflichkeiten begab ich mich zur Königin, meiner Mutter. Die hier herrschende düstere, schwermütige Stimmung machte mich ergriffen. Alles war hier noch in tiefer Trauer um den König, meinen Vater. Ich fühlte in mir wieder den Schmerz über seinen Verlust aufsteigen. Die Natur fordert ihr Recht und es entspricht der Wahrheit, wenn ich sage, dass ich fast nie in meinem Leben so aufgewühlt war wie bei dieser Gelegenheit. Mein Treffen mit der Königin war höchst rührend. Wir nahmen das Abendessen in der Familie ein und ich fand Zeit, meine Brüder und Schwestern, die ich seit acht Jahren nicht gesehen hatte, wieder neu kennenzulernen.
Den König sah ich am Tag darauf. Er sah abgemagert und angegriffen aus. Sein Empfang wirkte gezwungen auf mich. Wenn man liebt, ist man hellsichtig: Das hat die Freundschaft mit der Liebe gemein. Ich fiel auf seine leeren Freundschaftsbekundungen nicht herein und bemerkte, dass er sich nicht mehr um mich kümmerte. Er bat mich, ihm auf ein Lustschloss mit Namen Rheinsberg zu folgen, wohin er zur Luftveränderung reisen wollte. Die regierende Königin sollte zur selben Zeit dahin kommen wie er. Da aber das Haus, wie er sagte, recht klein sei, könne er mich dort nicht sofort unterbringen. Er wolle ein Gemach für mich einrichten, und sobald es fertig wäre, wolle er es mir schreiben.
Ich werde mich nicht damit aufhalten, Tagebuch zu führen. Der Hof war in Trauer und somit nicht gerade glänzend. Ich war jeden Tag bei der Königinmutter, die nur wenig Besuch hatte und in tiefen Kummer versunken war. Sie hatte sich immer eingebildet, großen Einfluss auf den König, meinen Bruder, zu haben und irgendeinen Anteil an der Regierungsgewalt zu bekommen, sobald er den Thron bestiegen hätte.

Eifersüchtig auf seine Autorität bedacht, ließ der König sie kein bisschen an den Staatsgeschäften teilhaben, was ihr sehr seltsam vorkam.
Nach seiner Abreise blieb ich noch zwei Wochen in Berlin. Ich wurde mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet, die jeden Anderen geblendet hätten; aber wenn für einen das Glück in der Wiederkehr der Zuneigung von Menschen besteht, die man liebt, dann kümmert man sich nicht um äußerlichen Glanz und dann beeindruckt einen ein leichter Freundschaftsbeweis mehr als all die leeren Bekundungen.
Ich bemerkte während dieses kurzen Aufenthalts, dass allgemeine Unzufriedenheit im Land herrschte und der König die Liebe seiner Untertanen verloren hatte. Man sprach in wenig zurückhaltender Wortwahl laut über ihn. Die Einen beklagten sich über seine geringe Neigung, die zu belohnen, die ihm als Kronprinzen ergeben gewesen waren; Andere über seinen Geiz, der, wie es hieß, den des verstorbenen Königs noch übertreffe; Andere über seine Zornesausbrüche; noch Andere wieder über seinen Argwohn, sein Misstrauen, seine Anmaßung und seine Verstellung. Mehrere Gelegenheiten, bei denen ich anwesend war, ließen mich solchen Berichten Glauben schenken. Ich hätte ihn darauf angesprochen, wenn mein preußischer Bruder und die regierende Königin mir nicht davon abgeraten hätten. Ich werde das später alles erklären. Ich bitte diejenigen, die eines Tages diese Memoiren lesen werden, ihr Urteil über den Charakter dieses großen Herrschers aufzuheben, bis ich ihn genauer geschildert habe. Die Nachricht vom Tode Kaiser Karls VI., die zu dieser Zeit eintraf, war Gegenstand des Hofgesprächs und der politischen Spekulation.
Zwei Tage danach traf ich in Rheinsberg ein. Der König hatte sich entschlossen, Chinarinde anzuwenden, und war das Fieber losgeworden. Dennoch hütete er das Zimmer und ging, während wir in Rheinsberg waren, überhaupt nicht aus. Es war erstaunlich, wie er, von Leiden geplagt, allen Staatsgeschäften nachkommen konnte; es gab nichts, was nicht durch seine Hände ging. Die wenige Zeit, die ihm blieb, verbrachte er in Gesellschaft von einigen geistvollen Leuten oder Gelehrten, wie etwa Voltaire, Maupertuis, Algarotti und Jordan.[71] Abends war Konzert, wo er trotz seiner Schwäche zwei oder drei Konzertstücke auf der Querflöte spielte, und man darf, ohne zu schmeicheln, behaupten, dass er auf diesem Instrument die größten Meister übertrifft. Die Zeit nach dem Abendessen war der Dichtung gewidmet, eine Kunst, zu der er unendlich talentiert und begabt ist. All dies war für ihn nur Entspannung. Das Wichtigste, das ihm durch den Kopf ging, war die Eroberung Schlesiens. Seine Vorbereitungen traf er so heimlich und schlau, dass der Wiener Gesandte in Berlin von seinen Plänen erst informiert war, als sie kurz vor der Ausführung waren.
Der Aufenthalt in Rheinsberg erschien mir nur wegen der guten Gesellschaft angenehm. Den König sah ich nur selten. Ich hatte keinen Anlass, mit unseren Begegnungen glücklich zu sein. Sie verliefen meist in Form gezwungener Höflichkeiten

oder beißenden Spotts über den schlechten Zustand der Finanzen des Markgrafen. Häufig machte er sich sogar über ihn und die Reichsfürsten lustig, was mich sehr empfindlich traf. Ich fand mich noch dazu ganz unschuldig in eine höchst heikle Geschichte verwickelt, die große Konsequenzen hätte haben können. Weil sie bis jetzt unbekannt geblieben ist und die Ehre gewisser Personen, denen ich Rücksicht schulde, davon betroffen ist, übergehe ich sie mit Schweigen.

Ich gehe zu einem anderen Thema über, das möglicherweise wenig interessant erscheint, das aber so eng mit dem Fortgang meiner Geschichte verbunden ist, dass ich es nicht auslassen kann. Von meinem gesamten Hofstaat hatten mich nur Frau von Sonsfeld und die ältere Marwitz nach Rheinsberg begleitet. Die Marwitz hatte sich mit den Fräulein von Tettau, beide Hofdamen der Königin, und Frau von Morian eng angefreundet. Die beiden ersten waren eine wie die andere sehr liebenswert, aber allseits verhasst wegen ihrer unbarmherzigen Spottlust und Lästerzunge. Frau von Morian hatte sich ganz gut gehalten, obwohl ihre Schönheit am Verblühen war. Sie war weltgewandt, geistvoll und lebhaft. Sie hatte sich über alle Vorurteile hinweggesetzt: Sie führte sich skandalös auf und nahm, ohne sich irgendeinen Zwang anzutun, an der Tafel der Königin Worte in den Mund, die so zügellos waren, dass sogar die Männer erröteten. Diese schöne Gesellschaft, die hervorragend geeignet war, einem jungen Mädchen den Kopf zu verderben, schaffte es, den der Marwitz fast vollkommen zu verdrehen. Das Lästern, die lockeren Manieren, die Zweideutigkeiten, sogar die Zoten der Morian und der beiden Tettaus ahmte sie nach und sie fügte sich ganz nach ihrem Vorbild. Ihr Benehmen machte die Gerüchte glaubhaft, die über sie im Umlauf waren. Einige Witzbolde zogen sie mit ihrer Liebesgeschichte mit dem Markgrafen auf; Andere machten sie auf ihren Einfluss auf ihn aufmerksam, kurz: Man redete mit ihr über nichts Anderes. Dennoch tat man ihr Unrecht. Sie schlief und wohnte bei ihrer Tante und sah den Markgrafen nur in ihrer oder meiner Gegenwart. Man ändert den Charakter nur stufenweise. Eine junge Frau, die sich auf einmal in der großen Welt befindet, lässt sich auf die abschüssige Bahn der Vergnügungen mitreißen, vergisst sich jedoch erst nach und nach. Sie war todunglücklich über diese Argumente, die ich ihr mitteilte. Die Tugendprinzipien, die ich ihr vermittelt hatte, strahlten in all ihrem Glanz. Sie wollte den Hof verlassen, um zu ihrem Vater zurückzukehren. Ich bot meine ganze Überredungskunst auf, um sie daran zu hindern, und es gelang mir schließlich, sie zu beruhigen. Ich brachte sogar die Gerüchte zum Verstummen durch das Zeugnis, das ich von ihrer Tugend ablegte. Dennoch ließen sie in ihr Gedanken aufkeimen, die sie sonst vielleicht nie gehabt hätte, wie man später sehen wird.

Anfang Dezember kehrten wir nach Berlin zurück. Die Unruhen, die der Tod des Kaisers heraufbeschwören musste, zwangen den Markgrafen, in sein Land zurück-

zukehren. Ich blieb in Berlin, um dem König gegenüber nicht unhöflich zu erscheinen. Da der Hof die Trauerzeit beendet hatte, fingen die Vergnügungen mit dem Karneval an, der in Berlin immer im Dezember und Januar stattfindet. Der König gab montags Maskenbälle im Schloss, dienstags war dort öffentliches Konzert und mittwochs und freitags gab es Maskenbälle in der Stadt bei den bedeutendsten Hofleuten. Diese Vergnügungen waren nicht von Dauer: Auf einmal kam der große Plan des Königs zum Vorschein. Die Truppen marschierten in Richtung Schlesien und der König brach auf, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen. Ich war wirklich betroffen, als ich von ihm Abschied nahm. Sein Unterfangen war sehr heikel und konnte ganz schlimme Folgen haben, wenn es schlecht ausging. Diese Überlegungen machten unsere Trennung noch härter. Ich hätte seine Rückkehr abgewartet - denn er rechnete damit, in sechs Wochen für ein paar Tage zurückzukommen, wenn die Geschichte, die ich mit Schweigen übergangen habe und die mir immer noch Sorgen machte, und meine Sehnsucht, den Markgrafen wiederzusehen, mir einen längeren Aufenthalt gestattet hätten.

Ich machte mich also am 12. Januar des Jahres 1741 auf den Rückweg nach Bayreuth und kam hier erst nach elf Tagen an, denn das Wasser hatte die Wege so stark in Mitleidenschaft gezogen, dass ich nur vier Meilen am Tag zurücklegen konnte. Die Marwitz und ihre Schwester jammerten mir während der gesamten Strecke die Ohren über ihre Abreise aus Berlin voll. „Wir müssen also“, sagte die Marwitz, „in dieses elende Nest zurückkehren, wo man sich zu Tode langweilt, nachdem wir die Freuden Berlins gekostet haben.“ Manchmal war ich über solche Reden verärgert; doch wenn ich bedachte, dass sie vom Feuer der Jugend und von den Vergnügungen mitgerissen war, entschuldigte ich sie. Und in der Tat schien sie kurz darauf wieder zur Vernunft gekommen zu sein und von ihrem Leichtsinn Abstand genommen zu haben. In Bayreuth nahm ich meinen gewöhnlichen Lebensstil wieder auf. Wir hatten viele Fremde da, die den Karneval im Glanz erstrahlen ließen.
Die Einnahme von Glogau war für mich ein großer Anlass zur Freude. Der König, mein Bruder, hatte die Festung, nachdem er sie belagert hatte, im Sturm erobert und durch diese Einnahme den Schlüssel Schlesiens in der Hand.
Graf Cobenzl, der Gesandte der ungarischen Königin, kam kurze Zeit später an unseren Hof. Er übergab mir einen Brief der Kaiserinwitwe. Sie bat mich inständig, meinen Einfluss auf den König geltend zu machen, um ihn zum Frieden zu bewegen. Die Königin, ihre Tochter, war ohne Geldmittel, ohne Truppen und fand sich unversehens angegriffen. Trotz dieser traurigen Lage hatte sie die Vorschläge des Königs, meines Bruders, rundheraus abgelehnt und war entschlossen, es eher zum Äußersten kommen zu lassen, als die vier Herzogtümer, den Anlass der Auseinanderset-

zung, abzutreten. Alle Bemühungen des Grafen Cobenzl und die mir unterbreiteten vorteilhaften Bedingungen konnten mich nicht dazu bringen, mich in diese Angelegenheit einzumischen. Ich hielt es noch nicht einmal für angebracht, dem König davon zu schreiben, umso mehr, als man sich über die Bedingungen der Übereinkunft gar nicht geäußert hatte.

Unterdessen setzten sich die Erfolge des Königs fort. Am 10. April wurde die Schlacht von Mollwitz geschlagen. Sie ging in jeder Hinsicht ruhmreich für ihn aus. Der Sieg, den er davontrug, stellte sein militärisches Genie unter Beweis, denn sein Probestück war ein Meisterstück. General Marwitz wurde bei dieser Aktion durch einen Schuss in den Schenkel schwer verwundet. Die Belagerung und Einnahme von Neiße waren die Folgen dieses Sieges, der den Frieden auf den Weg brachte. Die Freude, die ich über all diese guten Nachrichten empfand, lässt sich schwer beschreiben. Ich ließ sie in Festen, die ich veranstaltete, sichtbar werden.

Für mich verlief dieses Jahr ganz ruhig. Das war zugleich das letzte, in dessen Verlauf ich etwas Erholung genoss. Ich werde in einen neuen Lebensabschnitt eintreten, der sehr viel rauer und schwieriger zu durchqueren ist als all die anderen, die ich im Rest dieser Memoiren siegreich bestanden habe. Ich halte mir zugute, die Wahrheit zu sagen. Ich beabsichtige nicht, die Fehler, die ich begangen habe, zu entschuldigen. Ich habe möglicherweise gegen die Regeln der Politik verstoßen, doch ich brauche mir in Sachen Rechtschaffenheit keine Vorwürfe zu machen.

Da General Marwitz von seiner Verwundung nicht genesen konnte, beschwor er mich so inständig, seiner älteren Schwester zu erlauben, eine Weile bei ihm zu verbringen, dass ich es ihm nicht abschlagen konnte. Er war Gouverneur von Breslau und Kommandant aller Truppen in Schlesien geworden. Seine Tochter schien mir sehr glücklich darüber, ihn zu besuchen.

Zwei Tage vor ihrer Abreise kam sie zu mir, ganz in Tränen aufgelöst und todunglücklich. Ganz erstaunt fragte ich sie nach dem Grund. Sie vermochte mir kaum zu antworten; Schluchzer erstickten ihr die Stimme. „Ich sehe schon“, sagte sie schließlich zu mir, „ich muss Sie verlassen, Madame. Die Gerüchte, die über mich in Berlin zum Nachteil meines Rufs im Umlauf waren, haben nur all zuviel Glauben gewonnen. Nichts auf der Welt ist mir teurer als meine Ehre. Dass man sie angegriffen hat, trifft mich härter als der Tod. Ich kann die Welt nur eines Besseren belehren, indem ich mich vom Hof zurückziehe. Ich werde das unglücklichste Mädchen auf der Welt sein und ich spüre, dass ich getrennt von Ihnen nicht leben kann und zu allem Unglück hat mein Vater die Absicht, mich zu verheiraten. Ich werde also in doppelter Hinsicht zum Opfer, einmal der Verzweiflung, Sie nicht mehr zu sehen, und dann der Verzweiflung, möglicherweise einen Mann zu heiraten, der mir verhasst ist.“ Ich war tief gerührt von ihren Tränen und ihren Gefühlen. Ich bemühte mich, sie zu be-

kämpfen, und nach zwei Stunden gelang es mir nicht nur, sie zu beruhigen, sondern bekam auch ihr Wort, dass sie in meinen Diensten bliebe. Ich überlasse es dem Leser zu urteilen, ob ich nach einem solchen Gespräch dem Mädchen noch misstrauen konnte. War es vorstellbar, dass sie mich grausam betrog, indem sie mir das Liebste raubte und das Herz meines Gatten stahl? Sie war fast immer in meiner Nähe und ihre Art des Umgangs mit ihm so zurückhaltend, dass sie all mein Misstrauen zerstreut hätte, wenn ich denn welches gehabt hätte.
Nach ihrer Abreise war ihre Schwester sehr anhänglich zu mir. Ihr lebhaftes, fröhliches, geistreiches Naturell amüsierte mich. Der Markgraf scherzte sehr oft mit ihr, was mir überhaupt nichts ausmachte. Er verhielt sich so gut zu mir und zeigte mir eine so lebhafte Zuneigung, dass ich seiner Treue vollkommen vertraute. Ich war entzückt, wenn er sich vergnügte. Da ich jeglichem Zwang abgeneigt war, wollte ich auch ihm keinen auferlegen.

Etwa um diese Zeit wurde der Kurfürst von Bayern zum Römischen Kaiser gewählt. Zu Anfang des Jahres 1742 kam er inkognito durch Bayreuth. Er war auf dem Weg nach Mannheim, um der Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin von Sulzbach beizuwohnen und von dort aus nach Frankfurt zu fahren, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Er fuhr in so ärmlichem Aufzug, dass wir ihn womöglich ignoriert hätten, wenn er uns nicht einen seiner Kavaliere geschickt hätte, um uns Grüße und Entschuldigungen auszurichten, sich hier nicht aufhalten zu können. Der Markgraf stieg sofort auf Pferd und folgte ihm. Er beeilte sich derart, dass er den Herrscher drei Meilen von hier einholte. Der Kaiser stieg aus seinem Wagen, umarmte ihn und empfing ihn mit aller erdenklichen Höflichkeit. Nach einer Unterredung von etwa einer halben Stunde nahmen sie zu ihrer gegenseitigen Zufriedenheit voneinander Abschied. Wenig später erfuhren wir, dass die Krönung auf den 31. Januar festgesetzt war. Uns packte die Neugier, sie zu sehen. Wir beschlossen, vollkommen inkognito nach Frankfurt zu fahren, dort am Vorabend der Zeremonie einzutreffen und am folgenden Tag wieder abzureisen. Herr von Berghofer, der Gesandte unseres Hofes, kümmerte sich um unsere Reise und darum, unser Inkognito zu erleichtern. Wir wollten in acht Tagen abreisen, als es der Herzogin von Württemberg einfiel, nach Bayreuth zu kommen. Diese berühmt-berüchtigte Prinzessin wollte nach Berlin fahren, um ihre Söhne zu besuchen, deren Erziehung sie dem König anvertraut hatte. Die jungen Prinzen waren kurz vor ihr hier vorbeigekommen. Der Herzog hatte sich in meine Tochter vergafft, die erst neun war - er war vierzehn - und uns mit seinen kleinen galanten Aufmerksamkeiten sehr amüsiert. Ich fand die Prinzessin noch recht gut erhalten: Sie hat schöne Gesichtszüge, aber ihr Teint ist welk und ganz gelb. Sie hat ein solches Mundwerk, dass sie alle, mit denen sie spricht, zum Schweigen bringt. Ihre Stimme

ist derart kreischend und laut, dass es einem die Ohren zerreißt. Sie ist geistreich und drückt sich gut aus. Ihre Umgangsformen sind zuvorkommend zu denen, die sie für sich einnehmen will, und sehr locker mit Männern. Ihre Art zu denken und zu handeln schwankt stark zwischen Hochmut und Unterwürfigkeit. Ihre Liebesabenteuer hatten sie so in Verruf gebracht, dass ihr Besuch mir keinerlei Freude machte. Die Fürstin war während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin. Ich will mich mit ihrem Charakterporträt nicht weiter aufhalten. Sie wird im Laufe dieser Memoiren noch mehrfach wieder auftreten.

Ich komme auf die Marwitz zurück. Sie hatte mich um eine Verlängerung der Beurlaubung gebeten, die ich ihr gewährt hatte. Als sie jedoch meinen Briefen entnahm, dass wir nach Frankfurt fuhren, brach sie eiligst auf und kam in einem Moment, als ich es am wenigsten erwartete, zurück: an demselben Tag wie die Herzogin. Ihr erster Auftritt missfiel mir. Sie trat mit arroganter Miene bei mir ein und redete unablässig von dem großen Vermögen ihres Vaters, von der beifälligen Aufnahme, die sie in Berlin erfahren hatte, und den ihr erwiesenen Aufmerksamkeiten und schloss jeden Punkt mit Lamentieren über das Opfer ab, das sie mit ihrer Rückkehr zu mir gebracht habe. Ich bin empfindlich, wenn ich jemanden mag, das habe ich schon mehrfach gesagt. Vielleicht verlange ich zuviel von meinen Freunden, aber ich erwarte von ihnen dasselbe Zartgefühl, das ich mir zugutehalte. Davon war nichts in ihrem Auftreten zu spüren. Diese eitle Selbstdarstellung missfiel mir. Man kann die Dinge so oder so sagen. Man kann seine Freunde spüren lassen, was man für sie tut, um ihnen so zu beweisen, wie gewogen man ihnen ist. Das ist eine Möglichkeit, sich ihre Dankbarkeit zu verschaffen. Einen Dienst oder eine Wohltat jemandem zum Vorwurf zu machen, heißt, sie zu entwerten. Ich jedenfalls bin glücklich, wenn ich meinen Freunden einen Gefallen tun kann; selbst wenn sie ihr ganzes Leben lang in Unkenntnis darüber wären, dass sie in meiner Schuld stehen, wäre die Freude, ihnen nützlich gewesen zu sein, mir Lohn genug. Da ich noch nie die Gabe besessen habe, mich zu verstellen, bemerkte die Marwitz eine gewisse Kälte in meinen Antworten. Sie war so pikiert darüber, dass sie sich beim Markgrafen beschwerte. Er schnitt mich einige Tage lang. Weil ich unbedingt den Grund dafür erfahren wollte, bedrängte ich ihn so lange, bis er ihn mir mitteilte. „Sie sind herzlos“, sagte er zu mir, „Leute, die Sie lieben, zu malträtieren. Die Marwitz ist todunglücklich und glaubt, Sie kümmerten sich nicht mehr um sie; Sie hat sich bitter darüber bei mir beklagt.“ Ich war ebenso überrascht wie verärgert, dass sich das Mädchen an den Markgrafen gewandt hatte, um ihn in unsere kleinen Auseinandersetzungen hineinzuziehen. Doch weil ich merkte, dass er mir gegenüber voreingenommen war, ließ ich mir nichts anmerken und antwortete ihm, ich hätte mich nicht verändert. Auf diese Zusicherung hin suchte sie mich auf, machte mir etliche Beteuerungen, breitete jede Menge Gefühle aus und

überzeugte mich von neuem, dass ihre Fehler nur der Leichtsinn und die allzu große Vergnügungssucht waren. Es wurde also nochmals Frieden geschlossen.
Wir gedachten am 27. Januar nach Frankfurt zu reisen, als der für seine Memoiren und seine tollen Streiche berühmte Pöllnitz eintraf. Er informierte uns, dass die Österreicher nach Bayern einmarschiert seien und der König als Ablenkungsmanöver, und um damit seinen Alliierten zu Hilfe zu kommen, nach Böhmen. Die Herzogin, die teils auch nach Berlin fahren wollte, um sich mit dem König persönlich zu unterhalten, war wegen dieses Zwischenfalls in großer Verlegenheit und entschlossen, bis zur Rückkehr des Herrschers bei uns zu bleiben. Es bedurfte etlicher Intrigen, um sie uns vom Halse zu schaffen. Sie verließ uns am 28. Januar, um nach Berlin zu fahren und wir brachen am selben Tag auf.
Die schlechten Wege und das gestiegene Wasser zwangen uns, Tag und Nacht zu fahren. Wir erreichten am 30. Januar endlich die Stadttore von Frankfurt. Herr von Berghofer, den wir hatten benachrichtigen lassen, kam uns einige Schussweiten vor der Stadt entgegen. Er teilte uns mit, dass die Krönung auf den 12. Februar verschoben sei, dass alle Welt von unserer Ankunft wisse und dass es unmöglich sei, inkognito zu bleiben, wenn wir an diesem Abend in die Stadt kämen. Ich war todmüde und stark erkältet. Nach längerem Beratschlagen wurde beschlossen, kehrtzumachen und die Nacht in einem kleinen, nur eine Meile von Frankfurt entfernt liegenden Dorf zu verbringen.
Herr von Berghofer gesellte sich dort am nächsten Tag zu uns. Er hatte versucht, alle Leute eines Besseren zu belehren und es so arrangiert, dass wir uns am Abend heimlich, still und leise zu ihm begeben würden, um den Einzug des Kaisers zu sehen, der am Morgen des nächsten Tages stattfinden sollte. Ich hatte nur die beiden Marwitztöchter bei mir. Meine geliebte Oberhofmeisterin war in Bayreuth geblieben, weil sie nicht mehr in der Lage war, Strapazen auszuhalten. Um meine Garderobe war es ganz schlecht bestellt. Meine Damen und ich hatten jede alles in allem nur ein schwarzes Schleppkleid, auf das ich verfallen war, um das Gepäck zu vermindern. Der Marquis du Châtelet und der Graf von Schönburg hatten nur Uniformen mitgenommen und, um sich zu verkleiden, sich die Augenbrauen geschwärzt, was hervorragend zu ihren schwarzen Perücken passte, mit denen sie sich ausstaffiert hatten. Ich wäre vor Lachen fast erstickt, als ich sie so verschönert sah.
So schön hergerichtet stiegen wir bei Berghofer ab, der uns kaum erkannte. Ich hatte mein Kleid ausstopfen lassen, was mir ein stattliches Aussehen verlieh, und wir hatten alle Hauben auf, die uns das Gesicht verdeckten. Er fand uns so unkenntlich, dass er uns vorschlug, ins französische Theater zu gehen. Wir schlugen ein, wie man sich denken kann, und hockten uns in die zweiten Logen.
Der Einzug des Kaisers, den wir am nächsten Tag sahen, war höchst prächtig. Ich

will mich nicht damit aufhalten, ihn zu beschreiben. Am selben Abend hatte ich das Vergnügen, zum Maskenball zu gehen, wo ich mich sehr amüsierte, Maskierte zu foppen, da mich niemand kannte.
Die Furcht, am Ende doch noch entdeckt zu werden, zwang uns, am nächsten Tag in einem kleinen Sommerhaus zu übernachten, das einem Privatmann gehörte, und einige Tage zu bleiben. Es war dort unerträglich kalt und ich hatte dort für das bisschen Vergnügen, das ich genossen hatte, zu büßen mit dem Kummer, den mir die Marwitztöchter machten. Sie wurden Eine wie die Andere unerträglich anmaßend, wollten bedient werden und verlangten Ehrerbietungen, die nur mir zukamen. Die Ältere hatte ihre Schwester mit ihrem Hochmut angesteckt. Dafür stärkte die Jüngere den Hang der Anderen zum Spott und Lästern. Sie studierten die Schwächen und lächerlichen Seiten von allen und gefielen sich darin, über den ganzen Hof erbarmungslos herzuziehen, und verschonten die Leute noch nicht einmal, wenn sie selbst anwesend waren. Da sie sehr geistreich waren, amüsierten ihre Bemerkungen den Markgrafen. Er war den ganzen Tag in ihrem Zimmer und merkte nicht, dass er oft selbst Gegenstand ihres Gespötts war. Wenn ich da war, sprachen sie kein Wort mit mir und antworteten noch nicht einmal auf meine Fragen, sondern hockten sich in eine Ecke des Zimmers und lachten wie die Verrückten. Ich konnte dieses dämliche Verhalten nicht länger ertragen. Ich platzte schließlich heraus und sagte ihnen ganz deutlich, dass sie mir missfielen, versuchte aber gleichzeitig, sie im Guten zur Vernunft zu bringen. Die Jüngere schwieg, doch die Ältere schwang sich aufs hohe Ross und beschimpfte mich. Hätte ich mich doch, bei Gott, richtig mit ihr zerstritten, dann hätte ich mir viel Kummer erspart. Aus Furcht, es käme zum Eklat, wenn ich den Ton der Autorität anschlüge, und in der Hoffnung, sie zu bessern, ließ ich mir nichts anmerken.
Meine Rückkehr nach Frankfurt sorgte dafür, die traurigen Gedanken, die dieser Auftritt hervorgerufen hatte, zu zerstreuen und zu verbannen. Ich versäumte weder Theater noch Ball. Eines Abends, als ich bei einer Aufführung war, verschob sich meine Kopfhaube. Prinz Georg von Kassel, der zufällig in meine Richtung schaute, erkannte mich. Er sagte es dem Prinzen von Oranien, der in seiner Nähe war. Sofort schlüpften sie zu meiner Loge und traten ein, als ich es am wenigsten erwartete. Es war keine Ausflucht mehr möglich. Die beiden Prinzen wollten uns um keinen Preis verlassen. Sie nahmen mich mit in ihrer Karosse und baten den Markgrafen, ihnen zu erlauben, mit uns zu Abend zu speisen, was er ihnen nicht verwehren konnte. Von dem Tag an wichen sie nicht von unserer Seite. Der Prinz von Oranien ist so bekannt, dass es unnütz wäre, ein Porträt von ihm zu geben. Ich war entzückt über seinen Esprit und seine Gesprächskunst. Die Prinzessin von England, seine Gattin, war in Kassel. Er versprach mir, sie zu überreden, nach Frankfurt zu kommen, um dort Be-

kanntschaft mit mir zu schließen. Aber er konnte sein Versprechen nicht in die Tat umsetzen, weil er wegen der Kürze seines weiteren Aufenthaltes die Prinzessin nicht den Reisestrapazen aussetzen konnte.
Am folgenden Tag gingen wir zum Ball. Der Kurfürst von Köln, der wusste, was sich am Vortag im Theater zugetragen hatte, hatte uns beobachten lassen. Sobald ich erschien, forderte er mich mit den Worten zum Tanz auf, er kenne mich. Er unterhielt sich lange mit mir und stellte mir die Prinzessin Clementine, seine Nichte, zwei Prinzessinnen von Sulzbach und den Prinzen Theodor, seinen Bruder, vor. Sie holten anschließend den Markgrafen, dem sie alle erdenklichen Höflichkeiten erwiesen. Unser Inkognito war nicht mehr zu halten. Unsere Kleidung hinderte uns daran, standesgemäß aufzutreten, und nachdem wir lange beratschlagt hatten, schickten wir einen Eilboten nach Bayreuth, um das Notwendige holen zu lassen.
Ich wartete nur noch auf den Markgrafen, um in die Karosse zu steigen, als ich ihn mit einer Dame eintreten sah, die er mir als Madame de Belle-Isle, die Gattin des französischen Botschafters, vorstellte. Ich war ihr sorgfältig aus dem Weg gegangen, in der Ansicht, sie würde Ansprüche stellen, die ich nicht zu erfüllen gewillt war. Ich entschloss mich auf der Stelle, sie so zu empfangen, wie alle anderen Damen, die zu mir kommen. Der Besuch dauerte nicht lange. Das Gespräch drehte sich nur um Lobsprüche auf den König. Ich fand Madame de Belle-Isle ganz anders, als man sie mir vorgestellt hatte: Sie war weltgewandt, aber ihr Aussehen kam mir wie das eines Kammermädchens vor und ihre Umgangsformen erschienen dürftig.
Ich verbrachte zwei oder drei Tage in meinem Garten, wo uns der Prinz von Oranien treu Gesellschaft leistete, und kehrte erst am Vorabend der Krönung in die Stadt zurück. Ich werde mich nicht im Einzelnen darüber auslassen. Der arme Kaiser genoss nicht in vollem Maße die Freude, die ihm diese Zeremonie hätte bereiten sollen. Gicht und Nierensteine plagten ihn zu Tode und er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Er war in einer ganz schlimmen Lage. Die Geschichte um Linz hatte die Franzosen gezwungen, sich zurückzuziehen und den Österreichern freies Feld gelassen, nach Bayern einzudringen, wo sie das Land gnadenlos verwüsteten. Der König, mein Bruder, bestärkte mit seinem Einzug in Böhmen ein wenig seine Hoffnungen; weil er sich jedoch ohne Truppen und ohne Geld sah, war er aus politischen Gründen gezwungen, Rücksicht auf die Reichsfürsten zu nehmen, um von ihnen Beistand zu erhalten. Dieser Grund bewog ihn dazu, den Gesandten der Fürsten bei der Wahl besonders aufmerksam zu begegnen, und vor allem Herrn von Berghofer und Herrn von Montmartin, den Gesandten des Markgrafen. Diese beiden Herrn, die beide von bescheidener Herkunft waren, sahen sich von den Aufmerksamkeiten des Kaisers ihnen gegenüber sehr geschmeichelt. Der Marschall von Belle-Isle nahm sie endgültig vollkommen für die Partei dieses Herrschers ein, indem er sie mit Gold lockte,

das er vor ihren Augen glitzern ließ. Sie entwarfen den Plan eines Vertrages, den sie dem Markgrafen am Tag unserer Rückkehr nach Frankfurt präsentierten. Der Markgraf sprach mit mir darüber und versicherte mir, die Bedingungen seien so vorteilhaft für ihn, dass er nicht gezögert habe, ihn gutzuheißen. In der Tat wurde der Vertrag vor unserer Abreise geschlossen und sollte erst ratifiziert werden, nachdem der Markgraf die ersten Bedingungen erfüllt hätte. Berghofer bewahrte ihn so sorgfältig unter Verschluss, dass der Markgraf ihn mir nicht zu lesen geben konnte.
Ich kehre zu meinem Gegenstand zurück. Die oben erwähnte Angelegenheit zwang uns, noch einige Zeit in Frankfurt zu bleiben. Nachdem unsere Kleidung eingetroffen war, empfing ich alle Welt unter dem Namen einer Gräfin Reuß und unser Haus wurde nicht leer. Sogar Herr von Belle-Isle kam mehrmals. Ich weiß nicht, was Herrn von Berghofer dazu brachte, dem Markgrafen zu erklären, es schicke sich nicht für mich abzureisen, ohne die Kaiserin gesehen zu haben. Der Mann hatte Verstand und sich großen Einfluss auf den Markgrafen durch die für ihn geleisteten Dienste und die angeblichen Vorteile verschafft, die ihm der Vertrag einbringen würde. Der Markgraf gestattete ihm, mir dieses Treffen vorzuschlagen, überließ mir jedoch die Entscheidung zu tun, was ich für richtig hielte. Ich lehnte kategorisch ab. Die Etikette hindert Fürsten daran, einander zu besuchen. Als Königstochter durfte ich die Ehre meines Hauses nicht kompromittieren; und da es kein Vorbild dafür gab, dass eine Königstochter und eine Kaiserin aufeinandergetroffen wären, wusste ich nicht, welchen Rang ich beanspruchen sollte. Berghofer regte sich über mich auf und ließ es mir gegenüber sogar an Respekt fehlen. Er jammerte, dass ich den Markgrafen ruiniere, wenn ich die Kaiserin beleidige. Frauen taugten zu nichts anderem, als Scherereien zu machen, und ich hätte wesentlich besser daran getan, in Bayreuth zu bleiben, als nach Frankfurt zu kommen, die Staatsgeschäfte des Markgrafen zu stören und seine Pläne durch meinen Hochmut zu durchkreuzen. Sein Gejammer änderte an meinem Entschluss überhaupt nichts. Ich lachte nur darüber. Um ihn zu beruhigen, stellte ich ihm meine Bedingungen: Als erstes verlangte ich, vom Hofstaat der Kaiserin am Fuß der Treppe empfangen zu werden. Zweitens müsse sie mir bis außerhalb der Tür ihres Schlafzimmers entgegenkommen und drittens verlangte ich den Armsessel. Er versprach mir, darüber mit der Oberhofmeisterin der Herrscherin zu reden und alle Anstrengungen zu unternehmen, um mich zufriedenzustellen. Mit meinen Vorschlägen riskierte ich nichts; wenn ihnen nachgekommen würde, wahrte ich meinen Rang, und eine Weigerung würde mir als Vorwand dienen, diesem Besuch aus dem Weg zu gehen.
Unterdessen hatte ich Zeit, die Herren von Schwerin und Klinggräfe, die Gesandten des Königs zu Rate zu ziehen. Der Letztere hatte großen Einfluss am kaiserlichen Hof. Sie waren Einer wie der Andere der Meinung, ich könne den Armsessel nicht be-

anspruchen, sie würden jedoch darauf insistieren, damit ich ihn bekäme, oder sie würden eine andere Lösung finden, um das Zeremoniell zu regeln. Sie machten mir klar, dass der Markgraf, weil der König eng mit dem Haus Bayern verbunden sei, allen Grund habe, auf dieses Rücksicht zu nehmen, und diese Gründe ein solches Verhalten von meiner Seite rechtfertigten. Ich würde zur Kaiserin als Gräfin gehen, wie es das Inkognito besage, und von daher könne ich nicht alle Ehren verlangen, die mir als königliche Prinzessin von Preußen und Markgräfin von Brandenburg zustünden.

Wenn ich die Zeit gehabt hätte, an den König zu schreiben, hätte ich ihm die Entscheidung überlassen, aber selbst wenn ich einen Kurier geschickt hätte, hätte ich seine Antwort nicht rechtzeitig erhalten; ich musste mich also fügen. Den ganzen Tag über wurde über die Punkte diskutiert, die ich gefordert hatte. Die beiden ersten wurden zugestanden. Zum dritten Punkt war das Einzige, was erreicht werden konnte, dass die Kaiserin nur einen ganz kleinen Armsessel nehmen und mir einen großen Lehnstuhl geben würde.

Am Tag darauf besuchte ich die Herrscherin. Ich gestehe, an ihrer Stelle hätte ich nach allen möglichen Regeln der Etikette und des Zeremoniells gesucht, um mich an meinem Auftritt zu hindern. Die Kaiserin ist mehr als klein und hat solch einen Umfang, dass sie wie eine Kugel aussieht. Sie ist ein Ausbund an Hässlichkeit, ohne jede Haltung oder Anmut. Ihr Verstand entspricht ihrem Äußerem. Sie ist eine extreme Frömmlerin und verbringt Tag und Nacht in ihrem Betzimmer. Es sind die Alten und die Hässlichen, die gewöhnlich dem lieben Gott zufallen. Sie empfing mich so zitternd und mit so unsicherer Haltung, dass sie kein Wort herausbrachte. Wir setzten uns. Nach einiger Zeit des Schweigens begann ich die Unterhaltung auf Französisch. Sie antwortete mir in ihrem österreichischen Dialekt, sie verstehe diese Sprache nicht gut und bitte mich, auf Deutsch mit ihr zu reden. Die Unterredung dauerte nicht lange. Der österreichische und niedersächsische Dialekt sind so unterschiedlich, dass man, außer wenn man daran gewöhnt ist, einander überhaupt nicht versteht. Genau das passierte uns. Mit dem Unsinn, den wir redeten, hätten wir einen Dritten nur zum Lachen gebracht, verstanden wir doch nur hier und da ein Wort, aus dem wir den Rest errieten. Die Herrscherin war so sehr Sklavin ihrer Etikette, dass sie es für eine Majestätsbeleidigung gehalten hätte, wenn sie sich mit mir in einer Fremdsprache unterhalten hätte, denn sie konnte Französisch. Der Kaiser hätte bei diesem Besuch anwesend sein sollen; aber er war so stark erkrankt, dass man sogar um sein Leben fürchtete. Er verdiente ein besseres Los. Er war sanftmütig, menschlich, leutselig und hatte die Gabe, die Herzen für sich einzunehmen. Von ihm kann man sagen: Manch einer glänzt in der zweiten Reihe, der in vorderster Reihe untergeht. Sein Ehrgeiz war seinem Genie voraus. Er besaß Verstand, aber Verstand allein reicht nicht,

um ein großer Mann zu werden. Die Lage, in der er sich befand, war jenseits seines Horizonts und sein Unglück wollte es, dass es in seiner Umgebung niemanden gab, der die Begabungen, die ihm fehlten, ersetzen konnte.
Ich blieb noch einige Tage in Frankfurt, die ich mit nichts als Festen und Vergnügungen verbrachte. Ende März fand ich mich schließlich wieder in Bayreuth ein. Herr von Montolieu, der Oberhofmeister der Herzogin von Württemberg und Minister des Herzogs, begab sich kurz nach uns hierhin. Er übergab dem Markgrafen und mir Briefe des Königs, der Königin, meiner Mutter, und der Herzogin, die einen Heiratsantrag an meine Tochter mit dem jungen Herzog von Württemberg enthielten. Da diese Verbindung sehr vorteilhaft und noch dazu durch die Befürwortung des Königs und der Königin, die dafür verantwortlich waren, autorisiert war, willigten wir ein und verschoben die Festsetzung der Bedingungen auf die Rückkehr der Herzogin aus Berlin.
Unsere Rückkehr veranlasste den Kaiserlichen Hof, uns zu ersuchen, die ersten Bedingungen des Vertrags zu erfüllen. Herr von Berghofer hatte dieses Wunder an Politik an den Markgrafen geschickt, der es mir zu lesen gab. Der Inhalt war folgender: Der Markgraf verpflichtete sich, 1. ein Regiment von 800 Infanteristen auszuheben und es dem Kaiser zu unterstellen; 2. ihm im Fränkischen Kreis alle möglichen Dienste zu erweisen, soweit es von ihm abhing; 3. wenn die Umstände es erlaubten, den besagten Kreis möglichst dazu zu bringen, sich für ihn auszusprechen. Der Kaiser seinerseits gab dem Markgrafen das Kommando über das besagte Regiment, mit dem Recht auf Ernennung der Offiziere bis hin zu den Hauptleuten, 25 Gulden pro Mann, die Waffen und die Uniformen für die Aufstellung des Regiments inbegriffen; 4. überließ er ihm das *ius appellandum*; 5. trat er ihm die kleine Stadt Redwitz und ihr Territorium ab. Der letzte Punkt würde nur eintreten, falls der Kaiser sich Böhmens bemächtigte, zu dessen Königreich Redwitz gehörte; 6. versprach er ihm seine guten Dienste beim Fränkischen Kreis, um ihn zum Marschall und Kommandanten der Truppen des Kreises wählen zu lassen.
Der Markgraf war in Frankfurt sehr vergnügungssüchtig gewesen. Die Vergnügungen, die langen Nächte in Verbindung mit seinem großen Vertrauen zu Berghofer hatten ihn daran gehindert, die Konsequenzen dieses Vertrages reiflich zu überdenken. Beim zweiten Lesen betrachtete er ihn mit anderen Augen. Die Bedingungen kamen ihm nun ebenso absurd vor, wie sie ihm anfangs vorteilhaft erschienen waren. Die für die Aushebung des Regiments vorgesehenen Summen waren so bescheiden, dass ein Verlust offensichtlich war. Das *ius appellandum* ist für einen ungerechten Fürsten ein Vorteil; der gerechte Herrscher besitzt es von vornherein, weil er seinen Untertanen niemals Anlass gibt, sich an das Tribunal des Kaisers zu wenden. Das Kommando über den Fränkischen Kreis ist nichts als ein leerer Titel ohne andere Vor-

rechte als den Oberbefehl über die Truppen zu Kriegszeiten. Die Stadt Redwitz ist ein Nichts. Sie war ein ungewisses Geschenk und der Vorteil ebensowenig greifbar wie der der anderen oben erwähnten Punkte. Diese und noch weitere Gründe bewogen den Markgrafen, den Vertrag aufzuheben.
In dieser Sache erhielt ich mehrere bitterböse Briefe des Königs, meines Bruders. Er beklagte sich bei mir in aller Schärfe, dass man diese Verhandlung ohne sein Wissen begonnen habe. Ich ließ die ersten Briefe verschwinden und gab zu diesem Punkt keinerlei Antwort. Er schrieb mir schließlich, ich müsse in seinem Auftrag mit dem Markgrafen darüber reden und ihm klarmachen, es komme ihm nicht zu, Verträge abzuschließen, ohne ihn als Oberhaupt des Hauses konsultiert zu haben. Der Markgraf war außer sich. Er diktierte mir eine in äußerst scharfen Worten abgefasste Antwort. Von dem Moment an war der Krieg erklärt. Ich erhielt vom König nur noch sehr harsche Briefe und erfuhr sogar, dass er über mich in höchst beleidigender Manier sprach und mich öffentlich lächerlich machte. Diese Vorgehensweise traf mich tief. Ich ließ mir indessen meinen Ärger nicht anmerken und verhielt mich ihm gegenüber wie früher.
Zu dieser Zeit traf die Herzogin von Württemberg ein. In Berlin war die Abmachung zur Heirat unserer beiden Kinder getroffen worden. Man war übereingekommen, dass sie nur stattfinden solle, wenn die beiden Betroffenen ihr zustimmten, sobald sie das mündige Alter erreicht hätten. Dieses Ehebündnis verpflichtete mich gegen meinen Willen dazu, mit dieser Fürstin in Verbindung zu treten. Ich sage gegen meinen Willen, weil diese Frau so verschrien war, dass man von ihr nur als einer Laïs sprach.[72] Die Herzogin hat in ihrer Ausdrucksweise und ihrem Denken einen Hang zur Belanglosigkeit, der eine Zeit lang amüsant ist, auf die Dauer aber langweilt. Sie zeigt fast immer eine überschäumende Fröhlichkeit. Da ihr hauptsächliches Ziel darauf gerichtet ist zu gefallen, dienen all ihre Bemühungen nur diesem Zweck. Schäkern, Kindereien, Augenzwinkern, kurz, all das, was sich Koketterie nennt, wird eingesetzt, um diese Wirkung zu erzielen. Die beiden Marwitztöchter setzten sich in den Kopf, dass die Manieren dieser Fürstin typisch französisch seien und man sich nach ihrem Vorbild richten müsse, wenn man als vornehm gelten wolle. Die Ältere, die von da an einen großen Einfluss auf den Markgrafen zu gewinnen begann, brachte ihn dazu, dem Hof eine andere Gestalt zu geben. Sie war immer an der Seite der Herzogin und folgte blindlings ihren Ansichten. Innerhalb von zwei Wochen war alles umgekrempelt: Man legte es darauf an, sich zu schlagen, sich Servietten an den Kopf zu werfen, zu rennen wie wildgewordene Pferde und sich zum Gesang bestimmter, sehr zweideutiger Lieder zu küssen. Diese Manieren waren so weit von denen französischer Damen entfernt, dass ein Franzose wohl, wenn er zu jener Zeit zu uns gekommen wäre, geglaubt hätte, in eine Gesellschaft von Opernsängerinnen

oder Schauspielerinnen geraten zu sein. Ich tat mein Möglichstes, um diesem Treiben beizukommen, aber all meine Anstrengungen waren umsonst. Die Hofmeisterin schimpfte, wütete, fluchte über ihre Nichten, die zur Antwort ihr nur den Rücken kehrten. Wie glücklich war ich da noch! Ich ging den Marwitztöchtern immer noch auf den Leim und ahnte nicht einmal etwas von ihren Intrigen. Da der Markgraf immer noch gleich aufmerksam zu mir war, schlief ich seelenruhig, während man meinen Untergang plante.

Die Abreise der Herzogin ließ mich hoffen, die Dinge wieder in die frühere Ordnung zu bringen, doch ich merkte schnell, dass das Übel Wurzeln gefasst hatte. Die Marwitz hatte, wie ich später herausbekam, da schon ihren Plan gefasst. Das Mädchen hatte maßlosen Ehrgeiz. Um dieser Leidenschaft zu frönen, galt es unbedingt, den Markgrafen ins Vergnügungsleben zu stürzen - eine Schwäche, der er allzu sehr zuneigte -, um ihn von der Beschäftigung mit seinen Staatsangelegenheiten abzubringen. Es galt weiterhin, mich zu täuschen, indem ich über die wichtigsten Angelegenheiten informiert und durch das Vertrauen, das der Markgraf mir zeigen sollte, eingelullt würde. Indessen behielt sie sich die Verteilung der Posten und Karrieren und besonders der Finanzen vor. Die Gerüchte, die in Berlin über sie in Umlauf gewesen waren, hatten ihr zu ernsthaftem Nachdenken über ihre Position und ihre Macht gegeben, die sie seither über den Markgrafen hatte. Die Begierde, ihr großes Talent glänzen zu lassen, überwog jedes weitere Bedenken. Sie hatte bemerkt, dass er eine Schwäche für sie hatte. Sie profitierte davon, um ihn nach ihrer Lust und Laune zu beherrschen. Sie dachte, wenn sie sich mein Vertrauen erhielte und alle Gelegenheiten vermied, die mich misstrauisch machen könnten, könnte sie es schaffen, mich zu blenden und am Ende so mächtig zu werden, dass ich, falls ich ihre Machenschaften bemerkte, nicht mehr in der Lage wäre, ihnen Einhalt zu gebieten. In der Tat führten sie und der Markgraf sich so zurückhaltend auf, dass ich nicht das Geringste von ihrem geheimen Einverständnis bemerkte.

Ende Juni fuhren wir nach Stuttgart, wohin uns die Herzogin von Württemberg eingeladen hatte. Ich will über diesen Hof nicht ausführlich schreiben. Ich fand ihn höchst langweilig, zeremoniell und steif.

Anmerkungen

[1] Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau (1676 – 1747), seit dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701 – 1714) preußischer Heerführer, ist unter dem Namen „Der Alte Dessauer“ berühmt geworden.

[2] Friedrich Wilhelm von Grumbkow (1678 – 1739), der einflussreiche Vertraute des Königs wird 1737 Generalfeldmarschall.

[3] Ilse Anna von Kamecke (1694 – 1749) ist die Frau und seit 1717 Witwe von Paul Anton von Kamecke.

[4] Sophia Charlotte von Kielmansegg (um 1675 – 1725), eine Favoritin Georgs I., wurde vom König im Jahre 1722 der Titel einer Gräfin Darlington verliehen.

[5] Diese immer ohne Vornamen genannte Tochter des Historikers und Romanciers Gregorio Leti (1630 – 1701) war von 1712 – 1721 Erzieherin Wilhelmines.

[6] Wilhelmine zieht den Plan ihres Vaters, sie mit Friedrich Wilhelm von Schwedt zu verheiraten, bewusst ins Groteske, indem sie ihn um vier Jahre ins Jahr 1715 vorverlegt.

[7] Von der Hugenottin Mme de Roucoulles, die schon Erzieherin Friedrich-Wilhelms war, sind keine näheren Lebensdaten bekannt.

[8] Der Hugenotte Maturin Veyssière de La Croze (1661 – 1739) war Lehrer Friedrichs und Wilhelmines.

[9] Ernst Konrad Holtzendorff (1688 – 1751) war seit 1716 Leibarzt des Königs.

[10] Anspielung auf Andreas Gryphius’ (1616 - 1664) Lustspiel *Horribilicribrifax (*1663).

[11] Katharina I. (1684 – 1727) war Tochter eines Bauern und stammte aus Livland. Geliebte Peters I. wurde sie 1703, seine Gattin 1712, Zarin nach seinem Tod 1725.

[12] Albrecht Konrad Graf Finck von Finckenstein (1660 – 1735), der Oberhofmeister Friedrichs, wird 1733 zum Feldmarschall ernannt.

[13] Jacques Égide Duhan de Jandun (1685 - 1746) war Lehrer Friedrichs II.

[14] Rudolf Wilhelm Eversmann (1685 – 1745) war geheimer Kammerdiener des Königs.

[15] Über die immer nur Meermann genannte Kammerfrau Wilhelmines hat man keine weiteren Informationen.

[16] Dorothea Henriette Luise von Wittenhorst-Sonsfeld (1681 – 1746) war langjährige Hofmeisterin Wilhelmines.

[17] Grumbkow nahm an der Schlacht von Malplaquet (1709), der blutigsten Schlacht des spanischen Erbfolgekriegs, auf Seiten der Reichstruppen gegen Frankreich teil.

[18] August Hermann Francke (1663 – 1727), der Wegbereiter des Pietismus, ist besonders durch die nach ihm benannten 1698 gegründeten Stiftungen bekannt geworden.

[19] Kurfürst August von Sachsen (1670 – 1733), mit dem Beinamen August der Starke, wurde 1697 König von Polen.

[20] Mit der Bezeichnung Pylades, des Freundes des Orest im griechischen Mythos, wird die enge Freundschaft Grumbkows zu Seckendorff unterstrichen.

[21] Gemeint ist Johann Adolf II. von Sachsen-Weißenfels (1685 - 1746).

[22] Bei den genannten Virtuosen handelt es sich um: Sylvius Leopold Weiß (1686 – 1750), Pierre Gabriel Buffardin (1690 – 1739) und Johann Joachim Quantz (1697 – 1773).

[23] Der Schotte James Keith (1696 - 1758) wird von Friedrich II. im Jahre 1747 zum Generalfeldmarschall ernannt.

[24] Der preußische Hofmaler Antoine Pesne (1683 – 1757) hat u. a. auch Wilhelmine porträtiert.

[25] Paul Scarrons (1610 – 1660) *Roman comique* (1651 / 1657) war eine der Lieblingslektüren Friedrichs und Wilhelmines. Besonders despektierlich wirkt die Identifikation des Königs mit Ragotin, der im Roman als zwergenhafter Wüterich die peinlichsten Abenteuer zu bestehen hat (s. Abb. S. 351 – 352).

[26] Der enge Freund und Vertraute Friedrichs II., Hans Hermann von Katte (1704 – 1730), wurde als Helfer und Mitwisser bei der Flucht des Kronprinzen wegen Hochverrat hingerichtet.

[28] Jean Charles Chevalier Folard (1669 – 1752) ist insbesondere als Verfasser militärischer Werke bekannt geworden.

[29] Susanna Magdalena Gräfin Finck von Finckenstein (1676 – 1752) war Oberhofmeisterin der Mutter Wilhelmines.

[30] Reichsgraf Friedrich Heinrich Seckendorff (1673 – 1763) war seit 1726 Gesandter des Kaisers in Preußen.

[31] Diese Wehklage Davids stammt aus 2. Samuel 19.1.

[32] Friedrich Karl Freiherr Voit von Salzburg (1698 – 1740) war bis 1735 in Bayreuth Minister und wurde danach Oberhofmeister von Wilhelmines Tochter Friederike.

[33] Voltaires Tragödie *Alzire* stammt aus dem Jahre 1736. Mit diesen hoffnungsvollen Worten des Protagonisten an den spanischen Offizier D. Alonze schließt der 4. Akt des Stücks.

[34] Wilhelmine spielt hier auf 1. Mose 19. 25 an.

[35] Die Töchter des preußischen Generals Heinrich Karl von der Marwitz (1680 – 1744) hießen Albertine (1718 – ?), Karoline (1720 – 1763) und Wilhelmine (1717 – ?), die Geliebte des Markgrafen Friedrich und spätere Gräfin Burghauß.

[36] Der *Télémaque* (1699) des Bischofs François de Fénelon (1651 – 1715) war der erfolgreichste Roman dieser Zeit. Nicolas Amelot de La Houssaye (1634 – 1706) hat sich u. a. als Tacitus-Übersetzer einen Namen gemacht.

[37] Die Verwandlung des Aktäon, des berühmten antiken Jägers, in einen Hirsch beschreibt Ovid in den *Metamorphosen* (3, 138 – 252).

[38] Sophie Wilhelmine von Bayreuth (1714 – 1749) heiratet den Erbprinzen Carl Edzard von Ostfriesland (1716 – 1745) im Jahre 1734.

[39] Karl VI. (1685 – 1740) und seine Gattin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel (1691 – 1750) hatten folgende Nachkommen: den schon als Säugling 1716 gestorbenen Leopold Johann und die drei Töchter Maria Theresia (1717 – 1780), Maria Anna (1718 – 1744) und Maria Amalia (1724 – 1730).

[40] Mit dem Herzog von Gotha ist wohl Friedrich III. von Sachsen-Gotha-Altenburg (1699 – 1772) gemeint, der seinem am 23. März verstorbenen Vater nachfolgt.

[41] In Wirklichkeit wird Wilhelmine am 30. August 1732 von ihrer Tochter Friederike entbunden.

[42] Messalina (ca. 25 – 48 n. Chr.), die dritte Gattin des Kaisers Claudius, war wegen ihrer zahllosen Liebesaffären berüchtigt. Nach ihrer Hinrichtung verfiel sie der *damnatio memoriae*.

[43] Gemeint ist Wilhelmine Amalie (1673 – 1742), die Gemahlin Kaiser Josephs I. (1678 – 1711).

[44] Agnès spielt in Molières *École des femmes* (1662) die Rolle der unschuldig-naiven Ziehtochter des Frauenhassers Arnolphe, der sich in sie verliebt.

[45] Angespielt wird auf die Syphilis, die sogenannte Franzosenkrankheit.

[46] Die sogenannte Weiße Frau war eine sagenhafte Gespenstererscheinung, die in verschiedenen Adelsschlössern ihr Unwesen trieb. Ausgangspunkt der Sage war die Plassenburg in Kulmbach.

[47] Anspielung auf eine gleichlautende Fabel La Fontaines (II 2).

[48] Wilhelmines Schwägerin, die Prinzessin Charlotte(1713 – 1747), heiratet den Herzog Ernst August I. von Weimar (1688 – 1748) im Jahre 1734.

[49] Gelehrter Rabbi, der nach Johannes 3.2 Jesus in der Nacht besucht.

[50] In der Schlacht von Parma am 29.6.1734 war Claudius Florimund Graf von Mercy (1666 – 1734) Heerführer der kaiserlichen Armee, der dort wie auch der Prinz von Kulmbach getötet wurde.

[51] Aus einem Brief Friedrichs an seine Schwester Wilhelmine vom 11.11.1734 geht hervor, dass die Hochzeit am 10.11. in Abwesenheit des Königs stattgefunden hat.

[52] Der 1705 vom Markgrafen Georg Wilhelm gestiftete höchst angesehene Rote Adlerorden hatte die Devise „Sincere et constanter".

[53] Philipp Andreas Reichsgraf von Ellrodt (1707 – 1767) war der einflussreichste Minister des Markgrafen Friedrich.

[54] Karl Ludwig Wilhelm Freiherr von Pöllnitz (1692 – 1775), der lange Zeit am Hof Friedrichs II. lebte, ist vor allem durch seine 1734 erschienenen Memoiren und seine Skandalchronik *La Saxe galante* (1734) bekannt geworden.

[55] Friedrich Karl Reichsfreiherr von Schönborn-Buchheim (1674 - 1746) war, bevor er 1729 Fürstbischof von Würzburg und Bamberg wurde, Reichsvizekanzler in Wien.

[56] „Eure Liebden": so auch im französischen Original.

[57] Nach der im 17./18. Jahrhundert heftig umstrittenen Auffassung von René Descartes (1596 – 1650) besitzen Tiere keine Seele und handeln rein mechanisch.

[58] Maria Theresia (1717 – 1780) heiratet am 12.2.1736 Franz I. Stephan von Lothringen, der im Wiener Präliminarfrieden von 1735 das Herzogtum Lothringen an Stanislaus Leszczynski abtreten musste und zum Ausgleich Großherzog der Toskana wurde.

[59] Dieses bekannte Motiv aus der römischen Frühgeschichte hat Wilhelm Ernst Wunder (1713 – 1787) gemalt (s. Abb.).

[60] Es handelt sich um ein Gemälde von Stefano Torelli (1712 – 1784) aus dem Jahre 1740, welches das Audienzzimmer der Markgräfin in der Eremitage schmückt (s. Abb.).

[61] Den Alexanderzyklus hat Charles Le Brun (1619 – 1690I im Auftrag Ludwigs XIV. gestaltet

[62] Das Deckengemälde im markgräflichen Vorzimmer, das den Tadel des Aristoteles an der Verschwendungssucht Alexanders darstellt, stammt von Wunder (s. Abb.).

[63] Auch das Gemälde, das den Empfang des Themistokles durch Artaxerxes zeigt, stammt von Wunder und ist im Audienzzimmer des Markgrafen zu sehen (s. Abb.).

[64] Das Deckengemälde, das den Mut und Standhaftigkeit symbolisierenden Mucius Scaevola vor Porsenna darstellte, existiert nicht mehr.

[65] Auch das Deckengemälde, auf dem Leonidas als Verteidiger der Thermopylen zu sehen war, ist nicht mehr erhalten.

[66] Pyrrhon von Elis (360 – 270 v. Chr.) war der Begründer einer nach ihm benannten philosophischen Schule, die erkenntnistheoretische Skepsis vertrat.

[67] Wilhelmine holte den berühmten Venezianer Sänger Giacomo Zaghini im Jahre 1738 nach Bayreuth, wo er bis 1748 blieb.

[68] Marie Jeanne Gräfin Dubarry (1743 –1793), die Geliebte Ludwigs XV., stammte aus kleinen Verhältnissen und genoss – nicht ganz zurecht – einen denkbar schlechten Ruf.

[69] Der aus einer Hugenottenfamilie stammende Daniel de Superville (1696 – 1773) wächst in den Niederlanden auf, wo er auch Medizin studiert. Von Friedrich Wilhelm I. nach Preußen geholt, wird er 1722 Professor für Anatomie und Chirurgie in Stettin. Auf Bitten der Markgräfin kommt er 1739 nach Bayreuth und wird dort ihr Leibarzt, bevor er 1742 die Stelle des ersten Kurators der Universität Erlangen erhält. Er hat wahrscheinlich Wilhelmine bei der Redaktion ihrer Memoiren geholfen.

[70] Francesco Algarotti (1712 – 1764), einer der wichtigsten Schriftsteller der italienischen Aufklärung, gehört seit der Thronbesteigung Friedrichs zu dessen Kreis von Vertrauten.

[71] Charles Etienne Jordan (1700 – 1745) gehörte ebenfalls zum engsten Kreis um Friedrich II.

[72] Laïs ist eine sprichwörtlich gewordene Hetäre der griechischen Antike.

Nachwort

Memoiren werfen seit jeher ein persönlich geprägtes, notwendig einseitiges, oftmals parteiliches Licht auf den Geschichtsverlauf. Insofern zählen sie zwar zum historiographischen Genre, verzichten jedoch auf dessen Anspruch auf objektiv-distanzierte, zumindest unparteiliche Darstellung. Zugleich wollen sie eine eigene Wahrheit verkünden, die zumal im Zeitalter des Absolutismus sonst hinter den verschlossenen Kabinettstüren der Herrscher verborgen bliebe, verborgen vor den neugierigen Augen außenstehender Historiker oder verschwiegen von den offiziellen Geschichtsschreibern der Höfe. Andererseits hungert das adlig-höfische Publikum geradezu nach Informationen über das geheimnisvolle Leben hinter diesen Kabinettstüren, über die Entscheidungen, die dort getroffen werden, vor allem aber über die, welche diese Entscheidungen treffen, über ihre Motive zum Handeln, ihre Charaktere, ihre Leidenschaften. Und in erster Linie zielt die Neugier dieses Publikums auf die geheimsten Beweggründe der Herrschenden, wittert überall Intrigen, Ambitionen, Rivalitäten, Skandale hinter der glänzenden Fassade höfischen Lebens. Umso besser also, wenn die Herrscher selbst oder jedenfalls Eingeweihte aus ihrem engsten Umkreis zur Feder greifen, um ihre Sicht der Dinge zu schildern. Und genau dies geschieht seit dem 17. Jahrhundert in Frankreich in immer stärkerem Maße. Die Gattung der Memoiren nimmt dort einen solchen Aufschwung, dass sich am Ende der klassischen Epoche auf reißenden Absatz spekulierende Romanciers sich ihrer bemächtigen, um die Stimmen auch kleinerer Akteure der Geschichte hörbar werden zu lassen. Bekanntestes Beispiel sind hier die Memoiren, die Courtilz de Sandras unter dem Namen D'Artagnan im Jahre 1700 veröffentlicht und aus denen Alexandre Dumas dann knapp 250 Jahre später *Die drei Musketiere* geschaffen hat.
Natürlich kennt Wilhelmine diese ganze französische Memoirenliteratur, echte wie auch Pseudo-Memoiren, die in ihrer Bibliothek kunterbunt durcheinander standen, unterschied man damals doch noch nicht systematisch zwischen beiden Formen. Und so fließt denn auch allerlei Romanhaftes in ihre eigenen Memoiren - nicht nur die zahllosen Anekdoten, die schon seit der Antike fester Bestandteil historischer Werke sind. Hinzu kommt eine Form der lockeren Komposition, die häufig eher der Assoziation als der Chronologie folgt, aber immer - wie oft im damaligen Roman - unter der Kontrolle einer erzählenden Stimme steht, die schaltet und waltet, wie sie will. Das bringt sie ganz in die Nähe jenes Paul Scarron (1610-1660), dessen Hauptfiguren aus dem *Roman comique* sie gemeinsam mit ihrem Bruder im jugendlich-übermütigen Spiel so herrlich ausbeutet, um sich über einige Hauptakteure des preußischen Hofes - König inklusive - lustig zu machen. Bis in die Wortwahl hinein gerät ihr die Nähe zum Roman, wenn sie oft von Abenteuern spricht, die sie zu erzählen gedenkt, und dann maliziös geheime Liebesaffären aus ihrer Umgebung und Verwandtschaft ausplaudert. Und vergessen wir schließlich und endlich nicht ihre

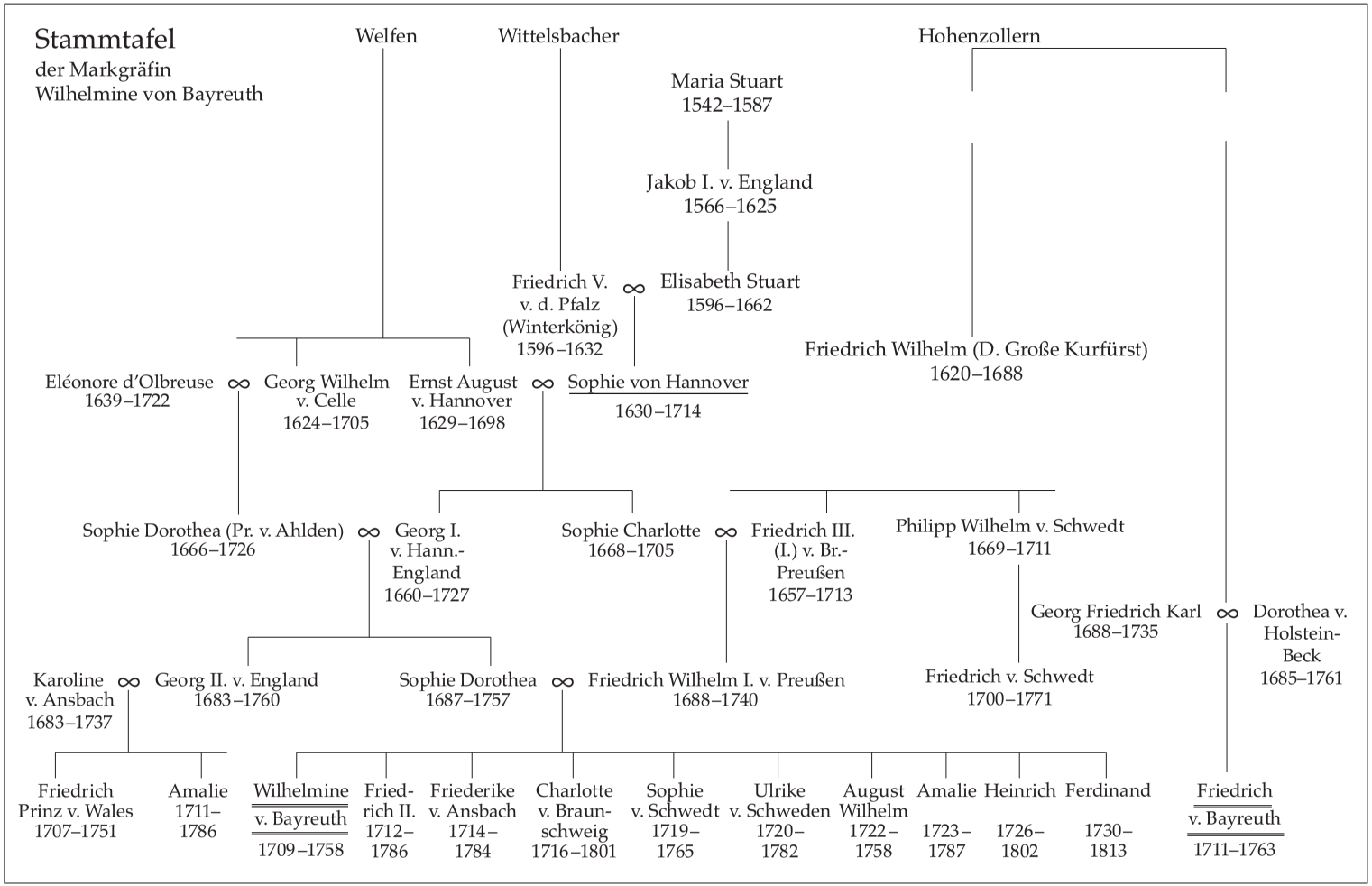
Bildersprache, wenn sie - ganz wie auch der Roman jener Zeit - von den Schauplätzen des Geschehens, ihren Inszenierungen, ihren Akteuren redet.
Zugleich freilich zeugt diese überreiche Theatermetaphorik von einer Auffassung höfischen Lebens, wonach dieses insgesamt einer Inszenierung gleicht. Kaum überspitzt formuliert heißt dies für alle, die am Hof agieren, auch und gerade für die Herrschenden: Leben heißt, eine Rolle zu spielen. Und dieses früh erlernte Rollenspiel beherrscht Wilhelmine in höchster Perfektion. Verstellung, auch Simulation waren an den absolutistischen Höfen überlebenswichtig, wo alle Akteure im höfischen Konkurrenzkampf auf persönliche Gunst der Herrschenden angewiesen, ihnen auf Gedeih und Verderben ausgeliefert waren. Als im Wortsinne überlebenswichtig schildert Wilhelmine ihre geschauspielerten Unpässlichkeiten und Krankheiten als Selbstschutz vor dem - auch gewalttätigen - Zugriff ihrer Eltern, und das von Kindesbeinen an. Umgekehrt gilt es, das Schauspielern der Anderen, ihre Machenschaften, ihre Intrigen zu durchschauen. Auch das versteht Wilhelmine meisterhaft, hat sie doch auch hierin von Kind auf einen reichen Schatz an Erfahrungen sammeln können. Und ebenso meisterhaft versteht sie es, diese Anderen mit spitzer Feder zu entlarven und vor den Augen der Nachwelt als moralische Monster bloßzustellen. Derart können wir eine ganze Galerie von Charakterporträts abstoßender Gestalten durchwandern, angefangen von der ersten Erzieherin Leti, der Vertrauten der Königin Rammen, dem Minister Grumbkow bis hin zum markgräflichen Schwager aus Ansbach, zur Freundin und Rivalin Wilhelmine von Marwitz und zum verhassten Schwiegervater, der uns als ungebildeter, inkompetenter, frömmelnder, hinterlistiger, versoffener Provinzfürst geschildert wird.
Damit Rivalitäten und Eifersüchteleien am Hof nicht in offenen Streit ausarten, zählen Selbstbeherrschung und Affektkontrolle zu den wichtigsten Fähigkeiten, die Wilhelmine bei sich selbst herausstellt - und bei Anderen oft vermisst. Dementsprechend schonungslos karikiert sie den Ansbacher Schwager, der den Bayreuther Erbprinzen zunächst grob provoziert und in der folgenden Auseinandersetzung schmachvoll den Kürzeren zieht und klein beigeben muss.
Nicht nur bei solchen Streitigkeiten zeigt sich, welche überragende Rolle in der höfischen Gesellschaft Ehre, Ansehen, Würde spielen, in denen der Rang einer Person zur Geltung kommt. Von daher ist auch die Bedeutung von Etikette und Zeremoniell zu verstehen, die den Umgang von Standespersonen und zumal von Herrschern miteinander penibel regeln. Wir haben es also durchaus nicht mit einer besonderen Marotte Wilhelmines zu tun, wenn wir in ihren Memoiren auf Schritt und Tritt ihrem Pochen auf den ihrem Rang geschuldeten Vorrechten und Ehrerbietungen begegnen. Dies mag aus heutiger Sicht bisweilen absurde, ja geradezu lächerliche Dimensionen annehmen, war aber für Wilhelmine einerseits selbstverständlich, andererseits le-

bensnotwendig. Selbstverständlich, weil dem Standesbewusstsein einer preußischen Prinzessin gemäß, die von Geburt und kindlicher Erziehung an zu Höherem berufen war, lebensnotwendig, weil sie als Schwiegertochter und Gattin eines Markgrafen den Rang als Königstochter immer wieder behaupten musste, um dieses Selbstverständnis zu wahren. Als sie zum ersten Mal in Bayreuth eintrifft, als sie den Fürstbischof von Bamberg besucht, selbst als sie inkognito zur Kaiserkrönung nach Frankfurt reist, immer achtet Wilhelmine peinlichst darauf, dass ihr die ihrem Rang entsprechende Ehre erwiesen wird. Ist man im Zweifel, wem welche Ehre gebührt, geht man sich aus dem Weg oder bemüht die mit dem Zeremoniell betrauten Hofbeamten, um die Rangprobleme aus dem Weg zu räumen. Doch nicht nur ein solches Standesbewusstsein und die damit verbundenen Konflikte lassen uns Wilhelmines Welt und ihren Blick darauf fremd vorkommen. Grundsätzlich sind die Beziehungen der Menschen ihrer Welt weniger von individuellen Gefühlen als von sozial geprägtem Verhalten bestimmt. So ist es nicht die erste Sorge ihrer Eltern, sich um das private Eheglück ihrer Tochter zu kümmern, sondern sie möglichst standesgemäß unterzubringen, genauso, wie Wilhelmine selbst mit ihrer eigenen Tochter Friederike verfahren wird, die sie kurz nach ihrer Geburt für lange Monate in Bayreuth zurücklässt, um sich nach ihrer Rückkehr darüber zu wundern, wie sehr sich das Kind doch zwischenzeitlich verändert hat ... Sind schon die Beziehungen zwischen Herrschern und ihren Kindern eher distanziert, so sind es die zwischen den Herrschern und ihren Untertanen natürlich umso mehr. So weit weg ist Wilhelmines höfische Welt von derjenigen der restlichen Bevölkerung der Markgrafenschaft, dass diese in den Memoiren praktisch nicht vorkommt. Und wenn die Untertanen einmal in Erscheinung treten, dann als Jubelspalier am Straßenrand, wenn sich das Markgrafenpaar festlich-theatralisch beim feierlichen Einzug in die Stadt Erlangen in Szene setzt.
Keinen Platz in Wilhelmines Welt hat auch die Natur. Und wenn ihr ein kleines Plätzchen eingeräumt wird, dann wirkt sie unwirtlich wie der Wald des Spessarts oder bedrohlich wie die Sturzbäche des Fichtelgebirges bei Hochwasser. Natur war eben noch nicht romantisch, ebensowenig wie das eher beschwerliche Reisen auf holprigen Wegen in wenig komfortablen Kutschen mit fatalen Neigungen zum Umkippen, wie die Markgräfin ebenso eindrücklich wie erheiternd zu erzählen versteht.

Was aber ist an Wilhelmine modern und zukunftsweisend? Zunächst einmal bestimmte Einstellungen zu Traditionen und Bindungen. Das gilt besonders für ihre Einstellung zur Religion, die von aufgeklärter Skepsis gegenüber abergläubischen Ängsten und Ablehnung von Frömmelei, Irrationalismus und Fanatismus geprägt ist, aber andererseits den radikalen religionsfeindlichen Positionen ihres Bruders

nicht folgt. Weniger deutlich als in der Korrespondenz mit Friedrich manifestieren sich in den Memoiren ihre Belesenheit und Kenntnisse in der Aufklärungsphilosophie, vor allem mit Blick auf Christian Wolff (1679-1754), über den sich die beiden Geschwister intensiv brieflich austauschen. Das Modernste an Wilhelmine jedoch ist der Schreibakt selbst. Zwar sind bis zu dem Zeitpunkt, da die Markgräfin das Wort ergreift, schon etliche Memoiren auf dem Buchmarkt, in denen Frauen die Hauptrolle spielen, doch von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, haben ihnen Männer die Feder geliehen, oder es waren mehr oder weniger professionelle Autorinnen, die Protagonistinnen der Geschichte zu Worte kommen ließen. Dass aber eine solche Protagonistin der Geschichte ihr eigenes Leben schriftlich für die Nachwelt niederlegt, das ist selbst dann höchst außergewöhnlich, wenn sie jede Publikationsabsicht leugnet. Wie ernst auch immer dieses Leugnen zu nehmen ist, Tatsache bleibt, dass sie entgegen ihrer einmal geäußerten Absicht das Manuskript eben nicht dem Gott des Feuers Vulcanus geopfert, sondern diesen Text nach allen Regeln der Memoirenkunst so gestaltet hat, als wäre er zur Veröffentlichung bestimmt.

Und was hat Wilhelmine überhaupt dazu veranlasst, ihre Memoiren zu schreiben? Traditionell sind Rückzug aus dem öffentlichen Leben, Krisen und Wendepunkte des Lebens Anlässe, dies zu tun. Wir wissen nicht genau, wann die Markgräfin mit ihren Memoiren begonnen hat; sicher ist nur, dass sie im Jahr 1744 noch daran schreibt und dass der letzte, nur noch ganz kurz erwähnte Gegenstand ihrer Erinnerungen der Besuch des Hofs von Württemberg Ende Juli 1742 ist. Nach dem Tod ihres Vaters Ende Mai 1740 war Wilhelmine in eine doppelte Krise geraten: Die Beziehungen zu ihrem Bruder hatten sich nach dessen Thronbesteigung und dem schon bald darauf folgenden Einmarsch in Schlesien merklich abgekühlt. In der geopolitischen Klemme zwischen den Großmächten Preußen und Österreich musste das kleine Bayreuth lavieren und Wilhelmine konnte sich nicht vorbehaltlos zur Politik ihres Bruders bekennen. Zu diesem Zwiespalt kam ein zeitweiliges Zerwürfnis mit ihrem Gatten hinzu, der ausgerechnet ihre Vertraute Wilhelmine von Marwitz zu seiner Geliebten gemacht hatte. Erst im Jahre 1744 konnte die Markgräfin ihre ehrgeizige, gefährliche Rivalin durch ihre Verheiratung mit dem Grafen Burghauß loswerden und damit auch mit dem Schreiben an ihren Memoiren aufhören, nachdem wenigstens diese Krise überwunden war. Es sollte hingegen noch einige Jahre dauern, bis die Beziehungen zu ihrem Bruder wieder in die Bahnen vertrauter Herzlichkeit zurückkehrten.


Stammtafel
der Markgräfin
Wilhelmine von Bayreuth
Welfen
Wittelsbacher
Hohenzollern
Maria Stuart
1542–1587
Jakob I. v. England
1566–1625
Friedrich V.
v. d. Pfalz
(Winterkönig)
1596–1632
∞
Elisabeth Stuart
1596–1662
Friedrich Wilhelm (D. Große Kurfürst)
1620–1688
Eléonore d'Olbreuse
1639–1722
∞
Georg Wilhelm
v. Celle
1624–1705
Ernst August
v. Hannover
1629–1698
∞
Sophie von Hannover
1630–1714
Sophie Dorothea (Pr. v. Ahlden)
1666–1726
∞
Georg I.
v. Hann.-
England
1660–1727
Sophie Charlotte
1668–1705
∞
Friedrich III.
(I.) v. Br.-
Preußen
1657–1713
Philipp Wilhelm v. Schwedt
1669–1711
Georg Friedrich Karl
1688–1735
∞
Dorothea v.
Holstein-
Beck
1685–1761
Karoline
v. Ansbach
1683–1737
∞
Georg II. v. England
1683–1760
Sophie Dorothea
1687–1757
∞
Friedrich Wilhelm I. v. Preußen
1688–1740
Friedrich v. Schwedt
1700–1771
Friedrich
Prinz v. Wales
1707–1751
Amalie
1711–
1786
Wilhelmine
v. Bayreuth
1709–1758
Fried-
rich II.
1712–
1786
Friederike
v. Ansbach
1714–
1784
Charlotte
v. Braun-
schweig
1716–1801
Sophie
v. Schwedt
1719–
1765
Ulrike
v. Schweden
1720–
1782
August
Wilhelm
1722–
1758
Amalie
1723–
1787
Heinrich
1726–
1802
Ferdinand
1730–
1813
Friedrich
v. Bayreuth
1711–1763

Bildnachweis

Seite 33:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth, Musikzimmer

Seite 34:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth, Audienzzimmer

Seite 35:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth

Seite 36:
Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Staatsgalerie im Neuen Schloss Bayreuth
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth, Preußisches Familienzimmer

Seite 37:
Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Staatsgalerie im Neuen Schloss Bayreuth
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth, Preußisches Familienzimmer

Seite 38:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth, Wilhelmine-Museum

Seite 225:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth, Sammlung Rummel

Seite 226:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth

Seite 227:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth

Seite 228:
Sammlung P. Rothenbücher, Schloss Birken, Bayreuth

Seite 229:
Sammlung P. Rothenbücher, Schloss Birken, Bayreuth

Seite 230:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Neues Schloss, Bayreuth, Wilhelmine-Museum

Seite 231:
Historisches Museum Bayreuth

Seite 232:
Historisches Museum Bayreuth

Seite 345:
Historisches Museum Bayreuth, Leihgabe des „Historischen Vereins“

Seite 346:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Bayreuth, Eremitage, Altes Schloss, Audienzzimmer der Markgräfin

Seite 347:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Bayreuth, Eremitage, Altes Schloss, Deckengemälde

Seite 348:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Bayreuth, Eremitage, Altes Schloss, Vorzimmer, Deckengemälde

Seite 349:
Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen,
Bayreuth, Eremitage, Altes Schloss, Deckengemälde

Seite 350:
Berlin, Staatsbibliothek zu Berlin,
Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung

Bildnachweis

Seite 351:
Stiftung Preußische Schlösser und Gärten
Berlin-Brandenburg

Seite 352:
Stiftung Preußische Schlösser und Gärten
Berlin-Brandenburg